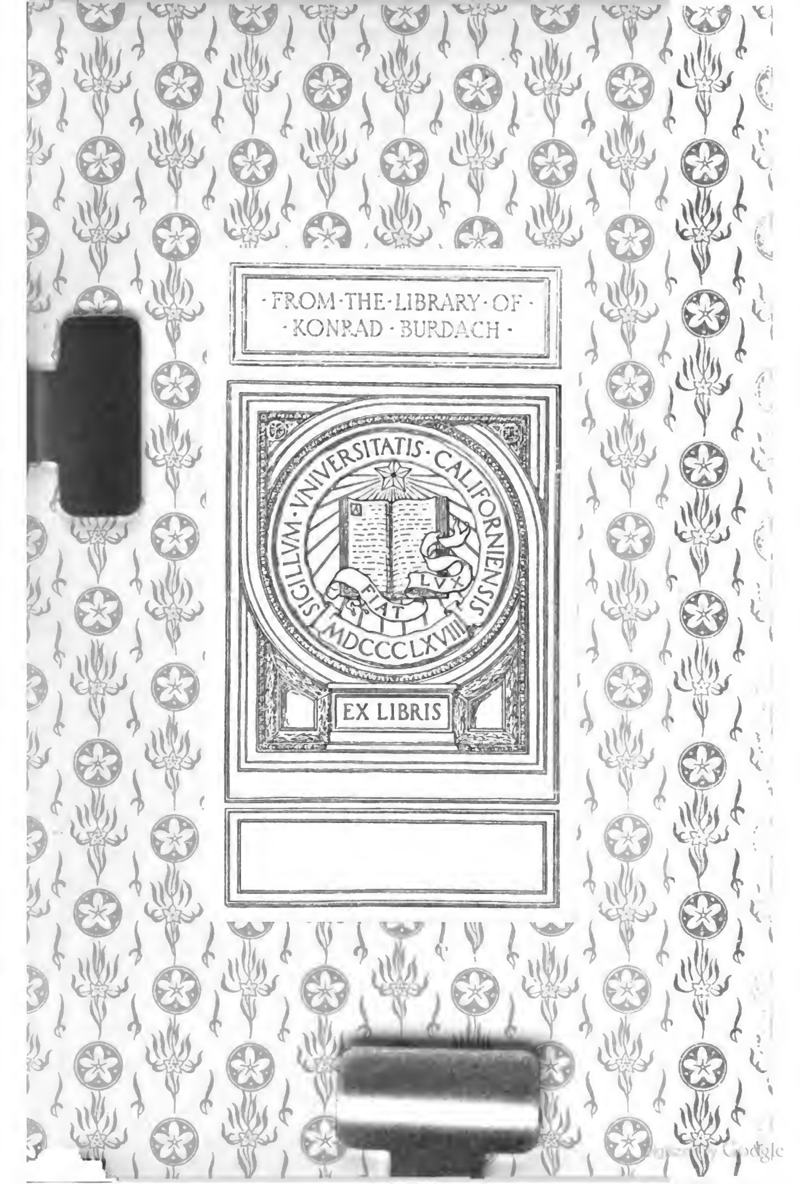
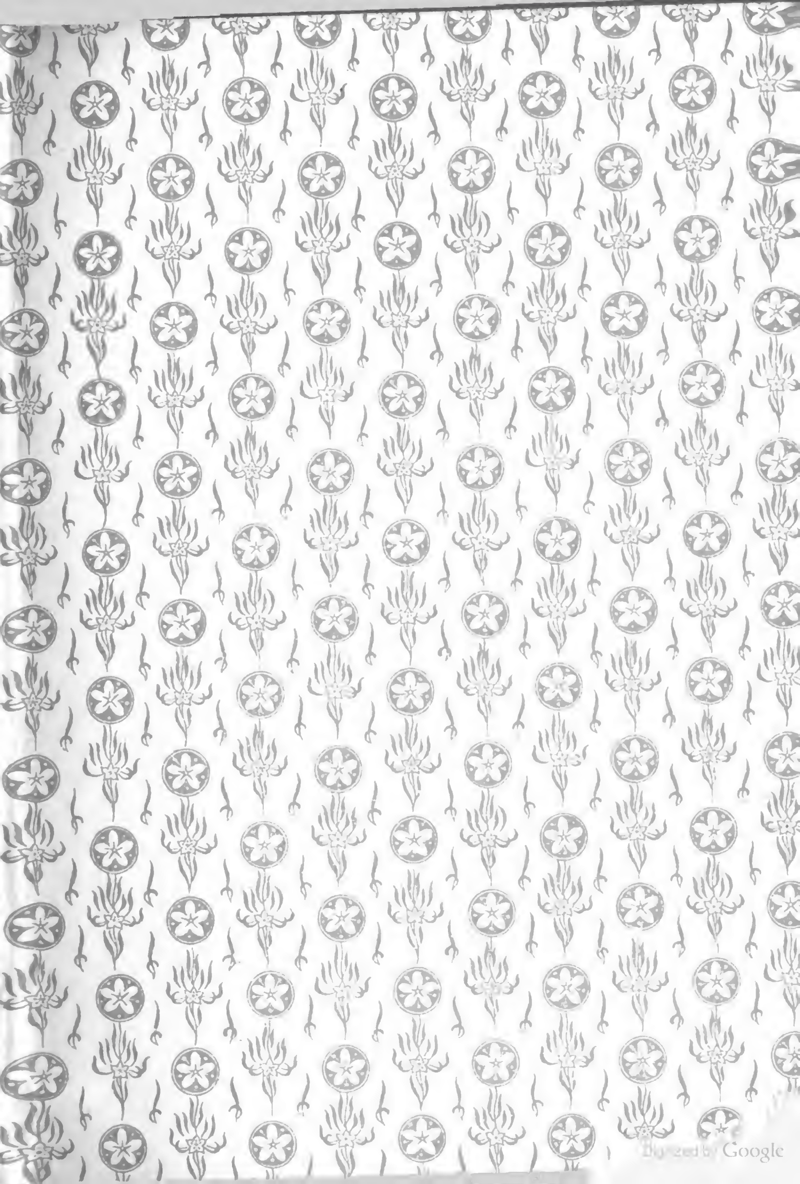


Bunte Bilder aus dem Sachsenlande

Sächsischer Pestalozzi-verein



· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Hammer, phot.

Königliche Villa zu Dresden, Vorstadt Strehlen.



Für Jugend und Volk.

Herausgegeben

vom

Sächsischen Pestalozzi-Vereine.

Mit zahlreichen Abbildungen.

(Der Ertrag ist zur Versorgung alternder, hilfsbedürftiger, verwaister Töchter vaterländischer Lehrer bestimmt.)

III. Band.

Leipzig.
In Kommission bei Julius Klinkhardt.
1900.

An den Leser.

Das vorliegende Werk „Bunte Bilder aus dem Sachsenlande“ verfolgt einen doppelten Zweck.

Zunächst ist es dazu bestimmt, Großen und Kleinen, Alten und Jungen Kunde zu bringen von Land und Leuten, Kunde vom Leben und Treiben, Singen und Sagen der Bewohner der verschiedenen Gegenden unseres engeren Vaterlandes. Mit der genaueren Kenntnis der Heimat aber soll es ein lebhaftes Interesse für die Entwickelung derselben und für ihre Eigenartigkeiten und Schönheiten vermitteln und so eine Heimatsliebe erwecken und pflegen, die, wenn sie sich frei hält von Engherzigkeit und Überschätzung, die schönste Eigenschaft eines Staatsbürgers und die beste Grundlage des wahren gesunden Patriotismus ist, der unserm deutschen Volke so not thut.

Daneben will das Buch aber auch darauf hinwirken, daß das Band der Liebe, welches das Herrscherhaus seit mehr denn 800 Jahren mit Land und Volk verknüpft, ein immer innigeres und festeres werde. An den verschiedensten Stellen nimmt es daher Bezug auf die Geschichte des erlauchten Hauses Wettin und auf den Einfluß, den die Herrscher desselben auf das Gedeihen und Blühen des Sachsenlandes und auf das Wohl des Sachsenvolkes ausgeübt haben.

Die zahlreichen Artikel sind in der Hauptsache geographischer und geschichtlicher Natur; und da man ein Volk in seiner Eigenart nicht zum geringsten auch aus Sitte, Sang und Sage kennen lernt, so ist auch diese Seite des Volkslebens nicht unberücksichtigt geblieben.

Die Beiträge für das Buch sind geliefert worden von den Lehrern und Freunden der Jugend aus den verschiedensten Landesteilen. Einige dieser Beiträge erscheinen im Gewande der Wissenschaftlichkeit und sind die Frucht eingehender Quellenstudien und fachmännischer Einsicht, andere sind in Form und Inhalt mehr der Auffassungskraft des schlichten Mannes angepaßt; einige sind mehr belehrend, andere mehr unterhaltend, noch andere sind

reichlich mit Humor gewürzt. Sie sind also in ihrer Art ziemlich verschieden, aber in dem einen sind sie völlig gleich: alle sind hervorgegangen aus der Liebe zum Vaterlande.

Das Buch führt den Haupttitel „Bunte Bilder". Damit soll die bereits angedeutete Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit der einzelnen Artikel bezeichnet werden. Wie an dem leiblichen Auge des Wanderers die verschiedensten Naturbilder, so sollen die mannigfaltigen „Bilder" des Buches am geistigen Auge des Lesers vorüberziehen und Verstand und Herz desselben gleichzeitig anregen. Und was durch das Wort nicht geschieht, das sollen die vielen hübschen Illustrationen thun, die dem Texte beigegeben sind.

Das Buch will kein Lehrbuch im eigentlichen Sinne des Wortes sein; gleichwohl wird es aber neben der Unterhaltung auch zur Belehrung und zur Belebung des Unterrichtes in Schule und Haus mit Erfolg benutzt werden können. Möge es daher seinen Einzug halten in die verschiedensten Kreise und auch in die Schul- und Volksbibliotheken; möge es aber vor allem ein gerngesehener Gast in der Familie werden und überall dem Zwecke dienen, zu dem es geschrieben ward, nämlich Liebe pflanzen und Liebe pflegen bei Jungen und Alten zu Fürst, Volk und Vaterland!

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis.

A. Verzeichnis der Artikel.

Seite
Mein Heimatland. Gedicht. Otto Thörner 1
Der Zwinger in Dresden. (Mit 7 Abbildungen.) Th. Schäfer 4
Kaiser Josef II. in Dresden 14
Aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen. Gedicht. M. Schramm-Macdonald 16
Der Firmpate von der Landstraße. Nach einer im Dresdner Anzeiger mitgeteilten Erzählung von Robert von Hagen 18
Gebet eines Greises. Gedicht. König Johann von Sachsen. 24
Wie sich ein Wettiner zu helfen wußte. Gedicht. M. Schramm-Macdonald . . 25
Kleine Züge aus unserm Fürstenhause. Th. Schäfer 27
Die Arznei von Annaburg. H. Brückmann 28
Johann Georg Ehrlich, Dresdens Wohlthäter. (Mit 4 Abbildungen.) Dr. Neubert 46
Johann Schneider, der Meister im Orgelspiel. (Mit 1 Abbildung.) Aug. Leßke . . 53
Die Falknerei am Dresdner Hofe. (Mit 7 Abbildungen.) Robert Berge 66
Der Adelstanz zu Dresden 1400 und seine Folgen. (Mit 2 Abbildungen.) E. Stötzer 77
Die Dresdner Heide. (Mit 7 Abbildungen.) Th. Schäfer 81
Eine Boselfahrt. (Mit 4 Abbildungen.) Dr. G. Altenkirch 95
Gottlieb Traugott Bienert. (Mit 3 Abbildungen.) P. Schulze 101
Weißwurmfang an der Oberelbe. (Mit 2 Abbildungen.) Th. Schäfer 113
Der Jungfernfelsen auf dem Pfaffensteine. (Mit 1 Abbildung.) M. Schramm-Macdonald 115
Aus der hinteren sächsischen Schweiz. (Mit 9 Abbildungen.) Th. Schäfer. . . . 119
Gottfried Silbermann, der Meister im Orgelbau. Aug. Leßke 135
Die Sage vom Mühlzwerg. P. Schulze. (Aus: „Das Haus Aulhorn") 150
Die Goldene Pforte am Dome zu Freiberg. (Mit 2 Abbildungen). Rich. Porzig . 153
Kloster Altenzella bei Nossen. (Mit 4 Abbildungen.) R. Herrmann 158
Vogelleben in Moritzburgs Wäldern. Arthur Hammer 166
Der Rentamtmann Karl Preusker. (Mit 1 Abbildung.) H. E. Stötzner 175
Blicke in die Lausitzer Volkssprache. Dr. Curt Müller 181
Die wendische Faust-Sage. Dr. Georg Pilk 191
Streifzug durch die sächsische Oberlausitz. (Mit 5 Abbildungen.) Th. Stoppel. . . 201
Die Erd- und Steinindustrie in Wurzens Umgebung. (Mit 4 Abbildungen.) Emil Börner 225

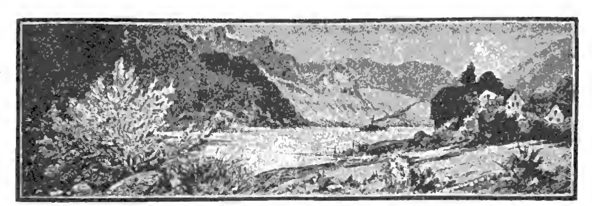
Seite
Wiprecht von Groitzsch. (Mit 1 Abbildung.) T. Weinecke 225
Zölsdorf, eine Lutherstätte in Sachsen. T. Weinecke 234
Eine Feuersbrunst im alten Rochlitz. Dr. Paul Zinck 237
Salzburgische Emigranten in Rochlitz. Dr. Paul Zinck 242
Johann Mathesius, der Bergprediger von Joachimsthal. (Mit 1 Abbildung.) Paul Dr. Zinck 244
Frankenberg im Zschopauthale. (Mit 4 Abildungen.) F. H. Richter 253
Blätter aus dem Tagebuche eines Chemnitzer Bürgers aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Hermann Lungwitz 262
Das Gefecht bei Thum, des dreißigjährigen Krieges letzter Kampf in Sachsen. A. Kunze 269
Zwönitz. (Mit 1 Abbildung.) Rob. Peuckert 273
Aue und Schwarzenberg. (Mit 4 Abbildungen.) W. Hamann, M. Kaubisch, Th. Schäfer 277
Er sieht ne Wald fern Baame net. (Erzgebirgische Mundart. Aus „Glückauf!") . . 285
Eibenstock und seine Umgebung. (Mit 5 Abbildungen.) Richard Porzig 286
's Weihnachtsfast in d'r Haamet. Robert Müller 295
Wiesnthol in Schnee. Gedicht. Robert Müller 300
Der Kuhberg bei Netzschkau. Otto Thörner 300
Holks Ende. Vogtländische Scenen aus den drei Augustmonaten 1632—1634. Dr. Max Zschommler 305
Der Perlensucher. Vaterländische Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Heinrich Stiehler 317
Fürst Putjatin. Ein Sonderling und Menschenfreund. Hermann Hennig 336
Aus der Vorzeit unserer Heimat. (Mit 1 Figurentafel Nr. 1/29.) O. Ebert . . . 341
Die Vegetationsformationen im Königreich Sachsen. (Mit 16 Abbildungen.) Dr. Arno Naumann 351
Der geologische Bau Sachsens. (Mit 1 Tafel.) H. Ludwig 372

B. Verzeichnis der Abbildungen.

Die Königliche Villa zu Strehlen (Titelbild).
Saalbau der Nordwestseite des Zwingers 5
Bogenschlußstein mit Kopf 7
Portal der Südseite 8
Der Winter in einer Seitennische des Südportals 9
Pavillon der Westseite 11
Karyatidengruppe 12
Eine einzelne Karyatide 13
Johann Georg Ehrlich. Bildnis 47
Die alte (1898 abgebrochene) Ehrlichsche Gestiftskirche 49
Die alte Ehrlichsche Gestiftsschule 50
Die neue Ehrlichsche Gestiftsschule 51
Geburtshaus J. Schneiders zu Alt- (jetzt Neu-) gersdorf 55
Falkenjagd. (1. Bild.) 67
Falkonier mit Büchse und Hund 68
Gerfalke auf der Faust 69
Sakerfalke 71
Falkenjagd. (2. Bild.) 72
Falkenschule 73

Seite
Falkenjagd. (3. Bild.) 75
Der Adelstanz zu Dresden 77
Die alte Burg Dohna im Jahre 1402 79
Karte der Dresdner Heide 83
Blick auf Königswald 85
Ein Seitengründel des Prießnitzthales 87
Die Prießnitzfälle 89
Die Hofewiese 91
Dreikantner 92
Das Fischhaus 93
Dresden, von der Elbe am Ostragehege aus gesehen 96
Dorfgasse von Sörnewitz 97
Die Bosel 98
Boselabhang mit Blick nach Südosten 99
Traugott Bienert 103
Die Bienertsche Mühle in Eschdorf 105
Die Hofmühle in Plauen bei Dresden 109
Die Eintagsfliege und ihre Entwicklungsstufen 113
Weißwurmfang an der Oberelbe 114
Die Barberine am Pfaffenstein 117
Die Buschmühle im Kirnitzschthal 121
Die Bootstation an der oberen Schleuse 123
Partie an der oberen Schleuse 124
Partie aus dem Kirnitzschthale 126
Das Zeughaus im großen Zschand 128
Der Teichstein beim Zeughause 129
Die große Höhle in der Weberschlüchte 131
Der Goldstein beim Zeughause 133
Schmilka 134
Die Goldene Pforte 155
Ein Teil der Goldenen Pforte 157
Drei alleinstehende Giebel von Klostergebäuden Altenzellas 159
Großes romanisches Klosterthor an der Westseite 162
Die vier ältesten Grabsteine aus der Fürstengruft zu Altenzella mit den lebensgroßen Figuren 163
Abteiruine 165
Karl Preusker 177
Gletscherschliff bei Demitz 206
Ansicht von Bautzen 207
Turm auf dem Czorneboh 208
Hochkirch, die Blutgasse 212
Niethener Schanze 214
Erzeugnisse der Thonwarenfabrik Altenbach 218
Terrakotten der Thonwarenfabrik Altenbach 219
Ein Schotterwerk 221
Steinbruch im Gebiete des Plattengranits 223
Wiprechts von Groitzsch Grabdenkmal in der Stadtkirche zu Pegau 233
Johann Mathesius 247
Schloß und Spinnerei Sachsenburg bei Frankenberg i. S. 254
Siegesdenkmal im Friedensparke zu Frankenberg 255
Schloß Lichtenwalde bei Frankenberg 258
Der Harrasfelsen mit dem Körnerkreuz 259
Zwönitz 275
Aue im Erzgebirge 277

Seite
Ratssiegel von Aue 280
Partie am Floßgraben 281
Das Rechenhaus 283
Schwarzenberg 284
Eibenstock 287
Der Bühl 291
Wildenthal 292
Carlsfeld 293
Der große Kranichsee 294
Altes Schulhaus in Kleinzschachwitz, erbaut vom Fürsten Putjatin 339
Waffen, Schmuck und Gerätschaften aus der Vorzeit unserer Heimat 346
Vegetationsformen im Königreich Sachsen:
Vegetationsbild aus der Dresdner Heide 352
Heideflächen bei Radeburg 353
Mengwald im Helfenberger Grunde 354
Gebüschwald im Helfenberger Grunde 356
Unterholz im Fichtenmengwald bei Gottleuba 357
Buchenhochwald bei Zweibach im Erzgebirge 358
Fichtenwald bei Zweibach im Erzgebirge 360
Quellflur im oberen Fichtenwalde 362
Straußenfarne an der oberen Schleuse 363
Iris sibirica-Wiesen bei Bienhof 364
Borstgras-Matten und Bergheide am Keilberge 365
Geröllflora der Bosel bei Meißen 366
Krummholz-Moor bei Gottesgab 367
Krummholz und Karpathen-Birke 368
Heideteich bei Moritzburg 369
Teich-Uferflora bei Zschorna 370
Kristalline Schiefer, Thonschiefer und Grauwacken nach der Gebirgsauffattelung 374



Mein Heimatland.



Komm mit zum Wandern! Hinter Schloß und Mauer
Erschließt sich dir der Heimat Zauber nicht;
Das Leben ist wie Armut und wie Trauer
In dumpfer Luft und Stubendämmerlicht.
Komm mit zur Ausfahrt! Aus dem Wetterschauer,
Aus Sonnenglut ein ander Leben spricht,
Wenn du im Walde gehst, auf Bergespfaden,
Nicht, wie daheim, mühselig und beladen.

Und dieses Land, bei Gott, es ist vor allen
An Segen reich und an gar seltner Pracht!
Zwar kennt es nicht der Meeresfluten Wallen
Und nicht die Wunder einer Tropennacht;
Nicht Scharen birgt es süßer Nachtigallen,
Saphire nicht in seiner Berge Schacht, —
Und dennoch komm, und laß dich gern geleiten
Zu deiner Heimat tausend Herrlichkeiten!

Da liegt das Thal! Sieh, wie ein Sonnenschimmer
Mit echtem Gold den ärmsten Giebel säumt!
So küßt der Frieden diese Hütten immer;
Und frag nur drinnen, wie's auf Stroh sich träumt,
Derweilen draußen bei der Sterne Flimmer
Der klare Bach durch stille Fluren schäumt!
Es müssen Engel gehn mit vollen Händen
Und Sachsens Thälern Glück und Ruhe spenden!

Und nun der Wald! Die Fichtenstämme ragen
Wie Kirchensäulen nach dem Himmel hin,
Wie Harfen wird es leise angeschlagen,
In hohen Kronen, und mit Träumersinn
Siehst Elfen du sich aus dem Dunkel wagen,
Um ihre zarte, blonde Königin
Zur Sommernacht den luftgen Reigen schlingen
Und unaussprechlich schöne Lieder singen.

Und dringst du tiefer, beugst die Brombeerlode
Weit auseinander, deren Dorn nicht schlimm,
Wird dir vielleicht ein Märchengruß entboten:
Rotkäppchen plaudert dort mit Isegrimm;
Waldweibchen huschen in den Heideboden;
Das Knusperhäuschen lockt dich: Komm und nimm!
Und ganz umgarnt, ein hochromantisch Bildnis,
Dornröschen schläft in roter Rosenwildnis.

So wandern wir und kommen in die Berge,
Zu Felsenschluchten, wo der Erde Blut
Aus Quellen rinnt, und wo das Volk der Zwerge
Auf Veilchenmoos und Tausendgülden ruht.
Ein Tannenstamm ist Brücke uns und Ferge.
In Höhlen glimmt versunkner Schätze Glut,
Und wo du stehst, tropft Fichtenharz hernieder
Und singt der Wind die alten Sachsenlieder.

Vom Gipfel wir jetzt unser Land erblicken
In Sonnenwahrheit und in breiter Pracht.
Wie Riesen ragen mit granitnem Rücken
Die Höhen auf als wie zu treuer Wacht.
Herauf die Glocken weiche Grüße schicken.
Hier siehst du erst, wie schön es Gott gemacht,
Dies kleine Reich mit seinem Halmenmeere,
Mit seinen Wäldern, seinem Hügelheere. —

Doch jetzt hinab! Die Sonnenrosen winken,
Der wilde Wein verbrämt das Gartenthor;
In unsern Dörfern muß es blühn und blinken!
Nun trifft der Lärm der großen Stadt dein Ohr;

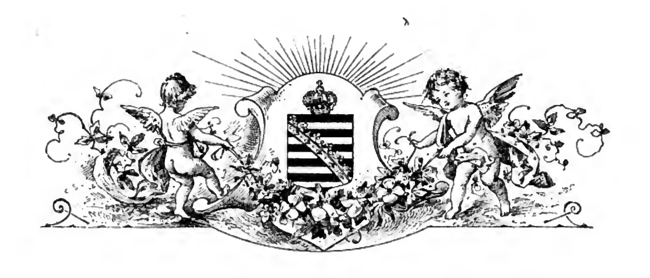
Die schlanken Türme glühn im Sonnensinken;
Du weidest dich an reicher Villen Flor,
Und schwarz Gebäu und Prunkpaläste sagen,
Daß Arbeit und daß Kunst die Banner tragen.

Aus Brussaseide trägt man hier Gewänder,
Und stolz zum Corso jagt das Viergespann;
Hier scheint das Leben erst ein Gabenspender;
An allen Enden lacht dich Reichtum an.
Der Berge Söhne und den Niederländer,
Aus Ost und West triffst du hier Weib und Mann —
Und könntest lassen deine Wanderliebe,
Wenn sie dich nicht aufs neue weiter triebe!

Ich bin gewandert über Felsenzinnen,
Die Raine hin, durch Föhrenbruch und Hang;
Ich sah die Nebelfrauen heimlich spinnen,
Am Abend lauscht' ich frohem Dorfgesang.
Und du, mein Freund, willst du nur recht beginnen
Und recht vollenden deines Lebens Gang:
Komm mit hinaus im Glanz des Morgenbrandes,
Die Pracht zu schauen deines Vaterlandes.

Otto Thörner.





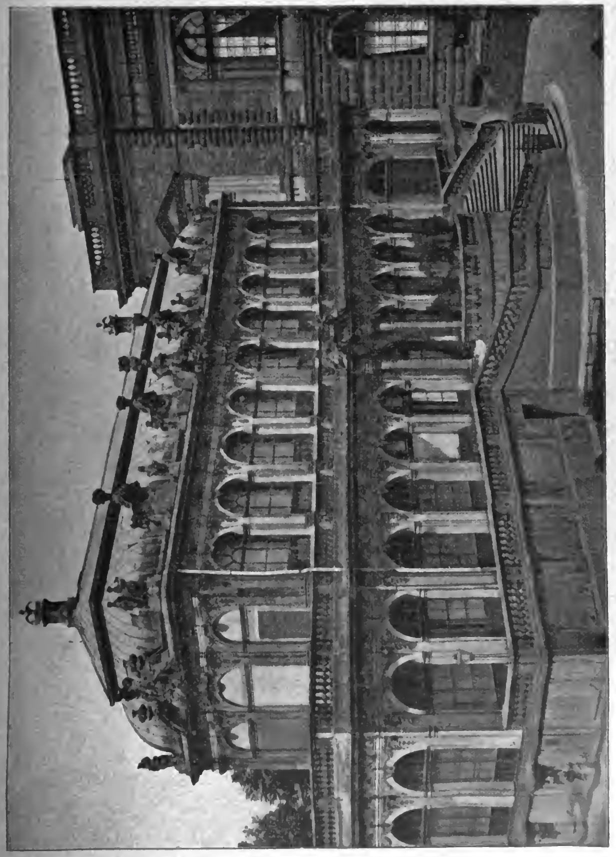
Der Zwinger in Dresden.

„Elbflorenz“ ist Dresden von dem Dichter Herder genannt worden, und es führt seither diesen Namen mit unbestrittenem Rechte. Die Ähnlichkeit, welche zwischen der sächsischen Residenz und der prächtigen Arnostadt besteht, ist in der Lage beider zu finden; bieten doch hier wie dort die Ufergelände des Stromes entzückend schöne Bilder. Dann aber fordert auch der Reichtum an Kunstschätzen, welchen beide Städte in ihren Mauern einschließen, zu einem Vergleiche auf. Florenz wie Dresden verdanken Ruhm und Glanz ihren kunstsinnigen Fürsten. Ohne einen August den Starken würde heute die sächsische Hauptstadt kaum mehr Anziehungskraft auf den Fremden ausüben als die Residenzen der meisten übrigen Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands. Bei dem Regierungsantritte des genannten Herrschers (im Jahre 1694) zählte Dresden kaum 30000 Einwohner und besaß fast durchweg noch hölzerne Häuser. Steinern und mit Prachtpalästen geziert, hinterließ er die Stadt seinem Sohne.

Unter allen von ihm geschaffenen Bauten nimmt der sogenannte „Zwinger“ den ersten Rang ein, und doch ist dieses merkwürdige Kunstdenkmal gar kein fertiges Werk, sondern nur gewissermaßen die Eintrittshalle, der Vorhof für ein Schloß, das sich der König in noch weit großartigerer Pracht geträumt hatte.

Der Plan für den Zwingerbau wurde von August dem Starken im Jahre 1709 gefaßt, als die Kunde von der Schlacht bei Pultawa eintraf und von der Niederlage Karls XII., seines Hauptgegners, der die polnischen und sächsischen Truppen wiederholt geschlagen und ihn zum Verzicht auf den polnischen Königsthron gezwungen hatte. Am 8. August des genannten Jahres erklärt der „Kurfürst von Sachsen und König in Polen,“ daß er sich an die Bedingungen des Altranstädter Friedens nicht mehr für gebunden erachte, und zwei Tage später, am 10. August, giebt er den Befehl zum Ausbau des an der westlichen Seite des Residenzschlosses gelegenen Zwingergartens. Ehe aber noch die Ausführung begonnen wurde, trat ein Ereignis ein, welches das Machtbewußtsein Augusts bedeutend erhöhte. 1711 starb

nämlich der Kaiser Josef I., und der sächsische Kurfürst wurde nun in allen deutschen Ländern, welche dem „sächsischen Rechte“ folgten, mit der Reichsver-



Saalbau der Nordwestseite des Zwingers.

weserschaft betraut. Vielleicht trug er sich in dieser Zeit sogar mit der Hoffnung auf die Erlangung der deutschen Kaiserkrone.

Genug, die äußere Machtstellung sollte ihren Ausdruck finden in dem bildnerischen Schmucke des Zwingerbaues, und gleichzeitig entstand der Plan zu einem neuen, großartigen Schloßbau, der, wenn er zur Ausführung gelangt wäre, sicher die Prachtpaläste eines Ludwig XIV. in Schatten gestellt haben würde. Der Zwinger erscheint nach diesem Entwurfe als „Vorhof" der königlichen Residenz. Mit dem Baue desselben wurde 1711 der Anfang gemacht.

So viele fremde Künstler August der Starke auch aus Italien und Frankreich an seinen glanzvollen Hof gezogen hatte — den rechten Mann für die Ausführung seiner Baupläne fand er in einem Dresdner Meister, Matthäus Daniel Pöppelmann (geboren zu Dresden 1662, gestorben daselbst 1736). Dieser verstand es, dem kühnen Gedankenfluge des königlichen Geistes zu folgen und dessen Entwürfen zunächst auf dem Papiere eine sichtbare Gestalt zu geben. Pöppelmann hatte auf Kosten seines hohen Gönners mehrfache Reisen unternommen und in Rom, Neapel und Paris die Kunstbauten studiert; aber wir würden irren, wenn wir glauben wollten, daß er den französischen und italienischen Meistern bloß nachgeahmt habe; er schuf vielmehr, unterstützt und angeregt durch die Phantasie seines Fürsten, einen eigenartigen Stil, den man füglich den „Dresdner Zwingerstil" nennen kann, und der bis jetzt noch in keinem anderen Bauwerke wieder erreicht, geschweige denn übertroffen worden ist. Was Pöppelmann mit seiner Schöpfung bezweckte, hat er selbst in folgenden Worten niedergelegt:

„Gleichwie die alten Römer unter ihren andern erstaunenswerten Bauanstalten auch dermaßen große Staats-, Pracht- und Lustgebäude aufzurichten pflegten, daß dieselben einen großen Umkreis machten u. s. w., ebenso ist auch dieses Gebäude des königlichen Zwingergartens dermaßen kunstreich angelegt, daß es alles dasjenige in sich begreift, was in jenen römischen Erfindungen Prächtiges und Nützliches vorgekommen; denn außer den verschiedenen großen Speise-, Spiel- oder Tanzsälen, kleinen Zimmern, Bädern, Grotten, Bogenstellungen, Lust- und Spaziergängen, Baum- und Säulenreihen, Gras- und Blumenbeeten, Wasserfällen, Lustplätzen und dem anstoßenden prächtigen Opern- und Komödienhause beschließt das ganze Gebäude zusammen einen so ansehnlich länglich-runden Platz, daß in demselben nicht nur die fast unzählbaren, des Winters in den Galerien verwahrten Bäume zur Sommerzeit bequemlich in schönster Ordnung ausgesetzt, sondern auch alle Arten öffentlicher Ritterspiele, Gepränge und andere Lustbarkeiten des Hofes angestellt werden können."

Und so schuf Pöppelmann einen Hof von 117 m Länge und 107 m Breite; an drei Seiten (die vierte, nördliche Seite blieb offen) wird derselbe von einstöckigen Arkaden, vier zweistöckigen Saalbauten und zwei Pavillons umschlossen.

„Durch den ganzen Bau geht in echtester Barockweise unablässige, rastlose Bewegung. Das wogende, malerische Leben des Grundplans erfüllt und vollendet sich in dem feinberechneten, symmetrischen Gegensatz der einstöckigen Galerien und der zweistöckigen Pavillons, in dem ebenso feinberechneten, symmetrischen Gegensatz des Oblongen und Polygonen, des Geschlossenen und Durchbrochenen,

des Gradlinigen und Gebogenen, des Vorspringenden und Zurücktretenden."*) Aber was die Baukunst noch nicht darzustellen vermochte, das sollte die Bildhauerei zum Ausdruck bringen. „Die Steine sollten erzählen, was für ein gewaltiger und mächtiger Herr es ist, der diesen Prachtbau geschaffen, und wie alle freundlichen Götter willig bereit sind, alle holden Gaben der Macht und der Lust in unbeschränkter Fülle zu bieten. Daher an den Friesen und Bogenzwickeln als Hinweis auf die Reichsstatthalterschaft und auf die polnische und sächsische Herrschaft der vielfach angebrachte doppelte Reichsadler, der polnische Adler, die Kurhüte, Ordenssterne und Ordenskreuze, die Siegestrophäen, die verschlungenen Namenszüge, die



Bogenschlußstein mit Kopf.

Wappen, die gekrönten Schilde, die Scepter und Kurschwerter, die Kurmäntel, die Thronsitze, die Palmen, Lorbeerzweige und Füllhörner und an den Säulen und Pilastern und Postamenten und an all den andern Füllungsflächen die vielen Fruchtschnüre und Blumengehänge, Akanthusranken und Panspfeifen. Und daher vor allem auch auf den Dach- und Fenster- und Giebelkrönungen die vielen Statuen des Herkules, in welchem August der Starke so gern sein mythologisches Spiegelbild sah, und die vielen allegorischen Statuen der Tugenden und Künste, der ruhmverkündenden Fama und der frohsinnigen Liebesgötter, der Jahreszeiten, der Satyre und der Waldnymphen, der Nereiden und Tritonen, die vielen Fruchtkörbe und Blumengefäße, und in den Bogenschlußsteinen die unzähligen Masken, den gleichen Darstellungskreisen angehörig."*)

*) Prof. Dr. Herm. Hettner, Der Zwinger in Dresden.

Den größten Formenreichtum entfalten das Portal der Süd- und der Mittelpavillon der Westseite. Ersteres ist dem römischen Triumphbogen nachgeahmt, aber freier und kühner, leichter und anmutiger gestaltet. Wie aus dem Boden herausgestrahlt erscheint das Ganze, und man hat die Empfindung, als müsse der Bau, während man ihn betrachtet, noch höher und luftiger emporwachsen. Das eigent-



Portal der Südseite.

liche Thor ist von weiter und hoher Spannung und wird von schlanken Doppelsäulen eingefaßt, deren Kapitäle das reiche Blattwerk des korinthischen Stils zeigen. Über dem stark vorspringenden Gebälk, welches diese tragen, hat der Künstler in neckischer, übersprudelnder Laune die Hälften eines blinden Bogens verkehrt eingesetzt. Zu beiden Seiten des Portals sind Nischen angebracht, in denen Figuren von edelster Form die Jahreszeiten versinnbildlichen. Aus reicher Dekoration schauen die Masken heraus, welche die Schlußsteine der Nischenbögen bilden.



Der Winter in einer Seitennische des Südportals.

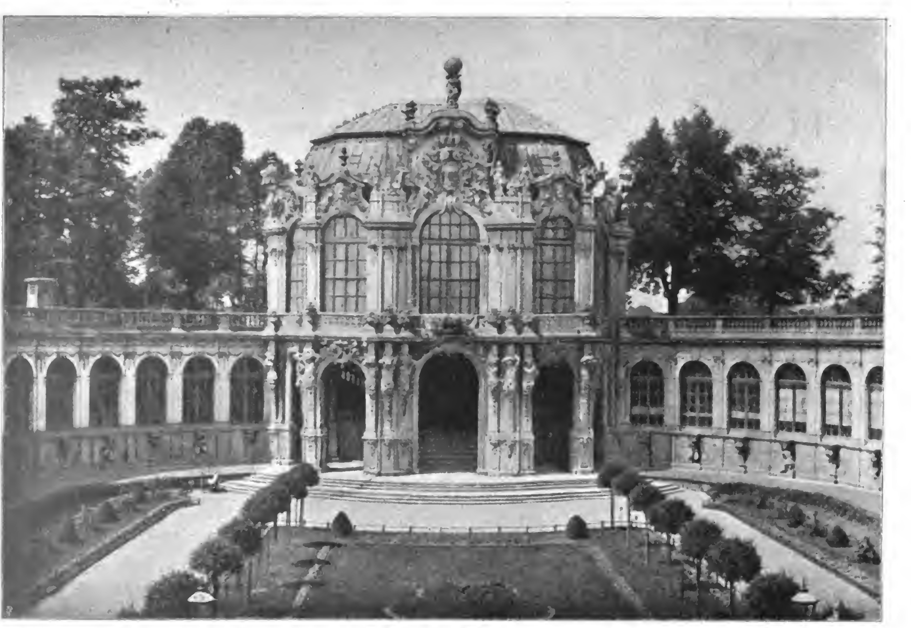
Das zweite Stockwerk wiederholt die weiten Bogenöffnungen des unteren Geschosses, aber vermehrt die Säulen und Pilaster, gestaltet diese noch weicher und duftiger und läßt oben zwischen Vasen, Blumen- und Fruchtkörben, Masken

und Wappen eine ganze, fröhlich bewegte Welt von Statuen herausblühen, die alle die heiterste Lebenslust widerspiegeln, und wieder über diesen quillt das achtseitige Kuppeldach empor, gleichsam den Thronhimmel versinnbildlichend, unter dessen Schutze und zu dessen Verherrlichung sich das ganze anmutige Leben gesammelt hat und bewegt, und der seinen Abschluß findet in der weitprangenden, von treuen Adlern bewachten goldenen Krone.

Der Mittelpavillon der Westseite ist dem geschilderten Portale in harmonischer Pracht ebenbürtig. Drei große Arkaden laden zum Eintritt; die mittlere wird von je drei Pilastern umschlossen. Schon die Sockel derselben sind mit Masken und Fruchtschnüren versehen; in ihrem oberen Teile aber verwandeln sie sich in Figuren (Hermen), deren Beiwerk — Weingerank, Fruchtbündel, Blumengewinde, Panspfeifen, Dudelsäcke, Widderköpfe, Bocksklauen und -felle — erkennen läßt, daß sie dem Gefolge des Bacchus angehören. Welch strotzende Muskelkraft der Glieder und Leiber — und trotz der Anstrengung, die ihnen das Tragen der Gebälklast verursacht, der Ausdruck jauchzender Lust in den Gesichtern! Welche Mannigfaltigkeit in der Armstellung und Körperhaltung und im Mienenspiel — und doch die reichste Phantasie immer gepaart mit Naturwahrheit! — Durch die drei Bogenöffnungen blickt man (auf dem Bilde nicht ersichtlich) auf ebensoviele herrlich geschmückte Nischen, aus denen schäumende Kaskaden hervorsprudeln, und auf die nach dem lindenprangenden Zwingerwalle emporführende Rampentreppe, über welche bei festlichen Anlässen ebenfalls das Wasser in brausendem Falle sich ergoß. Die Schlußsteine der Bögen sind zu reichen Schilden gestaltet, während über den Pilastern Vasen und Körbe überquellende Blumen- und Fruchtfülle zeigen. Das zweite Geschoß baut sich noch lichter und zierlicher auf. Die hohen Bogenfenster werden eingefaßt von schlanken Pilastern, deren glatte Flächen — nur mit Fruchtschnüren verziert — das Auge ausruhen lassen, damit es Kraft sammele für die sinnverwirrende, wahrhaft berauschende Fülle des Figurenschmuckes, der sich in weiterer Höhe entfaltet. Die Mitte nimmt ein mannigfaltig geschweifter Giebelaufsatz ein, der das vergoldete Wappen und darüber die schimmernde Krone zeigt. Die Gestalten der „Fama“ zu beiden Seiten sollen der Welt mit weit tönendem Posaunenschalle den Ruhm und die Macht des Herrschers verkünden, und über dem Ganzen, das Dach noch überragend, steht die Statue des Herkules, der die Weltkugel trägt — eine Anspielung auf die Person des Königs und seine Reichsverweserschaft, in welcher er und seine Zeitgenossen die Vorstufe für die Weltherrschaft erblickten.

An diesen Pavillon schließen sich zu beiden Seiten die Bogengalerien an, welche mit den übrigen Gebäuden den weiten Gartenraum einfassen; die Konsols derselben werden getragen von derben, die phantastischsten Stellungen einnehmenden Pansgestalten. An der südlichen Flucht dieser Galerien, zu beiden Seiten des oben geschilderten Hauptportals, sind die bewundernswerten Wasserkünste angebracht — zehn Kaskaden, die aus einer Reihe von übereinander gestellten Becken herabfluten und durch Tritonen, Panisken und Hippokampen (flossenfüßige Seerosse) belebt werden.

Nun denke man sich den „Zwingergarten“ an einem sonnig heiteren Tage! Aus den frischgrünen Rasenteppichen und den bunten Blumenbosketts erheben sich die weißen, sprühenden Säulen der vier Springbrunnen hoch über die dunkeln, mit



Pavillon der Weſtſeite.

duftenden Blüten überstreuten Laubkronen der aufgestellten Orangenbäume. Das Ganze wird umrahmt von der entzückenden, anmutigen Pracht der Gebäude, in deren Bogengängen, Grotten und Nischen, ebenso wie auf den Figurengruppen, Schatten und Licht wirkungsvoll wechseln. Dazu das Rauschen und Plätschern, das Glitzern und Blitzen der Kaskaden, der süße, betäubende Duft der exotischen Blüten! Und



Karyatidengruppe.

plötzlich füllt sich der Raum der „hesperischen Gärten“ mit einer glänzenden Schar sächsischer und polnischer Kavaliere in den buntfarbigen, goldstrotzenden, ordensübersäten Hoftrachten und Uniformen des 18. Jahrhunderts, im Schmucke der mit funkensprühenden Edelsteinen besetzten Waffen; in ihrem Geleite ein Schwarm von Damen — Prinzessinnen, Herzoginnen, Fürstinnen und Gräfinnen, untermischt mit den berühmtesten Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen von ganz

Europa. Wie die seidenen, bauschigen Gewänder knittern und rauschen und von den Hüten die Federn wehen! Wie die Fächer winken und die Augen blitzen, und nun welch Grüßen und Neigen, Verbeugen und Wenden, und auf all den rosigen, lockenumwallten Gesichtern der sonnige Ausdruck von eitel Lust und Freude! Riesige Heiducken, Leibgardisten und Leibjäger in silberbetreßten Monturen, die türkische Hofkapelle mit Mohren und Berbern bilden den Troß — und inmitten des ganzen buntbewegten Schwarmes die hochragende Gestalt des Königs, des Schöpfers und Gebieters dieser zauberhaften Welt, des hochherzigen Wirtes all der fröhlichen Gäste: August der Starke. Wahrlich — wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht!

Und doch blieb diese strahlende Wirklichkeit hinter den Plänen des genialen Fürsten noch weit zurück. Zur Ausführung aller seiner Entwürfe hätte wohl das Vermögen eines Krösus nicht genügt. Zwölf Jahre lang (von 1711—1722) waren für den Zwingerbau und die innere Ausschmückung seiner Gemächer alljährlich 48000 Thaler verausgabt worden; aber das Geld reichte nicht aus. Andere gleichzeitig unternommene Prachtbauten, dazu der Aufwand der doppelten Hofhaltung (in Warschau und Dresden), die rauschenden Festlichkeiten, das zu einer kleinen Armee angewachsene Hofpersonal, die Geldopfer, welche das verwilderte und verarmte Polen erforderte, der Krieg mit Karl XII. verschlangen all die Riesensummen, welche das sächsische Land allein aufzubringen hatte. Es entstand Geldverlegenheit (monatelang wurde den niederen Staatsbeamten kein Gehalt ausgezahlt!), und so mußte die Vollendung des Zwingers, sowie der Plan, denselben einem neuen Schlosse anzugliedern, aufgegeben werden. Die Nordseite blieb offen und wurde erst 1846—55 durch das von Semper geschaffene, zur würdigen Unterbringung der Königlichen Gemälde- und Skulpturensammlung bestimmte Museum geschlossen. Die zahlreichen alten Orangenbäume haben noch bis vor wenigen Jahrzehnten den Sommer über im Zwingergarten gestanden; weil sie aber in der Stadtluft zu kränkeln anfingen, wurden sie nach dem Pillnitzer und dem Großsedlitzer Schloßgarten überführt. Der Zwinger büßte dadurch einen eigentümlichen Reiz ein; aber das Auge kann nun um so ungehinderter zu dem prächtigen Gebäuderahmen hinüberschweifen.



Eine einzelne Karyatide.

Der Zwinger war ursprünglich dazu bestimmt, ein Schauplatz rauschender

Festlichkeiten und heiteren Lebensgenusses zu werden. Die Zeiten und der Geschmack haben sich geändert. Gegenwärtig ist er die Stätte regen Sammelfleißes und ernsten Studiums. In seinen Gemächern sind die mathematisch-physikalische, die anthropologisch-zoologische und ethnographische, sowie die mineralogisch-geologische und prähistorische Sammlung untergebracht. — Immerhin wird er, solange seine Steine zusammenhalten, ein bewundertes Baudenkmal bleiben; denn in ihm erreicht eine große Kunstentwicklung ihren Höhepunkt und Abschluß.

Th. Schäfer.

Kaiser Josef II. in Dresden.

Im Jahre 1766 unternahm Kaiser Josef II. eine Reise nach Sachsen, hauptsächlich um daselbst die Brüdergemeinde zu Herrnhut kennen zu lernen. Ehe er aber dieser seinen Besuch abstattete, hielt er sich in der sächsischen Haupt- und Residenzstadt auf, und über seine Anwesenheit daselbst liegt folgende Schilderung vor, welche der Feder einer unbekannten, aber jedenfalls trefflich unterrichteten Persönlichkeit entstammt.

Dresden, den 29. Juni 1766. Am Freytag den 27. ist der Kayser wieder weg. Er hat 100 Souverains i. e.*) 300 Ducaten in die officin**) gegeben. Dem Oberstallmeister, Oberküchenmeister und Hausmarschall jedem eine goldene Tabatière mit Brillanten und den vier Pagen, so zu seiner Aufwartung bestellt gewesen, goldene Uhren. Für den General-Adjutant von Riedesel, der Ihn bis an unsere Grenzen begleitet, verwahrt Graf von Wurmbrand einen schönen Ring, den er bei der retour (Rückkehr) haben soll. Aus der entrevue (Zusammenkunft) mit dem König von Preußen ist nichts geworden. Der Kayser wird hier von jedermann adorirt (verehrt). Den letzten Morgen hat er dem Churfürsten***) in seinem Zimmer die visite (den Besuch) gegeben, und als dieser ihm seine Risse, welche er selbst gemacht, zeigte, ergriff der Kayser die Gelegenheit und sagte: Dieses wäre zwar recht schön, daß der Churfürst sich damit amusirte, allein ein junger angehender regente, wie sie beide wären, müßte alle amusements nur als Kleinigkeiten und Nebensachen tractiren (behandeln), dagegen allemal seinen Hauptzweck sein lassen, wie er dereinst seine Unterthanen glücklich machen und ein guter Regent werden könnte. Besonders habe er künftig darauf zu sehen, daß er treue und redliche Ministres bekomme. Gute Generale fände man noch eher, aber gute

*) i. e. = it est, das ist.

**) d. i. zu jener Zeit die Trinkgelderkasse.

***) Es ist der damals 15½ Jahr alte Friedrich August III. gemeint, welcher seit 1763 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Prinzen Xaver, regierte, 1768 selbständiger Herrscher wurde und am 5. Mai 1827 als König Friedrich August I., der Gerechte, starb.

Ministres wären rar wie Gold. In diesem Tone hat er ununterbrochen eine halbe Stunde fortgeredet, zuletzt den Churfürsten umarmt und gesagt: „Nicht wahr, mein lieber Churfürst, Sie nehmen mir diese wohlgemeinte, gute Lehre nicht übel? Ich bin zehn Jahre älter als Sie und kann also wohl etwas sagen. Wir wollen uns beide bestreben, unsere guten Vorsätze in die Ausübung zu bringen." Der Oberhofmeister von Forell und der Kammerherr von Burgsdorf sind im Zimmer gewesen und haben diesen charmanten discours (Unterhaltung) mit angehört. Denselben Abend ist der Kayser zweimal vor unserem Fenster vorbeigegangen; es war kein Mensch bei ihm als zwei von seinen Generals und Graf Wurmbrand. Er hatte sich stillschweigend, ehe man sich zu Tafel gesetzt, von Hof weggeschlichen, um die Stadt recht zu besehen. Über 1000 Menschen waren um ihn herum und der Zulauf so stark, daß der Kayser öfters mußte stehen bleiben wegen der Menge Menschen, welche ihn umzingelte. Die Wache kam, um die Leute auseinander zu treiben, allein der Kayser verbot es, und die Soldaten mußten wieder weggehen. Über die ganze Brücke hat er müssen im Fahrweg gehen, so sehr ist er vom Volke gedrängt worden. — — Hier ist noch zu bemerken, daß jene zur Aufwartung detinirten (bestimmten) vier Pagen von unserem liebenswürdigen Monarchen nicht acceptirt (angenommen) worden, sondern sich nachher nur in der Ferne aufgehalten und auf die Befehle gewartet. Hingegen hat unser Kron' und Scepter tragender Regenten-Spiegel sich mit der Bedienung zweier Churfürstlicher Laquayen begnüget und alle übrige sonst übliche ceremonien (Förmlichkeiten) gänzlich verbeten. Als dieser freundliche Monarch in denen Gegenden von Freiberg die ehemaligen positionen (Stellungen) derer arméen*) sich weisen ließ, trat ein alter Bauer hinzu und explicirte (erklärte) diese Stellung nach seiner Art. Der Feld-Marschall Graf Lascy wollte ihn zurücktreiben, der Kayser litt es aber nicht, sondern rufte den Alten leutselig herbei. Dieser ging beständig Höchstdemselben zur Seite, und der Kayser fuhr fort mit ihm zu sprechen. Da es nun dem guten Bauer sehr schwer fiel, dem Pferde gleich zu gehen, so sagte er zum Kayser: „Ich bin alt und kann nicht gut fortkommen; erlauben Ew. Majestät, daß ich mich an Ihrem Pferd anhalten darf?" welches dann der Kayser auf das gnädigste bewilligte. Beim Abschied wollte ihm derselbe einige Dukaten schenken; der Bauer nahm sie aber nicht an, sondern versicherte, er brauche es nicht und sei ihm Ehre genug, seinen Kayser gesprochen zu haben. Es heißt, Ihre Majestät wolle diesem edelmütigen Bauer eine pension machen; kurz: „Der Kayser wird in Sachsen angebetet!" — — —

*) Bei Freiberg hatte am 29. Oktober 1762 (im siebenjährigen Kriege) eine Schlacht zwischen Österreichern und Preußen stattgefunden, in welcher die letzteren siegten.



Aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen.



Ein altes Mütterchen von siebzig Jahren,
Die meist in schwerer Arbeit sie verbracht,
Die Stirn bedeckt mit silberweißen Haaren,
Von Sorg' und Kummer früh schon bleich gemacht,
Steht keuchend, an ein hohes Haus gelehnt,
Ein Reisigkorb dicht vor ihr auf dem Stein.
Sie seufzt: „Wer ew'ge Ruhe sich ersehnt,
Kannst dem, o Herr, du wirklich böse sein?
Was hab' ich auf der Welt noch? Nichts als Sorgen.
Ja, früher war's wohl anders. O, mein Sohn!
Jetzt folgt dem trüben Heut das trübre Morgen.
Ständ ich mit dir, mein Kind, vor Gottes Thron!
Selbst trocknes Brot zu schaffen, fehlt die Kraft.
Denn hilflos Alter weist man stets zurück,
Wo für Geringes blüh'nde Jugend schafft.
Mit dir, mein Sohn, versank mein Erdenglück." —
Hier rinnt der heißen Zähren reicher Zoll
Der Alten übers faltige Gesicht.
An ihr vorüber hastet unruhvoll
Im Dienst der hundertfältgen Tagespflicht
Die Alltagsmenge. Seinem eignen Ziel
Strebt jeder zu. Die Alte trifft kein Blick.
Und träf er sie, was kümmerte wohl viel
Die Eifrigen der Armen Mißgeschick?
Ach, wie sie jetzt umsonst sich ängstlich müht,
Den Korb zum Rücken wieder zu erheben!

Das blasse, runzlige Gesicht erglüht,
Die welken Hände zittern ihr und beben.
Da kommen übern Platz — der Neumarkt war's
In Sachsens Residenzstadt — jodelnd her
Zwei Knaben, und der ältere des Paars,
Langaufgeschossen, fast kein Knabe mehr,
Stellt vor die Alte sich und höhnt: „Eu'r Gnaden,
Das kommt davon, wenn man zu int'ressiert;
Ihr habt Euch zu viel Schätze aufgeladen:
Ha, ha! Nun seid ihr gründlich angeführt!"
Die Alte schweigt. O steinern harte Herzen,
Ihr ahnt nicht, wie ein grausam spitzes Wort
Des Armen reichgefülltes Maß der Schmerzen
Zum Überfließen bringt und fort und fort
Auf seinem rauhen, sonnenlosen Pfad
Verwundend weiter klingt. Schlagt euch die Brust!
Mit Eisenschwere rollt des Schicksals Rad,
Wie leicht zermalmt's auch eures Lebens Lust!
Jetzt kommt ein reichgeschmücktes Weib daher,
Ein Knäblein an der Hand. Von Mitleid voll
Bleibt dieses stehn und spricht: „Du plagst dich sehr;
Ich helf' dir, Mütterchen." „Max, bist du toll!"
Ruft streng das Weib und reißt dann mit Gewalt
Den Sohn hinweg. „Vergißt du ganz und gar" —
Wie klingt die Stimme hochmutsvoll und kalt —
„Was sich geziemt, und wer dein Vater war?"
Die Gräfin rauscht davon. Da tritt heran
Ein schlichter Herr, bedeutend von Gesicht —
Gewiß ein kluger, ein gelehrter Mann —
Und ohne daß ein einzig Wort er spricht,
Faßt er den Korb, schwingt kräftig ihn empor
Und hilft der Alten mit geschäftger Hand
Das Tragband zu befest'gen. Dann verlor
Er in der Menge sich. Die Alte stand
Und starrte auf ein Goldstück, das der Mann
Ihr in die Hand gedrückt, bevor er ging;
Und lange währt's, bis sie es fassen kann,
Daß ihr gehört das gelbe, runde Ding.
Dann schrickt sie auf: „Ach Gott, ich dankt' ihm nicht!
Ein Engel war es wohl im Menschenkleid:
Aus seinen Augen strahlte Himmelslicht!"
„Ein Engel? Frau, Ihr seid nicht recht gescheit,"
Spricht da ein Arbeitsmann, der zugeschaut,
Wie jener Herr der Alten Hilfe bot,

Und wahrlich seinen Augen kaum getraut;
„'s war Prinz Johann; er half Euch aus der Not,
Das könnt Ihr stolz in Euerm Dorf berichten." —
„Ein Engel ist's drum doch!" Sie bleibt dabei.
Erzählt von Wundern künftig sie Geschichten:
„Vom Prinzen Johann die" ist stets dabei.

M. Schramm-Macdonald.

Der Firmpate von der Landstraße.

Die beiden Giovannis.

Am rechten Ufer des herrlichen, so viel besungenen Po schlängelt sich am Fuße üppiger Weinberge eine sorgfältig gepflegte Straße hin, welche von Turin, der einstigen Residenz des Sardenkönigs, nach dessen feenhaftem Lustschlosse „La Veneria" führt.

Es war im Jahre 18**, zwei Tage vor dem heiligen Pfingstfeste, das man in katholischen Landen ganz besonders hoch feiert. Wird doch mit demselben in allen Kirchen die Spendung des heiligen Sakramentes der Firmung verbunden. Von den vielen Türmen Turins klang ein gedämpftes Summen und Brummen, das Geläute der Glocken, welches das Nahen des kommenden Festes verkündete. Still, langsamen, bedächtigen Schrittes, die Arme auf dem Rücken verschlungen haltend, verfolgte ein einsamer Wanderer seinen Weg. Es war ein bereits älterer Herr mit gebleichtem Haar; sein Gesicht und seine ganze übrige Erscheinung hatte nichts Italienisches; eher hätte man vermuten können, daß er ein deutscher Professor sei. Manchmal hemmte er seine Schritte und betrachtete wohlgefällig die herrlichen Landschaften an den beiden Ufern, sprach leise Worte des Entzückens aus und schritt langsam weiter, bis sich seinen Blicken ein neuer Gegenstand der Bewunderung bot. Längere Zeit stand er versunken in den Anblick einer kleinen Ruine, welche sich auf einer Anhöhe des jenseitigen Ufers malerisch erhob. Es schien, als ob er ausspähe nach jemand, der ihm Auskunft über dies Denkmal aus früheren Zeiten geben könnte. Trotzdem er seit einer halben Stunde keiner menschlichen Seele begegnet war, so sollte sein Wunsch doch bald erfüllt sein. Bei einer Biegung der Straße sah er einen Knaben vor sich, welcher dieselbe Richtung verfolgte wie er.

„He! digo!" rief er dem Jungen zu. Dieser drehte sich um und fragte, sein Garibaldimützchen lüftend:

„Commande Signor?" *)

Der alte Herr war näher gekommen und fragte den hübschen Lockenkopf, aus dessen schönen Augen ein förmliches Feuerwerk sprühte, im fließendsten Florentiner Italienisch nach dem Namen und Ursprunge der Ruine. Die Antwort, die ihm zu teil wurde, das Interesse, welches der Knabe beim Erzählen an den Tag

---

*) „Was befehlen der Herr?"

legte, und der Stolz, den er dabei zu empfinden schien, daß er in der Lage sei, etwas ganz genau zu wissen, was nicht einmal ein so alter Herr wisse, gefielen dem letzteren dergestalt, daß er sich sehr vergnüglich mit dem Knaben in ein weiteres Gespräch einließ.

„Du mußt aber ein wenig langsamer gehen, mein Junge," sagte der alte Herr. „Sag mir, wie heißt du?"

„Ich heiße Giovanni*)," erwiderte der Krauskopf, „aber wenn's auf mich angekommen wäre, ich würde mich lieber Julio genannt haben; denn Giovanni, Giovanni, das klingt nicht so schön."

„Und warum klingt gerade Julio besser?"

„Nun," erwiderte der Knabe, und sein Gesicht wurde dunkelrot, „weil es einst einen Julius Cäsar gab, und das war ein großer Mann, aber von einem Giovanni" — —

„Hast du noch nicht viel gehört," ergänzte der Fremde lachend — „indes, tröste dich mit mir, mein Junge, auch ich heiße bloß Giovanni und bin im übrigen ganz zufrieden damit. Nun erzähle mir aber auch, wer deine Eltern sind, damit ich Näheres erfahre über meinen kleinen Cicerone.**) Das heißt, besonders klein bist du ja nicht mehr. Wie alt bist du, Giovanni?"

„Vierzehn, Signor, vierzehn Jahre, zwei Monate und sechs Tage," erwiderte der Junge; „übermorgen, — ja, schon übermorgen soll ich in der Kirche San Carlo — Signor, sehen Sie dort, ganz hinten, den höchsten von den Türmen? Das ist die Kirche von San Carlo — also dort soll ich am Pfingstsonntage mit noch einigen Hundert anderer Knaben gefirmt werden. Oh Dio, Dio!" so schloß er mit einem Seufzer.

„Und freust du dich denn nicht gleich andern Kindern auf diese schöne, heilige Handlung, die doch sonst von Knaben mit größter Ungeduld herbeigesehnt wird?"

„O ja, Signor," erwiderte Giovanni, „indes, noch weiß ich nicht, ob ich zugelassen werde, obgleich ich schon in das Verzeichnis aufgenommen bin; denn" — —

„Nun, sprich's frei, warum zweifelst du?"

„Signor," stotterte der junge Italiener und errötete, — „mein Vater ist tot, — meine Mutter ist arm und krank, und nur meine Schwester vermag für uns alle — ich habe noch einen jüngeren Bruder — zu arbeiten. Aber Signor, es soll anders werden; wäre ich nur erst eingesegnet, — ich wollte dann arbeiten für drei, — und viel, viel Geld verdienen und alles meiner Mutter geben, nichts für mich behalten — — aber ich werde wohl noch nicht gefirmt werden; denn alle Knaben, die gefirmt werden, dürfen nicht eintreten in die Kirche in solch geflickter Bluse, wie ich sie trage, — sie müssen auch gute Schuhe haben, nicht solche wie diese, und vor allem andern müssen sie einen Firmpaten mit zur Stelle bringen. Ach, Signor, alles das hab' ich nicht. — Geh hin, Giovanni, sagte meine Mutter heute morgen, geh hinein in die Stadt, nach Turin; mach dich

*) d. h. auf deutsch „Johann."
**) Führer.

recht sauber und adrett. In der schönen Po-Straße steht das große Haus des reichen Figurenhändlers Cerisati. Bei dem hat dein Vater bis zu seinem Tode gearbeitet; — in seinem Dienst geschah ihm das entsetzliche Unglück, hinabzustürzen von dem hohen Gerüst und bald darauf sein Leben auszuhauchen. Bitte den Signor Cerisati, er mög' dir Pate stehen; du würdest dafür zur heiligen Madonna flehen für sein Wohlergehen! — Und, Signor," fuhr der Knabe fort, indes die Brust sich stürmisch hob und senkte und Thränen in die schönen Augen traten, — „ich war heute dort bei Signor Cerisati, und er erwiderte mir auf meine Bitte, das sei versteckte Bettelei; — ich möchte mir meinen Paten auf der Landstraße suchen und nicht in den Palazzos der via di Po*). Wäre mein Vater ums Leben gekommen, weil er in seinen Diensten vom Gerüst gefallen sei, so gehe ihn das nichts an. Mein Vater hätte eben vorsichtiger sein müssen. Im übrigen hätte er aber ja ohnedies zwanzig Lire zu den Beerdigungskosten beigetragen. Beschämt und weinend ging ich ab. Und nun wissen Sie, Signor, warum ich daran zweifle, übermorgen gefirmt zu werden."

Gerührt durch die so einfache, ohne jeden Haß gegen den gefühllosen Cerisati gegebene Erzählung, blieb der Fremde stehen, legte seine beiden Hände auf die Schultern des Knaben und sagte: „Nun, mein braver Giovanni, wenn du den Rat des ausgezeichneten Signor Cerisati, dir einen Paten auf der Landstraße zu suchen, auch nicht befolgt hast, so ist dir's doch geglückt, einen solchen auf der Landstraße zu finden. Ich will dein Pate sein! Und nun sage mir recht genau, wo du wohnst, und den Namen deiner guten Mutter, und übermorgen zur Zeit, da der Weihbischof die heilige Handlung in der Kirche San Carlo vornehmen wird, sollst du mich an Ort und Stelle finden. So, jetzt schlage wieder dein früheres, schnelles Marschtempo ein, und bringe deiner Mutter die Nachricht vom Paten von der Landstraße!"

„Se vero? Ist es wahr, Signor, und kein Scherz?" so fragte der Knabe strahlenden Auges.

„So wahr, mein Bursche, so wahr ich Giovanni heiße," erwiderte der freundliche Herr — und als diese Worte gesprochen waren mit so tiefem Ernste und so wohlwollendem Blicke, da war kein Zweifel mehr in des Knaben Antlitz zu lesen, und mit einem jauchzenden „Grazia! Grazia!" und einem weitschallenden „Evviva!" schnellte er dahin, einem fliehenden Rehe gleich — links ab von der Chaussee durch Feldwege, dem nahen Heimatdorfe zu.

In den Zügen des Fremden aber spiegelte sich so rechte Herzensfreude und Befriedigung wider. Noch etliche tausend Schritte wanderte er weiter, bis er zu einer stillhaltenden, einfachen und schmucklosen Equipage kam; ein Diener öffnete respektvoll den Schlag, der Herr stieg ein, und das Gefährt rollte von dannen.

Eine ganz ungewöhnliche Aufregung herrschte am nächsten Tage in der armseligen Hütte der Familie Danieli; denn die begeisterte Erzählung des kleinen Giovanni wurde schon zeitig früh durch das Erscheinen eines Dieners bestätigt, welcher

*) Palästen der Po-Straße.

in einem allerdings nicht allzufließenden Italienisch erklärte, von seinem Herrn, Signor Giovanni, abgesandt zu sein, um behufs Anschaffung einer hübschen Kleidung für den jungen Giovanni 200 Lire zu überbringen, und der außerdem empfahl, recht pünktlich am morgenden Tage, dem Pfingstsonntage, in der Kirche San Carlo einzutreffen; denn sein Gebieter sei ein gar pünktlicher Herr. Der Diener, welcher in dringendster Weise gebeten wurde, Näheres über seinen Herrn zu erzählen, war zu keiner weiteren Auslassung zu bewegen, als daß er mitteilte, er sei ein deutscher Gelehrter, Namens Giovanni. Sodann entfernte er sich, nicht aber, ohne vorher sowohl bei dem Podesta (Bürgermeister) wie beim Dorfschullehrer in schonendster Weise über die Familie und besonders den Knaben sich Auskünfte erbeten zu haben. „Er könnte mich ganz gut ersetzen," so meinte der Schulmeister; „denn seine Geistesgaben und seine Talente sind vorzüglich, und sein Fleiß ist geradezu erstaunlich. Meine bescheidene Bibliothek liegt wohl aufgespeichert im Kopfe dieses Wunderknaben. Ja, ja, es könnte gar Großes werden aus ihm, aber Dio, Dio, die Armut, — sie verurteilt ihn, drin in Turin ein niedriges Handwerk zu ergreifen und die Geistesschätze, die er selbst ohne alle Beihilfe gesammelt, als totes Kapital liegen zu lassen. Poveretto! Poveretto!"*)

* * *

Pfingstsonntagmorgen war da! Der tiefblaue, wolkenlose Himmel blickte so heiter, und die Sonne lächelte so fröhlich auf die taufrischen, gesegneten Fluren herab; aber mit der Sonne und dem Himmel wetteiferte an diesem Festmorgen das schöne Antlitz eines Knaben, der, vorher gesegnet von der kranken, aber neugestärkten und vertrauenden Mutter, im schmucken, neuen Festtagskleide schnellen Schrittes von seinem Dorfe aus die Straße nach Turin verfolgte, an der Po-Steinbrücke angelangt, sorgfältig jedes Stäubchen von dem hübschen Anzuge und den Prachtstiefelchen entfernte und dann, stolz wie ein Julius Cäsar, der San Carlo-Kirche zuschritt.

Es war unser junger Freund Giovanni Danieli.

Die San Carlo-Kirche in Turin zählt nächst der St. Petrikirche in Rom und der St. Markuskirche in Venedig zu den großartigsten und berühmtesten christlichen Tempeln Italiens. Die herrlichsten Bildwerke des Altertums, zahllose Säulen, Basreliefs ꝛc. sind mit einer gleich großen Menge von Schnitz- und Bildwerken in orientalischem und sarazenischem Geschmacke aus den kostbarsten Stoffen zur Verzierung und Ausschmückung dieses Gotteshauses verwendet worden.

Während sich die Kirche allmählich mit Knaben und Mädchen füllte, die das für sie beim Taufakte abgegebene Gelöbnis erneuern sollten, stand an einem der Nebenaltäre vor einem die Himmelfahrt Christi darstellenden Kolossalgemälde Vareggios, versunken in die Betrachtung dieses meisterhaften Werkes, Giovanni, der Pate von der Landstraße. Er war recht früh gekommen; aber er hatte nicht lange zu harren auf seinen lockigen Schützling; denn schon war derselbe in seiner Nähe, ohne es zu wagen, näher zu treten. Giovanni der Ältere hatte

*) Ärmster! Ärmster!

ihn trotz der großen äußeren Umwandlung sofort erkannt und winkte ihn zu sich heran.

„Signor, o haben Sie tausend, tausend Dank! Meine Mutter hat versprochen, Sie in jedes ihrer Gebete einzuschließen, und ich, Signor, ich werde dasselbe thun!"

„Es ist jetzt 9 Uhr," sagte der Fremde freundlich; „wann beginnt die Ceremonie?"

„Um 10 Uhr, aber" — ergänzte der Knabe zögernd, „es ist vorher noch notwendig, daß Signor Ihren Namen in der Sakristei in das Firmprotokoll eintragen."

„Das will ich thun," sagte der alte Herr, „führe mich dahin."

Und so schritten denn die beiden der Hauptsakristei zu. Der Knabe mußte dem anwesenden Kaplan seinen Namen nennen. Dieser suchte in einem großen Buche nach der Rubrik desselben und überreichte die Feder dem Paten mit dem Ersuchen, seinen Namen und Stand einzuschreiben.

„Hochwürdiger Herr Kaplan," sagte der Pate von der Landstraße, „ich bin ein Deutscher; gestatten Sie mir, daß ich meinen Namen, welcher nur auf italienisch Giovanni lautet, in deutscher Sprache eintrage?"

„Gewiß, mein Herr," erwiderte der Kaplan.

Und da setzte denn Signor Giovanni die dargereichte Feder an und schrieb mit fester, deutlicher, deutscher Kurrentschrift in das Protokoll: „Johann."

„Bitte, das genügt nicht," erwiderte der Kaplan höflich, „es muß auch der Familienname und der Stand verzeichnet werden."

Nochmals nahm der Pate die Feder zur Hand und ergänzte: „König von Sachsen."

Der Geistliche wollte seinen Augen nicht trauen; dann aber betrachtete er den Fremden, das ausgeprägte, geistreiche Antlitz, die Würde und den Ernst desselben, und wie Schuppen fiel es von seinen Augen. Wußte er doch, daß dieser deutsche, katholische Fürst im strengsten Incognito*) Gast des Königs von Sardinien sei und unter dem Namen „Graf von Meißen" auf dem königlichen Schlosse „La Veneria" Absteigequartier genommen habe.

„Majestät!" stammelte der Kaplan.

„Hochwürdiger Herr," sagte in lateinischer Sprache der König von Sachsen, denn dieser war es in der That, „ich wünsche mein Incognito gewahrt zu sehen und möchte für diesen braven Jungen einzig sein Firmpate Giovanni bleiben. Auch wünsche ich, daß Sie niemand von meiner Anwesenheit in Kenntnis setzen."

„Ew. Majestät Wunsch ist Befehl," sagte der Geistliche ehrerbietig.

Der brave Giovanni Danieli hatte von dem, was vorgefallen, keine Ahnung. Die heilige Handlung der Firmung war vor sich gegangen, und — kein Wunder

*) Fürstliche Persönlichkeiten pflegen oft, wenn sie unerkannt und ohne Aufsehen zu erregen, reisen wollen, sich einen andern Namen und Titel beizulegen; man sagt dann, sie reisen incognito.

bei dem zurückgezogenen, einfachen Leben, welches der gelehrte König stets geführt hatte und dank der Verschwiegenheit des Kaplans — niemand hatte in dem schlichten, alten Herrn den König Johann von Sachsen erkannt.

Reich beschenkt von seinem Paten „Giovanni," eilte in Glück und Freude der schwarze Krauskopf wieder seinem Dorfe zu und überbrachte die Nachricht, daß sein lieber Pate ihm versprochen habe, von Zeit zu Zeit etwas von sich hören zu lassen.

Und das letztere geschah denn auch. Der gute Pate hielt sein Wort, wie's ein König nicht besser zu halten vermag. Auf seine Veranlassung wurde der lernbegierige, fleißige Knabe einer höheren Schule überwiesen und machte solch großartige Fortschritte, daß er alle seine Genossen weit hinter sich zurückließ und, kaum ins sechsundzwanzigste Lebensjahr getreten, bereits in der Lage war, sein Professorexamen machen zu können, nachdem er schon vorher Vorlesungen auf dem Gebiete der Astronomie gehalten hatte. Die Kosten für seine Studien waren stets vom Kultusministerium bestritten worden, und auf seine oftmaligen Anfragen hatte er nur den Bescheid erhalten, daß diese Kosten sein Pate Signor Giovanni trüge. Wer dieser Giovanni sei, war ihm bis jetzt fremd geblieben. Kurz vor seinem Professorexamen erwachte urplötzlich mit aller Macht in ihm das Verlangen, darüber klar zu werden, wer sein großherziger Pate und Protektor sei. Und so erklärte er denn dem Kultusministerium, nicht eher die Professur annehmen zu wollen, bevor er nicht den vollen Namen jenes edlen Mannes kenne. Der Minister zuckte die Achseln, versprach aber, in dieser Angelegenheit Anfrage zu halten. Einige Wochen später erhielt der junge Mann ein Schreiben in italienischer Sprache und zwar des Inhalts:

„Es war glücklich, Ihrem schönen Vaterlande eine, wie mir berichtet wurde, tüchtige Kraft gewonnen zu haben,

Ihr Ihnen auch fernerhin gewogener

Johann, König von Sachsen."

* * *

Eine Anzahl von Jahren war verstrichen, und man schrieb die Zahl 1881. Der König, dem nachgesagt wird, daß er in seinem ganzen, langen Leben nicht einen einzigen persönlichen Feind gehabt habe, der edle König Johann war längst zu seinen erlauchten Vätern hinübergegangen; sein Schützling Giovanni Danieli aber bekleidete als eine Zierde der Wissenschaft den Ehrenposten eines Direktors der großen Sternwarte zu F.

Also im obenbesagten Jahre war's, und zwar wieder am ersten Pfingstfeiertage, da wurde den guten Bewohnern des bei Turin gelegenen Dörfchens Muggia eine großartige Überraschung zu teil. Wohl hatten sie fast schon eine Woche lang gemunkelt, daß in ihrer Dorfkirche etwas ganz Absonderliches vorgegangen sein müsse, seit das frühere Dorfkind, der heutige Professore und Dottore Danieli, fast täglich aus Turin herüberkomme; aber wie und was, davon hatten sie keine Ahnung. Es war also eine große Überraschung, als plötzlich am ersten Pfingstmorgen in schönen, hellen, aber auch wuchtigen Tönen eine Glocke vom Turme

herab erschallte, wie's höchstens nur noch in Turin eine zweite geben mochte, und so recht zum Herzen dringend alt und jung ins Bethaus rief. Und da säumten sie denn nicht, und bald war die Kirche vollgepfropft von Andächtigen. Nachdem die Glocke verstummt war und die Orgel ausgeklungen hatte, betrat der greise Pfarrer die Kanzel und verkündete mit freudig bewegter Stimme, daß ein Menschenfreund, der unbekannt bleiben wolle, der Gemeindekirche eine prächtige Glocke gespendet habe, auf deren ehernem Riesenleibe der Name „Giovanni" und das Wort „Dankbarkeit" in erhabenen Lettern prangten. Er kenne die Bedeutung und Ursache dieser Spendung und bitte, mit ihm einzustimmen in ein herzliches Gebet für einen verstorbenen Wohlthäter der Menschen, dem dies Zeichen der Dankbarkeit geweiht worden sei. Freudigen Herzens kam die Gemeinde der Aufforderung nach. Wohl keiner ahnte, wem dies Gebet galt! Und ebensowenig vielleicht werden es die Bewohner von Muggia auch heute wissen, daß es „Giovanni von Sachsen" war, welcher unbewußt die Veranlassung gegeben hat, daß solch helle, schöne Glockentöne die Gemeinde zum Beten laden.

Nach einer im Dresdner Anzeiger mitgeteilten Erzählung von Robert von Hagen.

Gebet eines Greises.*)

Mein greises Haupt, geschmückt mit Silberhaare,
Belastet mit der langen Reihe Jahre,
Senkt sich getrost zu der ersehnten Bahre,
Bleibst du bei mir, Herr, da der Abend naht!

Des Tages Hitze hab ich, Herr, getragen;
In heitren, wie in freudeleeren Tagen
Wandt' ich zu dir die Blicke ohne Zagen.
O, bleib auch jetzt bei mir, der Abend naht!

Du führtest sanft mich durch der Jugend Morgen
Und vor des schwülen Lebensmittags Sorgen
Hielt Deiner Allmacht Schatten mich verborgen;
O, bleib auch jetzt bei mir, der Abend naht!

Bald — bald, ich fühl' es, wird mein Auge brechen;
Zwar frei bin ich von blutigen Verbrechen,
Doch frei nicht von des Staubgebornen Schwächen,
Drum bleibe, Herr, nun, da der Abend naht!

---

*) Dieses überaus zarte, sinnige Gedicht hat niemand Geringeren zum Verfasser als den seligen König Johann von Sachsen (gest. am 29. Oktober 1873); er hat es im Schloßgarten zu Pillnitz, nicht lange vor seinem Tode, gedichtet.

Wie sich ein Wettiner zu helfen wußte.

Herr Friederich der Weise
Ist sicher euch bekannt,
Der neununddreißig Jahre
Beherrscht' das Sachsenland.

Aus seinen Jugendjahren
Ward mir ein Stücklein kund,
Und meinen lieben Kindern
Erzähl' ich es jetzund.

Gar lustig ist's zu hören,
Wie er als Prinzlein fein
Schon zeigte, daß er wacker
Besteh' für sich allein.

Und welch ein Mann er werde,
Das wurde damals klar
In Penig bei den Töpfern
Herrn Friedrichs Höflingsschar.

Das Städtlein Penig nämlich,
Das rühmte dazumal
Von grundgeschickten Meistern
Sich einer großen Zahl,

Die schon in ihrem Handwerk
Das Möglichste errang;
Das Wunderbarste aber
Den Fleißigen gelang,

Als einen Topf sie brannten
(Die Arbeit war nicht klein),
Der ganz bequem und sicher
Barg fünfzehn Eimer Wein.

Dies neue Weltenwunder,
Den Riesentopf, zu schau'n,
Kam Schar auf Schar gezogen
Von Männern, Kindern, Frau'n,

Aus Sachsens fernsten Fluren
Und weiter noch hinaus.
Man feierte den Riesen
Bei Becherklang und Schmaus,

Die Schöpfer auch natürlich
Von solchem Meisterwerk. —
Der Sachsenprinz, Herr Friedrich,
Nahm nicht zuletzt Vermerk

Von dem, was von dem Topfe
Zu Penig man erzählt.
Hat drauf sich flugs das Städtchen
Zum Reiseziel erwählt.

Von Höflingen begleitet,
Gelangt er auf den Platz,
Wo gut verwahret stehet
Der weitberühmte Schatz.

Die Ratsherrn und die Bürger,
Die standen wartend schon;
Nun jubeln sie entgegen
Dem teuren Fürstensohn.

Der grüßt sie voller Hulden,
Beschaut sich dann den Topf
Und schüttelt voll Verwundrung
Den jugendlichen Kopf.

Es reizt ihn, auch das Innre
Des Ungetüms zu sehn.
Flugs heißt er seine Mannen
Nach einer Leiter gehn.

Auf der nun steigt behende
Herr Friedrich in den Schlund;
Wie gut ihm das behaget,
Thut frohes Lachen kund.

Hofjunker Curt von Schönberg,
Ein Herr von witz'ger Art,
Des Fürstensohns Begleiter,
Streicht sich verschmitzt den Bart

Und murmelt dann vergnüglich:
„Heut lernest du, mein Sohn,
Was nie dir konnt' entlocken
Der allergrößte Lohn:

Heut öffnet eine Bitte
Für dich die Lippe dir,
So sicher als der Himmel
Sich wölbet über mir!"

Da winkt er, und die Mannen
Ziehn rasch die Leiter auf;
Des Prinzen frische Stimme
Tönt auch sofort herauf:

„Wer nimmt mir meine Stiege?
Hier unten wird's zu heiß . . .
Ein Fant doch, der in Nöten
Sich nicht zu helfen weiß!"

Und schlugst du auch in Scherben
Heut Penigs Wundertopf,
Wer darum sich beklagte,
Der wär' fürwahr ein Tropf;

Denn herrlich aus den Trümmern
Uns die Gewähr ersteht,
Daß Sachsens Wohlfahrt nimmer
Bei dir in Scherben geht!"

Die wackren Töpfer kamen
Auch sonst zu Schaden nicht;
Urkundlich ist geworden
Uns davon der Bericht,



Kaum ist das Wort verhallet,
Ertönt ein lauter Krach;
Als Echo schallt im Kreise
Ein hundertstimmig „Ach!"

Aus dem geborstnen Topfe,
Den seine Faust zerschlug,
Tritt, wie aus einer Thüre,
Jung Friedrich rasch genug.

Und hundert Stimmen rufen:
„Herr Friedrich lobesan,
Hast wacker uns verbürget,
Was einst wir an dir han!

Wie Friedrich bei dem Vater
Nach seiner kecken That
Für Penigs wackre Töpfer
Sich hohe Gunst erbat.

Der schenkt den braven Meistern
Für ihren Topfkoloß,
Was sonst durch ihre Steuern
In seinen Säckel floß.

Und als bekannt geworden
So hohe Fürstenhuld,
Wünscht mancher sich im stillen
Auch in des Prinzen Schuld.

M. Schramm-Macdonald.

Kleine Züge aus unserm Fürstenhause.

Die Königin Marie von Sachsen zeichnete sich ebenso wie ihr Gemahl König Friedrich August II. (reg. von 1836—1854) durch leutseliges Wesen aus. Die hohen Herrschaften unternahmen von ihrem in Wachwitz bei Dresden gelegenen Sommersitze (allgemein unter dem Namen „Königs Weinberg" bekannt) öfters kleine Ausflüge in die Umgebung und kamen dann und wann zu Fuß den Loschwitzer Grund herunter, während die Equipage und die betreßten Diener sich in der gehörigen Entfernung hinterdrein hielten.

Steht da einmal mitten auf dem Fahrwege ein Kinderwagen mit zwei pausbäckigen, blondhaarigen Insassen, und ehe die Wärterin, ein etwa achtjähriges Mädchen, auf die Seite lenken kann, ist die Königin — welche die Kinder überaus liebte, obwohl ihr selbst keine beschert waren — herangetreten, streichelt den Kleinen die Wangen und ruft entzückt aus: „Ach, die reizenden Kinderchen! Das sind wohl gar Zwillinge?"

„Ju!" antwortet schüchtern die Pflegerin, die vor Verlegenheit purpurrot im Gesicht geworden war; denn sie wußte gar wohl, daß die „Frau Kingen" vor ihr stand.

„Und wie heißen denn die niedlichen Kleinen?" fragte die hohe Dame weiter.

„Dos hie is 'n Schuster Michel seine Moarie, und die hie is Böttchers Christel!" —

„Siehst du, so kommt's, wenn man die Leute dupiert!" bemerkte der König, und dann setzten beide lachend ihren Weg fort.

Der ehemalige sächsische Justizminister Wilhelm Ludwig von Abeken wurde im Alter von 40 Jahren (1866) von Borna, wo er die Stellung eines Staatsanwaltes einnahm, nach Dresden in das Justizministerium als Rat berufen. Hier erregten sein gediegenes Wissen und treffendes Urteil die Aufmerksamkeit des Königs Johann, der bekanntlich ein ganz bedeutender Kenner der Rechtswissenschaften war, und so stieg er durch die wohlverdiente Gunst dieses scharf blickenden Monarchen äußerst rasch von Stufe zu Stufe, bis er im Jahre 1871 zum Minister ernannt wurde. Als solcher erschien er nun auch zum ersten Male an der königlichen Tafel. Da bemerkte die ganze hohe Versammlung mit nicht geringem Erstaunen, daß der neue Minister unter den anwesenden Herren, die alle im Schmucke zahlreicher, funkelnder Ordenssterne prangten, der einzige war, der einer derartigen Auszeichnung entbehrte. Die damalige Kronprinzessin (jetzige Königin) Carola bemerkte hierüber, sich zu ihrem Gemahl wendend: „Das ist eine Männerbrust, auf der das Auge einmal ausruhen kann!"

König Albert ist bekanntlich ein großer Jagdliebhaber, und so oft es die Jahreszeit gestattet und die Regierungsgeschäfte die nötige Zeit lassen, eilt er hinaus in das grüne Revier, um dem edlen Weidwerk obzuliegen. Einmal nun — es war in den Bergen der Sächsischen Schweiz — ging er in Begleitung des Oberförsters K... und eines alten, ihm lange schon bekannten Holzfällers, der das „Jagdzeug" trug, auf den „Anstand."

Am Ende einer ziemlich steilen und anstrengenden Wegstrecke angekommen, wies der Oberförster auf eine neue, aus Stängelholz hergestellte Bank und sagte zu seinem königlichen Herrn: „Hier hat sich der alte W . . . erlaubt, für Ew. Majestät ein Ruheplätzchen zu schaffen!“ Der König betrachtete erst mit gnädigem Lächeln, dann aber mit Kopfschütteln das allerdings „viel zu hoch“ geratene, eher einem Tische ähnliche Werk und wendete sich darauf zum Holzfäller mit den Worten: „Nun sagt mir aber einmal, wo habt Ihr denn das Maß zu der Bank hergenommen, von den Beinen des Oberförsters doch nicht?“ (Derselbe gehört nämlich keineswegs zu den Riesen.) Der Waldarbeiter war für den Augenblick wohl etwas bestürzt, faßte sich aber schnell und entschuldigte sich in gutem Sächsisch: „Nee, 's is aber ooch wahr, je älter mer werd, desto dimmer werd mer ooch!“ Der König lachte und erwiderte: „Na, da will ich nur wünschen, daß das bloß bei Ihnen zutrifft!“

Daß unser Prinz Georg Nichtraucher ist, wird manchem schon umsomehr aufgefallen sein, als sein Bruder, König Albert, wie bekannt, sich dem Tabaksgenusse oft und gern hingiebt. Ja, warum raucht denn Prinz Georg nicht? Alle Vermutungen, die in dieser Beziehung geäußert werden könnten, sind falsch; ich will's erzählen, warum er nicht mehr raucht; denn früher, als junger Prinz, hat er geraucht!

Es war einmal an einem sonnigen Juninachmittage, als er mit seiner Mutter, der Königin Amalie, in offener Equipage von Dresden nach der königlichen Sommerresidenz Pillnitz fuhr. Er nahm selbstverständlich als Herr den Rücksitz im Wagen ein und — rauchte. Die munteren Rosse strebten flott vorwärts, und so kam's, daß durch den scharfen Luftzug mehrmals eine dicke Tabakswolke der Königin gerade ins Gesicht getrieben wurde. Das war der hohen Dame jedenfalls unangenehm, und sie hob an: „Mein lieber Georg, ich glaube, du rauchst zu stark, und das gereicht deiner Gesundheit gewiß nicht zum Vorteile!“ — Prinz Georg überlegte — aber nur einen Augenblick; dann entgegnete er: „Liebe Mutter, wenn es dir nicht recht ist — ich kann es lassen!“ Sprach's, warf die Cigarre zum Wagen hinaus und — hat nie mehr geraucht! Und der, welcher mir die Geschichte erzählt hat, fügte noch hinzu: „Die Erkenntnis, seiner geliebten Mutter in einem Momente des Sichgehenlassens lästig gefallen zu sein, hat ihm den Tabaksgenuß für immer verleidet!“ Th. Schäfer.

Die Arznei von Annaburg.

Ein Bild aus den Tagen der Kurfürstin Anna.

„Wie mag es der Schulzin wohl gehen, Nachbarin?“ fragte eine stattliche junge Bauernfrau ihre ältere Gefährtin, mit der sie durch das freundliche Dörflein Bethau schritt. „Wie mag's ihr doch gehen? Ich hörte, es sei je länger je ärger geworden mit ihrer Krankheit, und keiner könne wissen, wie es noch enden werde.“

„So ist's," bestätigte die Angeredete. „Ich sprach gestern abend auf einen Augenblick mit der Margret; das gute Kind pflegt die Alte, wie's keine Tochter besser könnte. Das Fieber hat sie nun schon seit acht Tagen nicht verlassen; — keine noch so sorglich zubereitete Speise will ihr mehr munden, und die Kräfte der sonst so starken Frau fangen an zu schwinden. Keiner weiß mehr Rat. Doch seht hier selbst!" Damit zog sie ihre Gefährtin nach dem stattlichsten der Häuser an der Dorfstraße, und beide suchten, vorsichtig durch das Fenster spähend, ungesehen einen Blick in das Innere zu gewinnen.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen schräg durch die weit geöffneten Fenster ins Zimmer der Schulzin, spielten auf dem Bett der Kranken, die sich unruhig hin- und herwarf, und umflossen mit goldigem Schein die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens, das sich über das Lager neigte. Ein Strauß lieblicher Frühlingsblumen stand im Krug auf dem Tische, und alles im Gemache verriet das Walten einer liebevoll sorgenden Hand.

„Nun sagt mir, Nachbarin," flüsterte die junge Bäuerin, „wie geht's zu, daß die Margret die Schulzin pflegt? Zwei Jahre sind's nun schon her, seit mein Fritz mich heimgeholt hat und ich hier in Bethau bin, und nie hab' ich die beiden auch nur ein Wort sich gönnen hören, obwohl sie ja Nachbarsleute sind."

„Hatte auch wohl seinen Grund, daß die zwei nicht miteinander redeten," erwiderte die andere im Weitergehen, „das war wegen des Sohnes der Schulzin —."

„Um des Joachim willen? Ach, erzählt, Nachbarin! Gesehen hab' ich ihn ja nie; aber mein Fritz hat oft von ihm geredet und ihn gerühmt, wie er ein so braver Bursche und sein liebster Kamerad gewesen sei."

„Ins dritte Jahr geht's nun, daß er fort ist, und die Schulzin hat's gern gesehen, daß ihr Einziger fortzog, eben wegen der Margret, — weil, nun weil sie eben nur ein armes Mädel ist und der Joachim sie gar so lieb hatte. Nicht immer sah das Haus da drüben so verfallen aus, wie Ihr's jetzt seht; ich weiß mich gar wohl noch der Zeit zu erinnern, wo es eben so schön und stattlich war wie das des Schulzen daneben. Auch waren der Schulze und der Hans Veit, sein Nachbar, gut Freund zusammen. Da kam die böse Seuche ins Land, die viele von uns hinwegraffte. Auch Hans Veit samt Weib und Kind erlagen der schlimmen Krankheit; nur seine alte Mutter und das jüngste Kind, eben die Margret, blieben übrig in dem öden Haus. Da haben sie nun einander gepflegt die Jahre daher, erst die Alte das zarte Kind und nun die Margret die treue Großmutter. Aber war schon während der Krankheit viel draufgegangen, so wurde auch in der Folge das Gut immer kleiner. Ein Stück Feld nach dem andern mußte verkauft werden, bis nun nur noch der Acker hinter dem Hause übrig ist. Bei dem Schulzen ging's umgekehrt; da wurde ein Stück Land nach dem andern dazugekauft, daß er bald der reichste Bauer im Dorfe ward. Der Joachim und die Margret waren nebeneinander aufgewachsen und waren sich gut von Kind auf. Als nun die Margret heranwuchs und immer größer und schöner wurde, daß sie jetzt das schönste Mädchen weit und breit ist, da hat das der Schulzin sicherlich weniger gefallen als ihrem Sohne. Und besonders seit der Schulzenbauer tot ist, der das

Mädchen immer gern gehabt, hat die Margret spitze Reden und manches böse Wort hören müssen, wenn die Schulzin sie zu Gesicht bekam. Denn daß ihre Schwiegertochter eine reiche und vornehme sein müsse, stand bei ihr fest. Zuletzt mag's wohl einen Zusammenstoß gegeben haben zwischen Mutter und Sohn; denn plötzlich hieß es, der Joachim geht fort ins Braunschweigische auf mindestens drei Jahre. Nun, wie schon gesagt, der Schulzin war's recht, daß ihr Sohn wegging; sie hat reiche Verwandte draußen, da mag sie wohl hoffen, daß er sich eine reiche Braut holt.

Als nun die Schulzin krank geworden war, hat sie die ersten Tage recht verlassen gelegen; die Mägde haben nur das Nötigste bei ihr versorgt und sind dann ihrer Feldarbeit nachgegangen. Die Schulzin war eine genaue und gestrenge Herrin in gesunden Tagen; da mögen sie wohl gefürchtet haben, in der Krankheit werde schwerlich mit ihr auszukommen sein.

Das hat nun die Margret erbarmt, und sie hat sich der Kranken angenommen und pflegt sie, wie Ihr's selbst gesehen habt; sogar über Nacht ist sie jetzt bei ihr geblieben. — Doch nun lebt wohl, Nachbarin, ich muß eilen, hab' mich wohl schon zu lange verweilt!"

Die Frauen trennten sich. Die Sonne war untergegangen, und es fing an zu dämmern. Die Kranke drin im Stüblein begann ruhiger zu werden. Margret reichte ihr den kühlen Trank, den sie vorher verschmäht hatte; sie trank ihn hastig aus und legte sich dann erquickt auf das Lager zurück. Ganz still war's eine Weile im Zimmer.

Margret war ans Fenster getreten und schaute sinnend hinaus; sie schien innerlich mit einem Entschlusse zu kämpfen. Als sie sich umwandte, sah sie das Auge der Schulzin mit bittendem, verlangendem Ausdruck auf sich gerichtet. Schnell trat sie wieder an das Bett der Kranken; da faßte diese mit der fieberheißen Hand nach der ihren, zog sie zu sich und flüsterte: „Ich hab' das nicht um dich verdient, Margret!"

Ein Strahl der Freude flog über Margrets Antlitz. Es war das erste Mal, daß sie ein solches Wort aus dem Munde der stolzen Frau vernahm. „Was ich thue, geschieht von Herzen gern!" sagte sie einfach; aber ihr Herz pochte dabei, bewegt von Hoffnung und Freude und doch auch von Bangigkeit.

„Ist's Euch nicht ein wenig besser heut' abend, Schulzin?" fragte sie dann freundlich. „Ein wenig ruhiger ist mir's jetzt wohl, als da die Sonne noch hoch stand," erwiderte die Kranke; „aber wie matt, wie schwach fühl' ich mich! Lange halt' ich's nicht mehr aus, Margret, und ich fürchte, wenn im Herbst der Joachim heimkommt, wird er seine Mutter nicht mehr finden."

„O sprecht nicht so, Schulzin!" bat Margret, hoffend, daß die zunehmende Dunkelheit dem forschenden Auge der Kranken die Purpurglut verbergen würde, die ihr Gesicht überzog, als zum ersten Male seit Jahren der Name des Geliebten zwischen ihnen genannt wurde.

„Wißt Ihr auch," fuhr das junge Mädchen fort, bemüht, dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, „daß ich einen Plan habe? Schon den ganzen

Tag trag' ich mich damit und weiß immer noch nicht recht, wie ich damit heraus soll."

„Nun?" fragte die Schulzin erwartungsvoll.

„Nun denn, kurz und ohne Umschweife. Ihr habt wohl auch schon gehört, daß seit einigen Wochen die Kurfürstin in der Annaburg weilt. Dort will ich hin und will sie um Arznei bitten für Euch; Ihr wißt, sie weiß Rat in allerlei Nöten; sie ist gut und hilfreich, und viele seltene und köstliche Mittel hat sie in ihrer Apotheke, und gern hilft sie damit den Kranken."

„Das wolltest du thun, Margret? Aber bedenke, wir sind unbekannte, einfältige Bauern; du weißt nicht, was Brauch ist bei so vornehmen Leuten. Wie willst du es anstellen, mit der Kurfürstin zu reden, wie sich's ziemt; wie willst du bitten für eine geringe Bäuerin, von der sie nie gehört hat? Und wenn du es erreicht hast, sie zu sprechen und dein Anliegen vorzubringen, wird sie nicht zürnen ob der dreisten Bitte?"

„O nicht doch, Schulzin, jeder, der sie gesehen und gesprochen hat, rühmt ihre Güte und Leutseligkeit. Habe ich nicht früher aus Eurem eignen Munde oft gehört, wie sie dem Kinde Eurer Muhme Dorothee geholfen hat durch ein Tränklein aus heilsamen Kräutern, und hat nicht Eure Muhme gesagt, daß sie, so lange Atem in ihr sei, nimmermehr vergessen werde, wie holdselig und freundlich die Kurfürstin sie behandelt habe? Alle Welt rühmt ihre Kunst. Selbst gegen die schwere Krankheit*), davor uns Gott behüt'! soll sie ein Mittel haben. Und Leute, die von Dresden gekommen sind, haben erzählt, wie sie dort vielen geholfen und guten Rat allzeit willig erteilt hat."

„Aber der weite Weg! Bedenke, Kind, drei gute Stunden mag's wohl sein bis Lochau, dann mindestens eine halbe Stunde noch bis nach dem neuen Schlosse, und dazu die lange Strecke durch die einsame Heide."

„Ich bin nicht furchtsam und breche früh am Morgen auf; da hab' ich einen ganzen Tag Zeit für diesen langen Weg."

„Aber weißt du denn, wie lange die Kurfürstin im Schloß Annaburg bleiben wird? Oft reist sie plötzlich ab; denn sie pflegt den Kurfürsten zu begleiten auf seinen Reisen hin und her im Lande."

„Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Ich gehe morgen früh."

„Morgen früh! Ach, Kind, was wird aber deine Großmutter sagen?"

„Die Großmutter freut sich, wenn ich anderen einen Dienst erweisen kann. Und jetzt lauf' ich eilig hinüber und erzähle ihr, was ich vorhabe. Dort schimmert ihr Licht freundlich durch die Bäume; ich zünde das Lämpchen für die Nacht bei ihr an und komme dann wieder."

„Willst du wieder die ganze Nacht bei mir bleiben, du gutes Kind? Drei Nächte schon hast du gewacht und wirst der Ruhe recht bedürfen."

„Ich habe manche Stunde geschlafen und fühle mich ganz kräftig. Auf Wiedersehen in einem halben Stündchen!"

---

*) Die Pest ist gemeint.

Damit eilte Margret hinaus und durch ein lange nicht mehr benutztes Pförtchen hindurch in den Nachbargarten und in ihr eignes Heim. Drin saß die Großmutter, emsig ihr Spinnrad drehend; beim Klang der nahenden Schritte horchte sie auf und wandte ihr ehrwürdiges, mildes Antlitz freundlich der Eintretenden zu.

„Grüß dich Gott, Margret! Du kommst spät, mein Kind!“

„Grüß Gott, mein liebes Großmütterchen! Ja, ich komme spät und muß doch bald wieder fort.“

„Willst du wieder bei der Schulzin bleiben? Wie geht es ihr? Hat das Fieber noch immer nicht nachgelassen?“

Margret begann zu erzählen, wie es mit der Kranken stehe, und brachte dann ihren Plan vor, und alle die Einwürfe und Bedenken, die sie vorhin der Schulzin gegenüber tapfer bekämpft hatte, schüttete sie nun selbst in das treue Großmutterherz aus.

„Geh in Gottes Namen, mein Kind,“ sprach die Großmutter endlich. „Trefflichere Arzneien sind nicht zu finden weit und breit, als unsere Kurfürstin selbst bereitet oder in ihrer Apotheke bereiten läßt. Eines guten Rufs bei jung und alt genießen ihre bewährten Apotheker Johannes unter der Linden und Andreas Peißker, und ihr Leibarzt Dr. Paul Luther, der Sohn unsers teuern Doktor Martin Luther, giebt aufs beste Rat und Anweisung in allen schwierigen Fällen. Dazu höre ich, unsere gnädige Kurfürstin hat im Sinn, ihre Apotheke dermaßen zu vergrößern, daß künftig ein jeder, was er bedarf, frei und ohne Scheu sich dort holen mag. Soweit ist's nun freilich jetzt noch nicht; doch dünkt mich, es wird nicht lange mehr dauern bis dahin. Schon hat sie einen Gesellen, der auch die Kunst gar fein verstehen soll, zur Hilfe angestellt, um auf Reisen mit herumzuziehen, wenn die andern in Annaburg oder Dresden ihres Amts warten.“

„Großmütterlein, wie ist's möglich, daß du immer alles weißt, was draußen in der Welt vorgeht? Kommst ja doch kaum je einmal aus deinem Stübchen!“

„Komme ich nicht heraus,“ erwiderte die alte Frau lächelnd, „so findet doch mancher den Weg zu mir herein; denn manch alten bewährten Freund hab' ich noch von deines Großvaters Tagen her; — und sehen auch die alten Augen nicht mehr so scharf wie ehedem, so hören doch die alten Ohren noch genau, was geredet wird, und das Gedächtnis bewahrt's, und das Herz bewegt's oft treuer, als wenn das eigne Leben noch so unruhig hin und her wogt. So hab' ich mancherlei auch darüber vernommen, wie die vornehmsten Fürsten nah und fern, wenn Krankheit sie betraf, Rat und Hilfe von unserer Kurfürstin sich erholten. Nicht nur ihr hoher Bruder, der König von Dänemark, wendete sich deshalb an sie, sondern alle Fürsten in deutschen Landen suchen ihren Rat; ja selbst für des Kaisers Majestät ward er begehrt in schwerer Krankheit.“

„Ach, Großmütterlein, da wird mir doch wieder bange, ob ein geringes Bauernmädchen es wagen kann, vor die viel beanspruchte hohe Frau zu treten.“ —

„Fürchte dich nicht, mein Kind; viel mehr Beispiele noch wüßt' ich dir zu erzählen, wie sie gütig, freundlich und mildthätig sich erwiesen hat gegen allerlei Arme und Kranke aus dem Volk. Darum fangen sie an, einen schönen Namen ihr

beizulegen. Hast du noch nichts davon gehört, daß man sie die ‚Mutter Anna‘ nennt?“

„Mutter Anna? o wie schön, wie traulich das klingt!“

„Und kürzlich noch rühmte mir unser hochwürdiger Herr Pfarrer, Mutter Anna habe mit den Armen einen Beutel, eine Apotheke, eine Kirche und eine Versorgung.“

„Wohl, Großmütterchen, ich will's gern wagen; doch was meinst du zu dem Weg, zu dem Gang durch die einsame Heide?“

„Ich meine, Margret, daß du's in Gottes Namen getrost wagen kannst. Ich kenne den Weg gut und bin ihn in jungen Jahren manch liebes Mal gegangen, wenn auch just nicht so ganz allein. Dafür aber waren auch in früheren Zeiten die Wege und Straßen nicht so sicher wie heute unter dem Regiment unseres Kurfürsten, des treulich fürsorgenden Vater August. Unter seinem kühnen Bruder Moritz, da streifte das Kriegsvolk hin und her durch das Land, und ob er wohl bemüht war, strenge Mannszucht zu halten unter seinen Leuten, war's doch nicht zu verhüten, daß manche wilde Gesellen ihr Wesen trieben rings umher. Und die Lochauer Heide, die so still und friedlich jetzt daliegt, die war einst blutgetränkt und Zeuge von schweren und traurigen Kämpfen. Doch das ist lange her, Kind, lange ehe du geboren warst, und manches Mal seitdem hat die Heide rot geblüht, und mancher Winter hat seine weiße Decke darüber gebreitet, und im Frühjahr hat sie wieder gegrünt wie jetzt. — Doch, ich komme ins Schwatzen, und die Schulzin wird auf dich warten; zünde deine Lampe an und geh hinüber; morgen früh sehe ich dich doch noch auf einen Augenblick?“

„Gewiß, Großmütterchen, schlaf wohl!“ sagte Margret, die alte Frau zärtlich küssend, und rasch begab sie sich wieder hinüber ins Nachbarhaus zu der Kranken.

In fieberhafter Ungeduld harrte diese schon auf die Rückkehr des Mädchens. Nun sie Margret einmal entschlossen sah, den Gang zu wagen, klammerte sie sich mit allen ihren Hoffnungen und Gedanken an die Arznei von Annaburg, in ihrem erregten Zustande fast eine zauberhafte Wirkung davon erwartend.

„O Schulzin, wie Ihr glüht!“ sagte Margret erschrocken, als sie mit der Lampe ans Lager trat. „Fühlt Ihr Euch wieder schlimmer?“

„O nein, Margret, das nicht; aber sag mir noch einmal: Willst du wirklich mir zu Lieb' den Gang thun?“

„Gewiß, Schulzin, morgen in aller Frühe mache ich mich auf den Weg.“

„Gott lohne dir's, mein Kind! — Wie wird dir's ergehen? — Wie werden sie dich aufnehmen? — Eine schöne Frau soll sie sein, unsere Kurfürstin! Ich habe sie noch nie gesehen; aber mein Vater hat uns viel erzählt von ihrer Holdseligkeit und Schönheit. Er ist damals nach Torgau gereist, als die Vermählung dort gefeiert wurde, und meinte, solche Pracht sei noch nie gesehen worden in sächsischen Landen. Das Schönste von allem aber sei doch die liebliche Prinzeß gewesen. Ich war damals eine junge Frau und konnte nicht genug hören von allen den herrlichen und glänzenden Dingen. Doch das ist schon lange her!“

„Ihr regt Euch zu sehr auf, Schulzin; ich bitte Euch, versucht zu ruhen!“ unterbrach sie Margret und reichte der Kranken einen kühlen Trunk.

„Für mich ist's gleich, Margret, aber du, armes Kind, bedarfst der Ruhe. Thu mir's zulieb, und leg dich auf das Bett dort; ich werde dich rufen, wenn ich etwas bedarf.“

Margret gehorchte, und es ward still im Zimmer; aber keine von beiden vermochte zu schlafen. Die fieberhaft erregte Phantasie der Schulzin gaukelte dieser die buntesten Bilder vor von Hoffestlichkeiten und fürstlicher Pracht und dazwischen wieder von wunderbar ausgeübter Apothekerkunst, von geheimnisvoll in der Karfreitagsnacht aufgesuchten und seltsam bereiteten Mitteln. Dazwischen glaubte sie dann wieder Margaret zu sehen, wie sie inmitten des bunten Gewimmels stand in ihrer jungfräulichen Schönheit und meinte, niemand werde ihr eine Bitte abschlagen können. Dabei fiel es ihr wieder schwer aufs Herz, daß sie jahrelang ihr Auge geflissentlich verschlossen hatte gegen die Anmut und Herzensgüte des Mädchens, und sie sah die zürnende Gestalt ihres Sohnes, der sie anklagte, weil die Härte der Mutter ihn aus dem Hause getrieben habe. Es lag ihr auf der Brust wie ein schwerer Alp; sie wollte rufen und konnte nicht, und als es ihr wieder leichter wurde, suchte sie still zu bleiben, um Margret nicht zu stören, immer hoffend, daß diese wenigstens schlafe.

Doch auch Margrets Gedanken, obgleich friedlicher und stiller, ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Wieder und wieder überlegte sie, wie sie wohl die Kurfürstin anreden, wie sie ihr Anliegen vorbringen solle, und manch heiße Bitte stieg aus ihrem bewegten Herzen auf zu Gott in der Stille der Nacht. Auch sie sah Joachims Gestalt vor sich im Traume des Halbschlummers; aber so freundlich und ermutigend war ihr das Bild, daß ihr Herz vor Freude klopfte.

Noch war es ganz dunkel draußen, als sie sich vom Lager erhob. Die Lampe brannte nur matt; doch gewahrte sie bei ihrem Scheine, daß die Schulzin nicht schlief und ihr Gesicht die Spuren der innern Unruhe zeigte.

Margret grüßte sie freundlich und fragte nach ihrem Befinden.

„Ach, schlecht geht es mir, Kind,“ erwiderte die Kranke mit matter Stimme, noch ganz unter dem Eindrucke der beängstigenden Nachtstunden; „bringst du mir heute die Hilfe nicht, so ist es aus mit mir, das fühle ich.“

„Nur Mut, Schulzin, der liebe Gott wird Euch nicht verlassen, und Ihr seht, ich schicke mich schon an zur Wanderung nach Annaburg!“

„Gott vergelte dir's, Margret, leb wohl.“ — Noch ein freundlicher Händedruck, und Margret ging. Zuerst lenkte sie die Schritte wieder ins Nachbarhaus. Dort harrte ihrer trotz der frühen Morgenstunde schon die treue Großmutter. Sorglich hatte sie der Enkelin die schmucken Sonntagskleider zurechtgelegt, und als Margret sich angekleidet und noch manch herzliches Wort des Rates und der Ermahnung dabei von den Lippen der Großmutter vernommen hatte, reichte diese ihr ein Körbchen, das einen kleinen Imbiß barg, und worin Margret, wenn alles gut ging, die Arznei zurückbringen sollte.

Nach kurzem, herzlichem Abschiede, geleitet von den Segenswünschen der Großmutter, eilte Margret hinaus. Frische, kühle Morgenluft umwehte sie, und

mit leichtem, raschem Schritt trat sie ihre Wanderung an. Es war gegen fünf Uhr früh; die Morgendämmerung lag rings über der Gegend, als sie durch das Dorf schritt. Hier und da that sich die Thür eines Bauernhauses auf; ein verwunderter Blick oder auch ein freundlicher Gruß traf Margret im Vorübergehen. Nun gelangte sie zu dem wohlbekannten kleinen Gehölz, das an Bethau grenzte. Feierliche Stille umfing sie, als sie eintrat, nur unterbrochen durch das leise Plätschern des Waldbächleins. Doch bald begann hier und da ein Vöglein sein Morgenlied, und es ward Margret so eigen und andächtig zu Sinn, als sie dem Gesange lauschte in der tiefen Einsamkeit der frühen Morgenstunde. Lautlos schritt sie vorwärts. Immer mehr der kleinen Sänger erwachten, und Gezwitscher und Gesang aus Hunderten von frischen Kehlen ertönte rings um sie her, als sie das Gehölz verließ.

Da, o welche Pracht! Die Morgenröte lag goldig über der fast unabsehbar sich ausdehnenden Heide, und mit wunderbarem Glanz erhob sich die Sonne aus den lichten Morgenwolken. Stumm blieb Margret einige Minuten stehen, versunken in den überwältigend schönen Anblick. Dann nahm sie rüstig ihre Wanderung wieder auf und verfolgte den Weg durch die Heide im klaren Lichte der Morgensonne, sich freuend an den lieblichen Frühlingsblumen und dem jungen, knospenden Grün oder dem Blütenschmuck der da und dort verstreut stehenden Bäume, doch nirgends sich verweilend. So schritt sie eine Stunde und noch eine Stunde, worauf sie sich ermüdet nach einem Ruheplätzchen umsah. Auf einen moosigen Stein setzte sie sich nieder, und das von der Großmutter vorsorglich mitgegebene Frühstück mundete vortrefflich. Singend stiegen die Lerchen empor, und ihr Auge folgte dem Fluge; ein flüchtiges Häslein eilte vorüber, aus der Ferne lugte ein Reh neugierig zu ihr hin; sonst störte nichts die tiefe Einsamkeit. Bange Gedanken regten sich wieder in Margret. Wie sollte sie die Kurfürstin aufsuchen, wie sie anreden?

Da fiel ihr Blick auf eine neben ihr stehende, früh erblühte weiße Sternblume; lächelnd griff sie danach. Margaretenblume hieß sie; so hatte Joachim immer versichert. Sollte sie die Blume über den glücklichen Ausgang ihres Weges befragen oder lieber — aber dort stand ja noch eine Orakelblume, die konnte dann weiter Auskunft geben. „Also, werde ich fröhlich heute heimkehren? Ja — nein — ja nein . . . ja! — Und nun schnell die andere! Er liebt mich — liebt mich von Herzen — — er liebt mich über alle Maßen! — O du liebe Blume!"

Eine Wunderblume mußte es doch wohl gewesen sein; Margrete stand mit gar so glücklichem Lächeln auf von ihrem Steine und setzte singend ihren Weg fort.

Bald verließ sie nun die Heide; noch ein halb Stündchen durch den Wald zur Rechten — die Großmutter hatte ja den Weg so genau beschrieben, daß sie nicht irren konnte — dann kam sie nach Lochau. Als der dunkle Wald sie umfing, kehrte die vorige Bangigkeit zurück; jeder Schritt brachte sie näher dem gefürchteten und doch erhofften Ziele. Und noch eine andere Furcht begann sie zu beschleichen, als sie jetzt vorwärts drang, oft mühsam erst den wohl erkennbaren, doch vielfach von Gebüsch und Brombeerranken verwachsenen Weg sich bahnend — sie sah an

manchen Stellen das Erdreich tief aufgewühlt, ein Zeichen, daß Wildschweine hier gehaust hatten. Rehe, auch einen Hirsch hatte sie schon durch die Bäume erblickt, aber solch einem wilden Gesellen zu begegnen, bangte ihr doch. Wollte der Wald kein Ende nehmen? Sie konnte sich doch nicht verirrt haben? Mit ängstlich klopfendem Herzen schritt sie weiter; Vögel flatterten zwitschernd über ihrem Haupte; Eidechsen und Salamander raschelten ihr zu Füßen im alten Laub; wollte kein Ausblick sich zeigen?

Doch, jetzt lichtete sich der Wald. Margret beschleunigte ihre Schritte. O Freude! Dort sah sie den Kirchturm von Lochau zwischen den Bäumen hindurchschimmern.

Erleichterten Herzens ging sie vorwärts, aus dem Waldesdunkel hinaus in das helle Sonnenlicht. Fleißige Ackerleute bestellten ihre Felder. Nun durchschritt sie das freundliche Dörfchen Lochau, oft mit den Bauern Gruß und Gegengruß tauschend. Dort hatte das alte Lochauer Schloß gestanden; seine Trümmer hatten noch mit gedient zum Bau des neuen Schlosses, der Annaburg. Und dort, ja dort ragte sie auch schon aus hohen Bäumen hervor; ja, das war die Annaburg. Wie viel hatte Margret davon gehört, in der Zeit, als sie erbaut und nun vor fast drei Jahren vollendet ward! Mit welchem Zauber hatte ihre Phantasie das Schloß umgeben! und nun lag es vor ihr.

Welch ein großer, stolzer Bau! Bewundernd betrachtete ihn Margret im Vorwärtsschreiten. Ja, das deutete auf fürstliche Macht und Pracht; beinahe fühlte sie sich beängstigt bei dem Gedanken, hier eindringen zu wollen. Aber doch schienen die fast zahllosen Fenster freundlich zu grüßen im hellen Sonnenlicht, und von einander widerstreitenden Empfindungen bewegt, trat sie durch die Pforte der Mauer, die den äußeren großen Hof umschloß.

Wohin nun zunächst? Niemand hatte sie angehalten; sie blickte ringsumher. Wieviel Hunderte fleißiger Hände regten sich, um immer Neues und Völligeres zu schaffen! Hier ward an einer Mauer gebaut, die den langhin sich ziehenden Tiergarten ringsum abschließen sollte; dort ward ein tiefer Graben ausgeschachtet; Gartenarbeiter waren geschäftig beim Bestellen der Blumen- und Gemüsebeete u. s. w. Margret sah das alles im Vorübergehen; doch verwundert blieb sie stehen, als sie die ihr unermeßlich scheinenden Obstbaum-Anpflanzungen liegen sah. Ein Gärtner wandte sich lachend nach ihr um und sagte: „Ja, Jüngferchen, da mögt Ihr wohl staunen; wißt, daß wir im vorigen Jahre allein hier im Garten zu Annaburg sechsundzwanzig Scheffel Haselnüsse und fünfzehn Scheffel Kirschkerne gesteckt haben, ganz zu geschweigen von all den Äpfel- und Birnkernen. Wollt Ihr Euch hier ein paar Bäumchen aussuchen, um baldiger Hochzeit*) willen, so seid Ihr an den rechten Ort gekommen, und gern will ich Euch dabei behilflich sein."

*) Kurfürst August hatte ein Gesetz gegeben, daß jedes Ehepaar, dafern es Grundbesitz hatte, bald nach seiner Trauung einige Obstbäume pflanzen mußte. Der Kurfürst betrieb bekanntlich die Obstbaumzucht mit größtem Eifer; auf seinen Reisen verteilte er oft gute Obstkerne unter die Landleute; 60000 junge Obstbäume bot er einst in einem Jahre zum Verkaufe aus und schrieb, gestützt auf seine reiche Erfahrung selbst ein „künstlich Obst- und Gartenbüchlein."

Errötend eilte Margret weiter. Eine freundliche Magd redete sie an und fragte nach ihrem Begehr. Froh, ihr Herz gegen jemand ausschütten zu können, erzählte Margret von ihrem Vorhaben.

„Die Kurfürstin wird dir gern Rat geben," sagte die Magd, „sie hat Rat und Hilfe für jeden von uns, wenn uns etwas zustößt. Im Schlosse wird sie jetzt nicht sein; sie pflegt um diese Zeit das Vorwerk zu besuchen; dort greift sie alles selbst mit an und sieht in allem nach dem Rechten. Doch sieh, dort sitzen zwei Jungfrauen aus dem Frauenzimmer der Kurfürstin mit ihrer Arbeit; denn arbeiten müssen sie hier alle! Die werden dir besser Auskunft geben, als ich es kann. Ich muß auch eilig zurück nun an meine Arbeit; denn doppelt peinlich ist der Hausvogt, daß alles in völliger Ordnung und Pünktlichkeit geschieht, wenn die Kurfürstin hier ist."

Margret richtete ihre Schritte nach der Laube, wo die Jungfrauen der Kurfürstin saßen. Beide waren gleich gekleidet, in braune faltige Röcke und dunkelrote Mieder; die jüngere drehte eifrig die Spindel, die ältere war mit einer künstlichen Nadelarbeit beschäftigt. Beim Nahen der Schritte blickten beide auf und gewahrten die anmutige Mädchengestalt, die bald vor ihnen stand.

„Wohin willst du, liebes Kind, und was führt dich hierher?" fragte Brigitta von Friesen, die ältere der beiden.

„Ich komme von Bethau und wollte für eine Kranke aus unserem Dorf Rat von unserer gnädigen Kurfürstin erbitten," erwiderte Margret schüchtern.

„Von Bethau kommst du? Das liegt weitab von der großen Heerstraße; da bist du wohl zu Fuß und durch die Lochauer Heide gekommen?"

„Das war mein Weg."

„Ein weiter Weg, und dazu wohl ganz allein? Nun, ich hoffe, du wirst wenigstens nicht vergeblich gekommen sein. Es ist unserer gnädigen Frau Kurfürstin Freude, den Kranken Beistand leisten zu können. Sie ist auf dem Vorwerk; doch ich denke, sie wird bald hier sein."

„Ich will gehen und der Frau Kurfürstin melden, daß ihr Rat begehrt wird," schlug Agnes von Breitenbach, das jüngere Hoffräulein, vor.

„Laß mich gehen, Agnes, ich kann nicht weiter arbeiten, bis ich mir Auskunft geholt habe, wie ich die Perlen auf den Schleier nähen soll," erwiderte die ältere; „denn ob ich schon manches Jahr unserer gnädigen Kurfürstin diene und ihren Sinn wohl kenne — oder auch gerade deshalb vielleicht — möchte ich nicht versuchen, ohne ihren ausdrücklichen Wunsch und Willen auch nur das Geringste auszuführen."

„Brigitta von Friesen ist seit Jahren unserer Frau Kurfürstin in ihrem Frauenzimmer eine liebe und getreue Hilfe gewesen und weiß in allen Stücken das Rechte zu treffen," sagte Agnes von Breitenbach, der sich entfernenden Gefährtin nachblickend. „Ich bin erst seit wenigen Wochen hier, und in der Stille des Landlebens aufgewachsen, weiß ich gar wenig noch vom Hofbrauch; meine Brüder wollten mich darum auch nicht an den Hof lassen, als unsere Frau Kurfürstin mich zu ihrer Jungfrau begehrte. Doch ist sie gar gütig und nachsichtig gegen mich, und es sind ihre eignen Worte, daß ihr genüge, wenn ich still und

sittsam und geschicklich mich erzeige, der Hofbräuche könne ich leichtlich unterwiesen werden."

Margret schaute bewundernd in das sanfte, liebliche Antlitz der Sprechenden; doch wagte sie nicht zu antworten.

„Du hast ein mutiges und ein mitleidiges Herz," sagte Agnes nach einer Weile freundlich zu Margret, „daß du diesen Weg unternommen hast."

„Ich bin nicht so mutig; mir war manchmal recht bange auf dem Wege," erwiderte Margret, errötend bei dem Gedanken, daß es vielleicht auch nicht ganz allein das Mitleid mit der Kranken gewesen war, das sie zu diesem Wege getrieben hatte.

„Die Frau Kurfürstin wird gern zur Hilfe bereit sein," versicherte auch Agnes; „sie ist unermüdlich, wenn es gilt, erprobte Rezepte und Kunstbücher zu erlangen, und aufs sorgfältigste werden die Vorschriften ausgeführt. Doch sieh, hier kommt sie schon mit Brigitta von Friesen den Weg herab," fügte sie sich erhebend hinzu.

Ja, das war Mutter Anna.*) Wie wohlwollend blickte ihr kluges, blaues Auge auf das anmutige Dorfmädchen, das in ehrerbietiger Haltung vor ihr stand! Eine schwarze, mit Gold durchwirkte Haube umrahmte ihr edles, mildes Gesicht, das reiche blonde Haar fast verdeckend. Die hohe, gefältelte, weiße Krause, der weite, faltige Rock, die Faltenschürze, das Mieder — alles zeigte, daß die Kurfürstin fest hielt an der deutschen Art, sich zu kleiden und nichts wissen wollte von der „welschen Tracht", die jetzt anfing einzureißen. Ihrer weißen, kleinen Hand hätte es wohl niemand angesehen, daß sie ohne Scheu alles selbst angriff, daß sie das Butterfaß gehandhabt, ja selbst des kurfürstlichen Gemahls Leibwäsche höchsteigen gewaschen habe.

Freundlich redete die Kurfürstin Margret an: „Wir hören, daß du kommst, Unsern Rat einzuholen wegen einer Kranken aus deinem Dorfe. Sie ist wohl deine Verwandte?"

„Nein, — ja, — ach nein," — brachte Margret stockend heraus bei der unerwarteten Frage, gänzlich unfähig, ihr Verhältnis zur Schulzin irgendwie zu bezeichnen. Vergessen waren alle ihre reiflich überdachten Reden, und die Augen zu Boden schlagend, stand sie in tiefem Erröten vor der Kurfürstin.

„Nun, weißt du's selbst nicht?" sprach diese, das verwirrte Mädchen lächelnd anblickend. „Die Gedanken werden wohl wiederkommen nach und nach. Fahrt ihr ruhig in eurer Arbeit fort!" Mit diesen Worten wendete sie sich zu den beiden Jungfrauen. „Wir wollen einen Gang durch den Garten machen; das Mädchen mag Uns begleiten und dabei ausführlich Bericht geben über die Krankheit."

Nachdem die Kurfürstin noch die gewünschte Auskunft über die Perlenstickerei erteilt hatte, wandte sie sich zum Gehen.

Frohen Herzens schickte sich Margret an, die Kurfürstin zu begleiten; denn wenn sie auch tief beschämt war, daß sie nicht einmal recht zu antworten vermocht

*) Die Angaben über Kurfürstin Anna, wie über ihre Haus- und Hofhaltung, sind größtenteils dem interessanten von Dr. Karl von Weber nach archivalischen Quellen entworfenen ausführlichen Lebensbild der Kurfürstin Anna zu Sachsen entlehnt.

hatte, so fühlte sie sich doch erleichtert durch die Erlaubnis, auf einem Gange durch den Garten ihr Anliegen vorbringen zu dürfen. Eine unklare Vorstellung von einem prächtigen Saale und einer Fürstin auf dem Throne hatte ihr vorgeschwebt und sie beängstigt; doch das einfache, natürliche Wesen der Kurfürstin hatte ihre Beklemmung verscheucht; auch dünkte es ihr leichter, ohne Zuhörer mit der hohen Frau zu reden.

So schritten sie durch die weiten, ausgedehnten Anlagen des Gartens, wo überall die Frühjahrsarbeiten eifrig gefördert wurden. Die Kurfürstin ließ sich von Margret erzählen, fragte dazwischen und hörte aufmerksam zu. Dabei aber entzog sich ihrem hellen Blick nichts von dem, was um sie her vorging; sie schien das Auge überall zu haben und Verständnis für alles, und manche Frage und manches ermunternde Wort richtetete sie im Vorübergehen an die Arbeiter.

Margrets Erzählung hatte sie dabei mit Interesse angehört, und als der Gang durch den Garten beendet war, kannte sie nicht nur die ausführliche Krankheitsgeschichte der Schulzin, sondern hatte auch fast alles über die Verhältnisse des Mädchens und ihre Herzensgeschichte herausgelockt. Nun sprach sie ernst zu Margret:*) „Wir halten das für die beste und gewissete Arznei, davon der 91. Psalm sagt: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, — doch sind auch äußerliche Mittel nicht zu verachten. So wollen Wir dir denn gern aus Unserer Apotheke mitteilen, was Wir nach dem Rat treuer Männer und nach trefflichen Kunstbüchern mit Hilfe kunstgeübter Hände bereitet haben, und was in derlei Krankheitsfällen sich als gut und heilsam bewährt hat. Möge der allmächtige Gott der Kranken wiederum zu ihrer vorigen Gesundheit helfen!

Jetzt geh in die Küche, und laß dir da ein gut warm Mittagessen geben; denn du wirst hungrig sein von deinem Wege. Wir gehen jetzt in die Apotheke und werden dich rufen lassen, wenn alles bereit ist."

Damit ging die Kurfürstin ins Schloß, einem Diener noch den Auftrag gebend, Margret nach der Küche zu führen.

Hier herrschte ein reges Leben, und großen Respekt fühlte Margret vor der obersten Köchin, die wie ein Feldherr ihre Hilfstruppen kommandierte. Das Gesindeessen war eben fertig geworden, und als der Diener seinen Auftrag ausgerichtet hatte, erhielt Margret eine reichliche Portion warmen Essens, das ihr trefflich schmeckte.

Kaum aber hatte sie ihre Mahlzeit beendet, so eilte sie, wieder aus der Küche zu kommen; denn es ward ihr unheimlich bei dem emsigen Treiben. Sah sie doch hier Speisen zubereiten, die sie bis jetzt nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, und von den vielerfahrnen Hofköchinnen, die so sicher unter den ihr unerschöpflich dünkenden Vorräten walteten, glaubte sich das einfache Dorfmädchen mit Geringschätzung betrachtet.

Draußen sah sie sich im Schloßhof um, jedoch immer die Thüre im Auge

*) So spricht sich Kurfürstin Anna in einem Briefe bei Übersendung eines von ihr begehrten Pulvers wörtlich aus.

behaltend, durch die sie die Kurfürstin hatte verschwinden sehen, um ja die für sie bestimmte Botschaft nicht zu versäumen. Was war das für ein wunderlich Gebäude, das sie dort sah? Sie ging näher. Wohl zweihundert Schritt ins Geviert mochte es haben; mit Wall und Wassergraben war es eingefaßt; ganz schmucklos und kahl schien es aufgebaut, doch aus den Essen quoll dicker Rauch. Ein herauskommender Arbeiter gab ihr Bericht: „Das ist das Hauptdestillierhaus und Laboratorium unserer Frau Kurfürstin, wo das treffliche aqua vitae gebraut wird. Vier große Öfen stehen darin, und geschickte Wasserbrenner führen die vielen geheimen Vorschriften aus, die von unserer Frau Kurfürstin gegeben werden; sie selbst überwacht alles. Weit berühmt und viel begehrt ist ihr aqua vitae auch im ganzen Reiche."

Gern hätte Margret noch mehr gehört über die geheimnisvolle Bereitung des köstlichen Wassers, von dem sie schon manchmal vernommen hatte; doch sah sie einen kurfürstlichen Diener auf sich zukommen, und sie eilte ihm entgegen.

Er habe Befehl, sie ins Laboratorium zu der Frau Kurfürstin zu führen, meldete der Diener, und in gespannter Erwartung folgte ihm Margret. Durch einen langen Gang, an steilen Wendeltreppen vorüber, gelangte sie in das Vorzimmer, wo ein starker, süßer Veilchenduft sie umfing. Kein Wunder! Hier standen ja viele Körbe, bis zum Rande gefüllt mit den frisch gepflückten, duftenden Frühlingsblumen. Auf der Schwelle erschien die Kurfürstin.

„Nicht wahr, hier ist Wohlgeruch?" sprach sie; „Wir bedürfen dieser Veilchen für Unsere Arzneien, und ist ihre Zeit vorüber, so lassen Wir uns ebenso alle Zaukenblumen, die Wir erlangen können, hierher bringen. Doch, komm nur mit herein!"

Staunend sah Margret sich um in dem großen Raume, wohin sie der Kurfürstin folgte. Große Gefäße mit Regenwasser, Schneewasser und gesammeltem Tau standen an der Wand hin, ein jedes versehen mit dem Vermerk, wo und wann es gesammelt worden war. Große Büschel von allerlei getrockneten Kräutern waren an Fäden aufgehängt und erfüllten die Luft mit wunderlichem Geruch. Auf Regalen standen Töpfe und Schüsseln mit verschiedenen Fetten und Schmalzen zur Bereitung von Salben. Eine Menge von Krügen und Gläsern, auch schöne silberne Gefäße mit geheimnisvollem Inhalt, und eine Fülle heilsamer und seltsamer Erzeugnisse aus allen Reichen der Natur war ringsumher zu sehen.

Doch die Kurfürstin ließ Margret nicht lange Zeit sich umzuschauen. „Jetzt gieb wohl acht, mein Kind, auf das, was Wir dir zu sagen haben, und merke dir alles wohl. Dreierlei wollen Wir dir mitgeben für deine Kranke; merke auf, damit du alles recht gebrauchst.

Hier ist zum ersten in einem großen Glas ein sehr köstlich Wasser wider die Hitze enthalten, welches an vielen in dergleichen Fällen sich bewährt und die Hitze gelöscht hat, auch gar wohl bekommen ist. Die Kranke soll, wenn die Hitze ihr ankommt, einen guten Trunk dieses Wassers thun, so wird sie bald Linderung verspüren.

Zum andern ist hier ein Pulver, künstlich bereitet nach einem geheimen Rezept aus dem Arzneibuch des Jungfrauenklosters zu Gerbstädt, das mir die Äbtissin zu treuen Händen geliehen; davon soll die Kranke des Morgens, des

Mittags und des Abends je eine gute Messerspitze voll schlucken, und so sie das nicht vermag, magst du ihr's in einen Trunk Wassers rühren, daß sie's also trinke.

Zum dritten ist hier ein kleines Glas mit köstlichem aqua vitae; das magst du, wenn Besserung eingetreten ist, zur Stärkung und Kräftigung der Kranken also gebrauchen: Du nimmst die Brosamen von altbacknen Semmeln, kleingerieben, thust dazu so viel gestoßnen, reinen Zucker, als der Semmeln sind, mischest es wohl durcheinander und feuchtest es mit dem aqua vitae an. Dann gebrauchst du es des Abends oder Morgens, wie die Not es erfordert, ungefähr einer welschen Nuß groß auf einmal; das giebt eine merkliche Stärkung. Nun beachte alles und nimm die Gläser wohl in acht!"

Margret nahm ihre Schätze in Empfang und verwahrte sie in ihrem Körbchen, und das glückselige Lächeln und der dankbare Blick des feucht schimmernden Auges mußten wohl beredter sein als die wenigen Dankesworte, die sie hervorzubringen vermochte; denn die Kurfürstin blickte sie sehr freundlich an und reichte ihr gnädig die Hand, die Margret mit inniger Dankbarkeit küßte.

„Jetzt folge mir!" sprach die Kurfürstin. „Ein Bote, der einen Brief nach Torgau zu bestellen hat, mag dich ein Stück Wegs begleiten, mindestens durch den Wald und das erste Stücklein Heide. Und dann eile, daß du vor dem Dunkelwerden heimkommst."

Als sie wieder im Schloßhof angelangt waren und die Kurfürstin dem Boten Auftrag gegeben hatte, Margret das Geleit zu geben, wandte sie sich noch einmal zum Abschied an das Mädchen:

„Zweierlei begehren Wir noch von dir; das sollst du seinerzeit Uns hierher melden lassen. Erstlich wünschen Wir zu wissen, was die Krankheit eurer Schulzin für einen Verlauf genommen, und was Unsere Arznei dabei für eine Wirkung gethan hat. Wenn Wir dann nicht selbst in Annaburg sein sollten, so laß Unserm Apotheker, Andreas Peißkern, ausführlichen Bericht zukommen. Das andere magst du in diesem Falle an Unsern Hausvogt Dehn bestellen, nämlich, an welchem Tage dereinst deine Hochzeit gefeiert werden soll; es soll ein Stück Wild aus Unserer Vorratskammer beim Hochzeitsschmaus nicht fehlen."

Margret errötete tief, und dankerfüllt schied sie von der gütigen Fürstin.

Eben kehrte Kurfürst August von einem Ritt zurück; er sprang vom Pferde und trat zu seiner Gemahlin.

„Du siehst heiter aus, Anna," sprach er, „und wer war das hübsche Kind, das dich eben verließ?"

„Ein Bauernmädchen aus Bethau, das meine Hilfe in Anspruch nahm für eine Kranke aus ihrem Dorfe. Mein herzlieber Herr und Gemahl mag dem braven Kinde schon ein paar gute Obstbäumchen auswählen zu seiner baldigen Hochzeit."

„O Anna!" rief der Kurfürst lachend, „hast du wieder ein Paar glücklich zusammengebracht? Wie ist es zugegangen dabei? Erzähle!"

„Ich habe das Mädchen zum ersten Mal gesehen," erwiderte Anna ernsthaft, „und habe nichts anderes mit ihm zu thun gehabt als ihm Arznei zu geben; dabei hat es mir seine Geschichte erzählt. Doch, da der heilige Ehestand

ein Gott gefälliger Stand ist, ist es ja wohl recht und billig, wenn eine christliche Ehefrau einer Jungfrau förderlich zur Seite steht. Nur weiß ich nicht, was mein lieber Herr eigentlich meint, und warum er mich solches fragt."

„Ist mir nicht zu Ohren gekommen, daß meine freundliche, liebe Gemahlin just wieder in Korrespondenz steht mit Unserm Amtshauptmann Hans von Carlowitz wegen eines Gemahls für ihre Kammerjungfrau von Friesen?"

Anna lächelte, und der Kurfürst sagte herzlich: „In keiner bessern Hand können solche Angelegenheiten liegen als in der deinigen; denn liebevolle Fürsorge und Herzensgüte bestimmen dich in allem; darum möge meine liebe Gemahlin in allen Stücken thun, was sie für das Beste hält."

Margret eilte inzwischen beflügelten Schrittes heimwärts. So schnell war ihr Gang, daß sie mehrmals auf den in gleichmäßigem Schritt wandernden, ihr beigegebenen Begleiter warten mußte und von diesem gemahnt wurde, einen vernünftigen Schritt einzuhalten, da sonst ihre Kraft nicht bis nach Haus ausreichen werde. Doch Margrets Herz war übervoll von Freude; sie spürte keine Müdigkeit und meinte, sie könne mit Leichtigkeit den Weg heut noch zweimal machen.

Doch als sie durch den Wald gingen, war Margret gar dankbar für den Begleiter, der den Weg vor ihr her bahnte, und dessen derber Stock ein tröstlicher Anblick war bei der Erinnerung an die Schrecknisse des Weges am Vormittag. Es hatte dieser Stock, wie sein Träger versicherte, schon manchem ungebetenen Gesellen den Heimweg gelehrt.

Noch ein Stück Wegs durch die Heide begleitete der Bote Margret; dann, auf ihre Versicherung, daß sie gar nichts fürchte, schlug er eine andere Richtung ein. Wie anders der Weg jetzt als heut in der Frühe! Margret achtete auf gar nichts, was um sie her vorging; aber jedes Wort, das die Kurfürstin zu ihr gesprochen hatte, wiederholte sie in ihrem Herzen; jeder Blick, jede Miene derselben stand deutlich vor ihrem innern Auge; unvergeßlich sollte ihr das alles bleiben.

Ihr Herz pochte vor Freude, und sie brannte vor Ungeduld, bald heimzukommen und alles zu erzählen. Sie gönnte sich keine Ruhepause. Wenn ihr Schritt zu ermatten begann, dachte sie der ihrer harrenden Kranken und nahm neuen Anlauf. Dort war auch schon das ersehnte Gehölz; die ersten Bäume schienen vertraut zu grüßen. Auch dies ward durchschritten, und jetzt lag Bethau friedlich im Glanze der Nachmittagssonne vor ihr.

Ohne sich aufzuhalten, eilte sie vorüber an den Bekannten, die neugierig in ihr vom Lauf erhitztes Gesicht blickten und Fragen an sie richteten. Und nun erreichte sie ihr Heim. Wohin zuerst? Zum Großmütterlein oder zur kranken Schulzin? Rasch that sie einen Blick durchs Fenster der letzteren! Ach, da saß ja wirklich die liebe, gute Großmutter am Bett der Kranken. Ja, so war's freilich am besten. Nun schnell hinein!

„Schon zurück, mein Liebling? So frühe hatte ich dich kaum erwartet!" sagte erfreut die alte Frau, als die Enkelin sie zärtlich umarmte.

„Gott sei Dank, daß du wieder da bist, Margret!" rief die Schulzin, sich aufrichtend. „Wie ist dir's ergangen? Hast du etwas ausgerichtet? Hast du die Kurfürstin selbst gesehen?"

„Alles werd' ich Euch ausführlich erzählen und nach und nach berichten. Hier, seht meine Schätze!" Und Margret packte sorglich aus ihrem Körbchen die Gläser der Kurfürstin.

„Mich dünkt, von dem Wasser wider die Hitze möcht' ich Euch gleich einen guten Schluck geben, Schulzin," sagte sie zu der kranken Frau, die jetzt mit glühendem Gesicht erschöpft aufs Kissen zurückgesunken war, nachdem sie den ganzen Tag in fieberhafter Spannung und Aufregung verbracht hatte.

„Thue das, mein Kind; die Schulzin hat heute jede Speise und jedes Labsal zurückgewiesen," erwiderte die Großmutter, indem sie einen Becher aus dem Schranke holte.

Vorsichtig, damit kein Tropfen verloren gehe, goß Margret ein, und begierig nahm die Kranke den Trank, worauf sie bald Kühlung und Erquickung verspürte.

Und nun ging's ans Erzählen. Alles mußte Margret getreulich berichten, und sie that es nur zu gern, ganz stolz sich fühlend, daß sie so viel erlebt hatte. Und manche Frage thaten ihre gespannt lauschenden Zuhörerinnen, und jedes Wort, das „Mutter Anna," wie auch Margret sie nun begeistert nannte, zu ihr gesprochen hatte, ward wiederholt, und sie mußte die Annaburg beschreiben und die Kurfürstin und ihre Jungfrauen und die Diener und Mägde, bis die Großmutter darauf hinwies, daß es dunkel zu werden beginne und alle der Ruhe bedürften.

Margret ließ es sich nicht nehmen, wieder die Nacht bei der Kranken zu bleiben. „Ich würde doch nicht viel schlafen können," sagte sie fröhlich, „ich bin gar zu glücklich, und meine Arznei kann ich heute auch noch niemand anderem anvertrauen."

„Margret," so ließ sich in der Nacht die Stimme der Schulzin vernehmen, „ich merke, daß du nicht schläfst; wolltest du dich wohl ein wenig neben mich setzen? Ich hätte gern mit dir gesprochen."

Margret gehorchte; sie ließ sich auf den Stuhl neben dem Bett der Kranken nieder, und diese begann, ihr forschend ins Gesicht blickend, das von dem spärlichen Scheine der kleinen Lampe beleuchtet ward:

„Margret, ich finde keine Ruhe, bis ich alles vom Herzen heruntergeredet habe, was mich drückt. Sieh, seit du so liebreich und sorglich dich um mich gemüht, und vor allem, seit du den Gang nach Annaburg für mich gewagt hast, da ist mir's gewiß geworden, daß es kein Mädchen auf der Welt geben kann, das ich so gern als meine Schwiegertochter sehen möchte wie dich. Nun weiß ich wohl, daß ihr, der Joachim und du, euch allzeit liebtet, und tausendfach hab' ich's bereut in diesen Tagen, daß ich's auf alle Weise zu hindern bemüht war. Ich weiß auch, daß du nach keinem anderen Burschen geblickt hast die Jahre, seit der Joachim fort ist; aber bist du seiner auch ganz gewiß? Sieh, ich muß nun alles heraussagen. Als ich dem Joachim ernstlich zuredete, ins Braunschweigische zu gehen zu meinem Vetter Christian, der einen großen Hof und viel Gut dort hat, und Joachim im Zorn versicherte, daß ich unter drei Jahren nichts von ihm hören werde, da war mir's so unlieb nicht; denn ich weiß, des Vetters Tochter Sabine ist ein feines und schmuckes Mädchen, und mein Wunsch

war, er möchte dich dort vergessen und einst die Sabine als Frau heimführen. Was damals mein Wunsch war, wäre mir jetzt die härteste Strafe; aber der Gedanke quält mich; so sage mir, Mädchen, bist du des Joachim gewiß?"

„Seid ganz ohne Sorge darüber, Schulzin," war alles, was Margret erwiderte; aber ihr fröhliches Lächeln zeigte deutlich, daß sie die Besorgnisse der Schulzin nicht teilte.

„Du hast von ihm gehört," fuhr die Schulzin auf, „du hast von ihm gehört, sonst könntest du nicht so ruhig bleiben, und ich, seine Mutter, weiß nichts von ihm! Doch sage mir, was ist's?"

„Nicht viel, Schulzin," antwortete Margret errötend. „Ihr habt wohl gehört, daß freundschaftliche Beziehungen bestehen zwischen dem braunschweigischen und dem kursächsischen Hofe. So sind denn vor einiger Zeit Boten des Herzogs Heinrich mit Briefen an unsern Kurfürsten gekommen, worin dieser gebeten ward, des Herzogs Sohn Otto eine Zeit lang an seinen Hof zu nehmen. Unser Kurfürst hat auch darein gewilligt, und Briefe sind darüber gewechselt worden hin und her, und der eine der Boten ist dem Joachim wohl bekannt gewesen. Der hat ihm versprechen müssen, mich aufzusuchen, wenn er seinen Auftrag ausgerichtet habe, und er hat mir dies bestellt: Der Joachim werde im Herbst zurückkommen, wie verabredet, und zwischen uns bleibe es beim alten; eher würden die Sterne vom Himmel fallen, ehe er von seiner Treue zu mir lassen würde. Und einen Gruß von mir hat der Bote wieder zurücknehmen müssen."

„Gott sei Dank," sagte die Schulzin leise, „obschon es hart ist für die Mutter, das Vertrauen des Sohnes verloren zu haben."

Margret bemühte sich liebevoll um die Kranke, und es ward ihr nicht schwer, sie zu überzeugen, daß Vertrauen und Dankbarkeit des Sohnes bald stärker als je wieder zurückkehren würden.

Sobald der Schulzin die Last vom Herzen war und sie sich noch einmal an Mutter Annas Wasser erquickt hatte, fiel sie ganz erschöpft in einen festen Schlaf. Als sie erwachte, fühlte sie sich leichter, und von da an schritt die Besserung vorwärts.

Nach drei Wochen hatte ein Mann, welcher Kräuter, die in der Umgegend gesammelt waren, nach der Annaburg tragen mußte, dort folgende Botschaft auszurichten: Es lasse die vordem kranke Schulzin, die nun fast ganz wieder genesen sei, der gnädigen Frau Kurfürstin unterthänig Dank sagen für die Arznei, so sie ihr durch Margarete Veitin gesandt, welche Arznei ihr in ihrer Krankheit trefflich genützt und die Hitze gelöscht habe, die sie lange Zeit geplagt; auch nehme sie jetzt täglich noch zu ihrer Stärkung und Kräftigung einige Tropfen des aqua vitae in der Weise, wie die gnädige Kurfürstin verordnet habe, und sie hoffe, zu ihrer vorigen Gesundheit bald wieder völlig zu gelangen. —

Der Sommer verging; der Herbst kam, und Joachim kehrte zurück in die Heimat, sonngebräunt und frisch und munter. Kaum konnte er's fassen, wie es möglich sei, daß seiner Mutter sonst gar unbeugsamer Sinn sich so gewandelt habe, und überglücklich war er über die Wendung, die sein Geschick dadurch genommen hatte. Wieder und wieder wollte er hören, wie alles gekommen sei, und er ward nicht müde, sein treues, beherztes Mädchen zu bewundern und zu rühmen. Und die



Schulzin versicherte einmal übers andere, keine liebere Tochter könne ihr der Joachim ins Haus bringen als die Margret, und je eher er Hochzeit mache, um so lieber sei es ihr.

Vor dem Frühjahr aber dürfe die Hochzeit nicht sein, bestimmte Margrets Großmutter. Manch Stück Flachs hatte sie gesponnen, das der Weber zu schöner, fester Leinwand webte; daraus sollte Margret fleißig Wäsche nähen zur Aussteuer in diesem Winter. Viel frohe und glückliche Stunden verbrachte das Brautpaar zusammen nach der langen Trennung. Einst fragte Margret leise ihren Joachim mit schelmischem Blick:

„Und wie stand's mit der Sabine?"

„Sabine," antwortete Joachim lachend, „ja, liebes Herz, die hatte ihren Hans lange schon, ehe ich hinkam. Und selbst wenn ich's nicht selbst so gewollt hätte, hätt' ich doch nichts anders thun können als den beiden zusehen und dabei an meine Margret denken!"

Auch unter den Leuten im Dorfe gab's manche Verwunderung, daß die Schulzin so milde geworden war seit ihrer Krankheit, daß sie insbesondere gegen ihre künftige Schwiegertochter so gar gütig und herzlich sich zeige und ihre Armut, die ihr doch ein so großer Stein des Anstoßes gewesen war, ganz vergessen zu haben scheine. Ja, manche wollten wissen, daß in der Arznei von Annaburg eine geheime Substanz gewesen sei, einen harten Sinn milde zu machen.

Frühe im nächsten Jahre wanderte der Schulzin Sohn, Joachim, durch die Lochauer Heide nach Annaburg, freilich leichteren Herzens als im vorigen Jahre seine Braut. Dem Hausvogt Dehn that er Meldung, daß er gedenke, zur Fastnacht in diesem Jahre des Heils 1579 mit Margarete Veitin, einzig hinterlassener Tochter des weiland Hans Veit zu Bethau, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, und bat ihn, Ihrer Kurfürstlichen Gnaden, die solches zu wissen begehrt, dies anzuzeigen.

Am Abend vor Fastnacht traf ein Bote von Annaburg in Bethau ein. Auf einem Umwege war er gekommen; denn er hatte ein Wäglein nach sich gezogen, das er nicht wohl den schmalen Waldpfad hätte führen können. Darin waren ein stattlich Stück Wild zum Hochzeitsbraten, ein Fäßlein Torgauer Bier zum Festtrunk und daneben noch, sauber in Stroh verpackt, sechs Stück edle junge Obstbäumchen. Dazu sollte er Gruß und Segenswunsch von Ihrer Gnaden, der Frau Kurfürstin, dem jungen Paare entbieten. Einen besondern Gruß hatte er auch noch zu melden von der Kurfürstin Kammerjungfrau von Friesen, die begehrte, man solle auch auf ihr Wohl einen Trunk thun, da ihr am selbigen Tage mit ihrem erwählten Gemahl am Hofe die Hochzeit von der gnädigen Frau Kurfürstin ausgerichtet werde.

Jubelnd wurde der kurfürstliche Bote empfangen, und da es zum Weitermarsch für ihn ohnehin zu spät war, mußte er einwilligen, am anderen Tage mit unter den Hochzeitsgästen zu sein. Das war ein Fest! Das ganze Dorf war in Bewegung. An der reichen Hochzeitstafel saßen rechts und links von dem vielbewunderten Brautpaare die Schulzin im Glanze ihres hochzeitlichen Prachtgewandes und Margaretens Großmutter, strahlend vor Freude über das Glück ihres

geliebten Enkelkindes und neben dieser ihr alter, ehrwürdiger Freund, der Pfarrer des Orts. Dann folgten in bunter Reihe Joachims getreuer Kamerad Fritz mit seiner jungen Frau und all die Nachbarn und Freunde von nah und fern. Manch gutes Wort ward gesprochen während des Mahles, manch ehrlich gemeintes Wohl getrunken; doch am freudigsten war der Jubel, am lautesten die Zustimmung, am hellsten klangen die Becher zusammen, als der Pfarrer das Hoch ausbrachte auf die Spenderin vieler herzerfreuender Gaben, auf die Freundin und Helferin der Leidenden und Bedrängten:

„Mutter Anna!“

H. Brückmann.

Johann Georg Ehrlich, Dresdens Wohlthäter.

Ein Lebensbild aus alter Zeit.

„Sinne nach über Tod und Leben, und habe einen freudigen Mut, und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.“ So mahnt der einstmalige Revisor der Holsteinschen Bank zu Altona, der fromme Wandsbecker Bote Matthias Claudius, seinen Sohn Johannes. Muß es uns nicht herzlich freuen, von einem Dresdner schlichten Bürger zu hören, welcher lange vor Matthias Claudius diese Mahnung in trefflichster Weise zur That hat werden lassen? Es ist dies Johann Georg Ehrlich, Kauf- und Handelsherr zu Dresden, auch eine Zeit lang Ältester der Kramerinnung, Senator und städtischer Wagemeister, geboren den 13. Oktober 1676. Derselbe betrieb in seinem Hause auf der Töpfergasse, an der Ecke der Brühlschen Gasse, an welchem noch jetzt in goldenen Buchstaben der Name Jesus prangt, ein kaufmännisches Geschäft, das ihm bei Fleiß und Redlichkeit reichen Gewinn brachte. Dabei war es jederzeit seine Freude, Armen und Notleidenden, wie er sagte, „etwas von demjenigen Segen, den der allmächtige Gott ihm zugeworfen, mitzuteilen.“ Neben vielem Almosen an einzelne Hausarme schenkte er z. B. 1738 den Alumnen der Schule zum heiligen Kreuz ein Kapital von 1537 Thalern, weil ihm glaubwürdig vorgebracht worden sei, daß selbige zur Anschaffung des Brotes dergleichen Hilfe höchst benötigt wären; für die jährlichen Zinsen dieses Kapitales sollten die Alumnen zu Gottes Ehre alle Jahre am 13. Oktober, als an Ehrlichs Geburtstage, „vor seinem Hause an der Töpfergasse, darinnen er durch Gottes Segen sein Stücklein Brot erworben, ihm und seinen Erben und allen nachfolgenden Besitzern des gedachten Hauses abends bei Fackelschein vier Lob- und Danklieder nebst einer Motette langsam, auch mit Fleiß und Andacht absingen.“

Ehrlich war auch ein treues Glied seiner Kirchengemeinde. Von seinem Krankenlager aus schrieb er einst an den Rat, als er wegen seines Ausbleibens von einer Sitzung sich brieflich entschuldigte: „er hoffe, künftigen Sonntag wieder die Kirche besuchen zu können.“ So sorgte Ehrlich auch dadurch für das kirchliche Leben der Stadt, daß er die sogenannte Lazarett- oder Krankenhauskirche, das ist die jetzige Stifts- oder Jakobskirche, neu herstellen und verbessern ließ. Dieselbe,

1588 erbaut, war baufällig und so klein, daß viele Besucher draußen im Hofe auf Bänken vor den Kirchenfenstern den Gottesdienst abwarten mußten. Kam nun ein Sturm oder Regen, und trat vollends Winterkälte ein, so mußten viele Kirchbesucher wieder fortgehen. Daher ließ Ehrlich auf seine Kosten dieses alte Kirchlein wesentlich erweitern und inwendig ringsum Emporen erbauen; auf sein Ersuchen erhielt er dazu das Steinwerk, vielleicht auch den Altar der abgebrochenen, alten Frauenkirche bewilligt. Am 12. Oktober 1738 wurde die neugebaute Kirche nach fünfundzwanzig Wochen dauernder Arbeit durch D. Valentin Löscher eingeweiht, ein wahres Freudenfest für Ehrlich, der im Frühling desselben Jahres gerade von einer schweren Krankheit genesen war. Doch nicht rastete sein für Wohlthun begeistertes Gemüt. Wenn der Dichter leider nur zu wahr sagt: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!“ so sehen wir glücklicherweise auch, daß zuweilen ebenso das Gegenteil zur Wahrheit wird: Das ist der Segen einer wahrhaft guten That, daß sie den Keim anderer guter Thaten in sich birgt. So auch hier bei unserem wackeren Kaufmann Ehrlich. Durch den Neubau der Lazarettkirche wurde er wahrscheinlich mit den Verhältnissen jener Vorstadt bekannt, die wir jetzt zusammenfassend die Wilsdruffer Vorstadt nennen, die aber damals, vor 150 Jahren, aus mehreren besonderen einzelnen Gemeinden, z. B. der Poppitzer, der Fischersdorfer und der Viehweider Gemeinde, bestand. Letztere umfaßte in jener Zeit die Gegend von der jetzigen Stiftsstraße bis zum Schützenplatz. (Beiläufig sei bemerkt: Der Freiberger Platz hieß damals wenig poetisch „An der Entenpfütze,“ und der jetzige Stiftsplatz trug den schauerlichen Namen „Am Rabenstein,“ weil damals thatsächlich Hinrichtungen dort stattfanden.) Die Lazarettkirche lag also inmitten der Viehweider Gemeinde, und Ehrlich war mit weitsichtigem, klarem Blicke darauf bedacht, der letzteren neben dem Gotteshaus noch eine andere Wohlthat zu stiften, nämlich eine Schule für arme Kinder, und zwar eine solche, die den armen Kindern etwas Besseres und Höheres zu bieten im stande sei als die damaligen, in traurigem Zustande befindlichen Volksschulen, soweit man überhaupt von solchen reden kann, zu bieten vermochten. Rasch ging der wackere Mann ans Werk. Auf ein Stück Feld, welches er kaufte und zu Gärten umwandeln ließ (neun Scheffel Aussaat zu 600 Thaler), wurde vom Sommer 1740—1741 auf Ehrlichs Kosten jenes Schulhaus erbaut, das wir noch jetzt



Johann Georg Ehrlich.

Stiftsstraße 11 vor uns haben. Auch zu diesem Bau erhielt Ehrlich die Steine von dem Abbruch einer alten Kirche, und zwar der Neustädter sogenannten Interimskirche, bewilligt. Im übrigen wollte und wußte er später nicht anzugeben, was ihn der Bau kostete, gleichwie er auch nicht angeben wollte, was ihn die Lazarettkirche zu erneuern gekostet hatte. „Denn," sagte der brave Mann, „ich lasse in solchen Sachen meine linke Hand nicht merken, viel weniger andere Leute wissen, was die rechte Hand thut, oder was und wieviel ich der Armut zuwende."

Mitten nun in die emsigen Vorbereitungen, welche Ehrlich zum Zwecke der Eröffnung seiner Schul- und Armenstiftung traf, fiel ein Ereignis so eigentümlicher und ergreifender Art, daß wir nicht Wahrheit, sondern Dichtung vor uns zu haben glauben. Und doch ist's reine Wahrheit, thatsächliche Wirklichkeit, die Rückkehr des längst verlorenen oder totgeglaubten einzigen Sohnes unseres lieben Ehrlich aus dem fernen Java, aus Holländisch-Ostindien. Wunderbar sind oft die Wege, die der Herr mit den Seinigen geht. Ehrlichs häusliches Leben brachte neben vielen Freuden auch bitteres Weh mit sich. Viermal war er verheiratet, aber alle vier Gattinnen sah er nach einander ins Grab sinken. Seine letzte Frau, Anna Dorothea, geborene Franz, wurde gerade an des Gatten Geburtstag, am 13. Oktober 1737, zur letzten Ruhe bestattet. Vierzehn Kinder wurden ihm geschenkt, aber alle starben vor dem Vater bis auf einen Sohn, Johann Gotthold Ehrlich, geboren 1711, und das war ein Sorgenkind, ein Schmerzenssohn. Durch Privatlehrer auf das sorgfältigste unterrichtet, wurde er 1724 Schüler der altberühmten sächsischen Fürstenschule Schulpforta bei Naumburg. Aber schon nach zwei Jahren ging er von dort weg, um in Leipzig bei dem „fürnehmen Kauf- und Handelsherrn Christoph Trogen" die Kaufmannschaft zu erlernen. Leider seinem Vater sehr unähnlich, ein schwacher, leichtfertiger Charakter, hielt es Gotthold Ehrlich auch da nicht lange aus, sondern wanderte um 1730, mit 3 Thalern in der Tasche, ohne des Vaters Einwilligung, durch Deutschland nach Holland, wo er völlig verarmt und verzweifelt in Amsterdam sogenannten Seelenkäufern oder Werbern in die Hände fiel (sie hießen Cörth Iserbeck und Franz Hahnebrink), welche ihn für die holländisch-ostindische Armee anwarben. Nach langer, gefahrvoller Seereise erreichte Gotthold Ehrlich die Insel Java, wo er in zehnjährigem harten Kriegsdienste unter viel Not, Gefahr und Entbehrung seinen jugendlichen Leichtsinn schwer büßen mußte. Endlich hieß es auch bei ihm wie beim verlorenen Sohne: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen." Als Sergeant aus dem Dienste in Asien entlassen, kam unser junger Dresdner am 11. Juni 1740 wohlbehalten wieder in Europa an und meldete von Amsterdam seinem Vater, daß er noch lebe. Seit dem 28. September 1834 scheint der Sohn nicht mehr an den bekümmerten Vater geschrieben zu haben; in letzterem Briefe schildert er das ungesunde Klima und das wilde Naturell der Einwohner Javas und nennt diese Insel geradezu „eine Löwengrube, ein lodernd Fegefeuer, ja ein Zuchthaus der ganzen Welt." Wie wahrscheinlich mußte es demnach dem armen, alten Vater in Dresden sein, daß sein Sohn in Java längst umgekommen sei, zumal er keinen Brief mehr von ihm erhalten hatte. Wer kann aber nun die Freude des Vaterherzens ermessen, als er jene unerwartete Kunde von dem zurückgekehrten Sohne aus

Amsterdam erhielt und alsbald danach am 2. August 1740 dieser selber in Dresden eintraf!

Welch neues, fröhliches Leben erwachte da in dem alten, stattlichen Bürgerhause auf der Töpfergasse, wo der stille, ernste Vater Ehrlich vereinsamt als Witwer jahrelang gelebt und um die Seinigen getrauert hatte. Der alte Senator richtete sogleich am andern Tage nach Ankunft seines Sohnes Gotthold ein großes Freudenmahl aus, wozu viele seiner Verwandten, verschiedene Herren des Rates und hohe Gönner des Hauses geladen waren. Abends erschienen die Kreuzschul-Alumnen vor dem Hause und brachten bei brennenden Wachsfackeln „ein freudenvolles Lob- und Dankopfer" dar. Am darauf folgenden Sonntagvormittag aber



Die alte (1898 abgebrochene) Ehrlichsche Gestiftskirche.

ließ der hochbeglückte Vater nach der Predigt in der Kreuz-, Frauen- und Lazarettkirche dem allbarmherzigen Gotte öffentlich vor versammelter Gemeinde für gnädige Erhaltung seines Sohnes Danksagungen darbringen, und Gotthold Ehrlich selbst mußte an der Thüre der von seinem Vater neuerbauten Lazarett- oder Stiftskirche den Armen ein reichliches Almosen eigenhändig austeilen, um auch diese an der Freude des Hauses teilnehmen zu lassen.

Ehrlich hatte sich vor der Rückkehr seines Sohnes mit dem Gedanken getragen, fast sein ganzes, ansehnliches Vermögen der Stadt Dresden zu mildthätigen Zwecken zu vermachen. Das wurde nun natürlich anders. In zwei Testamenten von 1741 und 1743 setzte Ehrlich seinen Sohn Gotthold zum Universalerben ein. Gar reichlich bedachte er daneben seine Schul- und Armen-

stiftungen, welche folgende Legate empfingen: 1) Das neuerbaute Schulhaus auf der Stiftsstraße mit einem großen, an drei Gärtner verpachteten Garten (jetzt seit etwa sechzig Jahren von der städtischen Gasanstalt erpachtet). 2) Das Vorwerk vor dem Ziegelschlage mit 112 Scheffel Land an Feldern, Wiesen und Gärten, von da an das Schulgut genannt (jenes weite Areal, auf welchem sich gegenwärtig die Schulgut-, Rietschel-, sowie ein großer Teil der Marschallstraße und des Holbeinplatzes erheben). 3) Ein großer, ebenfalls an drei Gärtner verpachteter Garten am Rampischen Schlage (ein höchst wertvoller Besitz, auf dessen Grund und Boden in neuerer Zeit die Johanneskirche, die 1. und 18. Bezirksschule, die ganze Pestalozzistraße und ein großer Teil der Dürer- und Holbeinstraße erbaut



Die alte Ehrlichsche Gestiftsschule.

worden ist). Die Pachterträge dieser Besitztümer betrugen 1740 etwa 1050 Thaler, so daß der damalige Kapitalwert der Ehrlichschen Stiftung auf etwa 24000 Thaler zu schätzen ist, eine für jene Zeit sehr bedeutende Summe.

In eindringlichster Weise legte Johann Georg Ehrlich in seinem Testamente die Fürsorge für die Stiftung seinen Erben ans Herz. Es heißt da: „Meinen Sohn und folgende Erben bitte ich herzlich, daß sie sich dasjenige, so ich bishero an die Armut verwendet, nicht etwa wollen dauern lassen, weil solches allen ihnen nicht zum Tort und Schaden, sondern aus treuem, wohlmeinendem Herzen, um den Segen Gottes desto reichlicher über sie zu bringen, geschehen ist. Denn ich halte gänzlich und gewiß dafür, wenn Gott nicht meine Gestifte schon zuvor, ehe sie mir in den Sinn gekommen, gesehen hätte, so würde ich einesteils nicht zu diesem Vermögen gelanget, anderenteils nicht dieses Alter erreicht haben. Also lassen sich meine Erben dieses alles wohlgefallen, und wenn ihnen Gott mit der

Zeit von irdischem Vermögen auch etwas giebt, so mögen sie ja nicht denken, es einzig und allein für ihre Kinder hinzulegen, sondern mögen mir nachfolgen und thun nach ihrem Vermögen, was sie können, zum Besten der Stadt und ihrer Armen." Zugleich spricht Ehrlich in seinem Testamente die gewisse Zuversicht aus, „daß Gott noch andere, ihm gleichgesinnte Wohlthäter erwecken werde, die seine Stiftung erweitern und vermehren würden," und zu seiner großen Freude erlebte er es noch, daß der Oberälteste der Dresdner Chirurgen, Johann Gottfried Müller, 1742 der Ehrlichschen Armenschule 1000 Thaler und eine „ungenannte fürnehme Frau vom Adel" 100 Thaler vermachten. Ehrlich erkannte darin einen augenscheinlichen Beweis, daß, wie er sagte, „Gott mit im Spiel sei, und der das



Die neue Ehrlichsche Gestiftsschule.

Werk angefangen habe, derselbe große Gott wird es wissen zu vollführen und ihn in seiner Hoffnung nicht täuschen, sondern mit der Zeit ein dem Halleschen Waisenhaus gleiches Werk daraus erwachsen lassen." Ja, dieses hohe Ziel, für die ihm teure Stadt Dresden ein ähnlich großartiges Denkmal christlicher Nächstenliebe zu schaffen, wie es der unvergeßliche August Hermann Francke, ein Zeitgenosse Ehrlichs, in den Jahren 1695—1727 in Halle errichtet hat, und wie es noch jetzt dort in großem Segen besteht, dieses hohe Ziel schwebte unserem Ehrlich vor.

Ehrlichs zweites und letztes Testament, welches man nur mit tiefer Rührung durchlesen kann, stammt vom 23. Januar 1743. Er hat darin sein Haus gewissenhaft und wohl bestellt. Schon sechzehn Tage später, am 8. Februar 1743, ging er heim, siebenundsechzig Jahre alt; er starb in seinem Hause auf der Töpfergasse. Im Kirchenbuch ist als Todesursache „Verzehrung" angegeben, wahrscheinlich ist damit Altersschwäche gemeint. Am 13. Februar wurde sein irdisches Teil in einem

4*

Bogen, d. h. in einer Erbgruft auf dem alten Johannesfriedhofe, abends in der Stille bestattet. Der treffliche Mann erlebte nicht mehr die Eröffnung seines Schul- und Armenstiftes. „Dafür hat nun," wie die Dresdner Chronik erzählt, „sein Sohn Gotthold Ehrlich am 21. Februar 1743 nachmittags die 100 ausgewählten armen Schulkinder, 50 Knaben und 50 Mädchen, in neuen, grauen und schwarzen Anzügen, von dem Schulhaus auf der Stiftsstraße aus zur gegenüberliegenden Lazarettkirche unter dem Gesange: ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten' geführt, und sind nach angehörter Predigt und gehaltenem Katechismusexamen unter Anstimmung des Gesanges: ‚Warum betrübst du dich, mein Herz?' wiederum in die Schule zurückgezogen und haben mit dem Danklied: ‚Nun lob' mein' Seel' den Herrn' ihre Andacht geschlossen."

So war denn Ehrlichs Stiftung ins Leben getreten. Welche Wohlthaten spendete sie? 1) 100 arme Kinder erhielten durch sie von nun an freien Unterricht im Christentum, Lesen, Schreiben und Rechnen, besonders geschickte Knaben aber auch im Latein nach dem Lehrbuch des Donatus. 2) 50 von diesen Kindern empfingen wöchentlich ein großes Brot. 3) 6 der bedürftigsten Knaben, die in der Lazarettkirche den Chorsingedienst zu verrichten hatten, erhielten bei ihrem Austritt aus der Schule entweder je einen grauen Tuchanzug zu 6 oder später zu 15 Thalern, oder die Gebühren ihrer Aufnahme in ein Handwerk, und endlich 4) für 100 erwachsene Hausarme wurde allsonntäglich nach dem Gottesdienst je ein großes Brot gespendet. Die gegenwärtig von Ehrlichs Stiftung gespendeten geistigen und leiblichen Wohlthaten sind weit größere und umfassendere als die anfangs gewährten.

Daß es dem Vater Ehrlich daran gelegen war, eine besonders gute Schule zu stiften, sieht man aus der Anordnung, daß als Lehrer an derselben stets zwei wohlstudierte Subjekte, d. h. akademisch gebildete Theologen, sogenannte Katecheten, wirken sollten, eine Anordnung, welche die Ehrlichsche Schule sofort wesentlich über die damaligen sogenannten Armenschulen emporhebt, an welchen entweder entlassene Unteroffiziere oder allerhand andere Leute, die in ihrem Handel und Gewerbe nicht vorwärts kamen, auf notdürftige Weise das Lehramt verwalteten. Richtig ausgebildete Volksschullehrer gab es ja damals noch nicht. Ist doch das erste Lehrerseminar Sachsens, das in Dresden-Friedrichstadt, erst 1787 gegründet worden.

Ungemein wechselvoll waren die Schicksale der Ehrlichschen Stiftung. Infolge des siebenjährigen Krieges sowie der Napoleonischen Kriegszeiten verarmte die Stiftung so, daß sie gleichsam nahe am Auslöschen war. Aber wunderbar hat Gottes Hand über der Stiftung schirmend gewaltet. Der treuen und sparsamen Verwaltung von Seiten der städtischen und kirchlichen Behörden ist es zu danken, daß Ehrlichs Stiftung diese schweren Zeiten überstanden hat. Seit 1871 ist sie in unerwartetster Weise zu neuer Blüte und zu großem Besitze gelangt. Durch Verkauf eines Teiles der gewaltigen Ländereien, die dem Stifte gehören, und auf denen, wie gesagt, jetzt große, prächtige, moderne Stadtteile sich erheben, ist das Vermögen der Stiftung auf mehr als 1800000 Mark bar gestiegen; die jährlichen Einnahmen, die noch 1837 kaum 6000 Mark betrugen, erreichen jetzt die Höhe von etwa 70000 Mark. Das neue prächtige Stiftsgebäude, Grunaer Straße 51, in

welchem jetzt sämtliche 50 Kinder völlige Erziehung und Verpflegung genießen, stellt mit dem großen Garten daneben einen Wert von mindestens 400000 Mark dar.

In dem zu der Anstalt gehörigen Schulgebäude erhalten außer den Zöglingen noch 200 Kinder unentgeltlichen Unterricht, nebst den nötigen Büchern und Schreibmaterialien, und 50 unter ihnen haben täglich Freitisch. Die Mädchen genießen, nachdem sie die gesetzliche Schulzeit erfüllt haben, noch den Segen einer Fortbildungsschule, in welcher sie alle zur Führung eines Haushaltes unentbehrlichen Kenntnisse und Fertigkeiten sich aneignen können; die Knabenfortbildungsschule berechtigt zum Eintritt in die mittlere Postkarriere. Was nun aber die Ehrlichsche Stiftung noch jetzt an Bauplätzen in gesuchtester Lage der Stadt zwischen der Pirnaischen Land- und der Striesener Straße, ferner in der Gegend der Dürer- und Silbermannstraße und endlich zwischen der Blumenstraße und der Elbe bis zu Antons hin besitzt, das berechnet sich nicht mehr nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen an Wert. Dies alles ist das Werk und die Gabe eines schlichten Dresdner Bürgers, der ein warmes Herz für seine Heimat und seine ärmeren Mitmenschen hatte. Senfkornartig ist seine milde Stiftung emporgewachsen zu einem stattlichen Baum, auf welchen stolz zu sein die Stadt Dresden volles Recht hat.

Dr. Neubert, früher Prediger am Ehrlichschen Gestift.

Johann Schneider, der Meister im Orgelspiel.

Von einem Fürsten wollen die „Bunten Bilder aus Sachsen“ in folgendem erzählen. Zwar war es nicht ein König auf goldenem Throne, aber ein Fürst im Reiche der Töne, und seine Unterthanen, die alle vereint vor ihm standen, wußte er derart zu regieren, daß sie ihm gehorsam sein mußten. Vermochte er sie doch also zu beleben, daß sie, obgleich nur von Metall oder Holz, die immer zahlreich erschienene Zuhörerschaft begeisterten und der Erde entrückten. Freilich war die Orgel, die er allsonntäglich spielte, von eines Meisters Hand, von dem berühmten Silbermann, gebaut. Aber auch die Werke anderer Orgelbaumeister verstand der „Orgelkönig“ zu beherrschen, zu beleben und — zu prüfen, und wenn er dieses that, faßten die Gotteshäuser die Menschen kaum, die gekommen waren, in Andacht den Harmonien zu lauschen, welche der „Orgelfürst“ den Meisterwerken entquellen ließ.

Johann Schneider*) war geboren als der zweite Sohn Johann Gottlob Schneiders, eines wackeren Lehrers und tüchtigen Organisten zu Altgersdorf bei

*) Litteratur. 1. Sächsische Schulzeitung, Jahrg. 1861, Nr. 33, S. 257—262. Johann Schneider von J. G. Zschaler. Der Artikel ist der ausführlichste, klarste und sachlichste, da der Verfasser dem Künstler sicher sehr nahe stand. Er wurde für die „Bunten Bilder“ entsprechend umgearbeitet und ergänzt. Die übrigen Nummern der Sächsischen Schulzeitung sind in den Anmerkungen angeführt. — 2. Allgemeine Deutsche Biographie. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben. 32. Band (Leipzig 1891); die Biographien über die Familie Schneider von H. M. Schletterer. — 3. Musikalisches Konversationslexikon von Hermann Mendel und Dr. August Reißmann, Berlin 1878. — 4. Dr. Hugo Riemann, Musiklexikon, 5. Aufl., Leipzig 1900. — 5. Dr. Oskar Paul,

Zittau, am 28. Oktober 1789. Bis zum fünften Jahre sorgte der Vater des Knaben nur für die körperliche Entwickelung; dann ward mit weisem Ermessen auch die geistige in Angriff genommen. Buchstaben- und Notenlesen waren die ersten Fertigkeiten, die er sich erwarb, und da Vater Schneider auf dem Klavier und der Orgel ein Meister war, so lenkte er seines Sohnes Streben auf diese Instrumente, die Johann auch nach kurzer Zeit zu spielen anfing.*) Doch nicht genug damit, er mußte auch Violine, Viola, Oboe, Klarinette, Fagott, Horn, Trompete, Posaune und andere Instrumente üben, um später vielleicht eine Musikdirektorstelle annehmen zu können. Gelegenheit zur Erlernung der vielen Instrumente war dem Knaben reichlich geboten; hatte doch das vom Vater gegründete Musikchor zu Altgersdorf sich so rühmlich entwickelt, daß es öfters größere Kirchenmusiken bedeutender Komponisten aufführen konnte. Im 11. Jahre blies Johann bei einer Aufführung der „Schöpfung" von Haydn in Rumburg zur Verwunderung aller Zuhörer die Altposaune. Auf das Orgelspiel hielt jedoch der Vater am meisten; er glaubte, man habe dabei die beste Gelegenheit, mit dem allgütigen Gott in Verbindung zu bleiben, da dieses Instrument nur zur Erhebung der Gemeinde und zur Verherrlichung des Höchsten erbaut sei. Und diese Ansicht des Vaters hat auf unsern Schneider so bleibend eingewirkt, daß er, wiewohl ihm mehrmals Musikdirektor- und Kapellmeisterstellen angeboten wurden, lebenslang seiner Orgel treu blieb. Auch ein guter Cellist blieb er bis zu seinem Tode. Im Singen errang sich Schneider schon frühzeitig eine ganz besondere Fertigkeit, die von einer höchst angenehmen, umfangreichen Diskant- (bis $\bar{\bar{f}}$), später Tenorstimme unterstützt wurde. In den größeren Konzerten Zittaus, die von dem musikliebenden, reichen Kaufmann Exner veranstaltet wurden, hatte er die Solopartien zu singen, wodurch er manches Meisterwerk kennen lernte, daraus er Begeisterung für seine Lehrjahre schöpfte, und nebenbei sich die Gunst und thatkräftige Unterstützung wohlhabender Zuhörer erwarb. Selbst das benachbarte Böhmen machte sehr oft Gebrauch von seiner schönen Stimme. — So war denn der ganze Zuschnitt des Unterrichts und der Erziehung auf die Aus-

---

Handlexikon der Tonkunst, Leipzig 1873. — 6. Geschichte der Dreyßigischen Singakademie in Dresden, herausgegeben von Theodor Seemann, Dresden 1882, S. 13, 19—22, 28 bis 29. — 7. Brockhaus, Konversationslexikon, 14. Aufl., Band 14, S. 559. — Meyers Konversationslexikon, 3. Aufl., 16. Band. — 8. P. G. Tonger, Köln, Konversationslexikon der Tonkunst, herausgegeben als Beilage der Neuen Musikzeitung. (Ohne Jahreszahl, reicht bis 1886, gedenkt gleich dem Riemannschen Lexikon anerkennend der Verdienste Johann Schneiders als Lehrer vieler Meister der Tonkunst.) — 9. Dresdner Journal, 1864, Nr. 85 und 86. — 10. Johann Gottlob Schneider, Organist und Kirchschullehrer zu Alt- und Neugersdorf von 1787 bis 1840. Vortrag, gehalten auf der Jahresversammlung des Kirchenchorverbandes der Amtshauptmannschaft Löbau zu Altgersdorf von P. Seiferth, Lehrer in Neugersdorf. Veröffentlicht in der „Oberlausitzer Dorfzeitung," 1899, Nr. 38 und 39. Ein sehr beachtlicher Vortrag, der über den Vater Johann Schneiders zum ersten Male ausführliche Nachricht giebt, auch sein Bildnis und das der Kirche Altgersdorfs zur Zeit Schneiders bringt. — 11. Private Schriften.

*) Wie Schneider in späteren Jahren seinen Schülern erzählte, hatten er und sein Bruder Friedrich von Haus aus keine Lust zum Orgel- und Klavierspiel. Unerbittlich jedoch trieb sie der Vater an; ja er sperrte sie zeitweilig während des Winters in ein kaltes Zimmer ein und zwang sie, dort Fingerübungen auf einem Klavichord vorzunehmen.



bildung eines tüchtigen Musikers gerichtet, und der Vater hat sein Ziel vollkommen erreicht, denn Schneider wird von allen Musikern seiner Zeit, in musikalischen Werken und Zeitschriften der Orgelkönig, der Orgelfürst und der größte damals lebende Orgelheld Deutschlands genannt.*)

Neben dem künstlerischen Unterrichte wurde aber auch die Erweckung und Pflege eines streng sittlichen Gefühls und religiösen Geistes ins Auge gefaßt. Kein Tag ging im elterlichen Hause vorüber ohne gemeinschaftliches Morgen-, Mittag- und Abendgebet, kein frohes Ereignis ohne Danksagung gegen Gott. Wenn einer der Söhne das Elternhaus verließ, so versammelte der Vater die Familie in seiner Betstube. Dort sang man und flehte knieend den Allgütigen um Schutz für das Kind an, das in die Welt trat. Dieses religiöse Leben im Vaterhause machte einen so tiefen Eindruck auf Schneider, daß er bis in sein Alter mit Thränen der Rührung an die häuslichen Erbauungsstunden dachte und sich darüber also äußerte: „Ach, wie anders ist es heut geworden; dieser religiöse Sinn ist in den meisten Familien geschwunden. Die Kinder treten aus dem Elternhause ohne Gebet, ohne Segen, ohne Weihe und stürzen sich vernunftlos und haltlos in die rauschendsten Vergnügungen der Welt; daher der Untergang so manches Sohnes, so mancher Tochter!“ Schneider selbst besaß wahre Frömmigkeit, die bis zu seinem Tode den schönsten Grundzug seines Charakters bildete. Er hörte bei allen Gottesdiensten, wo er auch beschäftigt war, die Predigt mit der größten Aufmerksamkeit an.



Johann Schneider.

Am 10. Januar 1801 kam Schneider auf das Gymnasium zu Zittau, um sich auf die Universität vorzubereiten. Es konnte nicht fehlen, daß der trefflich beanlagte Sänger sofort Anstellung im Kirchenchor erhielt. Kantor Schönfeld wurde ihm ein gewissenhafter, liebevoller Lehrer. Während die übrigen Chorschüler beim Singen sich umschauten, stand Schneider aufmerksam da und sang sein Solo mit Andacht und Begeisterung, so daß die Musikfreunde sagten: „Ohne Schneider kann der Chor

*) So vor allem von Mendelssohn-Bartholdy, der die Zöglinge des Leipziger Konservatoriums, welche sich vorherrschend dem Orgelspiele zu widmen gedachten, nach durchlaufenem Lehrkursus noch an Schneider zu einem besonderen Kursus im Orgelspiele empfahl, wobei er sagte: „Gehen Sie noch zu Schneider, da können Sie etwas Tüchtiges lernen!“

nicht singen.“ Nach dem Übergang der Stimme wurde er Tenorist und Chorpräfekt, und unter seiner Leitung blühte Zittaus Singechor. In der Theorie der Musik und im Orgelspiele unterrichtete ihn der tüchtige Organist Unger. Wenn er als Mann und Greis später von seinen Lehrern sprach, geschah dies stets mit hoher Begeisterung, inniger Verehrung und herzlicher Dankbarkeit. Man konnte sagen, er habe für jeden Lehrer einen Altar des Dankes in seinem Herzen errichtet.

Fast neun Jahre hatte Schneider auf dem Zittauer Gymnasium verlebt, als er sich zum Abgang auf die Universität nach Leipzig anschickte, um dort nach dem Rate des älteren Bruders Friedrich Jura zu studieren. (Bevor er dahin übersiedelte, trug er in einem der erwähnten Exnerschen Konzerte noch ein Klavierkonzert von Eberl mit großem Beifalle vor.) Seine Kollegien hörte er bei Professor Haubold, Logik bei Professor Krug, Ästhetik bei Professor Plattner, Rechtsencyklopädie bei Errhardt, Deutsche Geschichte bei Wieland. Außer Jura studierte er mit aller Hingebung und Begeisterung noch Musik und wurde von Plato, dem Direktor der Ratsfreischule, sehr bald als Gesanglehrer angestellt. Er muß den Gesangsunterricht mit pädagogischem Takte, mit ganzer Liebe und voller Hingebung erteilt haben; denn Plato kannte keine größere Strafe für die Kinder, als wenn er eins oder das andere von der Singestunde ausschloß.

Bald sollte sich aber nach dem Plane der göttlichen Vorsehung sein Lebensweg ändern. Sein Bruder Friedrich, der seit 1807 Organist an der Universitätskirche war, wurde 1811 Musikdirektor bei der Theatergesellschaft „Seconda,“ und Johann übernahm einstweilen das Vikariat für ihn an der Kirche, bis er nach einer Probe am 21. August fest angestellt wurde. Die Stellung war damals freilich keine glänzende, aber doch eine vorteilhafte; denn außer Konvikt und freiem Studium erhielt er 25 Thaler jährlich Gehalt und freie Wohnung. Nun gab er das Studium der Jura auf und lebte ganz der Musik. Zu dieser Zeit bildete er auch seinen ersten Orgelschüler, Siebeck, aus, der dann Organist an der Johannis-, später an der Peterskirche zu Leipzig wurde und eine unbegrenzte Dankbarkeit gegen seinen Lehrer entfaltete. Alle Freunde des Bruders, wie Schicht, Rochlitz, Plattner und Bach, wurden Johann Schneiders wohlwollende Gönner und förderten nach Kräften seine Studien, die sich vorzugsweise auf die unerschöpflichen Werke Sebastian Bachs erstreckten.

Als im Jahre 1812 die Ferien der Universität begannen, reiste auch Schneider nach der elterlichen Heimat und wurde dort veranlaßt, nach Görlitz zu gehen, um einmal die große, berühmte Orgel der Peter-Paulkirche, ein Werk von Gasparini, zu spielen. Mit einiger Schüchternheit betrat er das Chor und staunte das Riesenwerk an, das eben zur Freitagskommunion von dem Lehrer Hirche in Vertretung gespielt wurde, weil der eigentliche Organist, K. E. S. Nicolai, pensioniert worden war. Hirche traute dem kleinen Manne, der ihn um die Erlaubnis zum Spiel eines Verses bat, die Bewältigung des Orgelwerkes nicht zu. Allein als dieser gesagt hatte, wer er sei, überließ er ihm den Sitz. Schneider suchte das Werk durch mehrere Manipulationen kennen zu lernen, so daß Hirche nach Beendigung des Gottesdienstes zu ihm sagte: „Sie könnten hier Organist werden!“ Durch Hirches Erzählung ward man begierig, den tüchtigen Orgelspieler kennen zu lernen. Am

andern Tage, einem Sonnabende, erhielt Schneider plötzlich die Aufforderung, sich vor dem Magistrate, bestehend aus zwei Bürgermeistern, Ratsherren und Senatoren, auf der Orgel hören zu lassen. Es geschah. Das Konzert war beendet, und Schneider wurde gebeten, sich noch ein bis zwei Stunden in Görlitz aufzuhalten. In dieser Zeit wurde eine Sitzung gehalten; auf Grund dieser ward Schneider einstimmig zum Organisten ernannt und ihm die Übertragung des Amtes sofort bekannt gegeben, mit dem Bemerken, „wenn es ihm ein Ernst um diesen Dienst sei." Betroffen, auf einer Besuchsreise ein neues Amt zu erhalten, obgleich er das alte noch gar nicht gekündigt hatte, stand der Erkorene da. Die Bitte, am nächsten Sonntage vor der Gemeinde zu spielen, mußte er aber doch erfüllen, und alle Gemeindeglieder dankten dem Magistrate für eine so vortreffliche Besetzung des Organistenamtes. Schneider ordnete nun sofort in Leipzig seine Angelegenheiten, und sobald man seinen Nachfolger ernannt hatte, reiste er nach Görlitz, wo er den 12. Juli 1812 sein Amt antrat.

Wie weit er es in der Orgelkunst gebracht hatte, darüber ist in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" (14. Jahrg., 1812) folgendes zu lesen: „Schneider, Bruder des hochgeschätzten Komponisten und Musikdirektors der Secondaschen Gesellschaft in Dresden und Leipzig, der seit kurzem an der Leipziger Universitätskirche als Organist angestellt war, ist zu demselben Amte nach Görlitz an die bekannte große Orgel in der Hauptkirche berufen worden und eben im Begriffe, dahin abzugehen. Wir verlieren in ihm einen Mann, der in allen Gattungen des Stiles und in allen Künsten der Ausführung auf seinem Instrumente wahrhaft bewunderungswürdig und doch erst im 23. Lebensjahre ist. Wir haben besonders den Choral seit Mozarts letzter Anwesenheit in Leipzig nie kunstreicher und schöner und Sebastian Bachsche Kompositionen — auch die allerschwierigsten — nie so sicher, fertig und sauber ausführen hören als von ihm und überdies auf einer Orgel, die schwer zu behandeln ist. Bleibt Schneider sich selbst, als Künstler und als Mensch, wie bisher treu, so wird er ohne Zweifel einer der größten Organisten der neueren Zeit werden!"

Mit Freuden empfing man den Gewählten in Görlitz, und Advokat Lange, Dr. Seraphin und Hirche behaupteten, daß durch Schneiders Kunst, Talent und Wirken für Görlitz ein neues musikalisches Leben erblühen werde; und so geschah es auch. Eine große Akademie entstand, in welcher Motetten, Oratorien und Opern gesungen wurden, so daß man von fernher kam, um diesen Aufführungen beiwohnen zu können. Schneider sang meist die Tenorsoli selbst. Auf der Orgel ward er jetzt Meister. Von Schweden, Holland, England u. s. w. kamen Bewunderer, die sich an seiner Orgelbank aufstellten und dann seinen Ruf in die Ferne trugen. Am 12. November 1812 verheiratete er sich mit der ältesten Tochter des Stadtrichters zu Zittau, Julie Friederike Auguste Weidisch, geboren den 5. August 1789.

Vier Jahre seines Wirkens waren vorüber, als man ihn, der bereits in Görlitz Orgelkonzerte gegeben hatte, aufmunterte, eine Kunstreise zu unternehmen. Dresden war der auserkorene Ort. In der Neustädter Kirche wurde ein Orgelkonzert abgehalten, welchem der Hofmarschall und Generaldirektor der Kapelle

und des Theaters, Graf Vitzthum von Eckstädt, und der Hofrat Dr. Winkler (Theodor Hell) zuhörten. Letzterer verfügte sich nach Beendigung des ersten Teiles auf das Chor, um den Künstler einzuladen, am Abend das Theater zu besuchen, wo „Don Juan" von Mozart über die Bühne ging. Nach dem ersten Akte wurde Schneider vom Hofrat Winkler nach der Hofloge geleitet und dem Grafen von Vitzthum vorgestellt, der den Orgelkünstler im Auftrage Sr. Majestät des Königs fragte, ob er die durch den Tod des Hoforganisten Dreyßig erledigte Organistenstelle an der katholischen Hofkirche annehmen wolle. Der Antrag war zu überraschend, als daß Schneider sofort ein Ja bereit gehabt hätte, zumal er erwog, daß er in der katholischen Hofkirche weniger seine Kunst pflegen, sein dankbares Görlitz aber beleidigen könne. Er bat sich daher bescheiden Bedenkzeit aus und wanderte sinnend zu Fuße auf der Landstraße nach Görlitz. Dorthin war schon die Kunde von seinen Erfolgen gedrungen, und Briefe von Theodor Hell, sowie von seinem Bruder Friedrich lagen schon bereit, die ihn zur Übernahme der Stelle ermunterten. Noch ehe er nach Görlitz kam, war auch schon das Berufungsschreiben aus Dresden eingetroffen, das der Rat sofort in Erwägung zog. Schneider war bei allen diesen Vorgängen fast tiefsinnig geworden; einesteils hatte ihn Dresden damals nicht besonders angesprochen, anderenteils wünschten Eltern und Verwandte, ihn in der Nähe zu behalten. Und Görlitz siegte, das dem Orgelfürsten aus der Kirchenkasse dasselbe Einkommen bot, welches er als Königlich Sächsischer Hoforganist erhalten sollte. So lehnte denn Schneider aus wahrhafter Dankbarkeit gegen Görlitz seine Berufung nach Dresden ab.

Im Jahre 1820 unternahm er auf drei Monate eine abermalige größere Kunstreise. Sein erstes Konzert gab er in der Petri-Paulikirche in Zittau, hierauf ein zweites in Freiberg, wo ihm durch Kantor Fischer die freundlichste Unterstützung zu teil wurde. In Chemnitz fand er keine geeignete Orgel zum Konzertieren, und doch wollte man ihn hören. Die Organisten und Kantoren ließen ihn nicht fort, und einer bot ihm Quartier an, damit er am andern Tage die Silbermannsche Orgel in der Johanniskirche prüfe. Von hier ging er nach Gera, wo er eine gute Orgel in der Salvatorkirche und auch dankbare Zuhörer fand, dann nach Altenburg. Hier lernte er den Hoforganist Barthel in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen. In Leipzig gab er in der Paulinerkirche das besuchteste Konzert und fand die dankbarsten Zuhörer. Auch in Jena wollte man ihn gern hören, allein es gab da keine Orgel, welche sich zu einem Konzerte geeignet hätte. Daher wurde das siebente Konzert in Weimar veranstaltet, bei welchem der Großherzog und seine Familie gegenwärtig waren. Hier erfuhr Schneider ganz besonderes Wohlwollen und freundliche Unterstützung durch den Kapellmeister Hummel. Darauf wurde das achte Konzert in Gotha gegeben, das neunte wiederum in Leipzig. Endlich reiste Schneider nach Dresden, um sich dort noch einmal hören zu lassen. Die Neustädter Kirche war diesmal gefüllter als vor vier Jahren, und seine Meisterschaft wurde noch lauter gerühmt als zuvor, so daß er durch den Grafen von Dohna und den Minister von Einsiedel aufgefordert wurde, auch ein Konzert in der evangelischen Hofkirche zu geben. Nach Beendigung des letzteren trat der Oberhofprediger D. von Ammon aufs Chor, drückte

dem Meister die Hand und sagte: „Nun habe ich doch einmal gehört, was die Orgel alles leisten kann!“ — Darauf zog der Künstler mit Ruhm gekrönt wieder in Görlitz ein, wo man ihn wie einen Sieger empfing.

Schneider wurde auch mehrfach zur Prüfung neuer Orgeln aufgefordert, und sein Urteil galt für untrüglich. Einst ward er auch nach Dresden berufen, um die Orgel der katholischen Hofkirche zu prüfen und behufs ihrer Renovierung sein Urteil zu geben. Es war ihm eine große Freude, das größte und letzte Werk Silbermanns*) kennen zu lernen, wobei er mit dem Hoforgelbauer Uhde innige Bekanntschaft und Freundschaft schloß. Als das Werk wieder vollkommen hergestellt war, mußte es Schneider dem Minister von Könneritz und dem Kapellmeister Karl Maria von Weber in seiner Mannigfaltigkeit und Größe vorführen. Dieses Spiel und Schneiders Mitwirken bei der Herstellung dieses Werkes sollten der Grund seiner baldigen Berufung nach Dresden werden.

Im Jahre 1825 war das große Musikfest in Magdeburg, bei welchem Dr. Friedrich Schneiders Oratorium „Das verlorene Paradies“ aufgeführt und unserm Schneider die Orgelbegleitung übertragen wurde. Bei der Hinreise kehrte er in Dresden ein, und Uhde, der ihn lieb gewonnen hatte und hochschätzte, besuchte ihn. Schneider hatte die Thore Dresdens noch nicht hinter sich, als in der Stadt die Trauerkunde von Mund zu Munde ging, der evangelische Hoforganist Kirsten sei gestorben. Kaum hatte Uhde hiervon Kenntnis erhalten, so begab er sich sofort zu dem Oberhofprediger D. von Ammon, der einen Brief nach Magdeburg sandte, in welchem er Schneiders Rückkehr nach Dresden erbat.

Als dieser wirklich über Dresden zurückkehrte, rief Advokat Hohlfeld: „Du mußt unser werden!“ Und das gelang. Nachdem man eines Sonntags sein Probespiel gehört hatte, wurden die Gesuche von mehr als dreißig Bewerbern beiseite gelegt, und Schneider ward zum Organisten an der evangelischen Hofkirche ernannt.**) Görlitz bedauerte seinen Verlust tief, und das „Lausitzer Magazin“ klagte: „Wir haben hier einen großen Verlust erlitten; denn unser als vortrefflicher Orgelspieler allgemein berühmter Organist, Herr Johann Schneider, hat den Ruf als Hoforganist an der evangelischen Hofkirche in Dresden erhalten und angenommen. Zum dankbaren Andenken verehrten ihm bei seinem Abschiede, am 5. Dezember, seine hiesigen Freunde, besonders die Mitglieder des Singvereins, einen kostbaren Brillantring nebst einem vergoldeten silbernen Becher.“

Mit dem 12. Dezember 1825 begann Schneider seine Wirksamkeit in Dresden, wo ihm sechs Kapellknaben und ein „Expektant“ zum Unterricht im Gesang übergeben wurden. Mit diesen wenigen Kräften wußte er das Möglichste zu leisten. Zu Festzeiten wurden an Stelle des Hauptliedes Wechselgesänge aufgeführt, die er meisterhaft komponierte. Diese religiösen Gesänge erschienen bei Breitkopf & Härtel in Leipzig im Druck und sind teils dem Oberhofprediger D. von Ammon, teils

*) Vgl. den Artikel über Silbermann, sowie den Artikel: „Dresdens Orgeln in alter und neuer Zeit“ von Pastor Lic. Flade im Dresdner Anzeiger, 1900, Nr. 125, Absatz 5.

**) So kam zum Meisterwerke des Orgelbauers Silbermann der Meister im Orgelspiel. Siehe Sächsische Schulzeitung, 1861, Nr. 35, S. 278: Das Silbermannsfest.

dem Hofmarschall Graf von Loos gewidmet. (Viele Kompositionen Schneiders sind wahrscheinlich heute noch ungedruckt.)*) Nach dem Tode des Hofkantors Schmidt war die Vicehofkantorstelle eingezogen und von dem Gelde ein vollständiger Chor für die evangelische Hofkirche hergestellt worden. Freilich sollte derselbe nach Schneiders Wunsch aus dreißig Sängern bestehen, er erreichte indes nur die Stärke von achtzehn Mitgliedern. Die Sänger des Tenors und Basses wurden unter den Seminaristen des Friedrichstädter Seminarchores ausgewählt und entsprechend entschädigt. Schneider bewies, daß er auch mit wenig Kräften viel auszurichten vermochte; denn sein Chor gehörte stets zu den besten Kirchenchören in Dresden. Um eine Einheit beim Choralgesange in den Kirchen Dresdens zu erzielen, arbeitete er ein neues Choralbuch aus, das allgemein als ein Meisterwerk galt.

In den Jahren 1827 und 1830 gab Schneider mehrere Orgelkonzerte in der Sophienkirche. Auch König Friedrich August beehrte einmal in Begleitung von Cerrini und von Minckwitz den Künstler mit seiner Gegenwart, wobei die Prinzessin Amalie ein Fugenthema aufschrieb, das Schneider alsbald ausführte. Im Winter des Jahres 1826 leitete Schneider am königlichen Hofe die musikalischen Abendunterhaltungen und fand hier Gelegenheit, sich die Gnade des Königs Anton und des Prinzen Maximilian zu erringen. Auch der Geheime Medizinalrat Hofrat Dr. Carus veranstaltete in den Jahren 1826 bis 1830 musikalische Aufführungen, bei denen Schneider mit seinem Kapellknabenchor die alten, berühmten Gesänge eines Palestrina u. a., sowie die Marcellmesse zu Gehör brachte.

Während seines Wirkens in Dresden mußte er sehr oft Fremden Beweise seiner Meisterschaft im Orgelspiele geben; insbesondere besuchten ihn die Großfürstin Helene von Rußland, Fürst Lubomirski, der Kultusminister aus Petersburg u. a. Durch seinen Ruf gewann er Schüler aus allen Weltgegenden. Es seien nur erwähnt: Fr. W. Schütze in Waldenburg, Gustav Adolf Merkel in Dresden, Karl Ernst Naumann in Jena, Bremer in Brüssel, Jansen in Delft in Holland, Johann Albert van Eycken in Elberfeld, Karl Friedrich Theodor Berthold, Schneiders Nachfolger, Komponist Blankmeister in Stuttgart, Worp in Groningen, Willem Frederic Gerard Nicolai in Haag, Friedrich August Wilhelm Baumfelder in Dresden, Otto Kitzler, erst in Linz, dann in Brünn, Edmund Kretschmer in Dresden u. a. Auch Robert Schumann nahm während seines Aufenthaltes in Dresden (1844—1850) Unterricht bei unserem Meister.

England, Holland, Rußland, Schweden, Ungarn, Amerika und fast alle deutschen Staaten haben Männer aufzuweisen, die einst Schneiders Schüler waren. Im Jahre 1853 nahmen John Mitchel aus England und Kapellmeister Ritter Dr. Neukomm sein Talent in Anspruch, indem sie ihn ersuchten, nach England zu gehen, um in zwei geistlichen Konzerten in Exeterhall, welche der Kölner Dombau-

*) In Dr. Fr. Wilh. Schützes praktischer Orgelschule (Leipzig 1858, bei Arnold) finden sich Vor- und Zwischenspiele Joh. Schneiders und das große Halleluja von Händel, von ihm für (zweimanualige) Orgel eingerichtet. Es sei hier auch auf den Choral „O Haupt voll Blut und Wunden", im dreifachen Kontrapunkt der Oktave bearbeitet, aufmerksam gemacht.

gesangverein gab, zwischen den Gesangspausen die herrliche Orgel zu spielen.*) Hier, in dem Lande der Orgelkunst, wo ein jeder Konzertsaal seine Orgel hat und Kirchen oft wahre Riesenwerke besitzen, erntete Schneider große Anerkennung. Alle Zuhörer waren begeistert und erhoben sich von ihren Sitzen, als er das Halleluja aus dem „Messias" von Händel mit gewohnter Meisterschaft spielte. Man veranlaßte ihn, Orgelkonzerte an verschiedenen Orten Englands zu geben; allein seine Bescheidenheit, der Ablauf seines Urlaubs und seine Unkenntnis in der englischen Sprache ließen ihn davon absehen.

Bis zum Jahre 1844 hatte Schneider den Auftrag von seiten des Konsistorialpräsidenten von Globig, jährlich zwei der musikalisch tüchtigsten, examinierten Seminaristen des Friedrichstädter Seminars nach ihrer Abgangsprüfung zu Organisten auszubilden. Diese Schüler bewahrten ihm alle bis an ihren Tod die herzlichste Dankbarkeit.

Bereits im Jahre 1830 wurde Schneider auch Musikdirektor an der Dreyßigschen Singakademie, die durch ihn zu einer nie gekannten Blüte und Größe und zu einem bedeutenden Ansehen kam. Die große Reihe der von 1832—1857 stattgefundenen Aufführungen — es waren ihrer 130 — denen sich noch gesellige Musikabende anschlossen, zeugte von der Unermüdlichkeit der Mitglieder, sowie von dem außerordentlichen Fleiße und Geschick des Dirigenten.

Am Tage seiner fünfundzwanzigjährigen Amtierung als Organist an der evangelischen Hofkirche, am 11. Dezember 1850, überreichte ihm die Singakademie ein prachtvolles Exemplar der Bachschen hohen Messe, zu welchem Professor Bürkner das Titelblatt gezeichnet hatte, einen elfenbeinernen, mit Silber beschlagenen Taktierstock und ein silbernes Schreibzeug.

Ein schwerer Schlag traf ihn am 21. Juni 1856, als ihm seine Gattin starb, mit welcher er 44 Jahre hindurch ein frommes und glückliches Leben geführt hatte. Wie er sie, die von den evangelischen Kapellknaben als Mutter verehrt wurde, liebte, das bezeugen seine Worte, die auf dem Grabsteine, auf dem er für seinen Namen und Todestag noch Platz gelassen hatte, verzeichnet sind. Sie lauten:

Was Gott verband, fällt nicht dem Tod zur Beute,
Die Hülle sank — doch mir zur Seite
Stehst du im Geist lebendig da,
Wie fromm und hold ich sonst dich sah.

---

*) Die Reise nach London war von Schneiders Freunden wohl erwogen. Er schreibt: „Vor kurzem erhielt ich aus London eine ebenso unerwartete als mich überraschende Einladung, mich bei einigen dort arrangierten geistlichen Konzerten auf der Orgel hören zu lassen. So unerwartet und so schnell die Einladung kam, ebenso rasch sollte auch meine Zusage erfolgen. Nachdem ich die Angelegenheit mit einigen Freunden geprüft hatte, welche die Sache als eine Nationalangelegenheit betrachteten, habe ich zugesagt und werde demzufolge künftige Woche abreisen, da das erste kirchliche Konzert den 13. in Exeterhall in London stattfinden soll. Möchte das Vertrauen, welches meine Freunde in London in mich setzen, von mir auch gerechtfertigt werden und der liebe Gott mich schützen und stärken. Obgleich die Konzertangelegenheit auf vielleicht vierzehn Tage berechnet ist, so wäre es doch möglich, daß ich nicht so schnell zurückkäme, ob ich zwar wohl meine Zurückreise gern beschleunigen möchte. — Dresden, den 1. Juni 1853. J. Schneider."

Wenn Staub zu Staube sich gebettet,
Mein Geist zu deinem sich gerettet:
Dann hat die Sehnsucht sich gestillt,
Die tief mein Herz nach dir erfüllt.

Seit ihrem Tode fühlte sich Schneider in seinem Hause — er wohnte auf der Palmstraße Nr. 48 (damals noch die „Hundsgasse“ genannt) — wie verlassen. Seine Gemütstiefe und die unvergängliche Liebe zu der selig Entschlafenen lassen sich daraus erkennen, daß er viel auf den Friedhof ging und ihr am Grabe alles erzählte, was er erlebte, Freudiges und Trauriges.*) — Ihr Dahinscheiden wurde aber auch die Ursache, daß er seine Thätigkeit an der Singakademie bereits am 29. Juni 1856 einstellte.

Bevor er jedoch den Dirigentenstab niederlegte, feierte er noch mit der Akademie das Fest des fünfzigjährigen Bestehens derselben am 4. März 1857, bei welcher Gelegenheit ihm Se. Majestät der König Johann in Anerkennung seiner ehrenvollen Thätigkeit als Dirigent dieses Institutes das Ehrenkreuz des Civilverdienstordens verlieh, das ihm durch den Kultusminister von Falkenstein am 5. März nachmittags 2 Uhr überbracht wurde. Schneider erkannte in dieser Auszeichnung die gütige Hand Gottes, die ihn in seinem Schmerze aufrichten wolle, und eine besondere Gnade und Aufmerksamkeit seines Fürsten, der auch das in bescheidener Stille waltende Streben belohne und aufmuntere.

Am 21. August 1861 war es dem Orgelfürsten vergönnt, das goldene Amtsjubiläum zu feiern. Morgens 8 Uhr überbrachten die Hofprediger D. Käuffer und D. Langbein im Auftrage Sr. Majestät des Königs das Ritterkreuz des Albrechtsordens. Der Festaktus wurde im Saale der Dreyßigschen Singakademie gehalten, bei welchem ihm durch den obenerwähnten Konsistorialrat und Hofprediger D. Käuffer namens der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig das Doktordiplom überreicht wurde.**) Ehemalige Schüler des Jubilars im Hofchor übergaben durch den Waisenhausprediger Dr. Sauer die Urkunde über die von ihnen gegründete Johann Schneider-Stiftung, deren Betrag bald auf 900 Thaler anwuchs. Im Namen der Dresdner und auswärtigen Schüler behändigte ihm der Seminardirektor und spätere Schulrat Dr. Schütze in Waldenburg ein Jubelalbum, zu welchem die bedeutendsten Organisten Deutschlands Originalkompositionen eingesandt hatten.***) Neben anderen Vereinen ernannten die Dresdner Männergesangvereine „Liedertafel“ und „Orpheus,“ sowie der „Tonkünstlerverein“ Schneider zum Ehrenmitgliede, und damit dem Feste auch die heitere Seite nicht fehle, überbrachte die Pulsnitzer Liedertafel einen kolossalen Pfefferkuchen als

*) Mitteilung von Professor Theodor Schneider in Zittau.

**) Sächsische Schulzeitung, 1861, Nr. 35, S. 277.

***) Ebendaselbst Nr. 37, S. 296. Die Johann Schneider-Stiftung erreichte nach dem 55. Jahresbericht des Pestalozzivereins die Höhe von 4200 Mark. Der Zweck der Stiftung besteht darin, elternlosen Lehrerssöhnen, die sich der Musik und ganz besonders dem höheren Studium des Orgelspiels widmen wollen, am Jubeltage (21. August) Stipendien zu verleihen. Die Kollatur der Stiftung behielt Schneider, solange er lebte; nach seinem Tode übernahm sie der Vorstand des Pestalozzivereines.

„Originalkomposition." Die Organisten Dresdens beschenkten ihn mit einer Votivtafel. Ehrenmitglied des Pädagogischen Vereins war er schon länger.

Einen bedeutenden Ruf genoß Schneider als Prüfungskommissar für neugebaute Orgelwerke. In diesem Fache war er äußerst tüchtig und gründlich.*) Er unternahm die Prüfung mit größter Gewissenhaftigkeit, um dem Erbauer und der Gemeinde gerecht zu werden.**) Und so wie der Bergmann in seiner eigenen Tracht anfährt, so hatte Schneider zu seinem mühsamen Geschäfte auch eine eigene Kleidung, „einen Drillichanzug, in welchem er in der Orgel gleich einer Katze herumkletterte, selbst noch in seinem hohen Alter." War die Arbeit vollendet, so spielte er das Werk und leitete gern den Gottesdienst. In einem böhmischen Orte erging es ihm sonderbar — die lustige Anekdote möge hier Platz finden. Als er den Ort verlassen hatte, wollte das Spiel des Ortsorganisten nicht so klingen wie das von Schneider. Später erhielt letzterer einen Brief, worin ihm mitgeteilt wurde, was die Leute dort von ihm dachten und sprachen. Ja, heißt es darin, man habe es schon von Sachsen aus erzählen hören, daß Schneider, wenn er die Orgel einweihe, allemal einige Hexenpfeifen mitbringe, sie aufstecke und das ganze Werk damit in Begeisterung setze. Wenn er fertig sei, nehme er die Pfeifen wieder mit sich fort; darum klinge denn auch die Orgel bei dem dortigen Organisten nie so, wie sie bei ihm geklungen habe.

Wie hoch sein Urteil als Sachverständiger im Orgelwesen geschätzt wurde, darüber erzählt uns Nr. 5 der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung, 1883, unter der Überschrift: „Gottfried Silbermanns letzte Orgel" folgendes: Der frühere Hofkapellmeister Reißiger beklagte sich oft, daß die Orgel der katho-

*) Der „Prüfungskommissar" hatte die Kenntnis des Orgelbaues von seinem Vater, der sie sich in seiner Dorfkirche angeeignet hatte. P. Seifert erzählt uns: „Wenn in der Sophienkirche die Orgel heulte, so schrieb der Sohn an den Vater, daß er einen Pfeifer in dem Werke habe. Schneider senior machte sich sofort auf den Weg, steckte eine Tüte Rosinen und einige Pfennige Zehrgeld ein und wanderte zu Fuß nach Dresden. Dort beseitigte er den Übelstand und kehrte dann wieder per pedes apostolorum in die Heimat zurück." Übrigens gab dem Organisten Johann Schneider schon die eigentümliche Bauart der Görlitzer Orgel Veranlassung, den Orgelbau genauer zu studieren und kleinere Reparaturen selbst zu besorgen.

**) Unvergeßlich bleibt dem Verfasser dieses Artikels die um 1860 erfolgte Übernahme der Orgel in der alten Garnisonkirche zu Bautzen. Nur wenige kannten der Person nach den Prüfer, der plötzlich auf dem Chore erschien und, sich an die Orgel stellend, den Choral „Jesus, meine Zuversicht" in der Melodie einstimmig begann. Die meisten Anwesenden des überfüllten Gotteshauses vermuteten in dem einfachen Manne kaum den bestellten Orgelprüfer und Künstler. Dieser nahm nur die zwei ersten Zeilen des Chorals vor. Bereits mit der ersten Wiederholung fing er an zu figurieren, und bald wußte man, daß hier der Meister selbst spielte. Ein Musikkenner zeichnete 32 Variationen auf. Die kleine Orgel leistete Bedeutendes unter solcher Hand. — Verfasser dieses hörte Schneider noch einige Male. Lebhaft erinnert er sich der Behandlung der achten Strophe des Liedes „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut." Als der Meister an die Zeilen: „Die falschen Götzen macht zu Spott rc." kam, brachte er dies zu solchem Ausdruck, daß die große Gemeinde sichtlich ergriffen wurde. Wer ihn das Siegeslied der protestantischen Kirche „Eine feste Burg" je spielen hörte, vergaß den Eindruck zeitlebens nicht. So spielte nur früher Sebastian Bach und später der am 25. Dezember 1892 verstorbene Karl August Fischer, Organist an der Neustädter Dreikönigskirche.

lischen Hofkirche in Dresden im Verhältnis zu den bei den Kirchenmusiken verwendeten Blasinstrumenten im Tone zu tief stehe. Er ließ den Hoforgelbauer kommen und befragte ihn, was es wohl kosten würde, wenn man sie höher stimmen ließe. Der Orgelbauer erklärte, daß dies eine sehr schwierige, tiefeingreifende Arbeit sei; man müsse von den meisten Pfeifen ein Stück abschneiden, dann die Orgel entsprechend reparieren und mit dem ganzen Werke eine große Umänderung vornehmen. Die Kosten würden sich daher auf wenigstens 1000 Thaler belaufen. Der Hofkapellmeister reichte darauf ein Gesuch bei der Kirchenbehörde ein, in welchem er die Umstimmung der Orgel beantragte. Allein man hegte doch höheren Orts Bedenken, einen so gewaltigen Eingriff in das kostbare Werk zu gestatten; wenigstens wollte man erst durch eine Konferenz von Sachkennern erfahren, ob die Reparatur durchaus notwendig und ohne Nachteil für die Orgel zu vollziehen sei. Die Konferenz wurde einberufen. Unter den Teilnehmern befand sich auch Hoforganist Johann Schneider an der Sophienkirche. Als sich schon alle übrigen Anwesenden für die Umstimmung der Orgel ausgesprochen hatten und ihr Schicksal unabänderlich entschieden zu sein schien, nahm dieser das Wort und sprach: „Wenn Silbermanns schönes Werk nach den Instrumenten eingestimmt werden soll, müssen die Pfeifen sämtlich abgeschnitten und bedeutend kürzer gemacht werden; die richtige Kammerstimmung geht verloren, und niemand bürgt uns dafür, daß die Intonation der Orgel nicht wesentlich leide. Ich bin nicht dafür, daß sie höher gestimmt werde.“ — „Aber lieber Herr Hoforganist,“ entgegnete Reißiger, „Sie werden doch zugestehen, daß wir auf diese Art keine Kirchenmusik mehr aufführen können!“ — „Das mag sein,“ entgegnete Schneider, „allein auf Kosten des herrlichen Tonwerks darf die Umwandlung nicht stattfinden; die Orgel ist in der Urstimmung, d. h. in der richtigen Kammerstimmung, fest stehen geblieben, und es ist nicht ihre Schuld, daß die Instrumentenmacher die Stimmung der Blasinstrumente immer höher hinaufgetrieben haben. Mein Vorschlag ist: Anstatt die ganze Intonation der Orgel aufs Spiel zu setzen und diese Gefahr mit 1000 Thalern zu bezahlen, soll man ein Drittel der Summe an neue Holzblasinstrumente wenden, und zwar an Fagotte, Klarinetten, Flöten, Oboen, welche vom Instrumentenmacher ganz genau nach der Orgel und dem ursprünglichen Kammerton einzustimmen sind. Das wird zugleich eine Wohlthat für die Kirchensänger sein, die jetzt genötigt sind, die Stimmen nach der Höhe unnötig zu forcieren. So bleibt Silbermanns schönes Werk unberührt, und die Kosten werden vermindert.“ Der Vorschlag wurde bewundert und mit großer Majorität angenommen; aber manche Mitglieder der Konferenz ärgerten sich doch, daß sie nicht selbst auf diesen naheliegenden, trefflichen Ausweg verfallen waren. Der vorzügliche Orgelspieler Johann Schneider, dem es ans Herz ging, des großen Meisters letztes, vollkommenstes Werk der Gefahr ausgesetzt zu sehen, einen seiner größten Vorzüge, die Intonation, auf immer zu verlieren, hatte die Orgel gerettet, und noch immer durchbraust sie in der Urstimmung die hohen Wölbungen des Gotteshauses.

Was Schneider als Lehrer war, vergessen ihm seine evangelischen Kapellknaben und alle Schüler von fern und nah nie. Er wußte stets Strenge mit

Milde zu paaren wie ein rechter Vater. Viele Lehrer, die ihn näher kennen lernten, nahmen sich ihn als Muster in der Erziehung; sie regierten mit dem Auge wie er, anstatt lange Strafpredigten zu halten. Was der Seminardirektor Otto forderte, nämlich: „Der Lehrer sei das lebendige Gesetz für seine Schüler!“ das fand man bei Schneider in Wandel und Wort vollkommen.

Die Hoffnung, den geliebten Künstler und Menschen ungeachtet seines hohen Alters noch viele Jahre nach seinem Jubiläum geistig frisch zu sehen, erfüllte sich nicht; denn schon am 13. April 1864 beschloß der würdige Altmeister der Tonkunst nach kurzem Krankenlager sein Tagewerk. Ein Gehirntyphus raffte ihn in wenigen Tagen hinweg. Am 16. April fand die Beerdigung statt.*) Tausende bildeten auf dem fast eine Stunde langen Wege vom Trauerhause in der Palmstraße bis zum Trinitatisfriedhofe Spalier. Als der Zug an der Hofkirche vorüberging, schwieg die Trauermusik, und die Orgel, von Friedrich Rißmann, dem späteren Organisten an der Annenkirche (seit 1880, gestorben 1899), bei geöffneten Thüren gespielt, sandte ihren Abschiedsgruß in ergreifenden Akkorden dem toten Meister nach. Da blieb kein Auge thränenleer, und ebenso ergreifend wirkte der Gesang am Grabe. Schuldirektor Moritz Heger feierte unter anderen den Genius des Verklärten in gebundener Rede, von der nur eine Strophe hier Platz finden mag:

„Fünfzig Jahre und mehr standst du im Dienste des Herrn,
Altern konnte das Haupt — frisch schlug immer dein Herz,
Und wir alle, wir sehen das Immergrün deiner Begeisterung,
Herrlicher Meister der Tonkunst!“

Am Abend desselben Tages veranstaltete die Dreyßigsche Singakademie eine Gedächtnisfeier, bei welcher Mozarts Requiem zur Aufführung gelangte.

Schneider ruht an der Seite seiner ihm unvergeßlichen Gattin. —

Es erübrigt nur noch, einiger Einzelheiten zu gedenken. — Schneiders Figur war untersetzt, sein Augenpaar geistvoll und sehr anziehend, seine Bewegungen waren schnell. Seine Pedalfertigkeit kannte keine Grenzen. Dabei verfügte er über eine durchaus solide, vorzügliche Orgeltechnik. Mit seltener Ruhe und einem selbst auf dem Pedale bewunderungswürdigen Legato überwand er die größten Schwierigkeiten; von jeder Inkorrektheit war er frei, und namentlich auch im Triospiele**) leistete er Ausgezeichnetes. Er wußte alle Mittel seines großartigen Instrumentes zu benützen und erfolgreich zu verwenden, sowie durch überraschende Registrierung für alle wechselnden Stimmungen entsprechende Tonfarben zu finden. Namentlich Bachsche Orgelwerke trug er mustergiltig vor, und Neukomm, Hesse, Töpfer, Schumann, wie schon bemerkt, auch Mendelssohn u. a., sprachen sich übereinstimmend rühmend über seine Leistungen aus. Rich. Jul. Voigtmann urteilt in der „Urania“***): „Einen über-

*) Sächsische Schulzeitung, 1864, Nr. 19, S. 145: Dr. Johann Schneiders Begräbnis. Siehe auch Dresdner Anzeiger, 1864, Nr. 105 und 106.

**) Das obligate Triospiel besteht darin, daß jeder Hand ein besonderes Klavier zugeteilt wird, während das Pedal den Baß ausführt.

***) Urania, Musikzeitschrift, 1847—1874. (Vgl. „Die Orgel und ihre Meister“ von Robert Frenzel. Dresden, bei Justus Naumann, 1894, S. 74.)

aus erhebenden Eindruck empfing ich durch ein wunderbares Präludium mit Cantus firmus in Dresden, wo ich den berühmten Hoforganisten Johann Schneider zu hören das Glück hatte. Seine Figuration des Festchorals (es war an einem der heiligen Pfingsttage) war so kunstvoller Natur, daß ich bis heute noch nicht recht klar darüber bin, auf welche Weise der Meister dieselbe bewerkstelligt hat, da die mir entgegentönende Fülle der Figuralstimmen auf ein Spiel à quatre mains schließen ließ."

Eine tiefinnerliche Natur, war Johann Schneider nicht leicht zugänglich; aber da, wo er sich erschloß, brach ein wahrhaft gottseliges Gemüt hervor, reich beglückend, mächtig fesselnd. Streng gegen sich, war er mild gegen andere, ein Mensch, Künstler und — Vorbild für alle nach Edlem Strebenden. —

Acht Tage nach der Feier des Lutherfestes 1883 brachte der Dresdner Kantoren- und Organistenverein am Geburtshause Schneiders in Altgersdorf eine Gedenktafel mit folgender Inschrift an: „Hier wurde geboren Johann Gottlob Schneider, Königlich Sächsischer Hoforganist, den 28. Oktober 1789." Der inzwischen verstorbene Kantor Pohle aus Loschwitz hielt in Gegenwart des Musikdirektors Albrecht aus Zittau und vieler Gemeindemitglieder die Festrede, und der Kirchenvorstand übernahm die Stiftung.

Aug. Leßke.

Die Falknerei am Dresdner Hofe.

Schon der Prophet Baruch fragt nach den Fürsten, die über das Wild auf Erden herrschen und mit den Vögeln des Himmels spielen, und es ist begreiflich, daß die uralte Kunst, mit Falken und anderen Raubvögeln zu jagen, welche sich als erlesenes und vornehmes Vergnügen aus dem grauen Altertum durch das Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit fortgeerbt hat, auch bei dem ritterlichen und reichen Fürstengeschlechte der Wettiner Anklang und Aufnahme fand. Bereits Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen ließ sich, als er 1417 zu dem Konzil in Kostnitz einzog, zum Zeichen seiner Würde als Erzjägermeister des heiligen römischen Reichs, Jagdfalken vorantragen. Aber es ist anzunehmen, daß dies nicht den Beginn der meißnischen Falknerei bezeichnet, sondern daß die ars venandi cum avibus (die Kunst mit Falken zu jagen), über welche der den Wettinern befreundete hohenstaufische Kaiser Friedrich II. ein berühmtes Werk geschrieben hat, an dem markgräflichen Hofe schon länger ausgeübt worden war, ehe sie auf dem welthistorischen Hintergrunde des Kostnitzer Konzils hervortrat, wiewohl ausreichende Nachrichten darüber anscheinend kaum vorhanden sind. In den folgenden Jahrhunderten dagegen fließen die Quellen reichlicher und stellen uns ein ziemlich klares Bild vor Augen. So machte 1432 der deutsche Hochmeister von Rußdorff 6 Falken aus dem preußischen Ordenslande zum Geschenke. Herzog Albrecht der Beherzte von Sachsen, der ebenfalls einen Falkner besaß, bekam im Jahre 1472 Falken aus Polen, wobei sein Rentmeister den überbringenden Falkonieren ein „Trankgeld" von 4 Schock und 36 Groschen verabfolgte, und erhielt 1477 auch von dem Markgrafen Johann von Brandenburg Reiher-

falken. 1550 sendete König Christian von Dänemark dem Kurfürsten Moritz neue Falken, „die diesmal in unserm Reich gefangen, um Euer Lieb Federspiel zu stärken.“ Aus dem Jahre 1549 ist ein Schriftstück über die Anstellung eines Falkners im Dienste des Herzogs August, des Bruders von Kurfürst Moritz, aufbewahrt, in welchem jener angewiesen wird, die Falken und andere Vögel, die ihm der Herzog zustellen werde, in guter Sorge zu haben und zurecht zu bringen, mit denselben Weidwerk zu treiben und alles, was er fange, in die herzogliche Küche abzugeben. Als Herzog August zur kurfürstlichen Würde gelangte, erweiterte er die Falknerei, und in einer Bestallungsurkunde



Falkenjagd.*)

von 1555 wird dem obersten Falkner auferlegt, er solle mit 3 Kleppern, 2 Knechten und Falknern und einem Buben dienstgewärtig sein und vornehmlich zu des Kurfürsten Weidwerk und Lust 14 Falken halten, auch dieselben abrichten, daß sie zum Entvogel und Reiher zu gebrauchen wären. 1558 ward die Zahl der Falken auf 10 vermindert; von 1560 ab sollten nicht mehr als 4 Blaufüße gehalten werden, Knechte und Bube fielen fort. 1561 wurde sodann dem Falkner eine neue Bestallung eingehändigt, laut welcher er die Hasengehege in Befehl und Aufsicht haben, die für den Bedarf der Küche nötigen Hasen einliefern und 4 Falken

*) Nach den in dem „Neuw Jag vnnd Weydwerck Buch. Gedruckt Franckfurt a. M. 1582“ enthaltenen Holzschnitten 2c.

halten solle. Diese Unbeständigkeit des Falknereietats spinnt sich unter dem sparsamen und wirtschaftlich-praktischen Kurfürsten, dem „Vater August," weiter hin; denn schon 1563, als den Räten und Dienern des Hofhalts die bisher übliche Gewährung von Kleidung, Kost, Futter für die Pferde u. s. w. mit Geld abgelöst wurde, findet sich über das Falknereipersonal folgendes bestimmt: Der „Windehetzer" hatte 3 Pferde, Winde (Windhunde) und 8 Steuber (Stöberhunde) zu halten. Er sollte „sich auch etlicher Blaufüße (Falken) fleißigen und dieselben zur Mithilfe der Hunde gebrauchen." Der „Hühnerfänger" mußte 1 Pferd, 3 Hunde und 3 Blaufüße und der „Falkner" endlich 1 Pferd, 4 Falken, 3 Blaufüße und 2 Winde halten. Unter Augusts Nachfolgern, Christian I. und Christian II., verschwand die Falknerei aus dem kurfürstlichen Hofhalte. Jedoch brachte sie der Bruder und spätere Nachfolger des letzteren, Prinz Johann Georg, schon im Anfange des 17. Jahrhunderts an seinem Hofe von neuem zum Aufleben, indem er neben einem Gänse- und Kranichfänger auch einen Falkner anstellte. Nachdem er im Jahre 1611 zur Regierung gelangt war, ernannte er wieder einen Falkenmeister, welchem „für sich, sein gesinde, uff die vogel, pfert und hunt" jährlich 1000 Gulden ausgezahlt werden sollten. Hierzu traten noch freie Wohnung in dem 1606 erworbenen Grundstücke des Falkenhofes zu Dresden (an welchen heute noch der Name der Falkenstraße erinnert), ein Deputat an Holz und das Recht, steuerfreies Bier zu brauen. Was gefangen wurde, hatte er gleichfalls in die kurfürstliche Küche abzugeben. In der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges versiegen die Mitteilungen über die Falknerei, und erst mit dem Jahre 1632 beginnen sie aufs neue. Unter anderem wird da berichtet, daß 1632 der „Prinz in Dänemark" 13 Geierfalken, 1 Hasenfalken und 1 Schlechtfalken als Geschenk schickte, für das den Überbringern eine „Recompens" aus der Oberkämmerei verabreicht ward, worauf 1636 eine weitere Falkensendung an den Kurfürsten folgte. 1652 wurde der Hofjunker von Bongart mit einer Besoldung von 400 Gulden, 30 Gulden Hauszins und Futter und 3 reisigen Pferden zum Falkenmeister bestellt, welchem außerdem die kurfürstliche Kammer wöchentlich 10 Thaler 12 Groschen zum Unterhalt der brabantischen Falkoniere nebst 13 Falken zu gewähren hatte. Derselbe meldete am 6. Dezember 1654 aus Moritzburg, der brabantische Falkonier sei



Falkonier mit Büchse und Hund.

angekommen und hätte 8 Schlechtfalken, 1 Gerteſt und 1 Gerfalken, ingleichen 7 weiße und 6 Faſanen mitgebracht. Unter Johann Georg II. geſchah inſofern eine Umgeſtaltung, als die oberſte Verwaltung der Falknerei einem höheren Hofbeamten mit dem Titel Oberfalkenmeiſter anvertraut ward. Den Anfang machte 1661 der niederländiſche Graf von der Rath, welcher gleichzeitig zum Kammerherrn und in der Armee zum Generalwachtmeiſter der Kavallerie befördert wurde. Derſelbe erhielt außer den der Falknerei zukommenden Gerechtigkeiten und Nutzungen an Gebäuden, Garten, Wieſen, Feldern, Holz u. ſ. w. jährlich 1500 Thaler, wofür er den geſamten Aufwand beſtreiten mußte. Die Beize ſcheint um dieſe Zeit hauptſächlich Haſen, Hühner und Enten zum Gegenſtand genommen zu haben, da einer Jagd auf Reiher und andere größere Vögel weder bei dem Kurfürſten noch dem Kurprinzen, welche mit dem Grafen von der Rath öfters ins Feld



Gerfalke auf der Fauſt.

ritten, Erwähnung geſchieht. Regelmäßig kamen friſche Falken aus Island an, und bei der Beſtallung des Grafen von Beichling zum Oberfalkenmeiſter i. J. 1702 finden ſich, außer dem Gehalte von 2000 Thalern, Discretionsgelder im Betrage von 100 Thalern angegeben, welche jedes Jahr die Überbringer der isländiſchen Falken „wie bisher gebräuchlich“ empfangen ſollten. Bei dem Einbruche Karls XII. in Sachſen i. J. 1706 wurden die Falken außer Landes geſchafft und einſtweilen auf der Fürſtenbergſchen Herrſchaft Weitra in Böhmen untergebracht. In anbetracht, daß ſich in der Gegend des Kammergutes Kalkreuth, öſtlich von Großenhain, Reiherkolonien befanden, welche, von freiem Felde umgeben, für die Jagd

mit Falken so ausgezeichnet lagen wie nur in wenig Ländern, wurde der Vorschlag gemacht, die Falknerei in Dresden einzuziehen und dahin überzuführen. In Kalkreuth bot sich Gelegenheit, die Reviervögel auf Enten und Elstern einzubeizen. Man konnte ferner die Dienstpferde ins Gras gehen lassen, anstatt sie nach der Beizzeit wegzuthun und im nächsten Jahre neu anzukaufen, wodurch nicht allein viel Zeitverlust für die Falkner entstand, sondern auch mancher Falke verdorben ward, ehe er sich an die Pferde gewöhnte. Endlich vermochte man durch die Möglichkeit einer bessern Aufsicht die häufigen Störungen der Reiher beim Horsten zu beseitigen. In Erwägung dieser Umstände wurde der Vorschlag angenommen und die Übersiedlung 1727 bewerkstelligt. Es ward hierbei wegen der Entfernung von Dresden die Charge eines Falknereihauptmanns geschaffen, der in Kalkreuth seinen Wohnsitz zu nehmen und die Leitung und Wirtschaftsführung der Falknerei zu besorgen hatte, während dem Oberfalkenmeister, welchem meist noch ein Falknereipage zur Seite gegeben wurde, nur die Oberaufsicht und die Repräsentation verbleiben sollte. Denn schon 1724 hatte der Oberfalkenmeister Graf von Friesen den König um einen Adjunkten gebeten, weil er es, wie in einem Briefe des sich um diesen Posten bewerbenden Kammerherrn von Einsiedel bemerkt wird, nicht passend fand, daß im Falle seiner Abwesenheit das Vergnügen der Falkenjagd des Prinzen und der Prinzessin — der König scheint sich wenig beteiligt zu haben — in den Händen gewöhnlicher Falkoniere ruhe. Selbst der Falknereihauptmann Herr von Preuß, vorher Kapitän bei der Chevalier-Garde, durfte in Abwesenheit des Oberfalkenmeisters die Präsentation der Falken an die Majestäten und die prinzlichen Herrschaften nur durch den Kammerherrn vom Dienst versehen lassen und bloß bei den übrigen Herrschaften eigenhändig verrichten.

Die sächsische Falknerei erreichte nunmehr den Höhepunkt ihrer Entwickelung. 1727 waren vorhanden 4 bis 5 Flug (1 Flug = 3 Stück) Krähenvögel, 3 Flug Hasenvögel und 3 Flug Reihervögel, alle mit der erforderlichen Equipage an Pferden und sonstigem Zubehör, außerdem 3 Wind- und 2 Hühnerhunde. Das dem Hauptmann unterstellte Personal bezifferte sich auf 1 Falkenverwalter, 2 Falkenmeister, 6 Falkoniere, 2 Jungen, 1 Reiherwärter und 2 reitende Knechte. Alle Gelasse des Kammergutes, welche von der Vorwerks-Ökonomie entbehrt werden konnten, Zimmer, Kammern, Böden, Stallungen, Gärten u. s. w., wurden der Falknerei eingeräumt. Bei den Jagden, die im Mai und Juni stattfanden, boten die für diesen Zweck eigens gebauten Pavillons Unterkommen. Die baren Ausgaben waren außer den Deputaten zunächst auf rund 4200 Thaler veranschlagt, wovon auf die Besoldung des Falknereihauptmanns 600, auf die seiner Leute 1026 Thaler entfielen, während auf den Ankauf der Vögel, die Beschaffung von Handschuhen, Schellen, Hauben und Zubehör 820 Thaler, die Verstärkung der Falknerei durch 3 Flüge Reihervögel nebst Falkonieren und Hunden 600 Thaler, die Anschaffung der Pferde mit Sätteln und Zeug 170 Thaler, die Livréen 420 Thaler, das Kostgeld für die Vögel 562 Thaler gerechnet wurden. Der Kaufpreis für einen „schlechten Falken“ (zu Krähen oder Reihern) war auf 18 Thaler, für einen Gerfalken (zu Reihern oder Hasen) auf 24 Thaler, für einen Habicht (zu Reihern) auf 20 Thaler vorgesehen. Die Zahl der schlechten Falken sollte 28,

der Gerfalken 7 und der Habichte 2 betragen. Doch vermehrten sich bei dem Bestreben, die Falkenjagden mit dem höchsten Glanze zu umkleiden, da der König und die Königin diesen Sport sehr liebten, die Unkosten stetig und wiesen 1754 die Höhe von 9226 Thalern auf, von welcher Summe u. a. der Oberfalkenmeister Graf Hrzan von Harras 2597, der Falknereipage Kammerherr vou Seebach 700 Thaler bezog. Alle diese Herrlichkeit nahm durch den siebenjährigen Krieg ein plötzliches Ende, der, nachdem am 2. Juni 1756 die letzte Falkenjagd stattgefunden hatte, der sächsischen Falknerei den Untergang bereitete. Und was die Freunde derselben nach dem Friedensschlusse an maßgebender Stelle auch geltend machen mochten, um sie wieder aufzurichten oder wenigstens den Reiherstand für eine



Sakerfalke.

etwaige spätere Erneuerung beizubehalten, die Zeiten hatten sich geändert; andere Männer standen an der Spitze, bei denen die ins Feld geführten Gründe nicht mehr verschlugen. Durch ein Dekret vom 15. November 1763 ward die Auflösung der Falknerei verfügt, die Reiherpavillons wurden abgebrochen, und ein Stück mittelalterlicher Romantik versank damit auch auf sächsischem Boden in den Wogen einer neuen, realeren Zeit.

Was die benutzten Beizvögel anbelangt, so kommt zunächst als der auserlesenste der Gerfalk in Betracht, welcher bekanntlich in einer kleineren skandinavischen und einer größeren isländischen Form auftritt (Falco gyrfalco und Falco gyrfalco islandus). Beide wurden in Sachsen verwendet und dienten zur Jagd auf Hasen, Reiher, Kraniche, Trappen, Milane und andere große Vögel. Aus dem Süden stammten der Lenier oder Lanier, auch Schwimmer geheißen, und der

Alphanet — ebenfalls sehr kostbare Falken. Der Lanier, als dessen Vaterland Sicilien namhaft gemacht wird, wo er auf hohen Felsen und Bäumen niste, war allem Anschein nach der heutige Feldeggsfalke (Falco Feldeggi), der Faucon lanier der Franzosen, bei Friedrich II. Falco laynerii genannt, ein stattlicher, dem Wanderfalken ähnlicher Vogel von großer Schönheit und stolzer Haltung, der vorzüglich zum Hasenbeizen gebraucht wurde. Der Alphanet, welcher aus der Berberei kam, galt unter allen Falken als „der lustigste und schönste," ward zur Hasen- und Rebhühnerjagd abgerichtet und scheint eine dem Feldeggsfalken verwandte Form gewesen zu sein. Diese vier Gattungen hielt man nach dem sächsischen Jagd-



Falkenjagd.

schriftsteller von Flemming für die vornehmsten. Ihnen folgte im Range der Blaufuß, auch Schlacht-, Schlecht- oder schlechter Falke genannt, wogegen unter der bloßen Bezeichnung Falke im allgemeinen wohl der jetzige Wanderfalk (Falco peregrinus) vermutet werden darf. Der Blaufuß ist ohne Zweifel unser heutiger Saker- oder Würgfalke (Falco sacer Gm.), der in der Jugend blaue Fänge besitzt, welche sich freilich im späteren Alter auch gelb färben. Er war außerordentlich geschätzt; die ihm beigelegte Benennung „schlecht" ist daher nicht im modernen Sinne der Herabsetzung, sondern etwa in der Bedeutung von gewöhnlich, schlicht, aufzufassen, da er einerseits der häufigste Jagdfalk war, anderseits mit der Pracht des Ger- und Feldeggsfalken allerdings kaum zu wetteifern vermochte und auch niedriger bezahlt wurde. Man trug ihn zum Beizen

von Hasen, Rebhühnern, Enten und Reihern ab.*) Er scheint vereinzelt sogar in Sachsen gebrütet zu haben, was längst nicht mehr der Fall ist. Von den kleineren Falkenarten verwandte man namentlich den Baum- oder Lerchenfalken (Falco subbuteo) und den Merlin (Falco aesalon), auch Sprenzchen oder Schmerl genannt, zur Jagd, und zwar auf Lerchen, Wachteln und andere kleine Vögel. Asiatische Fürsten hielten den Merlin bekanntlich in großer Zahl und ließen ganze Scharen desselben nach den zu beizenden Vögeln aufsteigen, so daß diese von ihnen wie von einem Bienenschwarme überfallen wurden. Selbst der Turmfalk (Falco tinnunculus) ward zum Beizen abgetragen. Bezüglich des „Hagardfalken," der in den



Falkenschule.

Falknereien häufig vorkommt, begegnet man noch mancher Unklarheit, so daß es angezeigt erscheint, auf ihn einzugehen. Nach von Flemming legte der Falkoniergebrauch allen Arten von Falken im Jugendalter nach einander fünf verschiedene Namen bei, von denen jeder gleichsam eine neue Entwicklungsstufe markieren sollte. Der letzte war „Hagard"; er wurde dem Vogel erteilt, wenn er vermausert hatte. Somit würde Hagard nicht eine Species, sondern einen Lebensabschnitt bedeuten. Mit dem Habicht pflegte man Enten, Feldhühner, Wachteln und Eulen, auch, wenn es ein starker Vogel war, Hasen und Fischreiher zu beizen. Doch ließe er, heißt es, von dem, was er im ersten Fluge oder Stoße nicht fing, verdrießlich ab,

*) abtragen = abrichten.

setze sich auf den nächsten Baum und thue nichts weiter, so daß manches umkomme, was man nicht erlange. Man dürfe ihm an einem Tage nicht zuviel zumuten, damit er es nicht überdrüssig werde und ihn namentlich, solange noch Tau liegt, bei windigem Wetter, Herbstnebel oder hartem Frost nicht gebrauchen wollen. (Die aus dem Norden waren stärker und kräftiger als die einheimischen.) Der Sperber dagegen „greife alles fröhlich an, was man ihm nur zeige, versage seinem Herrn nichts, sei im Flug schnell, im Fangen geschickt, im Wiederkehren willig und trage die Haube geduldig.“ Man jagte mit ihm besonders Lerchen und Wachteln, auch Rebhühner, die „noch nicht flügge“ waren.

Es ist selbstverständlich, daß diese Vögel nicht alle zu jeder Zeit in den Falknereien anzutreffen waren, da der Falkenbestand immerwährende Veränderungen erlitt. Denn abgesehen davon, daß Falken entflogen oder Krankheiten erlagen, war ein Falke höchstens 3 oder 4 Jahre brauchbar, wodurch sich beständige Erneuerungen nötig machten. Aus dem flandrischen Dorfe Falkenwerth, aus Irland, Norwegen, Island, Corsika, der Berberei u. s. w. kamen besonders im Frühjahre Falkenhändler nach Deutschland und brachten Ersatz. Sie durften keine Vögel verkaufen oder aus dem Lande führen, wenn sie dieselben nicht vorher dem Falkenmeister angeboten hatten, was ohnehin ihr Geschäftsinteresse erheischte. Über die Schwierigkeiten des Anlernens laufen die Urteile auseinander. Während man auf der einen Seite die aufzuwendende Mühe und Sorgfalt hoch anschlägt, äußert sich z. B. Genthe, welcher die Abrichtung in Bosnien beobachten konnte, wo er die letzten Spuren der von den mohamedanischen Begs noch jetzt betriebenen Falkenjagd kennen lernte: Resultate ließen sich eigentlich leichter erreichen, als man glaube, und die Dressur eines Hundes sei bedeutend schwieriger; er habe die verblüffendsten Resultate in kürzester Zeit erzielen sehen. Nach Döbel (Jäger-Praktika, 1746) genügten zum Abtragen eines Habichts 14 Tage.

Zu den Gerätschaften des Falkoniers gehörte eine lederne Haube zur Verkappung des Falken, welche genau nach dessen Kopf gearbeitet sein und an der Stelle der Augen Ausbiegungen haben mußte, eine Kurz- und eine Langfessel aus Riemen, die an dem Geschühe, d. i. der ledernen Umkleidung der Läufe, befestigt wurden, und starke, hirschlederne Handschuhe zur Sicherung der Faust vor den Krallen. Ein Federspiel diente zum Zurücklocken des Falken; es bestand aus zwei durch Leder verbundenen Vogelflügeln an einem langen, schmalen Riemen, einer Vorrichtung, die der Falke in der Ferne für einen gefangenen Vogel hielt. Zum Abrichten benutzte man natürlich nur junge Vögel, und diese kamen zunächst in ein Zimmer, in welchem sie verkappt und angefesselt 24 Stunden ohne Nahrung sitzen blieben. Der Falkenhof zu Dresden hatte zu Flemmings Zeit eine große Kammer, in der auf dem Fußboden ein viereckiger Platz mit reinem Sand beschüttet war, um die Excremente leicht entfernen zu können. Darauf erhoben sich neun eichene, fußhohe Klötze, je 3 und 3 reihenweise wie die Kegel gestellt, doch so weit, daß die Vögel, welche auf einem übergelegten Rasenstück, mit Haube und Fessel versehen, während des Sommers auf ihnen fußten, nicht mit den Flügeln zusammenreichen konnten. An den Ecken befanden sich in Mannshöhe überzogene Sitzstangen für den Winter. Die Fenster waren groß, hell, wohl gebaut und

gegen Süden gewendet. von Flemming sah hier 7 Falken mit aschgrauem Rücken und gelben Fängen und 2 braune in der Größe der Habichte. Oben lagen finstere Kammern, in denen die Wildfänge oder neue Vögel verwahrt wurden. Es kam nun zunächst darauf an, den Scholaren zu bewegen, auf der Hand zu kröpfen. Zu diesem Zwecke nahm man ihn nach 24 stündiger Hungerpause auf die Faust, ging zur Gewöhnung eine Zeit lang mit ihm umher, haubte ihn ab und reichte ihm einen Vogel. Verweigerte er die Annahme, so wurde er aufs neue verkappt und nach 24 Stunden wieder vorgenommen. Hartnäckige Vögel hungerten zuweilen 4 bis 5 Tage, ehe sie sich getrauten, auf der Faust zu fressen.



Falkenjagd.

Weiter gewöhnte man den Falken daran, erst aus geringer, dann aus größerer Entfernung auf die Hand zu kommen, um Nahrung in Empfang zu nehmen. Später ließ man ihn, immer noch an der Fessel, nach emporgeworfenen Fleischstückchen oder gestutzten Tauben fliegen, die er auf die Faust zurückbrachte, um sie zu verzehren. Das alles übte man zuerst in einem geschlossenen Raume, später im Freien. Hasenvögel wurden in der Kammer durch den Fang grauer Kaninchen vorbereitet. Je öfter der Falke dabei ohne Haube herumgetragen ward, desto eher gelang die Zähmung. Vor dem ersten Freiflug ermüdete man ihn durch Beraubung des Schlafes, die bis zu mehreren Tagen andauerte, indem man ihn in einen an Bindfaden aufgehängten Reifen setzte, welcher bei der geringsten Bewegung ins Schaukeln geriet und damit den Vogel wach erhielt. War derselbe soweit

gut abgetragen, nebenher auch an Pferde und Hunde gewöhnt, so konnte die Ausbildung auf einzelne Wildarten erfolgen.

Die Falkenjagd, welche nur in ebenen, waldlosen Gegenden möglich ist, geschah gewöhnlich zu Pferde und scheint die Teilnehmer mit einem außerordentlichen Zauber umgarnt zu haben. „Mancher Maul und Nasen zuzumachen darüber vergisset," schreibt von Flemming in seinem ‚Vollkommenen deutschen Jäger' (1719 und 1724), „wobei wohl sehr zu zweifeln, ob die Zuschauer zum Teil wohl den Himmel all ihr Lebtag aus inbrünstigem Verlangen, einstmals hineinzukommen, so unverwendet betrachtet haben, welches alles zu solcher Zeit aus Vorwitz, den Ausgang dieses Kampf- oder Wettfluges zu sehen, geschiehet." Dabei war sie, wenigstens auf Vögel, gefährlicher als eine Paforce-Jagd, weil die den gefiederten Kämpfern nachreitenden Jäger nicht auf den Weg achten konnten, sondern ihre Aufmerksamkeit nach den Lüften richteten, so daß Roß und Mann oft stürzten und Unglück nahmen, „wobei nach greulichen Schmerzen die Balbierer und Roßärzte den besten Profit zogen." Die Falken wurden auf der linken Hand getragen, die Kopfhaube mit einem bunten Federbusch geschmückt und an jedem Fuß eine hellklingende Schelle befestigt, um sie leichter wiederfinden zu können. Kam ein Beutetier in Sicht, so ward die Haube abgenommen, der Fesselriemen aus dem Geschühe gezogen und der Falk abgeworfen. Nach gethaner Pflicht bekam er guten Fraß zum Lohne. „Wenn der Falk den Reiher überhöht hat," schildert von Flemming, „so fängt er an, von oben herab auf diesen mit seinen starken Waffen in unglaublicher Geschwindigkeit einen heftigen Anfall zu thun und giebt ihm einen Griff und Fang. Dann schwingt er sich wieder über, um und neben ihm herum, bis er seinen Vorteil ersieht, ihn anzupacken, weil er sich vor des Reihers spitzigem Schnabel wohl vorzusehen hat, indem hierdurch, wenn der Reiher den Hals auf den Rücken legt und den Schnabel über sich hält, mancher junge und unerfahrene Falke leicht und öfters gespießt wird. Zuweilen wendet sich der Reiher mit dem ganzen Körper und schwebt oder wiegt sich mit ausgespannten Flügeln wie mit einem Segel in freier Luft, seinen Feind desto verwahrter zu empfangen, was ihm freilich meistenteils mißrät. Da geht es an ein heftiges Piquieren; wer reitet, der reitet, wer liegt, der liegt. Ein jeder will der erste sein, seinem Herrn den gefällten Reiher, nachdem er ihn von dem Falken gelöst, ohne Schaden lebend zu überbringen, damit er Ehre, Gnade und Belohnung erlange." — Waren die Reiher nicht zu schwer verletzt, so setzte man sie wieder in Freiheit, nachdem ihnen um ein Bein ein silberner Ring mit dem Namen des Jagdherrn und der Jahreszahl gelegt worden war. Am 8. Juni 1751 erlangte König August III. einen Reiher, der bereits zwei Ringe trug, von welchen er den ersten 10 Jahre zuvor von dem Könige selbst, den zweiten von Sultan Mahmud I. erhalten hatte. Mit einem dritten Ringe versehen, ließ man ihn aufs neue davonfliegen. Die Jagd auf Trappen, Milane und wilde Gänse gewährte weniger Belustigung als die auf Reiher und war geschwinder beendet, wogegen die Hasen-, Enten- und Rebhühnerbeize für die mühevollste galt und gewöhnlich mehr den praktischen Bedürfnissen der Küche als dem Vergnügen gewidmet wurde.

Robert Berge.

Der Adelstanz zu Dresden 1400 und seine Folgen.*)

Zu Martini im Jahre 1400 ging es auf dem Rathause zu Dresden hoch her. Nach altem Brauche hatte der Markgraf von Meißen, Wilhelm der Einäugige, den gesamten Adel seines Landes zum Tanze eingeladen, und viele waren dieser Einladung nachgekommen. Auch der Burggraf Jeschke von Dohna beteiligte sich am Feste, obwohl er sich nicht voll und ganz zu den Adeligen zählte, die dem Markgrafen von Meißen unterthänig waren, da er den größten Teil seiner Herrschaft von der Krone Böhmen in Lehen hatte. Der Tanz wurde mit Entfaltung großen Prunkes abgehalten. Ehrbar hatten die Ritter die Hand ihrer Tänzerin gefaßt und schritten zierlich den Reigen (denn Rundtänze, wie wir sie jetzt kennen, tanzte man nicht). Jeschke von Dohna aber, in manchen Chroniken „der wilde Jeschke" genannt, hatte die Gemahlin des Rütschel (Rudolf) von Körbitz, eines seiner Vasallen auf Meusegast



Der Adelstanz zu Dresden.

bei Dohna, umfaßt, sie an sich herangezogen und ihr schwärmerische Worte zugeflüstert. Junker Körbitz, der hinter Jeschke tanzte, sah und hörte das; aufs höchste erregt, ließ er die Hand seiner Tänzerin fahren und erhob drohend seine Faust gegen Jeschke. (Dieser Vorgang war seinerzeit im Pfeiferschen Gute in Gorknitz bei Dohna in einer Kammer so dargestellt, wie beistehendes Bild zeigt.) Im Verlaufe des Festes soll Jeschke der Gemahlin des Körbitz noch mehrfache Aufmerksamkeiten erwiesen haben, wodurch sich des letzteren Zorn so steigerte, daß er dem Jeschke ein Bein stellte, worauf dieser zu Falle kam. Schnell erhob sich Jeschke und verabreichte dem Körbitz eine Maulschelle, oder, wie es in den Urkunden heißt, „er schlug den Körbitz aufs Maul". Darob entstand eine allgemeine Aufregung, und alles griff zu den Waffen; es bildeten sich Parteien, die aufeinander eindrangen. Nur dem Dazwischentreten des fürstlichen Gastgebers war es zu danken, daß Kampf und Blut-

*) Hauptsächlich nach den „Aufzeichnungen über die erloschenen Linien der Familie Dohna von Siegmar Graf Dohna".

vergießen unterblieben und daß die erregten Gemüter wieder zur Ruhe gebracht wurden; die Festesfreude war aber vorüber. —

Die Verhältnisse der Familien Dohna und Körbitz zu einander sind sehr unklar, obwohl die Körbitze als Vasallen der Dohnas bezeichnet werden. Hierzu folgendes: Am 16. April 1385 feierte der Burggraf Otto Heyde II. mit seinen Söhnen und Freunden auf seinem Festungsschlosse Dohna die Taufe des Sohnes seines Erstgeborenen, des nachmaligen Burggrafen Otto Heyde III. Das Fest verlief ohne Störung. In der darauffolgenden Nacht aber ward das Schloß Dohna von einem Hans von Körbitz überrumpelt; der alte Schloßherr und der Vater des Täuflings wurden gefangen nach Meusegast, dem Sitze der Körbitze, geführt, wo der alte Herr bald im Gefängnisse starb; der Sohn wurde später wieder befreit. Bei diesem Überfalle raubten die Körbitze außer anderen Dingen auch 24 Pferde. Der Überfall konnte nur durch Verrat gelungen sein; denn die Feste selbst war mit Waffengewalt schwer zu nehmen. Als Verräter nennen die Aufzeichnungen einen Rütschel von Körbitz, der bei den Dohnas Küchenmeister war. Im Jahre 1394 wird bei einer schiedsrichterlichen Entscheidung ein Heinrich von Körbitz genannt, der Justitiar der Dohnas gewesen und sich später zum Nachteile seiner Herrn als Intriguant erwiesen haben soll. Hans von Körbitz, der den Überfall der Feste im Jahre 1385 ausführte, wird nicht wieder genannt; möglicherweise ist er im Kampfe gefallen. Ein jüngerer Rütschel von Körbitz war der beim Adelstanze beteiligte Körbitz. —

Doch nun zu den Folgen des Adelstanzes!

Wie nicht anders zu erwarten, entspann sich zwischen beiden Rittern eine blutige Fehde, in der Herr Jeschke, wie Nikolaus von Köckeritz berichtet, in den Landen placken*) ließ. Man fügte sich gegenseitig Schaden zu, man raubte, und was man nicht fortbringen konnte, verbrannte man. Als Jeschke den Körbitz infolge seiner größeren Macht gehörig in die Enge getrieben hatte, erstand diesem in der Person des Markgrafen Wilhelm ein Retter, indem er die Fehde verbot. Körbitz fügte sich dem Gebote bereitwilligst, nicht so Jeschke, welcher trotzig weiter kämpfte und die Körbitzschen Besitzungen schädigte. Welche Verhandlungen zwischen dem Markgrafen und dem Burggrafen hierauf gepflogen worden sind, ist nicht bekannt, das Ergebnis war aber folgendes:

Mit Beginn des Jahres 1401 erhielt Markgraf Wilhelm von den Dohnas zwei Fehdebriefe, also regelrechte Kriegserklärungen. Jeschke sammelte seine Streitkräfte, indem sein Neffe Wenzsch, der Sohn seines Bruders Otto Maul, die gesamten Dohnas zusammenrief. Fünfzehn Grafen von Dohna aus der Grafensteiner, Liebedicher, Lausitzer und schlesischen Linie leisteten dem Rufe Folge und vereinigten sich mit Jeschke; ebenso sagten die Mannen Jeschkes, wie Hans Boberscher, Hans Machetanz, Walter Klux, Nikolaus Langenau, Ulrich Wintzfort, Wenzlav Surer u. a. dem Markgrafen die Fehde an. Nun fiel man frisch auch in Meißner Gebiet ein, hielt die auf der Straße von Meißen nach Böhmen ziehenden Kaufleute an, beraubte sie ihrer Waren, setzte sie gefangen und forderte hohes Lösegeld. Diese

*) d. h. Vieh und Gut der Unterthanen des Körbitz rauben.

Ausschreitungen wurden Veranlassung, die Burggrafen als Wegelagerer und Raubritter zu bezeichnen; auch gaben sie den Grund zu einer Einmischung von Seiten des Reiches. Daß schon diese erste Periode der Fehde bedeutende Opfer forderte, und daß das Gebiet des Kampfplatzes ein ziemlich ausgedehntes war, beweist der Tod des Burggrafen Otto Maul, des Bruders Jeschkes, der in einem Gefechte „in der Fichte," einem markgräflichen Hammergute bei Hellendorf, südlich von Gottleuba an der sächsisch-böhmischen Grenze erschossen ward. Um der Wegelagerei Jeschkes ein Ende zu machen, hatte der Markgraf die Müglitzbrücke vor Dohna niederwerfen lassen, und damit die Wagen die Straße vor Dohna nicht mehr fahren möchten, legte er diese auf Pirna und besetzte Heidenau gegen Dohna um der Straße willen. Darauf besetzte er auch Maxen.



Die alte Burg Dohna im Jahre 1402.

Von Mitte März des Jahres 1401 an trat eine längere Waffenruhe ein, die durch einen schriftlichen Vertrag, welcher von den Burggrafen Jeschke, Heyde und Jan und von Wenzsch von Dohna im Namen der Nebenlinien unterzeichnet war, gewährleistet wurde.

Wie lange diese Waffenruhe anhielt, ist nicht zu ersehen; für die Dohnas war sie aber verhängnisvoll; denn wie der Pirnaische Mönch berichtet, soll die Kaiserin Elisabeth, die Gemahlin Ruprechts von der Pfalz, als Reichsvikarin beim Markgrafen ernstlich auf eine nachdrückliche Bestrafung der Burggrafen gedrungen haben. Bisher hatte Markgraf Wilhelm den Kampf allein geführt; von nun an traten auch seine Vettern, der Markgraf Friedrich der Streitbare und der Markgraf Wilhelm der Jüngere, auf seine Seite und unterstützten ihn mit ihren Streitkräften. Der König Wenzel von Böhmen, der sich sonst freundlich zu den Burggrafen gestellt und sie gefördert hatte, wie und wo er konnte, ließ sie nunmehr auch fallen, wahrscheinlich weil seine eigene Macht zu dieser Zeit auf recht schwachen Füßen stand. Endlich setzte sich der Markgraf in den Besitz des

Schlosses Pirna, das er gegen Zahlung von 1000 Schock Groschen am 9. Mai 1402 von Allemann von Mollbach zu Liebenthal erwarb; denn er hatte eingesehen, daß er ohne den Besitz von Pirna gegen Dohna nichts Ernstliches unternehmen könne. Von hier aus erfolgten nun die Angriffe auf Dohna. Es kam zu verschiedenen Gefechten; in einem derselben, bei Burkhardswalde, wurde ein Bruder Jeschkes, der Burggraf Jan von Dohna, erstochen.

Schließlich schritt der Markgraf zu einer Belagerung des Festungsschlosses Dohna und erstürmte es am Tage Gervasius (19. Juni 1402), wobei ein Leipziger Bürger, mit Namen Bundschuh, sich ganz besonders hervorgethan haben und der erste gewesen sein soll, der auf der Bresche eingedrungen ist. Burggraf Jeschke ward in der Burg nicht gefunden; er hatte sich, als das Schloß verloren schien, wie es heißt, durch einen unterirdischen Gang nach seinem Felsenschlosse Weesenstein geflüchtet. Als der Markgraf davon Kunde erhielt, stand er sofort von der Tafel auf, um den Burggrafen zu verfolgen (so erzählt Mag. Bartsch in seiner Historie der Burg und des Städtchens Dohna). Vier Tage lang verteidigte sich Jeschke auf Weesenstein, und dann entwich er nach dem Königsteine, der ihm auch gehörte. Der Markgraf ließ nun den Königstein belagern. Nach vier Wochen gelang es den Markgräflichen endlich, in diese Bergfeste einzudringen. Jeschke hatte wiederum Mittel und Wege gefunden, zu entkommen, und hatte sich nach Böhmen zum König Wenzel begeben. Jeschkes Gemahlin, Katharina, die Tochter des edlen Herrn Heinrich von Weida, hatte aber nebst ihren beiden Kindern Nikolaus und Jeschek in Dohna verbleiben müssen. Nach der Einnahme des Schlosses gestattete der Markgraf Friedrich der Streitbare der Unglücklichen, mit ihrer kostbarsten Habe, soviel sie davon auf den Schultern tragen könne, auszuziehen. Die Burggräfin verließ mit ihrem Kinderpaare, als ihrer kostbarsten Habe, die Burg, und markgräfliche Kriegsleute geleiteten sie nach ihrem Leibgedingesitze Heidenau.

Die Burggrafschaft Dohna wurde nach der Flucht Jeschkes aus Weesenstein sofort dem Markgrafentume Meißen einverleibt; denn bereits am 24. Juni 1402 verschreibt sie Markgraf Wilhelm im Falle seines Ablebens seinen Vettern Friedrich und Wilhelm, dieweil sie ihm das Schloß Donyn gewinnen halfen. Die Burg selbst wurde unter Aufsicht des Markgrafen, nachdem er vom Königstein zurückgekehrt war, mit großer Mühe in langer Zeit, wie es heißt, unter Mithilfe von Dippoldiswaldaer und Freiberger Bergleuten geschleift. Erst im Jahre 1403 verließ Markgraf Wilhelm Dohna. Von der alten Herrlichkeit sind nur wenige Reste bis auf den heutigen Tag gekommen. Über die Zerstörung der Burg berichtet eine alte Inschrift an der Mittagsseite im Chor der Kirche zu Dohna:

ALS MAN ZEHLET DAS IST WAR
EINTAUSEND VIERHUNDERT UND 2. JAR.
IST DOHNA SAMT DEM FESTEN SCHLOS,
ZUSTOERET MIT ALLER MACHT GROS.

Doch nun zurück zu Jeschke!

Er war vom Königsteine nach Böhmen geflohen, um den König Wenzel um Beistand zu bitten. Dieser war jedoch in die Gefangenschaft seines Bruders

Sigismund geraten und von diesem den Herzögen von Österreich in Wien überliefert worden. Erst im Januar 1403, wo schon die Einverleibung seines angestammten Gebietes in vollem Gange war, konnte sich Jeschke bei Sigismund, dem damaligen Machthaber in Böhmen, Gehör verschaffen. Freilich war das Ergebnis seiner Vorstellungen ein recht kärgliches: König Sigismund erließ an den Fürsten von Anhalt ein Fürbittschreiben, d. d. Kuttenberg, 24. Januar 1403, worin er diesen um Fürsprache für Jeschke beim Markgrafen ersuchte. Natürlich war dieser Schritt vollständig ergebnislos. Jeschke setzte nun seine Hoffnung auf den gefangenen König Wenzel und schloß sich nach dessen Befreiung, zu der er möglicherweise mitgewirkt hatte, Wenzels Partei an, welcher auch die nächsten Freunde Jeschkes aus dem deutsch-böhmischen Adel angehörten. Vom König Wenzel erhielt Jeschke die sogenannten Königsteiner Pfandgüter: Hlina und Plochow im Schlaner Bezirke und Schißglock im Saazer Kreise, welche den ersten Stamm des sich bald erweiternden Grundbesitzes der Dohnas in Böhmen bildeten.

Von Jeschke hört man vom Jahre 1403 an nichts mehr, und die einzige glaubhafte Quelle betreffs seiner Todesart ist der aktenmäßige Bericht vom Jahre 1482, welcher sagt: „Da der von Donin gen Ofen kam, ließ ihm der König den Kopf abschlagen.“ Dies ist wahrscheinlich im Jahre 1404 geschehen. Wenn man bedenkt, daß sowohl König Wenzel als auch König Sigismund ihm und nach seinem Tode selbst den Seinigen stets günstig gesinnt waren, so steht man hier vor einem unlösbaren Rätsel.

Wohl strengten Jeschkes Nachkommen und die gesamte Verwandtschaft gegen die Einziehung ihres Besitztumes auch in späteren Zeiten Klagen an, aber alles war erfolglos. Die Burggrafschaft Dohna blieb als ehemaliger Besitz eines Landesfriedensbrechers und im ehrlichen Kampfe gewonnene Beute dem Markgrafentume Meißen einverleibt. Das Geschlecht der Burggrafen von Dohna blüht jedoch noch in den verschiedensten Linien.

E. Stötzer.

Die Dresdner Heide.

„Gleich hinter dem Alaunplatze fängt der sibirische Urwald an!“ pflegte unser Freund, der viel- und weitgereiste Dr. Rudel zu sagen. Diese Behauptung erschien nun zwar manchem, für den Augenblick wenigstens, übertrieben, allein der, welcher sie aufgestellt hatte, verstand es, sie trefflich zu rechtfertigen.

„Von dem großen Paradefelde der Dresdner Garnison zieht sich, durch wenig Lücken unterbrochen, die nach Osten immer seltener und kleiner werden, der Wald bis an den Großen Ozean; er zeigt in der Mandschurei noch dieselben Bäume, Sträucher, Kräuter, Farne und Moose wie in der Nähe unserer Residenz, und so unterscheidet sich auch die Tierwelt an den Ufern des Amur nur wenig von derjenigen, die in der Dresdner Heide bis an die Elbe vorgerückt ist. Die europäische Tiefebene ist nur die westliche Fortsetzung der großen sibirischen Tiefebene, und sie trägt auch dasselbe Pflanzenkleid; freilich hat die Kultur dieses Gewand verschnitten und verkürzt.“

Willst du also ein Stück sibirischen Urwaldes sehen, so begleite mich in die weiten, stillen Reviere der Dresdner Heide.

Es wird aber gut sein, wenn wir, bevor wir die Wanderung antreten, erst einen Blick auf die Karte werfen.

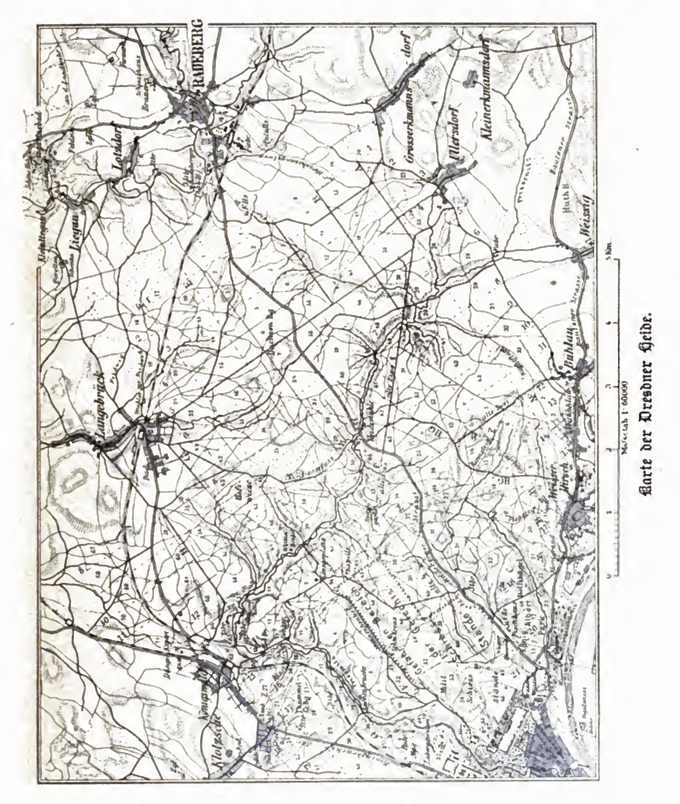
Die Dresdner Heide liegt auf dem westlichen Teile der Lausitzer Hochebene, die hier in zwei Stufen nach der Elbe abfällt. Der Untergrund besteht aus demselben Granit, welchen die Lausitzer Gebirgserhebung aufweist. Über diesem lagern ungeheuere Sandmassen, die vor Jahrtausenden durch gewaltige Wasserfluten, zum Teil durch die Elbe, welche damals einen andern Lauf nahm als heute, angeschwemmt worden sind. Etwa 7000 ha dieser Fläche werden von der Dresdner Heide in Anspruch genommen, die in vier Reviere, das Fischhäuser, Ullersdorfer, Langebrücker und Dresdner Revier, eingeteilt ist; jedes derselben wird von einem Königlichen Oberförster verwaltet. — Du siehst, daß sich dieser Wald nördlich und nordöstlich von Dresden ausbreitet. Aus dieser Lage ergiebt sich, daß alle Straßenzüge, welche die Residenzstadt mit den in dieser Richtung befindlichen Ortschaften verbinden, die Dresdner Heide berühren müssen, zunächst die Bautzner Straße, die wiederholt als Völkerstraße gedient hat und von den Truppen fast aller europäischen, wie auch von solchen asiatischer Nationen betreten worden ist; an ihr und somit am südlichen Saume der Heide liegen die Dörfer: Weißer Hirsch, Bühlau, Weißig u. s. w.

Von der Bautzner Straße zweigt an der Grenze der Dresdner Stadtflur, dicht hinter der noch von Napoleon I. angelegten Schanze auf dem Meisenberge, die Radeberger Straße ab; sie führt mitten durch die Heide und berührt, bis sie ihr Ziel, das Städtchen Radeberg, erreicht, keine einzige Ortschaft, nur eine einsam gelegene Mühle, die „Heidemühle," neben der sich ein vielbesuchtes Waldwirtshaus befindet.

Im nordwestlichen Saume der großen Waldfläche zieht die Königsbrücker Straße hin, an welcher das Dorf Klotzsche liegt. Von ihr führt eine Verbindungsstraße über Langebrück nach Radeberg. Und endlich bemerken wir die schlesische Bahn, jenen Schienenstrang, der sich zuerst neben der Königsbrücker Straße hält, dann nach Osten wendet und gewissermaßen den Anfang der sibirischen Bahn darstellt. Noch vor einigen Jahrzehnten waren die erwähnten Heidedörfer wenig genannte Orte, deren Bewohner, soweit sie nicht Ackerbau trieben, zum größten Teile vom und im Walde lebten und mit Beeren- und Pilzsammeln, Besenbinden, Verfertigen von hölzernen Haus- und Küchengerätschaften und als Waldarbeiter und Holzfuhrleute sich ihr Brot erwarben. Das einfache Leben, die gesunde Beschäftigung in der frischen Waldluft verlieh diesen Leuten eine derbe Gesundheit und rüstige Kraft, gepaart mit Scharfsinnigkeit und Gewandtheit, und so galten die „Heideburschen" vor der Aushebungskommission der sächsischen Armee als vorzügliches Menschenmaterial, das besonders für die Artillerie und die Pioniertruppe begehrt wurde. Heute sind die meisten der erwähnten Ortschaften weitbekannte Kurorte und Sommerfrischen geworden, in denen nicht allein der Dresdner Erholung für seine durch das Stadtgetriebe geschwächten Nerven und durch die Stadtluft angekränkelten Atmungsorgane sucht. Der „Weiße Hirsch" hat als Ge-



nesungsstätte Weltruf erlangt. Neben dem alten Dorfe Klotzsche erhebt sich ein ganz neuer Villenort: „Königswald;“ ebenso erweiterten sich Langebrück und Bühlau durch neue, von stattlichen Landhäusern gebildete Ortsteile. Sie alle



Karte der Dresdner Heide.

ziehen reichen Gewinn von der einen köstlichen Gabe der Dresdner Heide — der würzigen, ozonreichen Waldluft.

Aber noch einer Ortsanlage müssen wir gedenken, die am Rande der Heide entstanden ist. Schon nach den Jahren 1866, da durch den Eintritt unseres

Königreichs Sachsen in den Norddeutschen Bund sich die Notwendigkeit ergab, das kleine sächsische Heer auf die volle Stärke eines deutschen Armeekorps zu bringen, erwiesen sich die alten Kasernements Dresdens als zu klein, und als nun 1871 durch die von Frankreich an Deutschland gezahlte Kriegsentschädigung (5 Milliarden Francs) die nötigen Geldmittel verfügbar wurden, beschloß die deutsche Heeresleitung, für die Garnison Dresden und die Verwaltung des ganzen XII. (sächsischen) Armeekorps neue Unterkunftsräume zu schaffen. Der damalige sächsische Kriegsminister von Fabrice wurde mit der Aufstellung des hierzu erforderlichen Planes betraut, und er wählte als Bauplatz für die großartigen Kasernenanlagen ein Stück des südlichen Teiles der Dresdner Heide, die erste Stufe des Lausitzer Plateaus. So entstand hier ein neuer Stadtteil, die Albertstadt.

Hoch über dem Dresdner Elbthalkessel ziehen sich nun in langer Linie die neuen „Militäretablissements“ hin, die Kasernen für Fuß- und berittene Truppen, die für die Verwaltung und Verpflegung der Soldaten bestimmten Gebäude und das prächtige Arsenal, in welchem die Waffen und Trophäen des XII. Armeekorps untergebracht sind. Rückwärts, nach der Tiefe des Waldes zu und seitwärts dieser Bauten liegen die Übungsfelder der Truppen, die weiten, sandigen Flächen des „Hellers“ und des Kavallerie-Exerzierplatzes, sowie die Schießstände. Für die Mannschaft bietet der stetige Aufenthalt in der Höhen- und Waldluft einen unschätzbaren Gewinn, und gar viele Rekruten, die aus den dumpfen Räumen einer ärmlichen Häuslichkeit oder ungünstiger Arbeitsstätten mit bleicher Gesichtsfarbe und schlaffer Muskulatur hierher versetzt wurden, erlangten in kurzer Zeit blühende Gesundheit und strotzende Kraft. Aber auch für die Ausbildung der Soldaten ist die Lage der Kasernements von großem Vorteile. Was von anderen europäischen Armeen, sehr zu ihrem Nachteile — die Kriege von 1866 und 1870/71 haben das gezeigt — vernachlässigt, wenn nicht gänzlich gemieden wurde: das Waldgefecht, wird von dem deutschen Heere geradezu aufgesucht, und es liegt nun auf der Hand, daß die Truppen, welche in der Dresdner Heide den Schauplatz ihrer Gefechtsübungen haben, für die erwähnte Art des Kampfes eine vorzügliche Schule durchmachen.

Wer nun aber die Heide kennen lernen will, darf nicht nur am Rande verweilen, darf nicht bloß den angeführten breiten Straßen folgen, sondern muß die Tiefen des Waldes aufsuchen. Ein „Verlaufen“ ist ja beinahe nicht möglich, denn wie überall in den deutschen Wäldern hat auch hier die sorgsame Hand des Forstmannes eine große Anzahl von schnurgeraden Durchhauen angelegt, breite in südnördlicher Richtung gehende „Wirtschaftsstreifen,“ die mit den Buchstaben A bis H bezeichnet sind, und schmälere, ostwestlich streichende, also die ersten rechtwinklig kreuzende „Schneisen“ (1 bis 22). Das sind die „stillen Gassen“ der „weiten, grünen Stadt!“ Zwischen diesen ziehen sich noch viele Fahrwege hin, deren zum Teil uralte Benennungen aus den an Bäumen und Pfählen von den „Zeichenschlägern“ angebrachten „Zeichen“ zu ersehen sind. Da giebt's das Spiegel-E (ƎE), den Ankerweg (⚓), das Hämmerchen (⚒), den Reichsapfel (♁), den Hetzschenweg (✡); („Hetzsche“ ist die aus dem Sorbischen stammende

volkstümliche Bezeichnung für „Kröte“), das Auge (⊙), den Saugartenweg (SW), die Hackschar oder den Bischofsweg (⩓), (bedeutet ursprünglich die Bischofsmütze und ist der Weg, welchen die Bischöfe von Meißen benutzten, wenn sie nach ihrem Schlosse Stolpen reisten), den Topfweg (△), den Zirkelweg (⩚) u. s. w. — Mitten durch die Heide rauscht ein munterer, helläugiger Fluß, die Prießnitz, und das Thal, welches er auf seinem Wege durcheilt, gilt als der malerischste, an Naturschönheiten reichste Teil des ganzen Gebietes.

Quer über den Alaunplatz hinweggehend, so daß uns die Kaserne des „Königlich Sächsischen Schützenregiments Nr. 108 Prinz Georg“ linker Hand bleibt, erreichen wir den Prießnitzgrund und wandern den Fahrweg an dem klaren Flusse aufwärts. „Birkenbach“ bedeutet der sorbische Name des Gewässers, und wahrlich, überall an den sandigen Abhängen erscheint die schmucke, schlanke Birke; sie ist der Pionier für die übrige Pflanzenwelt; auf dem dürrsten, unfruchtbarsten Boden nimmt sie Platz, festigt mit ihren tief hinabstrebenden Wurzeln den Sand und spendet auf den sonnendurchglühten Flächen milden Schatten, der bald von allerlei Gräsern und Sträuchern aufgesucht wird. So sammelt die Gute die zarteren Kinder des Waldes um sich, schützt sie und nährt sie mit



Blick auf Königswald.

dem eigenen Laube. Ebenso anspruchslos wie sie ist die Kiefer. Sie bildet die Hauptbestände auf dem Sandboden der Heide. Einzelnstehende Exemplare dieses Baumes wurden, da ihr weitverzweigtes Wurzelwerk das Abrollen des Bodens hindert, immer wieder von der Axt des Holzfällers verschont und prangen nun als einundeinhalbhundert- und noch mehrjährige Riesen mit einer Höhe von 25—28 m.

Nach kurzer Wanderung sehen wir einen hohen Steinbau sich über das Thal spannen, die Königin Carola-Brücke, über welche in einer Höhe von 33 m über der Thalsohle die Heerstraße der Albertstadt führt.

Weiterhin künden uns Warnungstafeln die gefahrdrohende Nähe des Pulverlaboratoriums an und gebieten uns, hier nicht linksseitig vom Thalwege abzuweichen. — Der Wald wird nun dichter und mannigfaltiger. Wo der Felsengrund nur eine dünne Sanddecke zeigt, mischen sich die ernsten Fichten und Tannen erst vereinzelt, dann gruppenweise in die Kiefernbestände, und endlich behaupten sie die Vorherrschaft. Zahlreiche Seitenschluchten, durchrieselt von klaren, frischen Quellbächen, steigen ins Hauptthal hernieder, und an ihren steilen Abhängen haben die Buchen und Eichen Heimatrecht gewonnen. Hochragende Erlen spiegeln sich im klaren Wasser des Flusses, und buschige Salweiden peitschen mit ihren schlanken Zweigen die kleinen Wellen. Dichte Bestände von Schilf und Binsen schieben sich auf den Sandbänken bis in die Mitte des Gewässers und bergen zwischen ihren säuselnden Halmen ganze Kolonien blauäugiger Vergißmeinnichte. Grün- und blaugeflügelte Schlankjungfern (Libellen) gaukeln um die schwankenden Stengel, und an sonnigen Plätzen tummeln sich Schmerlen und Forellen in der goldigen Flut.

Aber noch andere Schönheiten entrollt uns der Heidefluß. Ein sanftes Rauschen erklingt in der Ferne; wir gehen ihm nach, auf einem Seitenpfade die Fahrstraße verlassend. Da schäumt's weiß durch das dunkle Grün der Fichten; noch einige Schritt, und wir stehen vor den Prießnitzfällen. Schroffe Felsen bilden eine Thalenge, und in dieser stürzt der Fluß in drei Absätzen über die Klippen herunter. Vor Hunderten von Jahren mag der Wasserfall hier höher und gewaltiger gewesen sein; denn in fest geschlossener Kette traten damals die granitnen Felsen dem Laufe des Flusses entgegen. Er stemmte sich vergeblich gegen ihre trotzige Gewalt, und so sammelte er seine Fluten zu einem weiten Waldsee. Höher und höher stiegen sie empor, und endlich erreichten sie den zackigen Kamm des Gebirgsriegels und sprangen jenseits mit donnerndem Brausen in die Tiefe. Die schleifende Kraft des Wassers sägte nach und nach eine Rinne in das feste Gestein. In dem Maße, wie diese sich allmählich vertiefte, sank auch der Spiegel des Sees, und jetzt liegt das weite Becken desselben trocken und ist von Waldbäumen bestanden. Noch eine andere Erinnerung ruft dieser Ort in uns wach. Jener hohe Felsen des rechten Ufers heißt: „Das Bergwerk," und ehemals erdröhnte hier der Wald unter den hellen Schlägen des Fäustels; aber ein „froher Bergsegen" war den emsigen Bergleuten nicht beschieden, und so verließen sie die Stätte wieder, die ihre Hoffnungen bitter getäuscht hatte. Die Prießnitz führt übrigens in ihrem Flußsand ein anderes kostbares Metall mit sich: „Gold," freilich in nur so geringer Menge, daß es nicht lohnt, es auszuwaschen.

Der Pfad führt uns nun durch das Bett des ehemaligen Prießnitzsees, welches der Fluß jetzt in vielfachen Windungen durchzieht. Entzückt lauschen wir auf die Stimmen des Hochwaldes. Aus dem Fichtendickicht ertönt das süße, melodische Geplauder des Rotkehlchens. Vom Wipfel einer riesigen Weißtanne jubelt die Singdrossel ihre jauchzenden Weisen über den Wald hin, und aus der Krone eines Ahornbaumes erschallen die Flötentöne der Amsel. Im sonnendurchleuchteten



Ein Seitengründel des Prießnitzthales.

Buchengezweig schmettert der Fink sein „Würzgebühr!“ Der scheue, muntere Weidenlaubvogel läßt sein: „Zilp, zilp, zalp!“ aus dem hohen Fichtengeäst erklingen, und ein ganzer Schwarm loser Zeisige begleitet uns mit spottendem Gesange. Die kleine Tannenmeise übt ununterbrochen ihre zwei Töne, daß es klingt, als ob eine Säge geschärft würde. Mit lang anhaltendem Gelächter wechselt der Grünspecht seinen Platz, und unter heiserem Gekrächz zanken sich ein paar Eichelhäher. Einen Augenblick nur verstummt das Stimmengewirr, wenn der gelbfüßige Turmfalke unter gellendem: „Brr, brr, brr, brr, brr!“ über die Wipfel schwebt und, nachdem er

„aufgebäumt" hat, seinen langgezogenen Jagdruf: „J—hö!" erschallen läßt. Der Nachtgänger hört wohl auch, besonders im Vorfrühling, außer dem klagenden: „Kiwitt, kiwitt" des Käuzchens den schaurigen Kampfruf des großen Kauzes: „Pu — huu! Pu — huu! Pu — huhuhuhu!"

Jetzt trifft unser Weg wieder die „Grundstraße." Hier kommt aus einer Seitenschlucht von rechts ein Bächlein in die Prießnitz geflossen, das „Schwarzebildwasser." Wie heute noch in katholischen Gegenden den Wanderer oft mitten im Walde ein Heiligenbild, ein Kruzifix grüßt, so mag auch hier vor etlichen Jahrhunderten, als die lutherische Lehre noch nicht ihren Siegeszug durch die Lande gehalten hatte, eine Statue oder ein Bild — vom Alter geschwärzt — den Heidegänger zur Andacht gemahnt haben. Wen es dargestellt, wo es angebracht gewesen ist, kündet keine Aufzeichnung; aber der Ort selbst heißt heute noch „Am schwarzen Bild."

Tief dunkler Wald — ein Bächlein plauscht:
Wie Erd' und Himmel haben getauscht,
Wie heiße Sehnsucht ward gestillt
Am schwarzen Bild!

Kein Pfahl, kein Schrein — wie lange her?
's kam eine Zeit, die litt es nicht mehr.
War's der Erlöser fromm und mild,
Das schwarze Bild?

Ein Wandrer irrt — wohin der Pfad?
Ich weiß dir keinen andern Rat:
Geh nur, wo des Waldes Thräne quillt,
Zum schwarzen Bild!

Welch starkes Wort rauscht noch der Wald
Und kündet von treuer Liebe Gewalt,
Die in den Tod geht, wenn es gilt?
Vom schwarzen Bild!

An der finsteren Waldschlucht, aus welcher das Rauschen des Bächleins heraustönt, führt der Pfad hin, und nicht lange, da schimmert's hell zwischen den Stämmen durch; eine weite Grasebene thut sich mit leuchtendem Grün vor unsern Blicken auf — die Hofewiese. Das ist eine Waldwiese, so recht nach dem Wunsche des Schmetterlingsfreundes. An den Birkenalleen, welche den Grasteppich umsäumen, flattert der düstere Trauermantel; über den Brombeersträuchern schwebt der große Perlmutterfalter (der Kaisermantel) in majestätischem Fluge, während der Schillerfalter, auf den weißen Blüten ruhend, den Wechsel des Braun und Blau auf seinen Schwingen zeigt; der Admiral entfaltet die stolzen Farben der deutschen Flagge; um die Brennesselbüsche gaukeln die vielfarbigen Pfauenaugen und Füchse; die prächtigen Goldruten und Feuervögel ziehen leuchtende Kreise über das Wiesengrün; wie betäubt von Duft und Licht hängen die fein gemusterten Scheckfalter an den Blüten, und ganze Wolken der zarten, lieblichen Bläulinge erheben sich von dem feuchten Grunde.



Die Prießnitzfälle.

Der Name „Hofewiese“ deutet darauf hin, daß die hier gewonnenen Futtermengen (jährlich bis zu 1600 Centner Heu) für den königlichen Marstall bestimmt sind. Inmitten des weiten Planes liegt ein Wirtshaus, und hier treffen wir fast stets fröhliche Gesellschaft, Sonntags oft Hunderte von Heidespaziergängern aus der Residenz und Sommerfrischler und Gäste aus den nahen Kurorten Klotzsche, Langebrück und Weißer Hirsch. Manchmal, besonders im Spätsommer, wenn die Hochwildjagd ihren Anfang genommen hat, hält auch ein hoher, bejahrter Herr mit seinen Weidgenossen hier Einkehr. Dort vor dem Hause auf der Holzbank unter der breitästigen Linde haben wir ihn in seiner einfachen braunen Lodenjoppe sitzen sehen — den erlauchten Herrscher unseres Sachsenlandes, den König Albert.

Die Dresdner Heide birgt gegenwärtig noch eine stattliche Zahl von Hirschen und Rehen. In früheren Zeiten, als der Wald noch wilder und von weiten „Mooren“ durchzogen war — die man jetzt entwässert und zu nutzbringendem Forstboden umgewandelt hat — hauste hier außer dem Wolf auch das Wildschwein in großer Menge. Später beschränkte man es auf bestimmte Gehege; aber weil immer wieder einzelne Tiere ausbrachen und großen Schaden in den Forstkulturen und auf den umliegenden Feldern anrichteten, rottete man das gesamte Schwarzwild aus. Noch erinnert aber der von einer Mauer umschlossene „Saugarten“ in der Nähe von Langebrück und die als „Saugarten“ bezeichnete Waldabteilung bei der Heidemühle an die glanzvollen Tage früherer Jagdherrlichkeit.

Auf bequemer Waldstraße wandern wir hinüber zur Heidemühle; das ist ein großes Dampfsägewerk, welches einen Teil des Holzreichtums der Heide zu Brettern verarbeitet. Das in unmittelbarer Nähe stehende Gasthaus bildet einen beliebten Sammelpunkt der Heideläufer. Hier treffen wir unsere Prießnitz wieder. Wir begeben uns dann auf den Wirtschaftsstreifen C, der uns über die sandige Hochfläche durch große Kiefernbestände führt.

Der Kiefernwald hat seinen eigenen Reiz. Die Stämme stehen weiter auseinander als im Tännicht, damit der breiten, schirmförmigen Krone eines jeden Baumes ihr Recht werde. Das lockere Gezweig giebt keinen dichten, zusammenhängenden Schatten, und der Heidelbeerstrauch, der den Waldgrund überzieht, erhält noch genug des goldenen Lichtes, um seine köstlichen Früchte zur Reife zu bringen. Welch wohlig warme, würzige Luft weht durch die lichten Hallen! Strömt doch die Kiefer unter allen Nadelbäumen den kräftigsten Harzduft aus!

Wir treten auf einen weiten „Schlag“ heraus. Die Mittagssonne brütet über der schon wieder mit jungen Bäumchen bepflanzten Lichtung, und die Luft flimmert über dem Sandboden. Die ganze Fläche erscheint in kräftigem Braunrot, das hervorgerufen wird einesteils durch die Polster eines feinfädigen Mooses, des „Frauenhaars“ (Polytrichum), mehr aber noch durch die schlanken, dicht stehenden Stengel des Windhalms (Apera spica venti), der hier einen Wald für sich bildet. Halbvermorschte Baumstümpfe unterbrechen die Schlagfläche, und ein jeder derselben trägt ganze Kolonieen der niederen Pflanzenwelt zur Schau. An seinem Fuße breitet die fein geästelte Renntierflechte (Cladonia rangiferina) ihre grauen Teppiche aus; an den rissigen Seiten des „Stockes“ prangt das Korallenmoos (Cladonia pyxidata) mit seinen leuchtenden roten Köpfchen; oben auf der Schnitt

fläche hat sich die Becherflechte angesiedelt und hält ihre zierlichen Näpfchen und Schalen dem Tau des Himmels offen. — An sumpfigen Gräben behaupten das hohe, dunkelgrüne Haarmoos und das grüngelbliche Torfmoos (Sphagnum) die Herrschaft neben zahlreichen Riedgräsern (Carex-Arten), der von den Kindern als Flechtmaterial gesuchten Binse und dem flockigen Wollgrase. Die echtesten Heidekinder sind aber die Erika, die zur Blütezeit ganze Strecken in schimmerndes Rot kleidet, und der Besenstrauch (Sarothamnus scoparius) sowie der niedrigere Ginster (Genista tinctoria), deren große goldgelbe Blumen der Heide den Frühlingsschmuck verleihen. — Am Rande unseres Weges nicken die blauen Glockenblumen, läßt das Habichtskraut (Hieracium Pilosella) seine schwefelgelben Sterne strahlen, schwingt die Jasione (Jasione montana) ihre graublauen Köpfchen im Winde und breitet der Thymian seine mit blauroten Blüten geschmückten, stark duftenden Kissen aus; er ist der eigentliche „Wirt zum Sande.“ Wie das ununterbrochen



Die Hofewiese.

bei ihm ein- und ausschwirrt! Die Heidebiene, die Hummel, das Widderchen, jener dunkelgrüne, mit roten, blutstropfenähnlichen Punkten gezierte Falter, und der kurze, gelbrote Kommafalter nippen einträchtig aus seinen stets gefüllten Kelchen; mit lautem, klapperndem Rasseln fährt die rot- und die blaugeflügelte Schnarrheuschrecke (Acridium) empor; ein Puppenräuber (Calosoma sycophanta) birgt schnell seinen goldglänzenden Panzer unter den würzigen Stengeln, stört dabei aber ein paar Gammaeulen auf, die hier ihren Tagesschlaf hielten und sich nun taumelnd einen andern Platz suchen; die grünen, weißgesprenkelten Sandkäfer (Cicindela silvatica) erheben sich vor unsern Tritten zu kurzem, schwirrendem Fluge, und rote, gelbe, blaue und grüne Libellen schießen wie glitzernde Pfeile durch die Luft. Aber auch den „Wegelagerer“ der Heide wollen wir bemerken, den Ameisenlöwen (Myrmecoleon formicarius), der seine trichterförmigen Fallgruben in dem weichen Sande angelegt hat und am Grunde derselben unsichtbar auf die herabrollende Beute lauert. Gleichsam des plumpen Räubers spottend, schwebt eleganten Fluges eine schlanke Wegwespe herbei und kokettiert mit ihrer nadeldünnen Taille.

Jetzt übersteigt der Pfad eine sandige Hügelwelle. Wie eine lange Stranddüne erscheint dieselbe, und wir wollen uns vergegenwärtigen, daß sie zu einer Zeit, da der Boden noch der festigenden Pflanzendecke entbehrte, vom Wind aufgebaut worden ist. Andere dieser Bodenerhebungen stellen die Schutthaufen dar, welche vor undenklichen Zeiten ein rutschender Gletscher an seinem Rande zusammenschob. Woher der Sand stammt, das offenbart er dir bereitwilligst selbst. Betrachte ihn nur durch ein Vergrößerungsglas; da wirst du winzige Splitterchen der Gesteinsarten finden, aus welchen die Hauptmasse des Sudetenzuges besteht; die sächsische Schweiz lieferte durch den Elbstrom andere Massen des Heidesandes, und endlich führten schwimmende Eisberge (oder ebenfalls wandernde Gletscher, die von den Gebirgen Skandinaviens niederstiegen und ehemals die ganze nördliche Hälfte Deutschlands bedeckten) nordische Granite und Feuersteine herbei. Die größeren unter diesen Fremdlingen bezeichnet man als „erratische Blöcke," und die bekanntesten unter diesen sind die von der Sage mannigfach umsponnenen „Oldersteine" in der





Dreikantner.

Nähe des Hellergasthauses. — Da schreitet dein Fuß soeben über einen Quarzkiesel hin, der es wohl verdient, aufgehoben zu werden; sieh, wie regelmäßig seine Gestalt ist! Dreikantig erscheint er wie ein Prisma, und die Seitenflächen sind so glatt, wie mit dem Schleifstein geschliffen. Ein solcher „Dreikantner" hat eine lange und harte Bildungsschule hinter sich. Unter der Eisdecke des Gletschers wurde er — wer könnte sagen, welchen langen Weg — fortgeschoben, umgewendet und geschliffen, bis er seine gegenwärtige Gestalt erhielt.

Nun senkt sich der Wirtschaftsstreifen über einen Abhang hinab, an dem der Lausitzer Granit, vom Sande entblößt, zu Tage tritt. Noch eine Strecke hin, die grünen Wände der breiten Waldgasse haben ihr Ende erreicht, und wir stehen am Rande der zweiten, nach der Elbe hinabsteigenden Stufe — am Wolfshügel. Ein Aussichtsgerüst ermöglicht uns eine bessere Umschau. Vor uns ragen die Zinnen des Albrechtsschlosses*), der Villa Stockhausen und der Villa Eckberg über die Wipfel. Jenseits des breiten, gleißenden Elbstromes blinken die spitzen Dächer

*) Genannt nach seinem Erbauer, dem Prinzen Albrecht von Preußen, einem Bruder Kaiser Wilhelms I.

der zahlreichen Landhäuser des „Waldparkes,“ und dahinter dehnt sich in weitem Halbkreise ein ungeheures Häusermeer, aus dem eine Menge von hohen Türmen emporstrebt: Dresden, links begrenzt von einer breiten, mit Dörfern übersäten Ebene, in welche soeben die Lokomotive eines dem fernen Böhmen zueilenden Zuges einen langen Streifen weißen Dampfgewölkes einzeichnet. Den Rahmen dieses Halbrundgemäldes bilden die langgestreckten, blau dämmernden Kämme des Erzgebirges, über welche sich als einzelne Kuppen der Sattelberg, Geising, Luchberg, Wilisch und Windberg erheben. Rückwärts schweift der Blick über die weite, von zartem Duft übersponnene Waldfläche der Heide, die im Osten einen freundlichen Abschluß findet durch die hellen Häuser des Weißen Hirsch.



Das Fischhaus.

Auf einem angenehmen Promenadenwege durchschreiten wir nun den von der Stadt Dresden angekauften und zum „König Albert-Park“ umgewandelten Teil des Waldes und erreichen bald die an der Radeberger Straße gelegene Oberförsterei Fischhaus. Alte, ehrwürdige Linden überschatten das Gebäude, dessen Räume jahrhundertelang den „treuen Hütern und Pflegern des Waldes,“ den kurfürstlichen und später königlichen Förstern und Oberförstern als Wohnung gedient haben. Seine Tage sind gezählt; es wird einem Neubau weichen müssen, der zu einem Rast- und Erholungsorte für die Heidebesucher bestimmt ist. — Die Radeberger Straße weiter abwärts verfolgend, erblicken wir zur Rechten innerhalb eines umhegten Platzes zwei künstliche, mit Rasen bewachsene Hügel: die Gewölbedecken der

Sammelbassins des I. städtischen Wasserwerkes. Von hier aus ergießt sich durch große eiserne, in die Erde gebettete Röhren die kristallklare Flut des der Heide entstammenden Quellwassers in die Häuser der Residenzstadt — fürwahr, ein köstliches Geschenk, das dieser Wald den Bewohnern Dresdens spendet, und um welches andere Großstädte sie wohl beneiden mögen!

Jetzt schallt lautes Jubeln und Singen an unser Ohr; wir sind am „Volksheim“ angelangt, einem schmucken Waldwirtshaus, in dessen Umgebung sich jung und alt, vornehm und gering zwanglos unter den hohen Bäumen vergnügt. Hunderte von Kindern aus der Residenz spielen hier in ungetrübter Heiterkeit auf den Sandhaufen und Rasenplätzen. Die Knaben erscheinen wohl öfter als Indianer, in gräßlicher Bemalung, schrecklich mit Lanze, Köcher und Bogen ausgerüstet, und verfolgen nun, lautlos schleichend oder auch mit wildem Geschrei, den — nicht immer unblutigen — Kriegspfad durch die Waldgründe. Andere haben sich als Robinsons niedergelassen, was sie indessen nicht abhält, die Besuche von Eltern, Geschwistern und Freunden entgegenzunehmen, besonders wenn es sich diese angelegen sein lassen, durch allerlei leckere Spenden die Einförmigkeit des einsiedlerischen Daseins zu versüßen. Wieder andere haben „Wallensteins Lager“ einstudiert und geben nun das Stück unter den jauchzenden Zurufen eines sehr dankbaren Publikums zum besten. Öffnet aber der Himmel einmal unvermutet seine Schleusen, so flüchtet alles in die zahlreichen Rindenhütten und Bretterhäuschen, die zwischen die Bäume verstreut sind und wartet dort, bis der Guß vorüber ist, um danach das unterbrochene Spiel desto lustiger zu treiben.

Undankbar wäre es, wollten wir beim Anblicke so vieler reiner Jugendfreude nicht des edlen Menschenfreundes gedenken, der durch unabläßiges Bemühen und große Geldopfer hier in der Dresdner Heide auch den Ärmsten, und unter diesen besonders den Kindern, die Gelegenheit zu einer fröhlichen und wirklichen Erholung geschaffen hat, des Geh. Regierungsrates Prof. Dr. Victor Böhmert, der den „Verein für Volkswohl“ ins Leben rief und durch diesen neben anderen Volksheimen auch dieses begründete.

Wer die Waldluft rein und voll auf sich hat einwirken lassen, der nimmt sicher auch ein Stück süßen Waldfriedens mit hinab in das Hasten und Drängen der „oft betrogenen Welt,“ die drunten „tief, verworren schallt,“ und die bei allem Begehrenswerten doch keinen Frieden geben kann.

Unsere Wanderung hat ihr Ende erreicht. Wir stehen wieder am Rande der Großstadt, und in sausendem Fluge führt uns der Straßenbahnwagen dem geräuschvollen Centrum zu; in unserem Herzen aber klingt's bei der Erinnerung an die liebe Heide: „Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!“ und daheim schreiben wir in unser Gedenkbuch:

Durch der Tannen grüne Hallen sind wir fröhlich hingezogen.
Wo die Wasser tosend fallen, grüßten wir der Vorzeit Wogen.
An der sonn'gen Halde wanden wir den Strauß von duft'ger Heide,
Und von breiter Lichtung sandten hoffend wir den Blick ins Weite,
Um uns her ein sinnig Grüßen — da gelingt ein sanft' Verstehen:
Stilles Glück läßt uns ersprießen Gottes Odem, Waldeswehen!

Th. Schäfer.



Eine Poselfahrt.

Blau spannt sich der Himmel über das Elbthal, und die Morgensonne läßt den breiten Strom erglänzen. Ein schmucker, grünweißer Dampfer scheint auf uns zu warten; sein Schlot raucht — wer will mit? Die Schiffsglocke ertönt, die Schaufeln fangen an zu arbeiten; die Wellen überholend, gleiten wir stromabwärts. Türme und Paläste bleiben hinter uns, und bald verschwinden hinter den Bäumen des Ostra=Geheges die gegen den Himmel scharf gezeichneten charakteristischen Umrisse der Residenz. Behaglich nehmen wir die vorüberziehenden Bilder in uns auf. Von einem Ufer zum anderen grüßen sich landschaftliche Reize, reger Fleiß der Bewohner und gesegnete Gelände. Rechts erscheint noch einmal das alte Dresden; wir sind am Schlößchen Übigau. Erbaut wurde es im Jahre 1728 im damaligen französischen Geschmack und war dann die Stätte manch rauschender Festlichkeit des königlichen Hofes. Noch von dieser Zeit träumend, schauen Bildsäulen hinab in die Flut. Aber in unmittelbarer Nähe breiten sich die Anlagen einer Schiffswerft aus, und die im Stahl widerklingenden Hammerschläge dröhnen hinab in das Grab einer Vergangenheit, die noch nichts von einem gewaltigen Herzschlag des Verkehrs verspürte. Das Schiff zieht weiter seine Bahn. Links öffnet sich die von hohen Steinwänden flankierte Einfahrt des König Albert-Hafens. Es folgt das aufstrebende Cotta, welches übergeht in das auf hohem Ufer liegende Brießnitz. Dieser Name spricht wie so mancher andere von erfülltem Völkerschicksal. Seit langen Zeiten bewohnten das Elbthal um uns herum die Daleminzier, ein Stamm des bis an die Saale hin seßhaften slavischen Sorbenvolkes. Aber nach furchtbaren Kämpfen mit den Kriegern Kaiser Heinrichs I. in den Jahren 928 und 929 wurden Saale- und Elbslaven teils unterjocht, teils über das rechte Ufer der Elbe zurückgedrängt. Den einzigen Rest des ehemals großen Volkes bilden gegenwärtig noch die Wenden der Lausitz. Die Sieger jedoch mußten noch lange auf der Wacht stehen, und Bresenice wurde das Glied einer Reihe von festen Burgen auf dem linken Elbufer. Mit den Deutschen zog das versöhnende Christentum ein; die Feste ist längst gefallen, und die Gegend beherrscht eine weithin sichtbare Kirche. Du hörst das Stampfen der Maschine; den Blick vorwärts! Ein Dampfer mit schwer beladenen, tiefgehenden Zillen im Schlepptau keucht stromauf. Von breiten Wiesen- und Ackerflächen zur Rechten heben sich die roten Dächer von Kaditz und Serkowitz ab. Dahinter steigen die obstreichen Abhänge der Lößnitz empor, mit schier zahllosen, von Grün umrahmten Villen an ihrem Fuße. Gegenüber treten näher an das Ufer die zur Lenzeszeit in Blütenschnee prangenden Höhen von Cossebaude. Da winken dir die langen Arme der Gohliser Windmühle zu; den Strom durchquert in krummlinigem Kurs ein Fährbot mit schwellendem Segel. Kötzschenbroda, die größte der Lößnitzortschaften, liegt hinter uns, und der Dampfer fährt rauschend durch die Eisenbahnbrücke von Niederwartha. Links hält der reich mit Obstbäumen, Buchen und Eichen bestandene Bergeshang noch weiterhin treu zum Strome, während der rechte Saum des Elbthales zurückweicht, um ausgedehnten, angebauten Fluren Platz zu machen. Zu deiner Linken erblickst du schließlich das Schloß Scharfenberg auf grüner Höhe und unter ihm

die Gebäude eines Bergwerkes. Die Quelle aber, welche einst Edelerze spendete, ist versiegt mit dem Rückgange des einst so reichen Bergsegens unseres Sachsenlandes. Da sieh! Vor uns erhebt sich, das Elbthal einengend, ein Bergmassiv; es ist das hart an das rechte Ufer tretende isolierte Spaargebirge, und ihm gilt unser Besuch. Die Meldung der Station Sörnewitz ist für uns das Signal zum Verlassen des Schiffes, welches bald hinter dem Felsklotz verschwindet, einen langen Rauchstreif zurücklassend.

Wir wandern nun durch das freundliche Dorf. Seine rotdachigen Häuser stehen nach altslavischer Bauart eng gedrängt und wenden ihre schmalen Giebel



Dresden, von der Elbe am Ostragehege aus gesehen.

der breiten, geraden Straße zu, so daß eine dichte Verteidigungsfront geschaffen ist. Am Ende der Dorfstraße schiebt sich eine steile, granitische Felsmasse vor, in welche die Faust des Menschen rötlich schimmernde Narben geschlagen hat. Es ist die „Bosel." Sie wollen wir erklimmen. Wir verlassen die Straße, die in der Enge zwischen Felsen und Strom dahingeht, wenden uns nach rechts und gelangen bald an eine Thalmulde, in welcher uns ein Fußpfad durch Gebüsch auf das etwa 100 m über dem Elbspiegel gelegene Plateau führt. Der nördliche Teil des $1^1/_2$ Stunde im Umfang messenden Spaargebirges heißt Fürstenberg, während die Bezeichnung Bosel der südliche Teil, insbesondere aber sein südöstlicher Vorsprung trägt. Slavische Opferfeuer mögen auf dieser Höhe geraucht haben, wie denn auch der Name Bosel wohl von dem slavischen boža volja = Gotteswille, auch

Gottesfreigrund, oder von boža žola = Götterfelsen, oder auch von božela = Gottesstätte hergeleitet werden kann. Wir sind in stummes Schauen versunken; unter uns liegt im Sonnenglanz die breite Thalfurche, welche wir herabgezogen sind. Wenn die Atmosphäre rein ist, sieht man auch die Türme der Residenz und die scharf geschnittenen Berge der sächsischen Schweiz.

Du meinst, es sei warm hier oben, und du wischst dir den Schweiß von der Stirn. Gemach, wir weilen nur vorübergehend hier. Was sollen aber jene Wesen thun, die dauernd an diesen Boden gefesselt sind! Steig mit mir hinab nach dem der Elbe zugekehrten Abhange, welchen hervorspießende kantige Felsblöcke, san-



Dorfgasse von Sörnewitz.

diges Geröll und Vegetation bedecken. Senkrecht prallen hier in den Mittagsstunden die Sonnenstrahlen auf, und am Nachmittag kannst du wohl im Rasen Temperaturen von über 50 Grad C. messen. Selbstverständlich hast du recht, wenn du behauptest, daß derartige Wärmeverhältnisse auch an anderen ähnlich gelegenen Örtlichkeiten herrschen können; aber dort findest du vielleicht dürre, arme Hänge, hier dagegen eine reiche Ausstattung des Gewandes, mit dem Frau Flora die Bosel bekleidet hat. Zwar blicken zahlreiche Blößen durch, und gar mancher mag achtlos an dem ihm dürftig erscheinenden Pflanzenwuchs vorübergehen; doch dein Auge wird bald auf diesem eng begrenzten Gebiet eine große Anzahl von Pflanzenarten ausfindig machen, von denen einzelne sogar als Seltenheiten *) gelten. Hier und da stehen

*) Diese sind im Texte durch ein * bezeichnet.

Gebüsche, zusammengesetzt aus Wintereiche, Weißbirke, Haselstrauch, Vogelkirsche, Schlehdorn und Rauhblättriger Rose (Rosa trachyphylla)*. Schon zu Ende April bedecken den Abhang stellenweise frische Polster von Ruchgras, Schafschwingel, Geschlängelter Schmiele (Aira flexuosa), Silberschmiele (Corynephorus canescens), Kammschmiele (Koeleria cristata) und Niedriger Segge (Carex humilis). In der Frühlingswärme entfalten sich nun auch Kräuter und Stauden, dort die großen, nickenden, violetten Glocken der Wiesenschelle (Pulsatilla pratensis), hier die violettblauen Köpfe des Ausdauernden Lattichs (Lactuca perennis)*. In reinem Weiß leuchten die Blütenstände der Großblü-



Die Bosel.

tigen* und der Kleinblütigen Graslilie (Anthericum Liliago und ramosum)*; das Auge erfreuen die gelben Sterne vom Frühlingsfingerkraut und vom Dunklen Fingerkraut (Potentilla verna und opaca). Du erblickst ferner die rötlichen Blüten des Kleinen Sauerampfers (Rumex Acetosella), die weißen der Sandgänsekresse (Arabis arenosa) und des Salomonsiegels (Polygonatum officinale), sowie die purpurnen Kronen der Pechnelke. Über zierlichen Blattrosetten erheben sich die rotgelb erblühenden Köpfe des Filzigen Habichtskrautes. In zuweilen dichten Beständen breitet sich in goldgelbem Schimmer die Cypressenwolfsmilch aus. Aus Felsnischen hervor taucht der weißglockige Labmeister (Asperula glauca)*; über den Boden kriechen die Weiße Fetthenne und die rotstengelige Felsenfetthenne (Sedum album und rupestre) mit saftigen

stielrunden Blättern. Zwar gehen schon viele der Pflanzen, gezwungen durch die steigende Wärme, mit beschleunigten Schritten der Fruchtreife entgegen, so auch der weißblühende Frühlingsspark (Spergula vernalis), doch behaupten sie sich noch lange in der Gesellschaft der später in die Blüte tretenden Genossen. Es erscheinen die roten Blüten der Karthäusernelke, die blauen der Sternglockenblume (Campanula patula), die weißen Kronen des Hügelmeisters (Asperula cynanchica) und der Schwalbenwurz (Cynanchum Vincetoxicum), später die roten Dolden des Berglauchs (Allium fallax). Es erblüht purpurn der Feldquendel; über ihn ragen die Köpfe der Gelben Taubenskabiose (Scabiosa ochroleuca), die



Boselabhang mit Blick nach Südosten.

zitronengelben Köpfchen des wolligen Sandimmerschöns (Helichrysum arenarium), die hellpurpurnen der Rispigen Flockenblume (Centaurea paniculata) und die himmelblauen der Bergjasione. Büsche des Färbeginsters schmücken sich mit leuchtendem Gelb; stattlich steht die Mehlige Königskerze (Verbascum Lychnitis). Du spürst auch das von fremden Wurzelsäften zehrende niedrige, grünlichweiße Alpenvermeinkraut (Thesium alpinum) auf. Es fehlen nicht die rottraubige Besenheide (Calluna vulgaris) und das gelb blühende Tüpfelhartheu (Hypericum perforatum). Schößlinge der Brombeere suchen ihren Weg zwischen schattenspendenden Felsblöcken, und an den Gebüschen stehen ganze Horste der Aufrechten Waldrebe (Clematis recta)*. Auf hohen Stengeln wiegen sich die weißen Dolden der Hirschwurz (Peucedanum Cervaria)*, welche ihre starken

Wurzeln tief in den Boden hineintreibt. Moospolster schmiegen sich an schützende Felsen, und diese selbst sind von weißlich-grünen Flechten, den Pionieren der Pflanzenwelt überzogen. Willst du einige dieser Kinder der Bosel mitnehmen, so reiße sie nicht aus; sei auch im Abpflücken sparsam! Du erfüllst so eine botanische Pflicht.

Diese reiche Pflanzenwelt nun bewohnt einen Boden, der außerordentlich humusarm ist und, von der Sonne durchglüht, einen äußerst geringen Wassergehalt besitzt. Du wirfst mit Recht die Frage auf, ob diese Pflanzen den anderen, die da auf Wiesentriften schon einer gelinden Trockenheit erliegen, in etwas voraus seien. Dem ist in der That so. Einmal ist eine Anzahl von ihnen aus fernen, osteuropäischen Steppen eingewandert und hat auch noch hier ihren heimatlichen Charakter bewahrt, so daß sie von Geschlechtern zu Geschlechtern den harten Kampf um das Dasein durchzuführen vermag; dann haben anderseits auch die übrigen Bewohner des Standortes gelernt, in dem Kampfe auszuharren. Die Mittel dazu sind allen unseren Boselpflanzen gegeben in besonderer Lebenshaltung und in einer mannigfaltigen Vielheit von Schutzeinrichtungen. Einmal suchen sich viele Pflanzen in der Weise zu helfen, daß sie ihre Vegetationsperiode abkürzen, indem sie Blüten und Früchte schon in der Zeit entwickeln, in der die Temperatur noch wenig auf die Ausdünstung des Bodens und seiner Bewohner einwirkt Dann aber heißt es, einen kräftigen Widerstand gegen die Verwelkung selbst zu organisieren. Zu diesem Behufe sind einige der Pflanzen günstig gestellt durch eine wohlausgebildete Bewurzelung zur Erreichung tieferer, feuchterer Bodenschichten; die Mehrheit jedoch schützt sich durch gutes Haushalten mit dem dem Boden abgezwungenen Wasser. Läßt sich auch der Wasserstrom, der von den Wurzeln aus durch den Pflanzenkörper geht und ihn in der Hauptsache an den Blättern wieder verläßt, aus Gründen der Ernährung nicht unterdrücken, so kann er doch auf die geringste nötige Stärke herabgesetzt werden durch Verlangsamung seines Austrittes aus den Blattflächen. In diesem Sinne wirken zweckmäßige Anpassungsformen und Einrichtungen, ausgeprägt besonders in Blattstellung, Blattform, Haarkleid, Gehalt an ätherischem Öl, Oberhautausbildung, innerem Zellgefüge, Durchlüftungssystem, Schließfähigkeit des Blattes und chemischer Wirkung des Zellsaftes.

Doch du bemerkst, daß wir nicht wie die Boselpflanzen gegen Austrocknung geschützt sind. Nun gut, auch für uns sorgt das Spaargebirge. Ringsum lohnen die zu Thal gehenden Gehänge den Fleiß des Winzers, und kein übler Tropfen wird dir in einem der gastlichen Häuser kredenzt, die auf dem Plateau liegen. — Ade, Bosel! — Sanft eingeschnittene Thäler führen allseitig hinab; unter schattigen Bäumen folgen wir einem Wege, der uns behende auf die Elbstraße bringt, und stromab schreiten wir an den sauberen Häusern von Spaar vorüber. Jenseits des Stromes thront das alte Schloß Siebeneichen, welches seine Anlage dem ersten sächsischen Kaiser verdankt. Es bildete, gleich den Burgen von Brießnitz, Niederwartha und Scharfenberg, einen Hauptpunkt in jener noch weit elbabwärts reichenden Verteidigungslinie. Aus dem Rauschen der grünen Wipfel des Berges klingt ein Lied von deutscher Treue herüber. Zu Susa im Welschland war es, wo in nächtlicher Stunde Friedrich Barbarossa ermordet werden sollte. Um den Anschlag wissend, erwartete der dem Kaiser in äußerer Erscheinung ähnliche Ritter Hart=

mann von Siebeneichen im Schlafgemach seines Herrn den Todesstreich. Kaiser Rotbart entkam, und die Mörder schonten um so großer Hingabe willen des treuen Dieners.

Noch ein kurzes, frohgemutes Wandern, und es erscheint das hochragende, altersgraue Gemäuer der Albrechtsburg. — Sei uns gegrüßt, du schönes Meißen!

Dr. G. Altenkirch.

Gottlieb Traugott Bienert, ein Mann aus eigner Kraft.

„Mit innigem Danke gedachte ich wieder meiner lieben seligen Mutter, die mich von Kindheit an zur Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ermahnte — zwei Tugenden, ohne die es unmöglich ist, im Leben vorwärts zu kommen." So schreibt Gottlieb Traugott Bienert am Schlusse des Vorwortes seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung. Daß die Mahnungen der guten Mutter auf fruchtbaren Boden gefallen waren, das zeigt das Lebensbild des Mannes, der sich unter den drückendsten Verhältnissen vom armen Dorfknaben, vom Müllerburschen emporarbeitete zum Königlich Sächsischen Kommerzienrat und zum Besitzer eines der bedeutendsten Mühlenwerke Deutschlands, der Hofkunstmühle zu Plauen bei Dresden.

Gottlieb Traugott Bienert wurde am 21. Juli 1813 zu Eschdorf bei Pillnitz als der Sohn des dortigen Müllers geboren. Die deutschen Befreiungskämpfe durchtobten damals die Gauen unsres Vaterlandes. Am 26. und 27. August 1813 wurde die Schlacht bei Dresden geschlagen; die Kriegsvölker lagen meilenweit um die Stadt, und unser Bienert mußte schon als Wochenkind die Schrecknisse des Krieges durchkosten. Als die Mutter den vier Wochen alten Knaben aus der freigelegenen Mühle, seinem Geburtshause, zu einer Nachbarin flüchten wollte, wurde sie unterwegs dreimal von Soldaten angehalten, die den Korb, in welchem der Säugling lag, nach Geld und Lebensmitteln durchsuchten. Die Not des Krieges lastete schwer auf der Familie; Haus- und Wirtschaftsgeräte waren zerstört, die Scheunen geleert, ja nicht einmal Saatgetreide zur Herbstbestellung der Felder war aufzutreiben. Dazu kam, daß die Wasserkraft der Mühle in trocknen Sommern fast versiegte; an manchen Tagen konnte nur einige Stunden gemahlen und damit der Mahllohn auf höchstens 2 gute Groschen (25 Pfennige) gebracht werden. Auch bei ausreichender Wasserkraft stieg die Einnahme täglich nicht über 16 gute Groschen. Da war an Ersparnisse nicht zu denken. Als der Vater im Jahre 1822 die Augen für immer schloß, ließ er die Witwe mit vier unversorgten Kindern — unser Traugott war mit 9 Jahren das älteste — in bittrer Not zurück. Beim Verkaufe des Anwesens wären ungefähr 75 Thaler auf jedes der vier Kinder gekommen, da das Haus mit Schulden belastet war. Da entschloß sich die Mutter, die Müllerei weiter zu betreiben; ein Mühlknecht wurde angenommen, der außer freier Kost 8 Groschen Wochenlohn empfing. Außerdem wohnte noch ein alter Auszügler in der Mühle, der der Familie das Leben

so sauer wie möglich machte. Es war früher auf dem Lande vielfach Brauch, daß derjenige, welcher sein Grundstück verkaufte, sich gewisse Rechte, als freie Wohnung, Lieferung gewisser Nahrungsmittel, freie Wäsche u. s. w. vorbehielt. Diese Bezüge blieben bis zu dem Tode des Berechtigten auf dem Grundstücke haften. Die Eltern Bienerts hatten beim Ankauf der Mühle jenen Auszügler, der ihnen ganz fremd war, mit in Kauf nehmen müssen. Die Räumlichkeiten in der kleinen Mühle waren so beschränkt, daß durch die einzige Wohnstube eine Bretterwand gezogen worden war, um einen Raum abzugrenzen, in welchem der Auszügler wohnte und schlief. Wollte er in diesen Raum gelangen, so mußte er durch die Wohnstube gehen. Das Leben und Treiben der Müllersfamilie lag offen vor ihm, was zu allerlei Verdrießlichkeiten führte. Auch hatte der Auszügler das Recht, am Feuer des Wirtes zu kochen. Nun kaufte er sich öfters Kuhfüße, welche drei Tage kochen mußten, um weich zu werden; dabei verbreiteten sie einen üblen Geruch. Man kann sich denken, wie unangenehm es war, mit einem übelwollenden Menschen täglich und stündlich in so enge Berührung zu kommen.

Die Kinder wurden schon von klein auf mit zur Arbeit herangezogen. Im Sommer wurde im Walde Brennholz gelesen, an den Winterabenden oft bis nachts 12 Uhr gesponnen. Die Kost war mager; nur an den hohen Festtagen kam Fleisch ins Haus. Die Kleidung fertigte die Mutter selber aus grober Sackleinwand. Die Schule wurde regelmäßig besucht; doch bot sie leider den Kindern herzlich wenig.

Um die Einnahmen ein wenig aufzubessern, versuchte die Mutter, Brot zu backen und zu verkaufen. Das Recht des Brotbackens und Brotverkaufens besaß aber lediglich die Eschdorfer Herrschaft; diese hatte ihr Recht an eine zweite, in Eschdorf gelegene Mühle, die Untermühle, für jährlich zwei Thaler verpachtet. Die Besitzerin der Untermühle, die sich in wohlgeordneten Verhältnissen befand, wurde klagbar. Das Gericht entschied, das Backen könne niemand verwehrt werden; dafür, daß Brot verkauft worden sei, solle die Untermüllerin Zeugen beibringen. Dazu gab sich aber niemand im Dorfe her; jedermann gönnte der braven Witwe, die sich's blutsauer werden ließ, die kleine Nebeneinnahme. Bald darauf ging die Eschdorfer Herrschaft in andern Besitz über, und der neue Gutsherr erteilte die Back- und Verkaufsgerechtigkeit beiden Mühlen für jährlich einen Thaler Pacht.

Bäckerei und Brotverkauf ließen sich gut an; die Kundschaft wuchs und mit ihr die Einnahme. Verbesserungen zu gründlicherer Ausnutzung der Wasserkraft wurden angebracht; bald konnte die wenig einträgliche Lohnmüllerei aufgegeben werden, da die Mühle vollauf in Anspruch genommen war, um das für das Backen nötige Getreide zu vermahlen. Traugott Bienert war 24 Jahr alt geworden. Der eine Bruder war gestorben; die Schwester hatte sich in ein Nachbardorf verheiratet, und die Mutter war zu ihr gezogen. Der zweite Bruder war nach der Entlassung aus der Schule von der Eschdorfer Herrschaft in Anspruch genommen worden. Der Gutsherrschaft stand nämlich das Recht zu, ihr Gesinde aus den Kindern auszusuchen, welche zu Hause nicht gebraucht wurden und sich an fremde Leute vermieten mußten. Ein solcher Zwangsdienst dauerte zunächst ein

Jahr, konnte aber aller zwei Jahre von neuem verlangt werden. Der Lohn war sehr niedrig. Der Bruder erhielt als sogenannter Gebietjunge fürs ganze Jahr 30 Groschen. In dieser Stellung hatte er den der Herrschaft zinspflichtigen Bauern die Befehle zu überbringen, durch welche die am nächsten Tage zu leistenden Dienste angeordnet wurden. Die Kost war gering und bestand meist nur



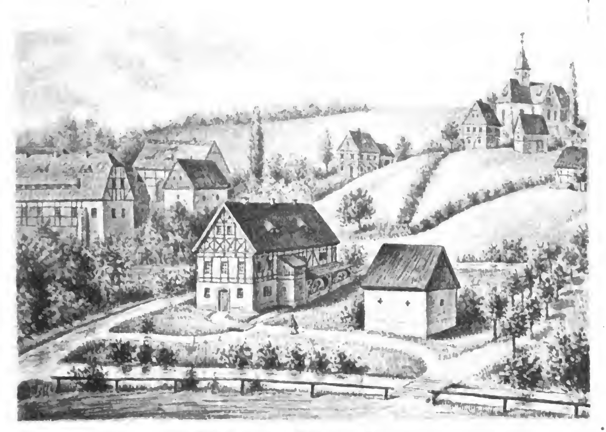
aus Wasserbrei oder Kartoffeln. Im Sommer gab es wöchentlich ein halbes Stückchen Butter; im Winter wurde das Brot trocken gegessen. Nach Verlauf eines Jahres entschloß sich der Bruder, die Müllerei zu erlernen. Er zog sich aber ein Halsleiden zu und mußte ins Vaterhaus zurückkehren, wo ihn der Bruder beschäftigte, soweit es sein Zustand zuließ. Traugott Bienert dachte nun daran, sich selbständig zu machen. Die Mühle gehörte noch immer der Mutter. Nach dem Gebrauche der damaligen Zeit wäre sie beim Tode der Mutter auf den

jüngsten Sohn übergegangen, der dann die Geschwister entsprechend zu entschädigen hatte. Der jüngere Bruder aber war krank, und es mußte Traugott daran liegen, die Erbverhältnisse schon bei Lebzeiten der Mutter in Ordnung zu bringen. Dies geschah dadurch, daß die Mühle gerichtlich abgeschätzt wurde. Mutter und Schwester erhielten eine hohe Abfindungssumme, die beiden Brüder aber waren die alleinigen Besitzer der Mühle.

Das Bienertsche Brot hatte insbesondere Liebhaber gefunden unter den Dresdner Herrschaften, die den Sommer über in Pillnitz, Loschwitz und Umgebung wohnten. Sie wünschten das Brot auch im Winter zu beziehen, und Bienert kam auf den Gedanken, sich um eine Konzession für den Brotverkauf in Dresden zu bewerben. Sein Gutsherr stellte ihm ein so glänzendes Zeugnis über seine bisherige Thätigkeit als Brotbäcker aus, daß er die Erlaubnis bekam, als Platzbäcker auf dem Neustädter Markte feilzuhalten Als solcher durfte er allerdings nur Schwarzbrot zum Verkaufe bringen; denn die Dresdner Bäcker hielten eifersüchtig an dem Rechte fest, nach welchem nur ihnen der Verkauf von Weißbrot in der Stadt gestattet war. Der Platzbäcker durfte auch keinen Laden mieten, er durfte auch nicht vom Wagen herab verkaufen; er mußte vielmehr seine Ware auf einer Decke oder auf Stroh auf dem Erdboden ausbreiten (etwa wie man Kraut oder Kartoffeln verkauft), gleichviel ob es regnete oder schneite oder Staub und Schmutz sich auf dem Brote ablagerten. Bei Regenwetter blieb gewöhnlich Brot übrig; dieses durfte nicht in der Stadt aufgehoben, sondern es mußte eingepackt und wieder fortgefahren werden. Bis zum nächsten Markttage hatte es dann natürlich an gutem Aussehen eingebüßt, auch mittlerweile durch Eintrocknen an Gewicht verloren. Kam dann die Polizei und fand beim Nachwiegen, daß das Brot zu leicht war, so wurde es ohne weiteres weggenommen, und der Verkäufer hatte außerdem eine ziemlich hohe Geldstrafe zu zahlen. Bienert ließ sich durch derartige Beschränkungen nicht irre machen. Früher hatte er das Brot im Schubkarren oder auf einem Handwägelchen eigenhändig zu den Kunden gefahren; jetzt schaffte er sich Pferd und Wagen an. An Markttagen wurde schon nachts 12 Uhr aufgestanden und um 2 Uhr die Reise angetreten, damit man früh um 6 Uhr an Ort und Stelle war. Im Winter, wenn der eisige Wind die Schneewehen aufgetürmt hatte, wurden oft neun Pferde vor den Wagen gespannt, um durchzukommen. Der Hirschberg am Weißen Hirsch war bei Glatteis das gefährlichste und deshalb gefürchtetste Stück des ganzen Weges.

Das Jahr 1843, in welchem Bienert sein 30. Lebensjahr vollendete, brachte ihm endlich die Erfüllung eines langgehegten Herzenswunsches. Er hielt um die Hand der Tochter des Gutsbesitzers und Landrichters, späteren Landtagsabgeordneten Leuthold in Schullwitz an und erhielt das Jawort. Um seiner zukünftigen Lebensgefährtin eine gesicherte Existenz bieten zu können, entschloß er sich, nach Dresden überzusiedeln und daselbst eine Brotbäckerei einzurichten. Er kaufte auf der Bautzner Straße, der jetzigen Schillerstraße in Neustadt, unweit des Linckeschen Bades, eine Baustelle von nicht weniger als 100 Ellen Front, die sich bis hinab an die Elbe erstreckte. Hier errichtete er ein Zinshaus mit Erdgeschoß und zwei Obergeschossen, mit Stallungen und Wagenremisen. In das Erdgeschoß baute er die Bäckerei mit

den neusten Einrichtungen, die das Bäckergewerbe kannte. Das Haus kostete unter Einrechnung der Baustelle 26000 Thaler. Es standen ihm 3500 Thaler eigene Ersparnisse und 3000 Thaler Heiratsgut der Frau zur Verfügung; mithin waren noch ungefähr 19000 Thaler zu decken. Da kamen schwere Jahre. Die eignen Verwandten hielten ihn für einen Gernegroß, der leichtsinnig über seine Kräfte hinausginge. Aber Bienert verzagte nicht. Er und sein treues Weib konnten arbeiten; Gott schenkte ihnen Gesundheit, und so ging alles munter vorwärts. Die beschwerliche Fahrt an den Markttagen Montag, Mittwoch und Freitag war nun in Wegfall gekommen. Diese drei Tage, die sonst für die Arbeit ziemlich ver-



Die Bienertsche Mühle in Eschdorf.

loren gewesen waren, konnten jetzt ganz dem Geschäfte gewidmet werden; auch brauchte der junge Dresdner Bäckermeister nicht mehr um 12, sondern erst früh um 4 Uhr aufzustehen.

In Dresden hielt es schwer, das gute Mehl zu bekommen, welches die Eschdorfer Backware so gesucht gemacht hatte. Bienert pachtete deshalb eine kleine Mühle im Liebethaler Grunde, richtete sie nach seinen Erfahrungen ein und erzielte bald ein seinen Anforderungen genügendes Mehl. Auch schaffte er sich wieder Pferd und Wagen an, um jeden Sonnabend die Mühle in Liebethal selbst zu kontrollieren, Mehl abzuholen und ihm angebotenes Getreide einzukaufen.

Der Einkauf des Getreides war übrigens eine schwierige Sache. Jede der kleineren Landstädte hatte ihren Getreidemarkt. Dresden bezog seinen Bedarf an

Getreide insbesondere von Pirna, Radeburg und Kamenz. Diese Provinzmärkte spielten damals, als Eisenbahn und Binnenschiffahrt erst sich zu entwickeln begannen, noch eine ganz andere Rolle als heutzutage, wo man mittelst der modernen Verkehrseinrichtungen Getreide aus aller Herren Länder in kürzester Zeit beziehen kann.

Die Zufuhren zu den Märkten waren sehr verschieden und schwankten z. B. in Radeburg zwischen 500 und 5000 Scheffel an einem Markttage. Von der Größe der Zufuhr war selbstverständlich die Höhe des Preises abhängig. War das Wetter schön, und waren die Ernteaussichten günstig, so kamen Landleute, welche noch Getreidevorräte hatten, mit großen Zufuhren auf den Markt; die Preise wurden gedrückt; denn die Bauern mußten, wenn sie ihr Getreide nicht wieder mit nach Hause nehmen wollten, zu jedem annehmbaren Gebote verkaufen. Trat aber vor der Ernte anhaltendes Regenwetter ein, so daß Auswuchs des Getreides zu befürchten war, so behielten die Bauern ihre Getreidevorräte zu Hause, teils für eignen Gebrauch, teils um später bessere Preise zu erzielen. Die Käufer aber, die Getreide haben mußten, waren genötigt, außerordentlich hohe Summen zu zahlen. So geschah es z. B. in dem Jahre 1847, welches eine ganz ungenügende Ernte brachte, daß an einem Markttage der Scheffel Getreide um 2 Thaler aufschlug.

Diese schwankenden Getreidepreise gestalteten sich aber auch zu einer Plage für das Publikum. Die Stadtbehörde stellte allmonatlich nach dem Durchschnittspreise des Getreides die sogenannte Brottaxe fest, d. h. sie schrieb allmonatlich dem Bäcker genau vor, wieviel ein Brot, eine Semmel u. s. w. wiegen müsse. Stand nun zu Ende des Monates zu befürchten, daß die Getreidepreise steigen würden, so verbreitete sich das wie ein Lauffeuer durch die Stadt; jedermann suchte sich einen billigen Brotvorrat für die kommende teurere Zeit anzuschaffen; die Bäckerläden wurden geradezu gestürmt. Hatte der Bäcker seine Ware verkauft, so drohte man, ihm die Fenster einzuwerfen; denn das Volk vermutete, daß er vorhandene Vorräte absichtlich zurückhalte. Waren umgekehrt die Ernteaussichten günstig, und stand zu erwarten, daß der kommende Monat billige Brotpreise bringen würde, so hielten die Leute mit dem Broteinkauf zurück, und der Bäcker wurde die Ware nicht los. Er hatte das Getreide teuer eingekauft und mußte nun nach der Brottaxe billiges Brot liefern. In diesem Falle suchte er vielfach seinem Schaden dadurch beizukommen, daß er, um das durch die Taxe vorgeschriebene Gewicht zu erhalten, das Brot nicht richtig ausbacken ließ, wodurch ein feuchtes, schliffiges, der Gesundheit unzuträgliches Backwerk entstand.

Bienert war nun Bäcker, Müller, Getreide- und Mehlhändler zu gleicher Zeit. Die Widerwärtigkeiten dreier Gewerbe lasteteten auf ihm; aber im Kampfe mit allerhand Unzulänglichkeiten und kleinlichen Beschränkungen wuchs seine Thatkraft, wurde sein reger Geist nur noch mehr angespornt, alle Hindernisse zu überwinden. Drei Minuten von Radeburg, dem Hauptmarkte für das beste Getreide in der Umgebung Dresdens, lag die Brettmühle, die zur Versteigerung kommen sollte. Erstand er die Brettmühle, richtete er dabei eine Bäckerei mit ein, so brauchte er soviel Getreide, daß er auf den Radeburger Getreidemarkt Einfluß bekommen

konnte, was wiederum auf die Dresdner Brottaxe wirken mußte. Es war ein kühnes Unternehmen; wenn es aber gelang, so verschaffte es ihm in seinem Gewerbe eine geradezu gebietende Stellung. Noch waren die Schulden des Neustädter Hausbaues nicht ganz getilgt. Die Sorgen, die dieser Bau mit sich gebracht hatte, waren zu groß gewesen und standen noch in zu frischer Erinnerung, als daß Bienert sich hätte entschließen können, das Wagnis allein zu unternehmen; deshalb schlug er dem Bruder seiner Mutter, dem Gutsbesitzer Weber in Langwolmsdorf vor, die Mühle mit ihm gemeinsam zu kaufen. Dieser ging auf den Vorschlag unter der Bedingung ein, daß ihm jährlich 200 Thaler reiner Verdienst zugebilligt würden. Bienert sagte mit Freuden Ja; denn ein Anlagekapital von 8000 Thalern, welches der Onkel mitbrachte, sowie dessen zuverlässige Arbeitskraft selbst mußten die geforderten Zinsen unter allen Umständen einbringen. Die Mühle wurde gekauft, die Mühlgänge wurden von Bienert neu eingerichtet, ein Hinterhaus für die Bäckerei wurde gebaut, und nach wenig Jahren hatte Bienert die Freude, seinem Onkel neben den gewährleisteten Zinsen von 200 Thalern noch einen jährlichen Gewinnanteil von 1500 Thalern auszahlen zu können.

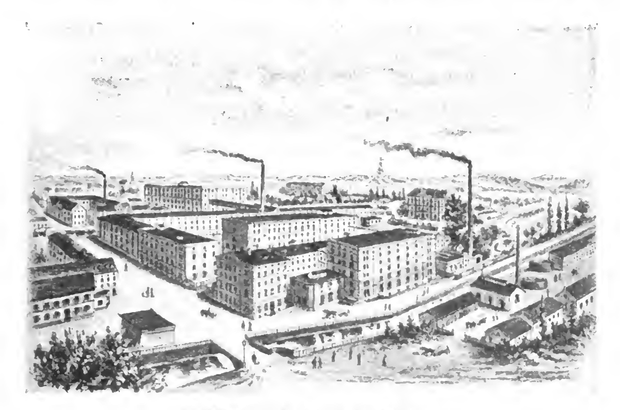
Wodurch war es Bienert möglich geworden, das Geschäft in kurzer Zeit zu solcher Blüte zu bringen? Auch hier wieder hatte er thatkräftig mit althergebrachtem Schlendrian aufgeräumt. Bisher war es Sitte gewesen, daß die Bauern, welche einige Scheffel Getreide zum Mahlen brachten, solange in der Mühle blieben, bis die Reihe zum Mahlen an sie kam. Das dauerte oft einige Tage. Während dieser Zeit ließen sie sich häuslich in der Mühle nieder, schliefen daselbst und kochten an dem Herde des Müllers. Bienert ordnete an, daß nur an einem Tage in der Woche gegen Lohn gemahlen werde. Das paßte vielen Bauern nicht; sie blieben weg, und das war es, was Bienert gewollt hatte. Eine zweite Neuerung, die Bienert ins Leben rief, war die, daß er den Brottauschhandel einführte, d. h. daß er für Getreide Brot gab. Dieser Neuerung wurde von jedermann aller Erfolg abgesprochen; bald aber sahen die Rittergutsbesitzer ein, daß es ihnen nur Vorteil bringe, wenn sie jederzeit ihr Getreide los werden und dafür in den Besitz frischen Brotes gelangen konnten. Nur die „kleineren“ Leute hielten an dem bisherigen Schlendrian fest, der sie um die schöne Arbeitszeit brachte. Bienert wurde der Hauptkäufer auf dem Radeburger Getreidemarkte. Fleißig studierte er Witterungsberichte und Ernteaussichten in den Fachzeitungen, und bald war der Preis, den er an den Markttagen bot, maßgebend für den Radeburger Getreidehandel. Die Landleute schlugen ihr Getreide nicht eher los, als bis der Brettmüller — unter diesem Namen war Bienert in Radeburg bekannt — seine Meinung geäußert hatte.

Bienerts Thätigkeit war nun an drei Orten in Anspruch genommen: in der Mühle im Liebethaler Grunde, in der Mühle und Brotbäckerei in Radeburg und in der Bäckerei und beim Platzhandel in Dresden. Das führte zu mancherlei Verdrießlichkeiten. Das Personal wußte genau, wann sich der Herr an dem einen oder dem andern Orte aufhielt, und ließ sich dann manche Unregelmäßigkeiten zu schulden kommen. Dazu kam, daß die rastlose Thätigkeit und das fortwährende Angespanntsein nicht ganz ohne Einfluß auf die Gesundheit Bienerts geblieben

waren. Ein hartnäckiges Magenleiden stellte sich ein, das selbst durch mehrmaligen Kurgebrauch in Karlsbad nicht ganz gehoben werden konnte. Das legte Bienert den Wunsch nahe, seine drei Geschäftsunternehmungen an einem Orte vereinigt zu sehen. Dazu bot sich ihm im Jahre 1851 eine günstige Gelegenheit. Der sächsische Staat besaß in Plauen bei Dresden die sogenannte Hofmühle, eins der größten Mühlenwerke in der Umgebung Dresdens. Der Pächter dieser Mühle war früher Ökonom gewesen; er verstand nicht viel von der Müllerei, kam deshalb auf keinen grünen Zweig und bot Bienert an, in seinen Pachtvertrag einzutreten. Nach langwierigen Verhandlungen mit dem bisherigen Pächter und dem sächsischen Finanzministerium kam die Pachtübernahme endlich zu stande. Das Liebethaler und Radeburger Geschäft wurden aufgegeben, und mit gewohnter Thatkraft ging nun Bienert ans Werk, die Hofmühle von Grund auf umzugestalten, um sie auf die Höhe der Leistungsfähigkeit zu bringen, die man bei der ausgezeichneten Wasserkraft verlangen konnte. Die nächsten Jahre bedeuten für Bienert Zeiten unausgesetzten Forschens, Probierens und Schaffens. Er unternahm Reisen nach Prag, Wien und Pest, um die Herstellung der feinen Mehlsorten kennen zu lernen, die bisher für die Feinbäckerei gegen schweres Geld aus Österreich bezogen worden waren; er ging nach Belgien und Frankreich, um sich die dort übliche Heizung mit Steinkohlen und den Gebrauch der Teigknetemaschinen anzusehen. Die gemachten Erfahrungen suchte er in der Hofmühle zu verwerten. Das ging aber durchaus nicht so rasch. Die Mühle gehörte dem Staate, und zu jedem Umbau mußte dieser seine Einwilligung geben. Der Pächter wollte die oft sehr kostspieligen Neuerungen auch nicht lediglich auf seine Gefahr hin ausführen; der Staat wieder meinte, wenn der Pächter Veränderungen beliebe, so möge er sie auch bezahlen, und so gab es oft langwierige und ärgerliche Verhandlungen. Doch Bienert verlor den Mut nicht, weder im Kampfe mit dem Ministerium, noch im Kampfe mit dem Schlendrian seiner eignen Leute. Bisher hatte sich der Bäcker auf sein Gefühl verlassen, um zu beurteilen, ob der Teig die nötige Wärme habe, und ob er ordentlich durchgeknetet sei. Bienert führte das Thermometer in der Backstube ein, und die Teigknetemaschine bearbeitete die Teigmasse mit einer Gleichmäßigkeit, daß ein Brot von stets gleicher Güte hergestellt werden konnte. Infolge der durch die Kohlenfeuerung herbeigeführten Holzersparnis wurde der Brotpreis herabgesetzt. Die Neuerungen Bienerts erregten solches Aufsehen, daß Se. Majestät der hochselige König Johann Mühle und Bäckerei selbst in Augenschein nahm und seine volle Befriedigung über das Gesehene aussprach. Von den sechs Medaillen, die der Dresdner Gewerbeverein aus Anlaß seines 25jährigen Bestehens an hervorragende Industrielle des sächsischen Vaterlandes verteilte, wurde die eine Bienert wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Hebung des vaterländischen Gewerbes zuerkannt.

Nach der Einführung der Neuerungen im innern Betriebe richtete Bienert sein Augenmerk darauf, wie er Verbesserungen in Bezug auf Ausnutzung der Wasserkraft und der treibenden Maschinen durchführen könne. Da kamen wieder Zeiten schwerer Sorge. Während der Flußlauf reguliert und neue Wasserräder eingesetzt wurden, ruhte der gesamte Mühlenbetrieb. Das Getreide mußte aus-

wärts gemahlen werden. Der Sommer 1856 war so trocken, daß auch die auswärtigen Mühlen den Bedarf nicht mehr decken konnten. Um die Brotbäckerei nicht zum Stillstand kommen zu lassen, mußte das Mehl sogar aus Schlesien und Böhmen bezogen werden. Dann wieder zerstörte eine Hochflut die angefangenen Arbeiten. Die Chemnitzer Maschinenfabrik, die sich zum ersten Male im Mühlenbau versuchte, lieferte nur langsam, und wenn die einzelnen Teile ankamen, paßten sie nicht in das Ganze und mußten vielfach umgearbeitet werden. Bienert geriet durch dieses Mißgeschick in hochgradige Aufregung; er blieb deshalb in Dresden; es war ihm nicht möglich, den Umbau in Plauen mit anzusehen. Endlich kam alles in das richtige Geleis; nur ein großes Wasserrad, das allein 6000 Thaler gekostet hatte, arbeitete noch unregelmäßig. Der Chemnitzer Ingenieur, sowie die zur



Die Hofmühle in Plauen bei Dresden.

Beobachtung herbeigezogenen Professoren des Dresdner Polytechnikums konnten den Fehler nicht entdecken. Da begegnete Bienert eines Tags einem Maschinenmeister, den er in einer Prager Fabrik kennen gelernt hatte. Diesem klagte er seine Not. Matthes, so hieß der Mann, beobachtete aufmerksam das unregelmäßige Geräusch, welches das Rad verursachte, ließ sich einen großen Hammer geben und führte etwa 10 Schläge auf den Keil, der das große Rad an der Welle festhielt. Damit war die Unregelmäßigkeit behoben.

Mit der Hofmühle war auch eine kleine Ölmühle verbunden. Diese verarbeitete täglich gegen 25 Centner Saat. Bienert ging nun daran, auch hier die Leistungsfähigkeit zu steigern. Er besuchte Ölmühlen in Schlesien, Berlin, Hamburg, Wittenberge, in Prag und Wien. Die bisher angewandten Keilpressen ersetzte er durch hydraulische Pressen. Er erreichte es, daß statt der bisherigen

25 Centner täglich 300 Centner Saat zur Verarbeitung kamen. Dabei waren die Aufstellung der Maschinen und die Lüftungsanlagen so zweckmäßig, daß die Temperatur in den Arbeitsräumen nie über 24 Grad stieg, während in den Prager Ölmühlen bei 40 Grad gearbeitet wurde. Die Rückstände beim Pressen, die Ölkuchen, erzielten wegen ihrer schönen Farbe und ihres sauberen Äußeren Vorzugspreise gegenüber denen anderer Mühlen. Ebenso wurden die Vorrichtungen zum Reinigen des gewonnenen Öles (Raffinerie) derart verbessert, daß ein Mann täglich 100 Centner Öl statt der früheren 25 Centner reinigen konnte.

So wuchs und gedieh das Geschäft nach jeder Richtung, und Bienert konnte nun auch einmal daran denken, etwas für sich und seine Bequemlichkeit zu thun. Das Kontor bestand aus einer einzigen Stube, in welcher sieben Personen arbeiteten. So eng zusammengedrängt, störten sich die Insassen des Kontors gegenseitig in ihrer Arbeit; auch war es nicht wünschenswert, daß jeder Schreiber die Unterredungen mit anhörte, die der Buchhalter, Kassierer oder gar der Chef des Hauses mit den Kunden führte. Die Privatwohnung Bienerts umfaßte nur drei Stuben und zwei Schlafkammern. Diese Räume teilten die neun Köpfe der Familie — es waren mittlerweile sieben Kinder herangewachsen — und drei Dienstpersonen. Dazu fehlte vollständig ein Raum, in welchem Bienert hätte ungestört arbeiten können; für Privatarbeiten stand ihm nur die von der gesamten Familie benutzte Wohnstube zur Verfügung. Nach langwierigen Verhandlungen mit dem Finanzministerium wurde der Bau einer neuen Pächterwohnung genehmigt. Bienert hatte im Laufe der Jahre nicht weniger als 144000 Thaler auf Verbesserung und Vergrößerung des Mühlengrundstückes verwandt. Das Ministerium zeigte immer weniger Lust, neue Erweiterungen der Hofmühle zu bewilligen; denn es mußte sich sagen, daß es schwer halten werde, nach Ablauf der Pachtzeit einen neuen Pächter zu finden, der ein den Einbauten entsprechendes Pachtgeld zahlen könne.

Der Zeitpunkt, an welchem der Pachtvertrag ablief, rückte näher und näher. Als ein Mann weiser Vorsicht hatte Bienert auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß der Pachtvertrag nicht erneuert würde. Dann mußte ein neues Geschäft gegründet werden, und für diesen Zweck hatte er bereits im Jahre 1868 die in der Mitte Dresdens am Weißeritzmühlgraben gelegene Kunadmühle gekauft, zu welcher so viel Grund und Boden gehörte, daß sich jede wünschenswerte Erweiterung der Mühle ohne alle Schwierigkeiten durchführen ließ. Das Vorteilhafteste wäre es allerdings gewesen, wenn Bienert die Hofmühle durch Kauf in seinen Besitz hätte bringen können. Er wäre dann aller langwierigen Auseinandersetzungen mit dem Finanzministerium überhoben gewesen; zudem hing sein Herz an dem Grundstücke, welchem er volle zwanzig Jahre seines Lebens und seiner Arbeitskraft gewidmet hatte. Und so geschah es. Bienert übernahm am 6. Mai 1872 die Mühle käuflich für den Preis von 150000 Thalern. Nun war er unbeschränkter Herr auf seinem Besitztum und konnte Pläne, die er schon lange gehegt hatte, in aller Ruhe zur Ausführung bringen. Vor allen Dingen wurden für das in der Mühle wohnende Arbeiter- und Kontorpersonal bessere Wohn- und Schlafräume geschaffen. Eine Gasanstalt, sowie eine Wasserleitung wurden gebaut; an beide erhielt das Dorf Plauen Anschluß. Dadurch hob sich der Wert des

Grundes und Bodens in Plauen ganz bedeutend. Da es in Bezug auf Beleuchtung und Wasserversorgung die Vorteile der Stadt bot, entwickelte sich eine sehr rege Bauthätigkeit. Es verging nun kein Jahr, in welchem nicht eine mehr oder weniger durchgreifende bauliche Veränderung an der Mühle vorgenommen worden wäre. Neue Maschinen wurden aufgestellt, Wohngebäude aufgeführt, Niederlagsräume vergrößert u. s. w. Nicht weniger als 160 von den 240 Personen, die in der Mühle arbeiteten, wurden täglich beköstigt. Die Produktion war außerordentlich gestiegen: die Bäckerei lieferte täglich über 7000 Brote. Der Wohlstand Bienerts wuchs von Jahr zu Jahr. Er vergaß aber dabei seine Arbeiter nicht. Im Jahre 1881 gründete er zu Gunsten seiner Beamten und Arbeiter eine Pensions- und Unterstützungskasse mit einem Kapital von 150000 Mark.

1882 erhielt Bienert durch königliche Huld den Titel eines Kommerzienrates. Zu dieser Zeit siedelte er wieder von Plauen nach Dresden-Neustadt über. Er hatte seine beiden Söhne als Teilhaber in das Geschäft aufgenommen. Nur ab und zu kam er nach der Hofmühle, um sich von dem guten Fortgange des Betriebes zu überzeugen. Die übergroße Arbeit hatte seine Gesundheit erschüttert; denn nicht nur in seinem Geschäfte war er thätig gewesen, auch an allen Gemeindeangelegenheiten hatte er regen Anteil genommen, und als Vormund von fünf unmündigen Kindern hatte er sogar jahrelang ein Hotel verwaltet und 7 % Reingewinn erzielt. Er hatte das schöne Alter von 80 Jahren erreicht, als es ihm vergönnt war, im Kreise seiner Kinder und Enkel das seltene Fest der goldnen Hochzeit zu feiern. Ein Jahr später, am 22. Oktober 1894, ging der Mann, der in seinem Leben keine Stunde hatte unbenützt verstreichen lassen, ein zu der ewigen Ruhe, nach der er sich in seinen letzten Lebensjahren so sehr gesehnt hatte.

Doch der Segen seiner Arbeit wirkt fort über Grab und Tod hinaus. In seinem Testamente hatte Bienert eine Million Mark zur Gründung einer Bienert-Stiftung ausgesetzt. Die Zinsen dieses Kapitals fließen zur Hälfte Vereinen zu, welche die Wohlthätigkeit pflegen. Über die Verwendung der anderen Hälfte hat er die Bestimmung getroffen, daß alljährlich einer Anzahl Waisen unter den Konfirmanden Sparbücher mit einer Einlage von je 500 Mark ausgehändigt werden. Jeder Empfänger dieses hochherzigen Geschenkes erhält zugleich die Lebensbeschreibung Bienerts, die der Verewigte in kurzen Umrissen selbst verfaßt hat. Das Sparkassenbuch ist mit folgender, von Bienert selbst entworfenen Ansprache dem betreffenden Kinde zu überreichen:

„Wie Du aus mitfolgendem Buche, welches meine Lebensgeschichte enthält, ersehen wirst, stamme ich aus ganz armer Familie, und gerade deshalb ist es mir ein Herzensbedürfnis gewesen, nachdem mich der Himmel mit irdischen Gütern gesegnet hat, armen Kindern eine Freude zu bereiten. Ich war 9 Jahre alt, als mein Vater starb, der mir in seinem Testamente ein Erbteil von 75 Thalern ausgesetzt hatte. Wie schwer es meiner Mutter wurde, uns vier Kinder, von denen ich das älteste war, zu erziehen, weiß ich noch recht gut; ich weiß aber auch, daß man durch Fleiß und Sparsamkeit vorwärts kommen kann. Am schwersten ist freilich auch der Anfang. — In meinem

Geschäfte machte ich oft die Erfahrung, daß die bei mir in Gehalt und Lohn stehenden Leute, welche bei der Auszahlung ihres Verdienstes ermuntert worden waren, wenigstens einen kleinen Betrag in die Sparkasse zu legen, bald aus eignem Antriebe weiter sparten, und je höher die Summe wurde, desto größer wurde die Lust zum Sparen. Um Dir über den schweren Anfang hinwegzuhelfen, habe ich die Sparkassenbücher mit Einlagen von 500 Mark gestiftet, während mein eigenes väterliches Erbteil nur 225 Mark betrug. Ich hoffe zuversichtlich, daß Dich dieses Geschenk anspornen werde, die Einlage weiter zu vermehren. Ein solcher Sparpfennig giebt Dir das beruhigende Bewußtsein, im Unglück nicht ganz auf die Mildthätigkeit Deiner Mitmenschen angewiesen zu sein, und dieses Bewußtsein erhöht die Lust zur Arbeit und trägt viel zu derjenigen inneren Zufriedenheit bei, welche das wahre menschliche Glück ausmacht. Glaube nur, Du kannst bei Fleiß und Sparsamkeit als einfacher Arbeiter in bescheidenen Verhältnissen Dich ebenso wohl, ja vielleicht glücklicher fühlen als mancher Deiner gesellschaftlich höher stehenden Mitmenschen!

Wenn ich die Anordnung getroffen habe, Dir mit dem Sparkassenbuch nach vollendetem 25. Lebensjahre zugleich dasjenige Buch auszuantworten, welches die Geschichte meines Lebens enthält, so bestimmte mich hierzu in der Hauptsache der Wunsch, Dir zu zeigen, wie ich vorwärts gekommen bin. Ich habe in meinem Leben viel gearbeitet und nicht allein für mich, sondern auch für andere und zum allgemeinen Besten.

Wenn manche Leute sagten, man müsse sein Leben genießen, so war mir die Arbeit Genuß und Freude. Ich habe mich immer für solche Männer interessiert, die aus eigener Kraft es zu etwas Tüchtigem gebracht und dabei ihren guten Ruf bewahrt haben. Sie dienten mir als Vorbild. Da man mich manchmal als Beispiel eines solchen Mannes hingestellt hat, so dachte ich, es könne für Dich nicht ohne Interesse sein, die Geschichte meines Lebens kennen zu lernen."

Dresden, am 20. März 1886.

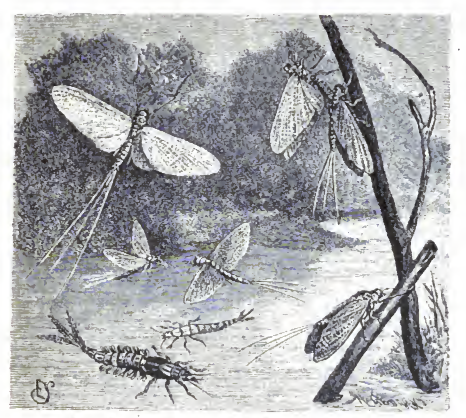
Gottlieb Traugott Bienert.

Was soll man an diesem Manne mehr bewundern: die Thatkraft, die ihn zum vielfachen Millionär machte? die Bescheidenheit, mit der er von seinen Erfolgen redet? die Hochherzigkeit, mit welcher er der Bedürftigen unter seinen Mitmenschen gedachte? Aus dem Volke hervorgegangen, bekannt mit der Not des Volkes, blieb er ein treuer Freund des Volkes auch über sein Grab hinaus.

P. Schulze.

Weißwurmfang an der Oberelbe.

Ein Schneegestöber im Sommer! Nicht anders ist der Eindruck, den die ungeheuren Schwärme der Eintagsfliege auf den Beschauer ausüben. Freilich, wer diese Naturerscheinung beobachten will, muß sich etwa Mitte August an die Ufer der Oberelbe, nach der sächsischen Schweiz oder Böhmen bemühen; auch an der Moldau und in noch größeren Massen an der Theiß in Ungarn tritt der Weißwurm auf. Das kleine, zierliche Insekt ist auf unserer Abbildung in natürlicher Größe dargestellt. Es beißt nicht und sticht nicht, ist auch nicht giftig.



Die Eintagsfliege und ihre Entwicklungsstufen.

Du darfst also, für den Fall, daß du einmal eins fändest, dasselbe ruhig in die Hand nehmen. Das Tierchen besitzt vier netzadrige, durchsichtige Flügelchen, die in zartem Weiß prangen. Von derselben Farbe angehaucht zeigt sich der schlanke, weiche und dünne Körper, der in drei langen Schwanzborsten endet. Die mit borstenähnlichen Fühlhörnern versehenen Mundteile sind verkümmert; denn das vollkommene Insekt nimmt während seiner kurzen Lebensdauer keine Nahrung zu sich, bedarf also keiner Freßwerkzeuge mehr. Vorher lebte es als Larve zwei bis drei Jahre im Wasser. Sein Heim bildete eine in die Uferwand gegrabene winzige Doppelröhre; von hier aus unternahm es seine Jagdausflüge in das feuchte Element und räumte unter den kleinen Wasserbewohnern mit der Gefräßigkeit eines Tigers auf. Dann schlummerte es als Puppe eine Zeit lang in seiner kühlen Höhle, und an einem schönen, warmen Augusttage kroch es aus dem engen

Panzer heraus und an dem nächststehenden Halme oder Steine empor. Noch galt es, sich des äußeren Gewandes zu entledigen — wie wenige Insekten hat das Tierchen nach seiner Entpuppung eine letzte Häutung durchzumachen; es ist dieser Vorgang an einem Weibchen auf unserer Abbildung rechts oben dargestellt — und nun schwingt es nach kurzer Ruhe, sobald die Abenddämmerung herabsinkt, die zarten Flügel und schwebt über die Wasserfläche dahin. Bald gesellen sich Hunderte, Tausende, Millionen von Kameraden zu ihm, und wie eine dichte Schneewolke ziehen sie über den Strom. Jetzt regt sich's in den Uferdörfern.

„Der Weißwurm zieht!" geht's von Mund zu Mund. Die kleinen, drallen, flachsköpfigen ‚Mädels', die eben noch Ringelringel-Rosenkranz auf der Wiese spielten, die derben, barfüßigen Buben — sie alle rennen spornstreichs durch den Ort und rufen's in die Thüren und Fenster hinein, und nun trifft jeder seine Vorkehrungen. Bald lodern auf und am Strome zahllose Feuer empor, als gälte



Weißwurmfang an der Oberelbe.

es, eine festliche Illumination zu Ehren eines durchreisenden Fürsten oder zur Erinnerung an eine große, weltgeschichtliche Begebenheit zu veranstalten, und doch ist der Zweck dieser Flammenzeichen nur der eine: Tod zu bringen dem harmlos schwärmenden Insekt. Familienweise nehmen die Leute ihren altgewohnten Platz am Ufer ein. Aus Steinen, sogenannten Horzeln, wie sie in Menge am Rande des Wassers liegen, wird eine Art Herd gebaut, etwa 3 Meter ins Geviert, so daß derselbe ein wenig in den Strom hineinragt. Auf diese Feuerstelle setzt man einen großen, irdenen Topf ohne Boden, füllt das Gefäß mit Kienholz und zündet dieses an. Rings um die ganze Vorrichtung breitet man leinene Tücher aus. Vom grellen Lichtschein angelockt, flattern die Eintagsfliegen herbei, versengen sich an der Flamme die zarten Flügel und fallen zu Hunderttausenden zuckend und sterbend auf die Leinwand nieder. Sie werden zuletzt zusammengekehrt und in Körbe geschüttet. Noch ergiebiger gestaltet sich die Ernte für denjenigen, der sich dabei eines Fahrzeuges bedienen kann. Das Kienfeuer wird im Vorderteile der Schaluppe entzündet und diese dann in den Schwarm hineingelenkt, dahin, wo derselbe am

dichtesten ist. In kurzer Zeit ist der Boden des Kahnes mit einer fußhohen Schicht der begehrten Insektenkörper bedeckt. Tags darauf muß der ganze Fang, auf Tücher und in Sieben ausgebreitet, an die Sonne zum Trocknen gebracht werden; sonst gehen die Tierchen in Fäulnis über und sind nicht zu brauchen.

Aber was machen nun die Leute mit dem Weißwurm? Er giebt ein treffliches Winterfutter für die Stubenvögel, dafern dieselben Kerbtierfresser sind, also für Amseln, Meisen, Rotkehlchen u. s. w., und so wird mit dem Weißwurm ein ausgebreiteter Handel getrieben, der einen nicht unerheblichen Gewinn abwirft. Verdient doch so ein Weißwurmfänger an einem einzigen Abende oft 15 bis 20 Mark. Ist die Witterung günstig, so kann er es innerhalb der etwa 14 Tage währenden Flugzeit dieses Insekts auf 200 bis 300 Mark bringen.

Th. Schäfer.

Der Jungfernfelsen auf dem Pfaffensteine.

Im Sachsenland, in jener berg'gen Gegend
Am Elbestrom, die man die Schweiz im Kleinen
Mit vollem Recht benennt, dem Königstein genüber,
Ragt hoch ein Felsen, Pfaffenstein benannt.
Gar weit ist er um seiner Fernsicht willen
Und hochromant'schen Schönheit wohl bekannt;
Viel Tausende bestiegen schon den Felsen
Und schauten von dem Gipfel froh ins Thal,
Des Jubels voll und heißen Dank empfindend
Für Gottes wieder hier erwies'ne Güte,
Die in der herrlichen Natur sich spiegelt.
Einst klomm auch ich zum Pfaffenstein empor.
Die Sonne brannte heiß. Ein altes Weiblein
Kam mir auf wald'gem Pfad gebückt entgegen;
Ein Korb mit Beeren hing an ihrem Arm.
„Gott grüß' Euch, Mütterchen!“ rief ich vergnügt
Und griff in meiner Herzensfröhlichkeit
Tief in den Säckel, um dem armen Weib
Ein silbern Geldstück zu dem Gruß zu spenden.
Die Alte nahm's, bestaunt' es, steckt' es ein,
Glückselig Schmunzeln um den welken Mund.
„Vergelt' es Gott!“ sprach sie und darauf gleich:
„Wollt Ihr zum Jungfernstein? Ich führ' Euch hin.“
„Zum Pfaffensteine meinst du, alte Mutter.“
„Nun, 's ist all eins. Wir Alten sagen so
Wie unsre Väter sagten: Jungfernstein.

Und droben — kommt nur mit — da könnt Ihr auch,
Warum's so richtig ist, recht deutlich sehn."
Nun ging die Alte trippelnd mir vorauf.
Sie war im Walde wahrlich wie zu Haus.
Zur Südwestseite führte sie mich hin
Des Pfaffensteins. Vor einem hohen Felsen
Stand sie dort still und sprach: „Nun, Herr, seht hin,
Da steht die Jungfer mit dem Korb am Arm,
Den Felsen mein' ich — Barberine heißt er
Und ward zur Warnung pflichtvergeßner Kinder
Von Gottes Hand urplötzlich aufgerichtet
Vor längstvergangner, altersgrauer Zeit."
Die Alte blickte ernst und feierlich.
Ich maß den Felsen. Wahrlich, wunderbar
Erschien er wie ein steinern Jungfrau'nbild,
Doch ohne Arm' und Füße, einer Seite,
Der rechten, angeschmiegt ein Felsenstück,
Ganz wie ein Korb — ein riesengroßer Korb. —
Ich blickte fragend meine Alte an.
„Ja, ja, sie ist's, die wilde Barberine,"
Begann sie wieder. „Wollt Ihr's hören, Herr,
Erzähl' ich Euch von ihr." — Wir setzten nun
Uns nieder. Ich auf einen moos'gen Baumstumpf,
Das Mütterchen auf einen Felsenblock,
Der einsam unter Tannenbäumen lag,
Und dann begann sie also zu berichten:
„Aus Pfaffendorf war sie gebürtig, Herr,
Ihr Mütterlein ein armes, braves Weib,
Dem längst der Mann in kühler Erde schlief.
Sie nährte sich durch Arbeit schlicht und recht.
Man konnt' ihr hohe Achtung nicht versagen.
Fromm war ihr Wandel, und ihr einzig Kind,
Die blonde Barberine, zog sie auf
In Gottesfurcht und aller Ehren wert.
Die freilich lohnt' es ihrer Mutter schlecht;
Sie ahmt' ihr in der Gottesfurcht nicht nach.
Man hieß den Kobold sie im ganzen Dorf
Um ihrer Streiche willen. Denkt, o Herr,
Das Kirchengehen war ihr sehr verhaßt!
Wie oft doch kränkte sie mit bittrem Spott
Der Witwe bangend Herz: ‚Ach, geh doch, Mutter;
Ich glaube nicht, daß Gott mir darum zürnt
Wie du, wenn ich im Wald bin, statt beim Pfarrer.
Ich glaube das: Der Pastor freut sich nur,

Wenn ihm der Kobold fern bleibt — ha, ha, ha!‘
Und Schelmenlieder singend, lief sie dann
So eilig fort, daß die betrübte Mutter
Den Unband aus den Augen bald verlor.
Nun ward die Mutter einst zum Tode krank.
Man raunte sich im Dorf geheimnisvoll
Ins Ohr: Der Gram um ihre böse Tochter,
Er habe doch zuletzt das arme Weib
Zu schwach gefunden, länger ihn zu tragen,
Und mancher strenge, vorwurfsvolle Blick



Die Barberine am Pfaffenstein.

Traf Barberine. Doch den stillen Vorwurf
Verstand sie kaum, und sprach man laut ihn aus,
So wies sie ihn voll Hochmut keck zurück. —
Nun kam ein Sonntag, Herr, da lag die Mutter
In Fieberglut, noch kränker als bisher.
Kaum konnte noch die Stimme sie erheben;
Nur flüsternd sprach sie: ‚Barberine, geh,
Zur Kirche, geh, sprich ein Gebet für mich –
Doch auch für dich, versöhn dich deinem Gott!
Es wird mich stärken zu dem bittren Kampf,
Der mir bevorsteht in der Todesstunde,
Wenn ich auf besserm Wege weiß mein Kind!‘
‚Zum Walde wollt’ ich, Mutter, Beeren suchen.‘

‚Hör deiner Mutter Flehn, mein armes Kind,
Hör mich, mir ist's, als gält's dein ewig Heil!‘
Die Barberine wirft den Kopf empor;
Dann geht sie eilig, und aus ihrer Kammer
Holt sie den Korb, in dem sie oft schon Früchte
Gesammelt hat im nahen Forst. Dahin
Lenkt sie den raschen Schritt. ‚Die Mutter wird
Von süßer Labung,‘ denkt sie, ‚die ich bringe,
Doch weit mehr Nutzen und Erquickung haben,
Als jemals ein Gebet ihr bringen kann.‘
Und tief waldein dringt sie bis zu der Stelle,
Auf der wir sind, o Herr. Hier findet sie
Von Beeren eine ungeahnte Fülle
Und pflückt und — denkt Euch — ißt, indem sie pflückt.
Der Korb bleibt leer — die Mutter ist vergessen.
Da plötzlich, horch! dringt durch des Waldes Stille
Der Kirchenglocke heller Feierton:
‚Komm, komm! — Komm, komm! — Die Mutter will's, — komm, komm!‘
So mahnt sie. Barberine hört es nicht;
Sie pflückt und ißt — der Korb bleibt immer leer.
Zum zweiten Male hebt die Glocke an:
‚Komm, komm! — Komm, komm! — denk an — der Mut—ter Wort!‘
Das blonde Kind hört wohl den Mahnungsruf,
Doch ihm zu folgen, kommt ihm nicht zu Sinn.
‚Komm,‘ fleht die Glocke, ‚komm,‘ so zürnt sie nun,
‚Kehr um, kehr um, sonst straft dich unser Gott!‘
Laut dröhnend dringt der Schall zu Barb'ras Ohr.
Sie hört's — versteht's — und lacht voll Trotz: ‚Sei still!‘
Da schweigt die Glocke. Auch die Barbara
Verstummt. Wie abgeschnitten stockt die Rede,
Die auf den Lippen hohnvoll ihr geschwebt.
Ein Schauer rieselt kalt durch ihre Glieder;
Die dehnen sich und recken hoch sich auf,
Zu Stein gewandelt, pfeilschnell himmelan.
In wenigen Minuten steht sie da,
Wie jetzt Ihr hier die Barberine seht.
Die arme Witwe aber nahm der Herr
Beim letzten Klang der Sonntagsglocke fort
Von dieser Erde, daß sie nicht den Schmerz
Erleben sollte, ihr verlornes Kind
Zu Fels versteinert, als ein Sündenzeichen
Im Walde aufgerichtet, hier zu sehen.“
Die Alte schwieg. Ich dankte freundlich ihr
Für die Geschichte von dem Jungfernfelsen

Und wanderte mit ihr bergaufwärts dann
Zur Wirtschaft droben auf dem Pfaffenstein.
Dort ließ ich mir bei Kuchen und Kaffee
Von ihren eignen, trefflich guten Kindern,
Zehn an der Zahl und alle noch am Leben,
Des Langen und des Breiten gern erzählen.
„Zehn Mädel, Herr," schloß sie mit sel'ger Miene,
„Doch, Gott sei Dank, nicht eine Barberine!"

M. Schramm-Macdonald.

Aus der hinteren sächsischen Schweiz.

Die meisten Besucher der sächsischen Schweiz glauben, sie hätten die Schönheiten dieses Gebirges mit der Ausführung der Wanderung: Uttewalder Felsenthor, Bastei, Amselfall, Hockstein, Hohnstein, Schandau, Kuhstall, kleiner und großer Winterberg, Prebischthor, Herrnskretschen, erschöpft. Nun ja, wer zum ersten Male eine Reise durch das „Pirnaische Elbsandsteingebirge" unternimmt, wird sich an diese „Hauptpartie," welche man bei einigermaßen günstigem Wetter in zwei Tagen erledigen kann, halten müssen; denn sie schließt die am meisten, in Berlin wie in Chicago genannten Sehenswürdigkeiten ein; aber der „Kenner" weiß, daß es in diesem Gebirgslande „seitab vom Fremdenwege" Wanderziele giebt, die an Schönheit hinter jenen nicht zurückstehen. Wer die Romantik und Poesie der sächsischen Schweiz voll genießen will, darf nicht den Hufspuren der Saumpferde und dem „tausendfüßigen" Schwarme der Berliner Pfingstausflügler nachgehen.

Komm, laß dich einmal von mir führen! — Vom Dresdner Hauptbahnhofe bringt uns der Schnellzug auf der nach Böhmen führenden Linie in einer Stunde zum Bahnhofe Schandau. Ein kleiner Elbdampfer setzt uns nach dem Städtchen über, das drüben auf dem rechten Ufer, ein Stück stromauf, liegt. Bei der Landung bemerken wir am Elbstrande die lange Reihe glänzender Hotels, die mit hellen Fenstern dem Fremden zublinken: „Kehr ein!" Aber wir lassen uns heute nicht verleiten, überschreiten rasch den kleinen Marktplatz und die Kirnitzsch, die sich hier mit der „Riesengebirgstochter" vereint, und nehmen in dem Wagen der elektrischen Bahn Platz. Wir sausen nun durch das „Badethal," an dem prächtigen Kurhause vorüber, wo jährlich Hunderte sich an der Eisenquelle gesund trinken und baden, und sind im Nu tief drin zwischen den Bergen im Kirnitzschthale. Zu beiden Seiten ragen schroffe Sandsteinfelsen empor, einzelne turmhohe Kegel und senkrecht abfallende Wände, an denen weit überhängende Blöcke mit gefährlichem Sturze drohen und die sonderbarsten Formen bilden, welche unsere Einbildungskraft ununterbrochen beschäftigen. Da blicken Riesengesichter mit starren Augen

auf uns herab, strecken sich steinerne Riesenleiber zu den Wolken empor, hocken lauernd ungeheuerliche Tiergestalten auf den Felsenbänken. Die Schwefelflechte überkleidet wie mit gelbem Wetterschein das grau-weißliche Gestein und läßt den Fichtenwald, der in den Schluchten aufwärts klettert, um so düsterer erscheinen. Aber wenn wir einmal erst an der Ostrauer Mühle vorüber sind, ändert sich wie mit einem Schlage die Landschaft. Der Lausitzer Granit, welcher hier das Sandsteingebirge unterbricht, bringt diese plötzliche Wandlung hervor. Die senkrecht aufstrebenden Felsen sind verschwunden; hohe, steile Hänge, sogenannte „Leiten," bilden hier das Thal, und über sie breitet der Laubwald seinen grünen Mantel. Manch Wässerlein gleitet mit flimmernden Wellchen in den Rinnsalen nieder und verleiht der Gegend einen Schmuck, den das trockene, jeden Tropfen aufsaugende Sandsteingebiet meist entbehrt. Der Schienenweg folgt der breiten Straße, und diese richtet sich nach den Windungen des Bergflusses, der Kirnitzsch. Dann und wann begegnet uns eins jener schweren Fuhrwerke, auf denen die gewaltigen Stämme des Hochwaldes den Sägewerken oder auch der Elbe zugeführt werden, auf der sie zu Flößen vereint, ihre weitere Reise nach Magdeburg und Hamburg antreten.

Die elektrische Bahn erreicht ihre Endstation bei einem Hotel in malerischem Schweizerstil. Der Anblick des Lichtenhainer Wasserfalles, nach dem es den Namen führt, wird uns gegen ein Trinkgeld zu teil. Da nämlich der Lichtenhainer Dorfbach, der hier in die Kirnitzsch mündet, meist zu schwach ist, um seinen Sturz großartig zu gestalten, sammelt man seine spärliche Wassermenge in einem kleinen Teiche und entfesselt sie dann, sobald Fremde nahen, indem man den Schützen zieht. Mit gewaltigem Brausen fällt sie nun, sich in eine weißschäumende Masse auflösend, über einen von dunkeln Fichten umstandenen Felsenabsatz. Wer freilich den prächtigen Anblick länger genießen will, muß im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze, oder nach einem starken Gewittergusse, hierher kommen; dann kann er den Bach in seiner wilden, ungehemmten Kraft stürzen sehen.

Der größte Teil unserer Fahrtgenossen wendet sich oberhalb des Gasthauses rechts über die altersgraue Steinbrücke, um die Wanderung nach dem Kuhstalle anzutreten; wir aber verfolgen die Thalstraße weiter, die uns wieder am Fuße hoher Sandsteinfelsen hinführt. Bald zeigt sich, von weiten Wiesenflächen umgeben, ein „Weiler fern im Thal," das freundliche Gehöft der Lichtenhainer Mühle. Hinter derselben schließen sich die Felswände enger zusammen. Links ragt das gewaltige Massiv des Großsteins empor, auf dessen Höhe wetterzerzauste Kiefern ihren Platz behaupten. Über die Sandsteinterrassen rechts erhebt sich der Basaltgipfel des Hausberges, den ein herrlicher Weißbuchenbestand schmückt. Dicht neben der Straße zieht die Kirnitzsch hin, die hier in der Felsenenge stärker rauscht. Über ihre dunkle, von den breiten Ästen der Fichten und Buchen überschattete Flut schwirrt mit klingendem Schlage eine Wasseramsel; dort auf dem Felsblocke, der inselartig im Flusse ruht, tänzelt eine gelbgefiederte Bergbachstelze. Bald vernehmen wir den schrillen Klang einer Kreissäge, und bei der nächsten Thalwendung stehen wir vor der Felsenmühle, deren Name so recht bezeichnend für

ihre Lage ist; ruht sie doch, ringsum von Felsen umschlossen, wie in einem großen Steinkasten. Weiterhin treffen wir die Sephmühle, wo rechts die Felsengasse des „Großen Zschand“ in die Berge führt, und endlich die Buschmühle, ein altes, malerisches Fachwerkhaus mit bemoostem Schindeldache, über das der Wald schützend sein Gezweig breitet. Wie eine norwegische Siedelung mutet uns dies Gehöft an, so urwüchsig und traulich. In seiner Abgeschlossenheit war es bis in die neueste Zeit eine Heimstätte alter Sitte. Wenn es dunkelte, zündeten die bejahrten Müllersleute noch den Kienspan an, um die behagliche, schwarz geräucherte Holzstube zu erhellen. — Sobald wir am „Amselsteine“ vorüber sind, teilt sich die



Die Buschmühle im Kirnitzschthal.

Straße; rechts führt sie an der Kirnitzsch weiter. Wir gehen links, stets im Hochwalde sanft ansteigend, durch das Thal des Saupsdorfer Baches und erreichen die als „Saupsdorfer Räumicht“ bezeichnete kleine Häusergruppe. Der Name Räumicht kommt oft in der sächsischen Schweiz vor; er bedeutet, daß eine Waldfläche von den Bäumen „geräumt“ und in Wiesen- oder Feldflur umgewandelt worden ist. Wurde der Platz mit Häusern besetzt, entstand ein neuer Ortsteil, so ging auch auf diesen — wie dies vorliegendes Beispiel zeigt — der Name Räumicht über.

Die Thalwände sind schon bedeutend niedriger geworden. Zwischen weiten, waldbegrenzten Wiesenflächen führt uns die Straße aufwärts. Endlich gewinnt sie die Hochebene, und wir sehen Hinterhermsdorf vor uns liegen. Über die

breiten, dunkeln Kronen alter Linden strebt der Turm des freundlichen Kirchleins empor, und um den Hügel, auf dem es thront, scharen sich die grauen, altertümlichen Block- und Fachwerkhäuser. Stets erweckte dieser Anblick in uns die Erinnerung an eines der hochgelegenen Schwarzwalddörfer.

Waldleute sind's meist, die den Ort bewohnen, Waldbauern und Holzfäller, oft von hünenhafter Gestalt, mit raschem, festem Blicke, der Furchtlosigkeit und Entschlossenheit bekundet. In früheren Zeiten gab's verwegene Pascher und Wildschützen unter dieser Bevölkerung, und wer die Alten zu guter Stunde abends am Stammtische im „Erbgerichte" trifft und sich ihr Vertrauen zu erwerben weiß, kann noch manche tolle Hinterwäldlergeschichte erfahren.

Wir wenden uns von dem in 400 m Seehöhe gelegenen Dorfe nach Süden und erreichen auf der Höllstraße bald wieder den Hochwald. Unser nächstes Ziel ist der Friedrich August-Turm, ein starkes, hölzernes Gerüst, das die Wipfel der hohen Fichten überragt, und auf dessen Höhe sich uns ein prächtiges Rundbild eröffnet. Dasselbe zeigt uns den bunten Wechsel, welchen Urgestein (hauptsächlich Granit und Gneis), Sandstein und Basaltformation in den sächsisch-böhmischen Grenzgebirgen eingegangen sind, die spitzen Basaltkegel, die Tafelberge des Sandsteins und die runden Kuppen und langen Kämme des Urgebirges. Im Süden schweift der Blick von der Glockenform des Rosenberges über den spitzen, ruinengekrönten Kamnitzer Schloßberg bis zum fernen, doppelgipfligen Bösig mit seinen gewaltigen Burgtrümmern. Im Südosten ragen die Felstürme und zerrissenen Wände der „Dittersbacher Schweiz" empor, neben und über denen sich die Basaltberge der „Kreibitzer Schweiz" (Kaltenberg, Ahrenberg, der hohe, spitze Kleis) aufbauen. Dann folgt der Tannenberg (Basalt) mit seinem Turme und in weiter, nebelgrauer Ferne die Pyramide des Jeschken (Thonschiefer und Quarz) bei Reichenberg in Böhmen. Im Osten grüßen uns die Kegel der Lausche, der Landskrone (unten Granit, oben Basalt) und des Wolfsberges bei Rumburg, während im Norden die Granitrücken des Wachberges und Thomaswaldes auftauchen. Im Westen erhebt sich vor den Thorwalder Wänden (Sandstein) der buchenumhüllte Raumberg (Basalt), und dahinter lagern die beiden Winterberge (unten Sandstein, oben Basalt). Rechts von der breiten Tafelform des Schneeberges, der höchsten Erhebung des sächsisch-böhmischen Sandsteingebirges, springt der bereits zum Erzgebirge gehörige Geising (Basalt) auf, und links zeigen sich die fernen Kegel des Milleschauers und des Kletschen.

Von hier bringen uns wenige Schritte zu einem andern Aussichtspunkte. Lange bevor Hinterhermsdorf und die gesamte „hintere sächsische Schweiz" von den Reisebüchern genannt wurde, hatte sich der große Naturfreund und feine Naturbeobachter, König Friedrich August II. von Sachsen*), diesen Platz zum Lieblingsaufenthalt erkoren; darum heißt derselbe auch der Königsplatz. Das Bild, welches sich hier bietet, ist ein Waldgemälde von ergreifender, ernster Schönheit. So weit das Auge reicht — in meilenweiten Entfernungen — kein Haus, nur Thäler, Schluchten, Höhen und Gipfel, überkleidet von dem dunklen Grün

*) verunglückte 1854 bei Brennbichl in Tirol.





Die Bootstation an der oberen Schleuse.

unabsehbarer Forsten. „Waldeinsamkeit“ — hier verstehen, „Waldesruhe“ — hier empfinden wir dich! — Von dem Wipfel einer der Riesentannen, die unter uns aus dem tiefen Felsengrunde aufragen, erklingt das Lied eines Kreuzschnabels — süßtraurig, schwermütig, abgebrochene Jubellaute mit klagender Weise wechselnd, wie es die Waldgeschichten und Waldmärchen erfordern, die er erzählt — vom Zwergenkönige, dem der Riese die Tochter geraubt, von dem Geiste, der ruhelos im Goldgrunde den Schatz bewachen muß, von dem armen, aber kreuzbraven Köhlerburschen, dem der

reiche, hartherzige Müller die Hand der blonden Anna verweigert, vom „Jungfer Lenel," das seit über 30 Jahren auf seinen Herzallerliebsten wartet, ob er denn nicht doch noch eines Tages von den böhmischen Schlachtfeldern wiederkehren werde. Ein leises, seufzendes Rauschen zieht durch das unendliche Wipfelmeer und leitet unsere Gedanken „ins weite Feld der Ewigkeit," die aller ungestillten irdischen Sehnsucht ein Ende macht.

Der Pfad windet sich an steilem Abhange hinunter durch einen finsteren Felsentunnel, später wieder aufwärts durchs „Försterholl" zum Wettin-Denkmale, das der Erinnerung an das Jubiläum der 800jährigen Regierung unseres Fürsten-



Partie an der oberen Schleuse.

hauses (1889) geweiht ist und wohl unter allen zu gleichem Zwecke errichteten Malzeichen als eins der merkwürdigsten gelten kann. Besteht es doch aus einem erratischen Blocke feinkörnigen, rötlichen Granits, den vor undenklichen Zeiten das Gletschereis von den fernen skandinavischen Gebirgen in das Gebiet der heutigen sächsischen Schweiz trug. Nun steht er hier aufgerichtet im Herzen des Hochwaldes als ein „Schwedenstein" die Erinnerung weckend an unsere allverehrte Landesmutter, die Königin Carola, eine geborene „Prinzessin von Wasa."

Wieder nimmt uns die Tiefe einer Waldschlucht auf. Sie führt uns an den „Dachsenhöhlen" vorüber, hinab zur oberen Kirnitzsch-Schleuse. Während wir in der freundlichen Unterkunftshütte Rast halten, lassen wir uns vom Bootsführer die Anlage und den Zweck der Schleuse erklären. Weiter abwärts ist der

Lauf der Kirnitzsch, die übrigens hier die Grenze zwischen zwei König- und zwei Kaiserreichen bildet (zwischen Sachsen und Böhmen, also zwischen dem deutschen und österreichischen Kaiserreich), durch eine starke Mauer abgesperrt worden. Dieselbe zeigt in der Mitte eine breite, für gewöhnlich durch Balken verschlossene Lücke. Der Fluß mußte sich somit anstauen und in dem engen Thale einen langen See bilden. Im Frühjahre wird diese Wassermasse durch Herausziehen der Sperrbalken völlig entfesselt und trägt nun die großen Vorräte an Scheit- und Langholz, welche ihr übergeben werden, der fernen Elbe zu. Die obere Schleuse dient demnach — ebenso wie die $1^1/_2$ Stunde von hier entfernte untere Kirnitzschschleuse — der Flößerei. Sie bildet aber zugleich eine Partie von so hervorragender Schönheit, wie sie ihresgleichen in keinem der deutschen Mittelgebirge — auch im Böhmerwalde nicht — wiederfindet.

Wir besteigen eins der schmucken Boote, welche auf dem Wasser ruhen. Der Fährmann stößt ab, und lautlos gleitet das Fahrzeug in die Schlucht hinein. An den hohen, zu beiden Seiten senkrecht aufsteigenden Felsenwänden streben mit „himmelstürmender Gewalt" riesige Fichten und Tannen empor, die grauen Gesteinsmassen mit dunklem Grün überkleidend.

Der Blick in diese lange Wald- und Felsengasse ist von überwältigendem Eindruck. Aus der dunkelfarbigen Flut ragen gewaltige, von kleineren Waldbäumen, Sträuchern und Moosen übersponnene Blöcke auf. Wie flache, grüne Inseln ruhen dichtgedrängt die riesigen Blätterschirme der Pestwurz auf dem Wasser. Den Uferwänden verleiht der Straußenfarn mit seinen breiten, kronenförmig gestellten Wedeln einen üppigen, an tropische Pflanzenfülle erinnernden Schmuck, und diese ganze Wald-, Felsen- und Inselpracht, vom Sonnengold durchleuchtet und durchflimmert, samt dem schmalen Streifchen blauen Himmels darüber, verdoppelt sich durch das Spiegelbild, das uns aus der Tiefe der stillen, unbeweglich ruhenden Flut entgegenstrahlt.

Die Wirkung dieses unbeschreiblichen Gemäldes auf die Beschauer, gleichviel, aus welchen Weltgegenden sie hierher gekommen sind, ist immer und ausnahmslos dieselbe: Beim Einsteigen in den Kahn macht sich noch die übermütige Reiselaune in mehr oder minder glücklichen Witzen geltend. Nachdem einige Bootslängen zurückgelegt worden sind, werden Ausrufe des Staunens und der Verwunderung hörbar: „Herrlich!" „Nein, wie großartig!" „Unvergleichlich schön!" Dann aber versinken sämtliche Insassen des Fahrzeuges in tiefes, andächtiges Schweigen, als ob jeder fürchte, durch seine Stimme die stille Majestät dieses Naturtempels zu entweihen.

Eine Viertelstunde währt die Fahrt, die bei jeder Wendung des Kahnes neue Schönheiten enthüllt. Dann tönt leises Rauschen an unser Ohr, hervorgerufen durch das Wasser, welches am Schützen unter dem Schleusenhause entweicht. Noch einen Blick werfen wir links auf die schroffe Pölichswand, neben welcher ein halsbrecherischer, früher viel benutzter Pascherweg emporführt, und nun verlassen wir das Boot und folgen dem Uferwege thalabwärts. Nach wenigen Minuten stehen wir am Fuße des „Schleusenhorns." In einer Schlucht, so eng und finster wie eine Feueresse, steigen wir auf beschwerlichen Stufen hinauf. Oben

auf der schwindelerregenden Höhe entzückt uns der Blick in die schaurige, walderfüllte Tiefe des Kirnitzschthales. Der weitere Weg führt an der rechten Thalseite entlang, bald dicht am Wasser, bald hoch an den Felswänden hin, auf schmalen Holzbohlen über schwarz gähnende Spalten und Schluchten, bis wir endlich über den „Kerbensteg“ auf das linke, böhmische Ufer gelangen. Der Fluß läßt es an reizenden Überraschungen nicht fehlen. Hier zieht er mit leisem Plätschern durch die Höhlen hin, die er sich selbst in jahrhundertelanger Arbeit in die Felsenbänke gewaschen hat; dort füllt er eine von Farnwedeln bekränzte Steinschale und bildet einen tiefen, stillen Weiher, in dessen glatter, unbewegter Fläche



Partie aus dem Kirnitzschthale.

sich die Baumgruppen und grünüberwucherten Felstrümmer beschauen; da zwängt er sich weißschäumend mit zornigem Gurgeln durch eine Reihe von Blöcken, die ihm den Weg verlegen wollen.

Bald kehren wir auf einem zweiten Stege wieder über den Fluß auf das sächsische Ufer zurück und steigen nun auf einem Seitenpfade steile Stufen hinauf zur Wolfsschlucht, welche in ihrem Namen die Erinnerung an jene blutdürstigen Bestien festhält, die noch vor zwei Jahrhunderten rudelweise die hiesigen Wälder durchstreiften. Drei düstere Felsentunnel durchschreiten wir; dann wendet sich der Weg und bringt uns hinab in ein weites, wildes Kesselthal mit zahlreichen Schluchten und Höhlen: das Jansloch, genannt nach einem verwegenen Raubschützen, der in diesen Klüften seine Verstecke fand und sich so jahrelang dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen wußte. In schwindelnder Höhe geht's nun an dem Steingewände hin und dann hinab zur Tiefe, aus der das Rauschen der

Kirnitzsch herauftönt. Dem Flusse folgend, erreichen wir bald das böhmische Hinterdittersbach oder, wie die Häusergruppe hier allgemein heißt, die Körnscht. Ein Forsthaus, zwei Heger- und zwei Gasthäuser bilden den Hauptteil des kleinen Ortes. In der „Kirnitzschschenke,“ die sich als Wirtshaus noch ihre „böhmischen“ Eigentümlichkeiten bewahrt hat, kehren wir ein.

Übrigens, lieber Freund und Wandergenosse, hast du schon einmal ein Gewitter in der sächsischen Schweiz erlebt? Noch nicht? Ja, das ist eigentlich zur Vervollständigung deiner Vorstellungen von der hiesigen Gegend nötig, und heute kann dazu Rat werden. Die Sonne brütet gar so heiß da drüben an den Tharunsteinwänden; die Berge und Hänge sind in veilchenblauen Duft gehüllt, und über der Thalenge steigen verdächtige Wolkentürme auf.

„Bis uffs Zeighaus kummn's halt schon no, wenn s'ch der Wind net draht!“

Mit dieser tröstlichen Aussicht, die uns der Wirt eröffnet, machen wir uns wieder auf den Weg, das Kirnitzschthal abwärts. Aber plötzlich geht ein unheimliches Rauschen durch die Wipfel, und gleichzeitig ertönt in weiter Ferne ein dumpfes Murmeln. Nur ein paar Sekunden dauert die Erscheinung; dann tritt wieder völlige Stille ein. Kein Lüftchen weht, kein Blättchen regt sich. Die Vögel huschen eilig durch das Gezweig und suchen ihre Schlupfwinkel auf. Ein Fink ruft uns noch sein unheilverkündendes: „Krieg, Krieg!“ zu; dann verschwindet auch er. Das Zeughaus erreichen wir wohl nicht mehr vor Ausbruch des Wetters, und sonst giebt's auf stundenweite Entfernung kein Haus, keine Hütte, wo wir einen Unterstand fänden. Auf kurze Zeit verschwindet die Sonne hinter einem Wolkenballen, um dann mit doppelt stechender Glut wieder hervorzutreten. — Da liegt die untere Kirnitzschschleuse vor uns, ein stilles, dunkles Gewässer, in dem sich die Laubwaldgruppen und die hohen, felsigen Ufer spiegeln. Aber jetzt haben wir keine Zeit, uns in diesen Anblick zu versenken; denn schon breitet das Wetter seinen blauschwarzen Sturmmantel über die Waldgründe, und wieder ächzen die Riesenfichten unter dem Drucke eines kurzen Windstoßes. Nun ist's geraten, einen Unterschlupf zu suchen. Dort drüben am Fuße des Felsens klafft eine breite, schwarze Höhlung; rasch hinein! So, da wären wir vorläufig geborgen, und nun mag's losgehen! — Horch, wie ein Kanonenschuß dröhnt es jetzt von den Winterbergen herüber! Droben an der Felswand erwacht knurrend und murrend das Echo. In Dunkelheit versinkt der Wald. Ein grelles Leuchten erhellt ihn eine halbe Sekunde. Da schallt's aus der Höhe zuerst scharf und hell wie Peitschenknall; dann kläfft's wie ein Dachshund, knattert wie eine Gewehrsalve, geht in das Brüllen einer Kanonade über und endet mit dumpfem Krachen und Rollen wie von stürzenden Felsen; aber in das Ende mischt sich schon der Anfang einer zweiten Entladung, und aus den Klüften und Schluchten, von den langen Steinwänden und hohen Zinnen schmettert das Echo zehn- und fünfzigfach das Geknall und Gedonner wieder — ein Riesenkanon, wie ihn die Natur in so majestätischer Gewalt nur in einem Gebiete zu Gehör bringen kann, wo das unendliche Gewirr von Thälern, Kesseln und Schluchten und von kulissenartig hintereinander stehenden Felswänden das Schallen und Rollen ununterbrochen ein und aus, hinauf, herab, herüber und hinüber wirft. — Schlag auf Schlag — wir zählten

in einer Minute sechzehn! — knallt jetzt aus der Höhe, und noch steht der Wald starr, wie versteinert. Nun aber zieht's heran, klappernd, klirrend und rasselnd. Schwere Tropfen prasseln durch das Geäst, immer schneller, immer dichter, zu dicken Strahlen sich verbindend, und jetzt rauscht's in einem einzigen Gusse herab, der uns die Bäume und die gegenüberliegende Felswand wie mit einem grauen Schleier verhüllt. In das Brausen des Regens und das mächtige Hallen des Donners mischt sich ein neues Geräusch. Aus allen Schluchten und Klunzen kriecht's gurgelnd und gluckſend hervor; gelbe Wasserfäden schlängeln sich in rasender Eile zwischen den Felsen herab; in wenigen Augenblicken haben sie sich zu Bändern verbreitert und schwellen zu Bächen an, die entwurzelte Bäume und



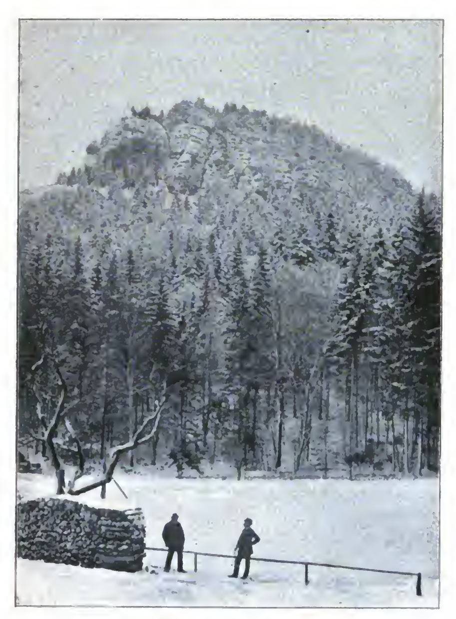
Das Zeughaus im Großen Zschand.

schwere Steinblöcke in donnerndem Sturze mit sich in die Tiefe reißen. — Endlich erhebt sich auch der Sturm. Über die Höhen zieht er mit gleichmäßigem Sausen; aber in den tief eingeschnittenen Thälern erzeugt er, von den Felswänden mannigfach gebrochen und zurückgeworfen, heulend und wimmernd Gegenströmungen und tolle Wirbel. In drehender Bewegung schwanken die grünen Kegel der Riesenfichten, und das Knacken und Prasseln brechender Äste und Wipfel kündet die zerstörende Kraft des Wütenden.

Das Wetter zieht ab. Schwächer und schwächer klingt das Rollen. Ein Regenbogen prangt über dem dunkelgrünen Wipfelmeere. Die tosenden Wasserfälle versiegen so schnell, wie sie entstanden. — Wir verlassen unsern Schlupfwinkel und wandern durch das regenfeuchte, von nebligem Dunste erfüllte Thal weiter. Noch ein kurzer Gang durch einen tropfenden Laubtunnel, dann über die „Thorwaldbrücke," die mit einem einzigen weiten Steinbogen den Fluß über-

spannt, bergauf, bergab, ins Thal des **Großen Zschand**, wo uns von einer kleinen, freundlichen Lichtung das **Zeughaus** entgegenschimmert. Hier finden wir gastliche Aufnahme.

Damit der Name „Zeughaus" deine Gedanken nicht irre führe, muß gesagt werden, daß du dir hierbei nicht ein mit Geschützen und anderen Waffen ausgerüstetes „Arsenal" vorstellen darfst. Es ist vielmehr ein Jagdhaus, in welchem



Der Teichstein beim Zeughause.

früher — schon zur Zeit der sächsischen Kurfürsten — allerhand zur Ausübung des Weidwerks nötige Gegenstände: Netze, Fallen, Spieße, Leinen mit „Lappen" u. s. w. aufbewahrt wurden. Gegenwärtig haust ein Heger (Forstwart) hier, dessen Frau die Erlaubnis hat, fremde Gäste zu bewirten. In einem Nebengebäude wohnt noch ein Holzfäller mit seiner Familie. Die ganze kleine Siedlung stellt ein echtes Wald- und Gebirgsidyll dar. Einsam liegt sie am Fuße des Teichsteins, inmitten ungeheurer Wälder. Bis zum nächsten Hause — der eingangs dieser Schilde-

rung erwähnten „Sephmühle,“ wo die Felsengasse des Großen Zschand sich mit dem Kirnitzschthale vereinigt — ist's eine halbe und bis zum nächsten Dorfe (Ottendorf) eine ganze Stunde. Dorthin gehen die Kinder vom Zeughause in die Schule. Wenn im Winter der Sturm die fliegenden Schneemassen in die Thäler treibt, ist das ein gefährlicher Weg. — Immer wieder lenkt sich der bewundernde Blick über den kleinen, ins Wiesengrün eingebetteten Weiher hinauf zum Teichstein, an welchem bis zu halber Höhe ein prächtiger Laubwald (Bergahorne, Buchen und Birken) emporstrebt, während weiter oben Fichten und Kiefern ihr dunkles Gezweig um die grauen Felsmassen schlingen. Entzückend ist sein Anblick, wenn der Herbst den golddurchwirkten Purpurmantel um ihn schlägt, und im Winter, wenn der Rauhfrost jedes Zweiglein, jede Nadel mit zartem, schimmerndem Weiß überspinnt und den ganzen Berg in einen glitzernden Eispalast verwandelt.

Die Straße, welche durch den Großen Zschand an dem Zeughause vorüberzieht, ist uralt. Sie diente zur Verbindung zwischen Schandau und Zittau und mag vor Jahrhunderten regen Verkehr gehabt haben. Das beweist schon die Zahl der Burgen, die in ihrer Nähe auf schwer zugänglichen Felsen errichtet worden waren, wie der Arnstein (das Ottendorfer Raubschloß), der Winterstein (das hintere Raubschloß), der Wildenstein (auf dem Kuhstallfelsen), das vordere Raubschloß u. a. Ursprünglich sollten diese Schlösser wohl zum Schutze der Straße dienen; später aber wurden sie Raubnester, von wo aus die Ritter die durch das Thal ziehenden Händler und Kaufleute überfielen, bis es teils den meißnischen Landesherren, teils auch den tapferen Lausitzer Sechsstädten, allen voran Zittau, gelang, Ruhe und Sicherheit herzustellen.

Ruhe! Ja, die ersehnen auch wir nach diesem herrlichen, aber mühevollen Reisetage. Hat doch die Nacht schon längst ihre dunkeln Fittiche über Berg und Thal gebreitet, und so lassen wir uns von der „Frau Försterin“ die blütenweißen Betten zeigen und schlummern unter dem leisen Rauschen der Tannenwipfel bald ein.

Golden und klar ist der junge Morgen heraufgestiegen. Das Felsenhaupt des Teichsteins schwimmt im Sonnenlichte, während im Thale noch die langen, grauen Schatten der Waldbäume ruhen. Da jauchzt das Herz in Wanderlust, und bald ziehen wir fröhlich die alte Zschandstraße nach Süden. Links fällt zuerst der Blick auf den breiten Kegel des basaltischen Hochhübels, dessen Spitze einzelne Buchen krönen, und dann auf die langen „Thorwalder Wände.“ Rechts erheben sich die zerrissenen Felsmassen, über denen die Basaltkuppe des großen Winterberges aufragt. Fast alle hundert Schritte zweigt rechts oder links ein Waldweg ab, in eine der zahlreichen Schlüchten*) führend, welche von dem Hauptthale ausstrahlen und die Umgebung desselben zu einem wahren Labyrinth gestalten. Wir biegen nach kurzer Wanderung rechts in die Weberschlüchte ein. An den Abhängen und auf der Thalsohle lagern hausgroße Sandsteinblöcke, die Trümmer der Felswände und Felskegel, die sich dereinst von den Genossen in der Höhe trennten und in erderschütterndem, wuchtigem Sturze in einzelne Stücke zerbarsten. Um die

*) Schlüchte ist die hier übliche mundartliche Bezeichnung für Schlucht.

gefallenen Riesen drängen sich, einen Urwald im kleinen bildend, die fast mannshohen Wedel des Adlerfarns. Auf anderen Blöcken haben sich ganze Gesellschaften kleiner Waldbäume niedergelassen. Dem Uneingeweihten bieten sie ein trauliches Bild friedlicher Gemeinschaft; aber der Naturbeobachter weiß, daß sie einer wider den andern einen grimmigen Kampf ums Dasein führen; denn für die Dauer gewährt die Fläche des Steines nur wenigen von ihnen oder gar nur einem Platz. Die Stärkeren und günstiger Gestellten verdrängen allmählich die Schwächeren, nehmen ihnen Licht und Feuchtigkeit, zwingen sie zum Verkümmern und lassen sie einem frühen Tode verfallen. Die dünne Humusschicht, welche die



Die große Höhle in der Weberschlüchte.

Ärmsten haben bilden helfen, saugt der Sieger auf; seine Wurzeln überspinnen nach und nach den ganzen Block, bis sie den tieferen, ausreichende Nahrung gewährenden Waldboden erreichen.

In einer weiten, finstern Höhle endet die Schlucht. Von der Decke fallen mit klingendem Geräusch die Tropfen des den Felsen durchsickernden Wassers auf den Steinboden und bilden unter der Wand einen langen Tümpel. Schauen wir von der Seite über denselben hin, so wird uns ein entzückender Anblick zuteil: der ganze Wasserspiegel erscheint wie ein Stück ausgespannter Sammet und leuchtet in hellem Goldglanze. Ist's der Wiederschein eines in die Tiefe versunkenen Schatzes? Nein, sicher nicht. Die Vorkeime des Leuchtmooses (Schistostega osmundacea) sind die Zauberer, welche uns diese märchenhafte Überraschung bereiten. Im Winter verwandelt sich die Höhle in eine Eisgrotte. Meterlange und

mannsdicke Stalaktiten hängen von der Decke herab; kleinere Stalachmiten streben vom Boden empor; die verglasten Wände schimmern in reinem Alabasterweiß, und über den Eingang senkt sich ein riesiger Eisvorhang nieder.

Wir könnten nun die links von der Höhle befindliche steile Holztreppe ersteigen und den Weg weiter nach dem Prebischthore verfolgen, kehren indes nach dem Zeughause zurück und schlagen von hier den nach Westen führenden „Roßsteig" ein. Es ist ein sehr steiler Fahrweg, und du fragst vielleicht bei seinem Anblicke verwundert: „Wie kommen denn die Wagen da hinauf?" Je nun, eine Viertels-Einspännerlast geht vierspännig zu Berge; aber weit schlimmer und gefährlicher ist das Herunterfahren mit schweren Holzwagen, und man sieht dabei die Waldleute erstaunliche Künste anwenden.

Vor uns taucht der Goldstein auf, der seinen Namen wahrscheinlich nach der Schwefelflechte erhalten hat, welche große Flächen seiner schroffen Wände überzieht. Noch eine starke Steigung, und wir stehen auf seiner Höhe. Das Bild, welches sich von hier aus bietet, ist einzig in seiner Art. Man erblickt eine Reihe kulissenartig hintereinanderstehender Felsenriegel, zwischen denen zahlreiche „Schlüchten" liegen: unter uns die Goldsteinschlüchte, hinter dieser die Pechschlüchte, dann die Hillenschlüchte, die lange Richterschlüchte und die Weberschlüchte. Über der letzteren baut sich eine riesige, senkrechte Steinwand auf, glatt wie abgemeißelt; das ist die Sommerwand. Hinter ihr springen wieder andere Kulissen vor, die ebensoviele Schlüchten einspannen; diese senken sich alle nach Ost in den Großen Zschand. Jenseits desselben erhebt sich die Felsenmauer der Thorwalder Wände, die ebenfalls von einer großen Anzahl von Schlüchten durchbrochen wird. Es ist ein unbeschreiblich wildes Gewirr von Höhen und Tiefen und doch anmutig in dem Schmucke des Hochwaldes, der sich darüber hinbreitet.

Jetzt noch eine Hauptsache! Sei einmal mäuschenstill, und thue den Mund nicht eher wieder auf, als bis ich sage: „Gut!" Ich werde einen Jodelruf hinaussenden.

„Holdrio — ho!"

In rascher Folge antwortet klar und hell das Echo von den nächsten Wänden und Ecken, ein-, zwei-, drei-, viermal. Nun mischen sich die Töne des Dreiklanges und ziehen wie Glockengeläute an den Rändern der Schlüchten hin, immer leiser verhallend. Nach der neunten Wiederholung entsteht eine Pause, und dann kehrt der Ruf an den Thorwalder Wänden zurück, bis er endlich zum dreizehntenmale nur noch hauchartig aus einer nahen Schlucht uns zur Linken hervorgeht.

Weit stärkere Wirkung erzielt natürlich — völlige Windstille vorausgesetzt — ein Schuß, den man aber ohne besondere Genehmigung der Forstbehörde nicht lösen darf.

Wir begreifen nun, wie ein Gewitter, das sich mit schnell aufeinanderfolgenden Schlägen über diesem Felsenlabyrinth entladet, jene ungeheuren, grausigen Schallerscheinungen erzeugen muß, die wir gestern beobachteten.

Der Roßsteig geht von hier ab mit nur geringen Steigungen auf der Hochebene hin, welche die Kuppe des großen Winterberges trägt, zunächst zum Katzenstein; das ist ein Sandsteinstock, der die Form eines Katzenkopfes zeigt. Etwas



unheimliche Erinnerungen knüpfen sich an diesen Punkt. Hier gaben sich noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts die Pascher aus der Umgegend — oft bis zu hundert Mann — ihr Stelldichein. Aus dem Kirnitzschthale kamen sie in finsterer Nacht durch den Kleinen Zschand heraufgestiegen und warteten auf den Zug der Genossen, der aus Schmilka zu ihnen stoßen sollte. Dann schritten sie, die schwere Schmugglerlast auf dem Rücken, die Büchse, das Dolchmesser oder einen derben Knotenstock in der Hand, vereint über die nur wenige Minuten entfernte böhmische Grenze. Die Überlieferung weiß noch von manch blutigem Strauß mit den österreichischen Grenzwächtern zu berichten, von manch verfehltem Paschergange, aber auch von dem reichen Lohne, den die „Schwärzer“ einstrichen, wenn ihr Unternehmen geglückt war und sie ihrem Auftraggeber, dem böhmischen Kaufmanne, die



Der Goldstein beim Zeughause.

Ware unversehrt abgeliefert hatten. Jetzt bringt der Schmuggelhandel keinen großen Gewinn mehr und wird daher auch nur noch von einzelnen Leuten gelegentlich betrieben.

Das Gasthaus auf dem großen Winterberge links lassend, stoßen wir auf den „Fremdenweg,“ gehen aber von diesem bald wieder ab und wenden uns links den steilen „Wurzelweg“ hinunter. Im Winter, wenn der Schnee günstige Schlittenbahn bietet, könnten wir hier ein Schauspiel erleben, das man sonst nur im Böhmerwalde und in den Alpen zu finden vermeint: das Holzschlittern. Auf einen kurzen, sehr stark gebauten Schlitten (sogenannten „Krüppel“) werden die dicken Enden der Langhölzer gelegt und mit Ketten gut befestigt; die schwachen Enden schleifen auf dem Boden nach. Der Schlittenführer stellt sich vorn an die Deichsel, erfaßt dieselbe mit beiden Händen, stemmt die Füße fest gegen den Boden, und läßt sich so von dem mit furchtbarer Schnelligkeit zu Thale sausenden Gefährt

vorwärtsschieben. In eine Wolke fliegenden Schnees gehüllt, bald in mächtigen Sprüngen sich bewegend, bald wieder mit Aufbietung aller Kraft rückwärts und seitwärts drängend, giebt er dem Schlitten die Richtung. An tiefen Abgründen hin, durch schmale Felsengen, über hohe Abschläge und um scharfe Biegungen herum rast donnernd und prasselnd die schwere Ladung mit unaufhaltsamer Wucht hinab. —

Der Hochwald und die Felsen begleiten uns bis zu dem an der Elbe gelegenen Grenzdörfchen Schmilka.

Es besteht aus etwa dreißig meist hölzernen Häusern, die sich in einer kurzen, ziemlich steil zum Strome abfallenden Schlucht zusammendrängen. Wie ein



Schmilka.

düsterer Vorhang senkt sich der Fichtenwald von den grauen Felsenwänden hernieder, als wollte er die menschlichen Wohnungen unter seinen grünen Falten verbergen. Mit den Zweigen streift er die Schindeldächer, und braune Zapfen wirft er als harzigen Gruß den Leuten vor die Thüren oder gar zur Feueresse hinein.

Zur Sommerszeit bringen die Elbdampfer manchen Reisenden, der von hier aus seine Wanderungen in die ringsum lagernde Wald- und Felsenwildnis antritt. Wenn aber der Winter auf dem Strome die Eismassen zusammenschiebt und die Waldwege durch haushohe Schneewehen ungangbar geworden sind, dann ist das Dörfchen von der Außenwelt ziemlich abgeschnitten, und gerade dann geht's hier am lebhaftesten zu; denn im Sommer sind die Männer bis auf wenige auswärts; die von der Schiffahrt lebenden liegen auf dem Wasser, die Steinbrecher unter der „hohlen Wand" und die Holzleute im Walde. Der Winter bringt sie alle zusammen.

Das Dörfchen ist noch in anderer Beziehung merkwürdig. Mit den Nachbarorten, dem zwanzig Minuten entfernten böhmischen Dorfe Herrnskretschen und dem eine Stunde elbabwärts gelegenen Postelwitz, steht es nur durch einen Fußweg in Verbindung. Nach Schandau führt zwar die „Elbleitenstraße," aber diese zieht sich drei Stunden lang hoch über die Berge, am Fuße der wild zerklüfteten Schrammsteinkette hin. Ist jemand im Orte gestorben, so werden zwei Elbkähne längsseitig aneinandergekoppelt; auf quer übergelegte Bretter stellt man den Sarg; den übrigen Platz im Doppelfahrzeuge füllen die Leidtragenden, und nun tritt der Tote unter dem Gesange der am Ufer zurückbleibenden Schulkinder seine letzte Fahrt an, thalwärts nach dem Schandauer Friedhofe.

Wenn das Hochwasser die Uferwege überschwemmt und zugleich die Fahrt auf dem Strome verbietet, dann ist die Absperrung des Ortes vollständig, und die Bewohner sind zu solchen Zeiten schon mehrfach in die Gefahr einer Hungersnot geraten. Auch vom Berge droht ihnen Unheil. Geht da droben unter wolkenbruchartigen Güssen ein Gewitter nieder, so durchbraust binnen kurzem die Thalschlucht ein reißender Wildbach. So geschah's in den Abendstunden des 1. August 1896. In wenigen Minuten hatte das Bergwasser die Dorfgasse mit Stein-, Sand- und Holzmassen zugeschüttet; von einem Hause ragte nur noch das Dach aus der Geröllhalde heraus; ein anderes wurde vollständig weggespült; eine ganze Reihe von Gebäuden mußte, da sie mit Einsturz drohten, zeitweilig von den Bewohnern verlassen werden.

Zweimal geht der schmale Dorffahrweg unter thorbogenartig übergebauten Häusern hinweg. Da stehen wir auch schon an der Elbe. Stromabwärts erblicken wir die lange Reihe der gelblichen Postelwitzer Steinbrüche, über denen sich die Hörner und Wände der Schrammsteine aufbauen; elbaufwärts grüßen die Häuser von Herrnskretschen. Jenseits des Stromes, an dem Fuße eines hohen, waldigen Hanges zieht sich die Staatsbahn hin, auf der sich soeben zwei Züge begegnen, der eine von Wien, der andere von Dresden kommend. Da naht auch schon der freundliche, weißgrüne Dampfer, der uns in rascher Thalfahrt nach Schandau bringt.

Th. Schäfer.

Gottfried Silbermann, der Meister im Orgelbau.

Wenn du, lieber Leser, in ein Gotteshaus eintrittst, so willst du dich an Predigt, Gesang und Orgelspiel erbauen. Eine gute Predigt, ein frischer Gemeindegesang und ein der Zeit und dem Liede angepaßtes Orgelspiel sind für die rechte Stimmung des Herzens unerläßliche Bedingungen, ob auch sonst das Kirchlein noch so einfach wäre. Die Orgel auf dem Chore, von einem tüchtigen Meister erbaut, mit rechtem Verständnis gespielt, ist eine würdige Dienerin der christlichen Gemeinde, ein mächtiges Werkzeug religiöser Erbauung.

Laß dir jetzt von einem solchen Meister des Orgelbaues erzählen, von einem Manne, dessen Wiege in unserm teuren Sachsen gestanden hat, und

dessen Wirken auch vor allem unserem Vaterlande angehörte. Ich meine den Orgelbauer Gottfried Silbermann, dessen Ruf sich weit über Deutschlands Grenzen erstreckte, der zwar kein Held im Kriege war, wohl aber ein Meister in der Bearbeitung von Holz und Metall, zwar kein höfischer Edelmann oder Günstling, dessen Brust Orden und Ordensband zierten, dafür aber ein durchaus edler, offener und gerader, emporstrebender Charakter, und der um seiner Kunst willen der Gunst manches Fürsten sich erfreute.

I. Die Jugend. Eine Hütte, niedrig und klein, nach gebirgischer Weise mit Schindeln gedeckt, war es, in welcher Gottfried Silbermann am 14. Januar 1683 zu Kleinbobritzsch, einem kleinen Dorfe, das nach Frauenstein eingepfarrt ist, geboren wurde. Er war der zweite Sohn des Schloßzimmermanns Michael Silbermann. Der damalige Geistliche des Städtchens, Kaspar Sattler, ein Freund des Vaters, fügte den Taufnachrichten über Gottfried die Bemerkung hinzu: „Gott gebe dem Kindlein Leben und Segen!" — „Diese Worte sind gleichsam die Disposition für jede Lebensbeschreibung Silbermanns; denn wie von der zweiten Hälfte seines Lebens Segen ausgegangen ist, so kann man die erste Hälfte, Kindheit und Jugend, nicht besser bezeichnen als mit dem Worte: Es war ein Leben in dem kleinen Gottfried, ja Feuer und Leben bis zum Übermut und zur Ausgelassenheit."*) Gottfried wuchs in reiner Gebirgsluft, unter sorgsamer elterlicher Pflege kräftig auf. Seine lebhafte Natur veranlaßte ihn zu manchen tollen Streichen, so daß den mütterlichen Ermahnungen öfter die väterliche Strenge zu Hilfe kommen mußte. Er war den Altersgenossen an Schärfe des Geistes weit voraus, und hatte der Schulunterricht geendet, so zeigte sich Gottfrieds Überlegenheit zunächst in allerhand Neckereien, mit denen er die Dorfjugend verfolgte. Ganz besonders gab ihm die damals stark betriebene Schatzgräberei Veranlassung zu seinen Foppereien. Sie stand bei Hohen und Niederen auf der Tagesordnung, und selbst gescheite Leute ließen sich manches Märchen aufbinden. Der kleine Gottfried lockte seine Mitschüler unter geheimnisvollen Andeutungen des Nachts hinaus, um sie an verödeten Stätten nach verborgenen Schätzen graben zu lassen. Wenn die Abergläubischen schließlich nichts als einen von Silbermanns Friedel — dies war sein Name im Dorfe — dahin versteckten unbedeutenden Gegenstand fanden, so hatte der Knabe an den Enttäuschungen die größte Freude.

Lange konnte das nicht so fortgehen. Als sich einst die Angehörigen der von ihm Genarrten beim Amte des Städtchens Frauenstein, wohin Gottfrieds Eltern 1693 ihren Wohnsitz verlegt hatten, beschwerten, wurde der Vater zur Verantwortung gezogen. Er züchtigte den Knaben mit aller Strenge. So schnell aber, wie man erwartet hatte, hörten die Streiche nicht auf; ja der Vater mußte oft selbst über die originellen Einfälle des Kindes lachen, und die Mutter tröstete sich wohl damit: „Hat der Junge Geschick zu Dummheiten, so wird es ihm auch an Anlagen zum Guten nicht fehlen."

Mit großer Erwartung sah man dem Ende der Schulzeit, der Konfirmation, entgegen. Friedel sollte zu einem wackeren „Professionisten" in die Lehre kommen.

*) D. Fr. Dibelius.

Er empfand aber die Neigung, ein „Orgelist," d. i. ein Orgelbauer, wie sein Bruder Andreas in Straßburg, zu werden. Dieser, schon von Jugend auf ein geschickter Schnitzer, hatte zuerst das Tischlerhandwerk gelernt. Als Augusts des Starken Werbetrommel auch in Frauenstein ertönte, war Andreas von der Mutter in die Kleider einer Bauernmagd gesteckt worden, um ihn sicher aus der Stadt zu bringen. Fernab auf der Landstraße verwandelte sich die Magd wieder in einen Jüngling, und die Mutter trug die Verkleidung heim. Andreas kam auf seiner Wanderung nach Görlitz zu dem berühmten Orgelbauer Eugenius Casparini, der sich hier einige Jahre aufhielt, um die Peter-Pauls-Kirche mit einer Orgel zu versehen. Von diesem mit Empfehlungen ausgestattet, wendete er sich nach dem Elsaß und wurde dort Orgelbaumeister. Friedels Wunsch wurde jedoch nicht erfüllt. Er kam zu dem befreundeten Buchbindermeister Fröbel in Frauenstein in die Lehre, der dem Vater Silbermann als die geeignetste Person erschien, dem Sohne den tollen Übermut auszutreiben. Gottfried übte das Handwerk nur mit innerstem Widerwillen aus und verdarb dem Meister manche Arbeit. Dagegen kehrte er in seinen Freistunden mit um so größerer Lust zu seinen Knabenstreichen zurück. Frauenstein, die schon im 11. Jahrhundert erwähnte einstige Grenzburg, und seine Ruinen waren nicht nur ein Gegenstand der Wißbegierde, sondern auch der abergläubischen Furcht damaliger Zeit. Behauptete man doch alles Ernstes, daß einige frühere Burggrafen des Nachts in altertümlicher Tracht in den halbverfallenen Räumen umherwandelten; auch wollte man zu verschiedenen Zeiten klagende Töne aus unterirdischen Gängen gehört haben. Alles das gab dem Frauensteiner Lehrling Anlaß genug, manchen Streich auszusinnen und, wenn der Kleistertopf beiseite gestellt war, auch wirklich auszuführen. Gottfried zeigte sich dabei so verschlagen, daß ihm niemand zu beweisen vermochte, er sei der Urheber solchen Schabernacks, obwohl ihn alle in Verdacht hatten.

Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und Verwegenheit macht blind. Je sicherer sich Friedel fühlte, weil seine Possen, die das Stadtgespräch bildeten, ihm ungestraft durchgingen, desto zügelloser trieb er sein Unwesen; aber eines Tages wurde er in der Nähe der Schloßruine über dem Legen von Selbstschüssen ertappt. Da auch ein Frauensteiner höherer Beamter, der Justizamtmann Gensel, durch einen solchen Selbstschuß erschreckt worden war und Friedel sich eines Abends in ein weißes Ziegenfell gehüllt und als Gespenst im Hofe „gescheecht"*) hatte, während jener Herr den Hof überschritt, wurde der mutwillige Bursche am nächsten Tage aufgegriffen und in das Schloßgefängnis gesperrt. (Der beklagenswerte Gensel war über die ihm unerklärliche Erscheinung derart erschrocken, daß er ernstlich erkrankte.) Man beabsichtigte, den Schelm erst dann zu verhören, wenn eine längere Haftzeit seinen kecken Übermut gebrochen haben würde. Ein Fluchtversuch durchs Fenster mißlang, da ihn die wachsamen Hunde verrieten. Die Folge war, daß man den Gefangenen in festeren Gewahrsam brachte. Indes die Not macht erfinderisch. Mehrere Bunde Stroh, die ihm der Gefängniswärter mit der Bemerkung zu-

*) Von „scheuchen," d. i. „spuken."

geworfen hatte, er möge darauf über seine Bubenstreiche nachdenken, bis die Stockschläge folgen würden, brachten ihn auf den Gedanken, aus diesem Material ein langes Seil zu flechten und sich vom Fenster aus an der Schloßmauer hinabzulassen. Nach mehreren Tagen hatte er die Arbeit, unbemerkt vom Wärter, beendigt, und so trat er abends die gefährliche Reise an. Zwar war das Seil etwas zu kurz, und er mußte einen kühnen Sprung machen, jedoch das Wagestück gelang. Friedel erreichte unverletzt den Boden und beeilte sich, die Stadt zu verlassen. Der Wärter war eben im Begriff, das Thor zu schließen, als der Flüchtling dort ankam. Dieser hütete sich wohl, Eile und Unruhe zu verraten, nahm einen gewöhnlichen Wanderschritt und eine harmlose Miene an, schlüpfte so an dem Sicherheitsbeamten, der in dem Dorfbuben keinen Arrestanten vermuten konnte, unbehelligt vorüber und erreichte hoch aufatmend die freie Landstraße.

II. In der Fremde. Aber wohin nun? Bei den Eltern würde man den Entflohenen zunächst suchen. Ihm blieb nur der eine Weg, zu seinem älteren Bruder Andreas im Elsaß, übrig. Ihn wollte er um Aufnahme und Schutz bitten. Woher aber das Geld zur weiten Reise nehmen? Da entsann er sich einer an einen Mühlenbesitzer in Böhmisch-Einsiedel verheirateten Muhme und beschloß, sie in das Geheimnis einzuweihen. Der Weg war mehrere Stunden lang, aber rüstig zog Gottfried dahin. Kaum noch eine halbe Stunde von der Mühle entfernt, sah er vor sich schon die Lichter Einsiedels durch die Nacht schimmern, hinter sich aber bemerkte er den Schein einer Laterne. Er ahnte, daß Verfolger aus Sachsen ihm auf der Fährte sein möchten. Ohne sich lange zu besinnen, erkletterte er eine Fichte und verbarg sich in deren Zweigen. Näher und näher kam die Laterne. Zwei Männer, an deren Stimme er den Gefängniswärter und einen anderen Amtsdiener erkannte, schritten eiligst die gleiche Straße dahin und stießen Drohungen gegen den Flüchtling aus. Möglicherweise hatte ihnen der Vater Gottfrieds seine Vermutungen geoffenbart, und so waren sie der festen Meinung, nirgends könne sich der Gesuchte verborgen halten als in der Mühle bei den Verwandten.

Um ganz sicher zu sein, stieg der Verfolgte noch höher auf den Baum, klammerte sich fest an den Stamm und verharrte bis an den Morgen in dieser Lage. Die Natur forderte trotz Furcht und Gefahr ihr Recht, — er schlief vor Ermüdung da oben ein, wurde jedoch durch die Stimmen der zurückkehrenden Beamten geweckt, die ihrem Unmut über den vergeblichen Weg lauten Ausdruck verliehen. Man hängt allerorten niemanden eher, als bis man ihn hat, und so hielt's auch die Frauensteiner Polizei. Als sich sowohl der Lichtschein, wie auch das Toben der beiden Diener des Gesetzes in der Richtung gegen Frauenstein verloren hatte, stieg der Geängstigte vom Baume herab, eilte der Mühle zu und wurde von der Muhme, die schon von allem unterrichtet war, freundlich empfangen. Für die Dauer konnte er hier natürlich nicht bleiben; doch währte der Aufenthalt immerhin so lange, bis die Mutter vom Plane Gottfrieds heimlich in Kenntnis gesetzt worden war und einiges Geld gesandt hatte, dem die Muhme Müllerin gegen fünf Thaler, eine für jene Zeit immerhin ansehnliche Summe, hinzufügte. Auch der Herr Vetter that ein Übriges und stattete den flüchtigen Neffen mit Kleidung aus. So konnte denn die Reise zum Bruder in die Ferne angetreten werden.

Dieser wohnte damals noch in Hagenau und siedelte erst ungefähr ein Jahr später nach Straßburg über.

Da klopfte es denn eines Tages bei Andreas an. Herein trat ein junger Mann, der sich als der „Bruder Gottfried“ aus dem Sachsenlande zu erkennen gab. So freudig auch Andreas durch das unerwartete Wiedersehen nach jahrelanger Trennung berührt wurde, so bedenklich machte ihn des Bruders plötzliches Erscheinen, da er sich sagte, es hätte doch ordnungsgemäß ein Brief das Eintreffen Gottfrieds melden müssen. Er war sehr zurückhaltend gegen den Angekommenen, schrieb sogleich an den Vater und bat um Aufklärung, bedeutete auch den Bruder, der sich anfangs ziemlich verschlossen zeigte, daß er unter allen Umständen Wahrheit verlangen müsse; ja, er drohte ihm, sofortige Anstalten für seine Rückreise treffen zu wollen, wenn er nicht mit der Sprache offen herausrücke. Was blieb Gottfried übrig, als von Grund aus zu beichten! Er that es denn auch und verschwieg nichts. Andreas erkannte zu seiner Beruhigung, daß es sich thatsächlich nicht um schlechte, sondern nur um übermütige Jugendstreiche handle, bei deren Anhörung er sich zuweilen sogar das Lachen verbeißen mußte.

Bedenklicher lautete die Nachricht aus dem Heimatlande; denn der Vater ließ sich also vernehmen: „Wenn du den Gottfried aufnimmst, so sieh dich vor; er ist ein Thunichtgut, ein verschlagener, ausgelassener Bursche, der das Zeug hat, entweder ein großer Mann oder ein Spitzbube zu werden.“ Das klang nun freilich nicht verlockend. Der fast fünf Jahre ältere Andreas schwankte, ob er den daheim derart Beleumundeten behalten oder wieder zurückschicken sollte, hielt ihm nochmals sein Unrecht vor und fragte ihn endlich, was für ein Handwerk er denn eigentlich erlernen wolle. „Ich will ein Orgelbauer werden wie du,“ war die Antwort. „So schnell, wie du denkst, geht das nicht; da mußt du erst ein tüchtiger Tischler werden,“ entgegnete der Bruder. Gottfried versprach, in allem zu gehorchen, und bat nur, ihn nicht zu verstoßen. Andreas behielt ihn zunächst ein Vierteljahr auf Probe und machte ihn mit dem Hobel bekannt, überbürdete ihn aber absichtlich mit Arbeit, um seine Geduld und Ausdauer zu prüfen. Gottfried arbeitete jedoch rastlos, oft bis in die Nacht hinein, um den gestellten Anforderungen gerecht zu werden, so fleißig, daß ihm nach Ablauf des ersten noch ein zweites Vierteljahr zugestanden wurde. Als auch dieses zur vollsten Zufriedenheit des brüderlichen Lehrherrn beendigt war, wurde der Lehrkontrakt abgeschlossen und das verflossene Halbjahr mit eingerechnet. Nach Ablauf der Lehrzeit ging Gottfried nach Wien, um hier bei einem Tischler von bedeutendem Rufe in Arbeit zu treten. Bei diesem hat er auch ungefähr ein Jahr lang verweilt und zuletzt ganz ausgezeichnete Arbeit geliefert, wie folgender Vorfall bestätigt:

Der Wiener Meister hatte dem jungen Silbermann aufgegeben, einen Satz Fenster für eine große Etage fertig zu stellen, und Gottfried vollzog den Auftrag pünktlich. Als aber der Meister kam, die vollendete Arbeit in Augenschein zu nehmen, war er verwundert, die Rahmen sämtlich an eine Wand angelehnt zu finden und an eine andere die Flügel. Unwillig fragte er, weshalb die Flügel

noch nicht in die Rahmen eingefügt wären, und verlangte, Gottfried solle doch seine Arbeit beenden. Dieser antwortete: „Meine Fenster sind fertig" und verließ mit diesen Worten die Werkstatt. Ergrimmt über das anmaßende Benehmen, rief ihm der Meister nach, einen so hochmütigen und widerhaarigen Gesellen könne er nicht brauchen; er solle sich nie wieder bei ihm sehen lassen. Dann machte er sich daran, die Fensterflügel selbst einzufügen. Gottfried, welcher am nämlichen Tage Nachricht von Andreas erhalten hatte, daß sich in dessen Werkstatt außerordentlich viel Arbeit angehäuft habe und er daher des Bruders schleunige Rückkehr wünschen müsse, kam der Aufforderung des Wiener Meisters nach und begab sich in die Tischlerherberge, woselbst er die Anstalten zur Abreise traf. Inzwischen arbeitete der Tischlermeister in großem Zorn an den Fenstern; aber je länger er sich mit dem Einpassen beschäftigte, desto befriedigter wurde er. Welchen Fensterflügel er auch zur Hand nahm, und wo immer er ihn einfügte, ob oben oder unten, ob am ersten oder am letzten Rahmen, jeder paßte aufs Haar in jeden Rahmen. Endlich machte der erstaunte Meister noch die letzte Probe, indem er den einen und andern Flügel wieder herausnahm und beliebig in den und jenen Rahmen einsetzte; aber stets war das Ergebnis das gleiche. Jetzt erst verstand er des Gesellen letztes Wort: Meine Fenster sind fertig. Der Meister war über die ungewöhnlich genaue Arbeit so entzückt, daß er Gottfried, den er richtig in der Herberge vermutete, schleunigst nacheilte, ihn um Verzeihung bat wegen der harten Worte und ihm beteuerte, er wünsche nichts sehnlicher, als daß er in seiner Werkstatt bleiben und gegen eine bedeutende Lohnerhöhung ferner bei ihm arbeiten möge. Silbermann schlug jedoch das vorteilhafte Anerbieten aus, zeigte den Brief des Bruders vor und schloß mit den Worten: „Ich wollte meinem Meister zeigen, wieviel ich bei ihm gelernt habe, und von welch großem Nutzen mir die Arbeit unter seiner Leitung und Aufsicht gewesen ist." Natürlich fühlte sich dieser durch die Rede Gottfrieds sehr geschmeichelt; er brachte den Abend mit ihm in der Herberge zu, bewirtete seinen ehemaligen Gesellen, gab ihm schließlich noch ein anerkennendes Zeugnis mit und nahm in ehrendster Weise von ihm Abschied.

Gottfried blieb mehrere Jahre lang im Gesellenverhältnis beim Bruder, nahm jedoch als Arbeiter eine bevorzugte Stellung ein und verwaltete endlich gegen vier weitere Jahre das Amt eines Werkführers.

Da überraschte ihn eines Tages (es war im Jahre 1706) Andreas mit dem Auftrage, sein Meisterstück abzulegen. Zu diesem Zwecke übertrug er ihm den Bau einer neuen Orgel in der St. Nikolaikirche zu Straßburg. Bereits im Jahre 1707 war das Werk zur Übergabe an die Kirchengemeinde fertig gestellt — ein Meisterstück für Gottfried, den Erbauer, ein Stolz für den brüderlichen Lehrmeister, eine Freude für die Gemeinde.*)

Andreas riet dem jüngeren Bruder nun die Rückkehr in die Heimat an, damit er dort zeige, was er in der Fremde gelernt habe. Im stillen mochte er wohl den Wettbewerb Gottfrieds in Straßburg fürchten. Dieser aber bat ihn, noch

*) Die Orgel hat sich bis zum Jahre 1812 erhalten und vortrefflich bewährt.

fernerhin bleiben zu dürfen, und es gestaltete sich zwischen beiden das schönste geschwisterliche Verhältnis aus. Gottfried wurde der Stellvertreter seines Bruders während der Reisen des letzteren. Vertrauen von der einen und innige Dankbarkeit von der anderen Seite waren die Bande, welche sie verknüpften bis — die Scheidestunde schlug.

III. Rückkehr in die Heimat. Das Scheiden kam überraschend schnell. Andreas hatte unter anderem auch den Neubau einer Orgel im Kloster zu St. Margareten in Straßburg übernommen und seinem Bruder das Aufstellen und Intonieren des Werkes übertragen. Während seiner langen Beschäftigung im Kloster war dieser sowohl von der alten Äbtissin wie auch von mehreren jungen Klosterschwestern, denen ja die Thätigkeit eines Orgelbauers völlig neu war, beobachtet worden. Der angestrengte Fleiß und die Genauigkeit der Arbeit des jungen Künstlers interessierten sie. Rede und Gegenrede regten zum Meinungsaustausche und zur Belehrung der Wißbegierigen an. Eine Klosterschwester, Namens Rosalie, ausgezeichnet durch Anmut und Schönheit, bevorzugte den Fremdling besonders, und in zwei junge Herzen zog die Liebe ein. Eine verabredete Flucht mißlang. Die Geliebte Gottfrieds mußte ins Kloster zurückkehren, dieser aber entkam. Er wagte den verzweiflungsvollen Sprung von der Klostermauer, erreichte glücklich den bereitstehenden Wagen und fuhr im Galopp davon. Vergebens folgten ihm die Klosterknechte; Gottfried war gerettet. Das einzige Andenken an die Klosterschwester war ein von ihm mitgenommenes Schmuckkästchen, das auch einiges Geld enthielt. Da auf der Entführung einer Nonne die Todesstrafe stand, konnte der junge Künstler nicht länger im Elsaß bleiben. Er wandte sich nach Deutschland, schrieb, als er vor seinen Verfolgern in Sicherheit war, an seinen geliebten Bruder, teilte ihm das Geschehene mit und bat ihn, alles zu versuchen, um das Schicksal der Unglücklichen auszukundschaften; doch blieben dessen Nachforschungen erfolglos. Zehn Jahre waren seit jener Unglücksnacht verflossen, als ihm durch Briefe seines Bruders die Gewißheit wurde, daß sein Begehren, die Geliebte wiederzusehen, nicht erfüllt werden könne. Von da an hielt sich der zum Manne herangereifte Künstler still und zurückgezogen und that das Gelübde, unvermählt zu bleiben und nur seinem hohen Berufe zu leben. Er hat den Schwur treu gehalten. Gar oft aber, wenn seine Untergebenen den Meister in der Einsamkeit überraschten, hörten sie ihn tiefseufzend den Namen Rosalie aussprechen. Man erzählt sich sogar, daß er, der Greis im Silberhaar, noch in den letzten Augenblicken vor seinem Tode ihren Namen geflüstert habe.

Über Kehl, Stuttgart, Nürnberg, Altenburg und Leipzig wanderte der Künstler seiner Heimat zu. Von dem Empfange, welcher ihm nach zehn Jahre langer Abwesenheit im Elternhause bereitet wurde, wird uns nichts berichtet. Am Tage nach seiner Heimkehr besuchte er erst Bobritzsch, dann Frauenstein. Natürlich tauchten auf dem Gange zum Städtchen auch die alten Erinnerungen an seine Jugendstreiche wieder in ihm auf, und es kam ihn die Lust an, sich wie einst auch heute einen Spaß zu machen. Wohlgemut kehrte er in einer vielbesuchten Schenke Frauensteins ein und setzte sich an einen Tisch allein. Niemand wußte, wer der Fremdling im grünen Rocke war, der mit freundlicher Miene dreinschaute,

wenn er unter den nach und nach Eintretenden diesen oder jenen Jugendgenossen wiedererkannte. Man blickte den schmucken Gast neugierig an, getraute sich aber nicht, ihn anzureden. Welchen Schabernack Gottfried Silbermann im Schilde führte, ist nicht bekannt; nur soviel ist sicher, daß ihm seine Fremdlingskomödie beinahe schlecht bekommen wäre. Die Frauensteiner Gerichtsdiener suchten nämlich an jenem Abende eine verdächtige Person in allen Wirtschaften und kamen so auch in das Gasthaus, wo Silbermann eingekehrt war. Da saß ja ein Fremder; konnte er nicht der Gesuchte sein? Warum lächelte er gar manchem neuen Gaste zu? Warum musterte er sie alle und sprach doch mit niemand? Das war in der That auffällig. Um ihn auszuforschen, trat endlich einer der beiden Gerichtsdiener an ihn heran und fragte ihn nach Person und Herkommen. Silbermann, der die Pfeife dabei nicht ausgehen ließ, antwortete schelmisch, doch gelassen: „Ich bin nicht weit her; ich bin aus Kleinbobritzsch, eine halbe Stunde von hier," that einen kräftigen Zug aus dem Kruge und sah dem Frager fest ins Gesicht. Solches Benehmen war Grund genug, den Diener des Gesetzes in Zorn zu bringen. Kaum konnte der Fremdling ein anderer sein als der gesuchte Bösewicht, zumal ihn keiner der Gäste kannte. So wurde für ihn die Sache immer bedenklicher, und wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß man gegen Silbermann Gewalt brauchen wollte. Dieser brachte jedoch endlich seine Papiere hervor und erwies sich als der Sohn des Schloßzimmermanns Silbermann aus Kleinbobritzsch. Als er selber seinen Namen genannt und der erste Tumult sich etwas gelegt hatte, ließ sich eine Stimme aus der entferntesten Ecke des Gastzimmers also hören: „Was? Du wärst der Silbermannfriedel, mein alter Schulkamerad? Ja, ja, du bist's; ich erkenne dich an deiner buckligen Nase!" Der also Sprechende — er hieß Kaiser — trat hervor; eine herzliche Umarmung folgte. Bald wurde der einstige Buchbinderlehrling auch von anderen Anwesenden erkannt und ein fröhliches Wiedersehen gefeiert. Nur daß der früher so lockere Bursche nun gar ein Orgelbauer geworden sei, wollte manchem nicht in den Sinn.

IV. Die erste Orgel. Am folgenden Tage finden wir Silbermann im Frauensteiner Rathause. Die Ratsherren mochten begierig sein, die Erlebnisse des Ankömmlings zu erfahren; dieser jedoch verband mit dem Besuche einen bestimmten Zweck. Ihm kam es darauf an, den Neubau der Orgel seiner Vaterstadt übertragen zu bekommen und hier in der Heimat seinen Ruf als Künstler zu begründen. Daß die Orgel in einem geradezu jammervollen Zustande war, bedurfte weder für den Kenner, noch für die Gemeindeglieder eines Beweises. Daß aber die Kirchväter die Meinung aussprachen, das Instrument sei doch noch für längere Zeit gut genug, war ihnen kaum zu verargen. Stellte doch der Neubau große Forderungen an den Gemeindesäckel. Man brachte gegen den Vorschlag alle möglichen Einwendungen vor, und gerade für Silbermann machte sich noch der Umstand in ungünstiger Weise geltend, daß man seine lockeren Jugendstreiche kannte und sich eben jetzt ihrer erinnerte. Gilt doch noch heute wie vor Tausenden von Jahren der Prophet in seinem Vaterlande am wenigsten! Silbermann ließ sich durch die Äußerungen des Mißtrauens, ja selbst durch Beleidigungen nicht beirren. Konnten doch die Bewohner der Heimat nicht wissen, was er draußen in der Fremde, im Elsaß und in Wien, erlernt und geleistet

hatte! Der einzige, der in Silbermanns Talent Vertrauen setzte, war der Frauensteiner Pfarrer Weber. Dieser bat Gottfried, bei den geringen Mitteln der Kirchengemeinde sich mit der Wiederherstellung des alten Orgelwerkes zu begnügen. Hierauf ging der Künstler ein und versprach, die Orgel für 16 Thaler zu restaurieren, welche Summe ihm auch sofort ausgezahlt wurde. Allein bei genauer Besichtigung und während der Auseinandernahme des Werkes zeigte sich's, daß jede Reparatur zwecklos sein würde.

Da, nach wochenlanger Verzögerung, faßte der Meister den kühnen Entschluß, der Kirchengemeinde aus eigenen Mitteln eine Orgel zu bauen. Er verlangte nur die Rückerstattung der Auslagen, ja er wollte sogar auf diese verzichten, wenn sein Werk nicht den Erwartungen entsprechen sollte. Solchen Bedingungen konnten die Vertreter der Kirchengemeinde keinen weiteren Widerstand entgegensetzen. Der Bau begann. Noch heute zeigt man in Frauenstein das Haus des Meisters, in welchem er und seine Gehilfen die Arbeit ausführten. — Bereits nach 33 Wochen meldete Silbermann dem Stadtrate, die Orgel sei fertig, und bat um Prüfung derselben durch Sachverständige. Das Mißtrauen, welches man immer noch in den Bau des „losen Friedel" setzte, bewog den Stadtrat, in aller Stille mehrere Sachkundige einzuladen. Die namhaftesten waren der Domorganist Georg Mentzer in Freiberg und der Kantor Kuhnau von der Leipziger Thomaskirche. Man verlegte die Prüfung der Orgel in die erste Hälfte des Septembers.

Wenn es gilt, die Ehre jemandes herabzusetzen, so thut die geschäftige Zunge allezeit das Ihrige. So war denn auch die Kunde von den Jugendstreichen des Orgelbauers zu den Ohren der Prüfenden gedrungen, und ihr Verdacht, daß das Werk ein stümperhaftes sein werde, bestimmte am Tage der Prüfung ihr anfängliches Verhalten gegen den Erbauer. Der Stadtrat, die geistliche Behörde, die Gemeindevorstände und ein großes, neugieriges Publikum waren versammelt, um Einzug in das Gotteshaus zu halten. Den Meister beachtete niemand. Der stand von ferne und empfand gar wohl, wie beflissen die Herren waren, ihn fühlen zu lassen, daß nur ein Wort ihrerseits genüge, ihn und sein Werk in den Augen aller Anwesenden herabzusetzen und damit seinen Ruf zu vernichten.

Silbermann hatte die Bedingung gestellt, daß, so lange er an der Orgel, ihrer Aufstellung und Stimmung arbeite, die Kirche verschlossen bleibe, und daß auch vor der Übergabe kein Mensch auf dem neuen Werke spiele. Jetzt war die Stunde der Prüfung da. Der Meister wurde vom Kantor Kuhnau mit den Worten gerufen: „Nun ist es Zeit, Herr Orgelmacher; nun wollen wir in die Kirche, um Seine Orgel zu hören." Silbermann verbeugte sich und folgte. Man begab sich zuerst in das Schiff der Kirche, um das Werk von unten aus in Augenschein zu nehmen. Allein, wie man auch zum Chore emporsah, nirgends war die Orgel zu erblicken. Der Erbauer hatte, um das Werk vor Staub und grellem Sonnenlichte zu schützen, einen Vorhang vor den Prospekt ziehen lassen, eine Vorsicht, die er bei allen seinen Werken anwendete. „Nun, wo ist Seine Orgel?" rief ihm Kantor Kuhnau zu. Silbermann wandte sich zu dem vorhin erwähnten Jugendfreunde: „Kaiser, hier hast du den Schlüssel zur Chorthüre; gehe hinauf, und ziehe den Vorhang weg!" Ein Ruf der Bewunderung ertönte aus aller Munde, als der

Prospekt enthüllt war und sich den Augen der Anwesenden zeigte, Kuhnau sagte: „Hm! Schön sieht's aus; wenn's nur auch so klingt!" Nun stieg man zum Chore hinauf. Kuhnau trat jetzt schon mit größerem Interesse vor den Bau hin und betrachtete mit Wohlgefallen die zierliche Arbeit des Gehäuses, das schöne Bildhauer- und Schnitzwerk daran und die ganze stattliche Fassade. Silbermann schloß unterdessen die Thüren zur Klaviatur auf, steckte aber den Schlüssel wieder zu sich. Als nun Kuhnau die elegant gearbeitete Klaviatur und die geschmackvollen Registerknöpfe erblickte, rief er befriedigt aus: „Hm! Schön! Wunderschön! Appetitlich!" und setzte sich, ohne erst die regelrechte Prüfung der einzelnen Teile vorzunehmen, auf die Orgelbank, weil er nicht erwarten konnte, zu erfahren, welche Töne dem äußerlich so viel versprechenden Werke entströmen würden. Er zog alle Stimmen, während er sagte: „Die Register gehen ja so leicht, daß sie fast von selbst herauskommen," und fing an, mit dem vollen Werke zu spielen. Aber kaum hatte er einige Akkorde angeschlagen, als er von der Orgelbank sprang, die Orgel anstarrte und ausrief: „Was ist das für eine Wirkung von den wenigen Stimmen!" Rasch setzte er sich von neuem auf die Bank, stieß die Register bis auf Prinzipal-Achtfuß hinein und spielte weiter. Aber schon nach einigen Modulationen sprang er abermals auf, fuhr sich mit den Händen in die Haare und rief: „Mein Gott, was sind das für Töne! So etwas Schönes habe ich ja in meinem ganzen Leben noch nicht gehört!"

Doch wo war Silbermann? Der hatte sich inzwischen vom Chore auf eine Seitenempore der Kirche begeben und saß bei seinen Eltern. Den Kopf in die Hand gestützt, lauschte er mit lächelnder Miene den allseitigen Lobeserhebungen und wartete der Dinge, die da kommen würden. Plötzlich hörte er seinen Namen in nächster Nähe nennen. Kuhnau und Mentzer standen vor ihm; ersterer umarmte und küßte ihn und brach in die Worte aus: „Herr Silbermann, Sie sind ein großer Mann. Ihresgleichen giebt es nicht in ganz Deutschland. Sie müssen die neue Orgel in der Paulinerkirche zu Leipzig bauen, kein anderer als Sie! Kommen Sie nur bald nach Leipzig, und machen Sie Ihren Anschlag!" Er umarmte und küßte ihn wiederholt und führte ihn zum Chore zurück, wo man sich an dem schönen Werke nun erst recht ergötzte. Eine eigentliche Prüfung fand nicht mehr statt. Es war mehr eine künstlerische Vorführung der Silbermannschen Schöpfung, deren einzelne Teile ebensolche Bewunderung erregten wie das Ganze. Man suchte allseitig wieder gut zu machen, was man an dem Meister gesündigt hatte. Alle drängten sich an ihn heran, ihm zu huldigen oder ein Wort von ihm zu vernehmen. Silbermann blieb bei allen Lobeserhebungen ruhig. Seine Eltern blickten freudig bewegt und mit berechtigtem Stolze auf den Sohn, der sich aber sehr bald in Gemeinschaft mit ihnen, dem Pfarrer Weber und mit seinen Gehilfen zurückzog.

Noch war aber ein Punkt zu erledigen — die Entschädigung für den Bau des Werkes. Sie betrug nach dem Ausspruche der Sachverständigen mindestens 800 Thaler. Das war für die Kirchfahrt Frauenstein eine gewaltige Summe, zumal erst 16 Thaler abgezahlt waren, und wir begreifen wohl die Verlegenheit, die sich auf den Gesichtern des Stadtrats und der Vertreter der Kirchengemeinde kundgab.

Ein Kapital von 800 Thalern könne man, so hieß es, unter allen Umständen nicht aufbringen. Aber Silbermann nur die Auslagen zurückzuerstatten, erschien wiederum unwürdig. Da half dieser selbst aus der Klemme. Er antwortete den Stadtvätern: „Ich halte das Wort, das ich gegeben habe, und fordere nur den größten Teil meiner Auslagen zurück, nichts weiter. Diese betragen 116 Thaler 19 Groschen. Damit soll die Orgel bezahlt sein.“ Um jedoch den Herren seine Überlegenheit fühlen zu lassen — noch hatte ja das Werk nicht die Weihe erhalten — erklärte er, daß die Orgel vorläufig sein Eigentum bleibe und die Schlüssel vor jedem Gottesdienste vom Pfarrer abzuholen und nach Beendigung der kirchlichen Feier wieder dort abzugeben seien. Übergabe und Weihe des Werkes könne erst stattfinden, wenn die Schuld bezahlt sei.

Schon hatte sich Silbermann in Freiberg niedergelassen und hier den Bau der Domorgel auf Befürwortung des Domorganisten Mentzer begonnen, ohne daß ihm seine Auslagen zurückerstattet waren. Da übergab er endlich die Schlüssel am 26. Juli 1711, und die Einweihung seines ersten Werkes in Sachsen fand am 8. Sonntage nach Trinitatis durch den Freiberger Superintendenten Lehmann statt. Der Erbauer wurde zu diesem Ehrentage in einem Extrawagen, der damals von Freiberg bis Frauenstein 16 Groschen kostete, herbeigeholt. Die Frauensteiner feierten ein Fest wie seit langem nicht. Noch immer harrte aber der Meister der Bezahlung; er ließ nun noch 28 Thaler 19 Groschen fallen und beanspruchte schließlich nur 100 Thaler. Da auch diese Summe über die Mittel der Kirchfahrt ging, wandten sich der Rat und die Bürgerschaft an den Landesfürsten. In dem Gesuche wurde nach Klarstellung des ganzen Sachverhaltes gebeten, daß der Betrag von 100 Thalern durch einen Zuschuß aus der Hospitalkasse und durch ein gnädiges Geschenk des Kurfürsten gedeckt werden möge. So scheint endlich die Angelegenheit erledigt worden zu sein; wenigstens ist von der Schuld später niemals wieder die Rede gewesen. Leider verbrannte dies Erstlingswerk Silbermanns mit der Kirche im Jahre 1728; es wurde jedoch von ihm durch ein neues mit zwei Manualen ersetzt.

V. Letztes Werk. Von den 48 Orgeln, die Silbermann erbaut hat, sind die vollendetsten, noch heute unübertroffenen Werke die Orgeln in der Sophienkirche, in der Frauenkirche und in der katholischen Hofkirche zu Dresden, wie auch die Orgel im Dome zu Freiberg. Sein letztes Werk war die Orgel in der soeben genannten katholischen Hofkirche der sächsischen Residenzstadt. Der kunstsinnige Landesfürst Friedrich August II. hatte die Werke des Meisters in den beiden andern Kirchen Dresdens nicht nur kennen, sondern auch schätzen gelernt und bestand darauf, daß Silbermann, obgleich er nicht unter den Bewerbern war, den Bau übernehmen solle. Er selbst berief ihn nach Dresden, um mit ihm persönlich über das zu erbauende Werk zu verhandeln. Als der Fürst erfuhr, daß Silbermann außer in Straßburg nur für die Gotteshäuser seines Vaterlandes Sachsen Orgeln gebaut, und daß er diese Schöpfungen mit größter Uneigennützigkeit und mehr zur Ehre Gottes, als um Gewinn daraus zu ziehen, hergestellt habe, gab er dem Meister in liebenswürdigster Weise zu verstehen, er möge diesmal besser auf seinen eigenen Nutzen bedacht sein. Silbermann antwortete, die große

Orgel in der Görlitzer Kirche habe 18000 Thaler gekostet; er wolle aber in die neue Schloßkirche eine Orgel bauen, welche jene nicht allein an Stärke und Lieblichkeit des Klanges, sondern auch an Güte der Arbeit noch übertreffen solle. Ehe er mit dem Kammerkollegium in Verbindung trat und den Kontrakt abschloß, nahm er den in der Kirche für die Orgel bestimmten Platz in Augenschein, entwarf seinen Plan und überreichte ihn bald darauf den kurfürstlichen Beamten. Diese, von der gnädigen Gesinnung des Landesfürsten gegen den Künstler unterrichtet, rieten ihm, für die Orgel 20000 Thaler zu fordern. Der Vertrag wurde 1750 aufgesetzt und darin bedungen, daß das Werk binnen vier Jahren übergeben werde. (Während des Baues der Orgel wurde die Einweihung der Kirche 1751 vollzogen, zu welcher Silbermann ein kleines für die Zwischenzeit dienendes Werk lieferte.)

Drei Jahre ernster Arbeit waren vorüber; da starb der Meister am 4. August 1753. Er war von Freiberg nach Dresden zurückgekehrt und begab sich etwas erhitzt in die kühle Kirche; dort wurde er unwohl. Man mußte ihn in seine nahegelegene Wohnung bringen. Nur wenige Krankheitstage folgten. Er verschied (wie die Kirchenliste des Doms zu Freiberg meldet, „in seinem Erlöser") in Gegenwart von zwei seiner Verwandten und sechs seiner Gehilfen. Er wurde auf dem Johanneskirchhofe beigesetzt. Die Orgel vollendete sein Neffe, der zweite Sohn seines Bruders Andreas, Namens Johann Daniel Silbermann. Leider scheint ein Bild des Meisters von Malerhand nicht auf die Nachwelt vererbt worden zu sein.

Es war natürlich, daß der plötzliche Tod des zwar im einundsiebzigsten Lebensjahre stehenden, doch noch völlig rüstigen und thatkräftigen Meisters im ganzen Lande den schmerzlichsten Eindruck hervorrief. Auch der Landesfürst war tief bewegt; hatte er doch gedacht, den Erbauer am Tage der Weihe besonders zu ehren. Am tiefsten betrauerte ihn die Stadt Freiberg, in deren Mauern seine Kunst sich zu der Höhe emporgeschwungen hatte, die ihm nie wird bestritten werden können. So groß der Stolz auf den hochberühmten Bürger, so nachhaltig war auch der Schmerz über dessen Verlust.

Das Haus Nr. 6 am Schloßplatz, einst „die alte Reiterwache," in einer Urkunde das „Regimentshaus" genannt, in welchem Silbermann seine Werkstätte aufgeschlagen hatte, ist durch eine marmorne Gedenktafel ausgezeichnet. Eine solche brachte man 1861 auch an seinem Geburtshause in Kleinbobritzsch an; sie enthält die Namen Gottfrieds und seines Bruders Andreas, eine Blätterverzierung, die einen Orgelprospekt andeutet, sowie den Bibelspruch Jes. 30, 30: „Der Herr wird seine herrliche Stimme schallen lassen!"

Der Ruhm Silbermanns hatte sich weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet. Erhielt doch der sächsische Meister einen Ruf selbst nach Petersburg und nach Kopenhagen. Er aber sprach: „Solange ich im Sachsenlande Brot finde, verlasse ich es nicht; mit großen Herren kann ich nicht umgehen; ich kann nicht süße und saure Gesichter zugleich schneiden. Am liebsten bin ich in meiner Werkstatt." — Sein Wahlspruch, den er mit Kreide über seinen Sorgenstuhl an die Wand geschrieben hatte, lautete: „Der lebt am glücklichsten, der weder selbst gerne groß sein, noch mit großen Leuten viel zu thun haben will." Und so blieb er

eben im Vaterlande, ein Stolz der Zeitgenossen, eine Freude der Nachwelt, getreu seiner Arbeit, ein deutscher Mann mit deutschem Fleiße, uns allen ein rechtes Vorbild!

VI. Meisterschaft und Anerkennung. Fragt man nun, wodurch Silbermanns Arbeiten einen so hohen Grad von Vollkommenheit erlangten, so ist kurz folgendes zu antworten: Zunächst durch den Umstand, daß seine Gehilfen immer die nämliche Arbeit auszuführen hatten und in dieser den höchsten Grad der Fertigkeit erlangten. So durfte Gotthelf Kaiser, sein Schulgenosse und Sohn des Frauensteiner Stadtrichters, der dreißig Jahre bei ihm in Arbeit stand, während dieser ganzen Zeit nichts als Stöckchen und Ärmchen zu den Wellen machen. Andere arbeiteten wieder nur in Zinn, und zwar einige aus dem Groben, einige ins Feine; Silbermann aber lötete, stimmte und intonierte, und dies alles mit der größten Sorgfalt und Unverdrossenheit. Dabei war er so peinlich, daß, wenn ein Stück ihm nicht so gelungen erschien, wie er wünschte, er es sofort zerschlug. Auf diese Art hat er mehrere fertige Instrumente mit der Holzaxt vernichtet, so einst ein sonst gut gebautes Cembale d'amour. Er sah auf das Kleinste wie auf das Größte im Bau, und nicht selten rief er den Gesellen zu: „Nur gut! Die Kirchen müssen gutes Geld zahlen, dafür müssen sie auch gute Orgeln bekommen!"

Nicht minder sorgsam verfuhr er bei der Auswahl der Rohstoffe, die stets in größerer Menge angeschafft wurden, weshalb er denn auch jederzeit ganz trockenes Holz verwenden konnte. Er verarbeitete bloß englisches oder ostindisches Zinn; unser sächsisches Bergzinn war ihm nicht rein genug. Um diesem Metall eine größere Härte zu geben, ließ er die Platten, wenn sie ausgehobelt waren, noch mit hölzernen Hämmern schlagen. (So geschah es bei der Freiberger Domorgel.)

Es ist begreiflich, daß ein Meister wie Silbermann die Anerkennung edler Zeitgenossen fand. Am 1. Dezember 1736 spielte der Leipziger Thomaskantor und Musikdirektor Johann Sebastian Bach, ein Musiker von Gottes Gnaden, die Orgel der Frauenkirche vor dem kurfürstlichen Hofe und einem zahlreichen Publikum. Mit einem herrlichen Vorspiele beginnend, ging er in die Melodie des Hohenliedes der evangelischen Kirche: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" über. Die Orgel, die Bach „seines Herrgottes Stimme" zu nennen pflegte, schwieg; verklungen waren die Töne, und noch immer saß der alte Vater Bach mit gefalteten Händen und verklärtem Angesichte auf der Orgelbank, bis der Kurfürst dem großen Meister sich näherte und ihm dankend die Hand reichte. An diesem Tage lernte Bach auch den Erbauer der Orgel kennen, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte: „Seine Orgeln sind vorzüglich; Er heißt mit Recht Silbermann; denn Seine Orgeln haben Silbertöne und donnernde Bässe. Mach Er nur so fort!" Diese Anerkennung blieb dem Meister Silbermann unvergeßlich. Seit dieser Zeit nahm er lebhaften Anteil an Bachs Familie und trat mit dem Musikdirektor in nähere Verbindung. Auch mit dem Erbauer der Frauenkirche, dem Dresdner Ratszimmermeister Georg Bähr (geb. 1666 zu Johanngeorgenstadt, gest. 1738 zu Dresden), verband ihn ein freundschaftliches Verhältnis.

Zu Silbermanns besten Schülern zählten Schöne, dem er 4000 Thaler vermachte, Zacharias Hildebrand, Adam Gottfried Öhme, Knöbel, Kayser, die Gebrüder Jehmlich und viele andere, die sich später durch Orgelwerke im Sinne des großen Meisters auszeichneten.

VII. Charakterzüge aus des Meisters Leben. War Silbermann auch nicht frei von mancherlei Fehlern, z. B. von Jähzorn und einer gewissen Derbheit, so müssen wir doch seine Geradheit und Biederkeit, die alle Schmeichelei und Heuchelei ausschloß, unumwunden anerkennen. Ihm fehlte die rechte Häuslichkeit. Von einer liebenden Gattin würden manche Unebenheiten seines Wesens geglättet worden und somit manche harten Worte unterblieben sein. Er besorgte alle häuslichen Geschäfte selbst; mit weiblichen Dienstboten kam er fast nie aus. Rechnet man hinzu, daß fast nur seine Arbeiter sein täglicher Umgang waren, daß ihn die zahlreichen Aufträge meist zu einem Wanderleben zwangen und er sich viele Bequemlichkeiten versagen mußte, so wird man ihm manche Schroffheit nachsehen.

Zu seinem Glücke hatte er Freunde genug, die seine Schwächen trugen, manche leidenschaftlichen Ausbrüche mäßigten, seine rauhen Worte entschuldigten und seine guten Seiten, vor allem sein versöhnliches Wesen, hervorhoben. Ja, der edle Charakter Silbermanns war bekannt. Man wußte auch, daß, wer etwas leistete und sich mit Aufrichtigkeit und Bescheidenheit an ihn wandte, einer wohlwollenden Aufnahme gewiß sein konnte. Hiervon zwei Beispiele.

Eines Tages meldete sich bei ihm der Meißner Hof-Orgelbauer Hähnel, ein Mann, der dem Meister viel Verdruß gemacht hatte. Silbermann war sogar in einen langwierigen Prozeß mit ihm verwickelt gewesen und daher Hähnel als Urheber nichts weniger als wohlgesinnt; August der Starke hatte zuletzt noch das entscheidende Wort sprechen müssen. Hähnel wollte nun den Wunsch nach Versöhnung ausdrücken. Der Gehilfe Schöne flüsterte dem Meister die Nachricht zu und erwartete nichts anderes, als daß er den ungebetenen Gast hinausweisen solle, nachdem Silbermann sich aus der Werkstatt entfernt haben würde. Allein dieser, mit der Blechschere beschäftigt und sich die Fingernägel abschneidend, antwortete gleichgiltig: „Hm! Warum soll ich mich aus der Werkstatt entfernen? Besucht doch ein Schneider den andern, warum nicht auch ein Orgelbauer den andern!" Er ging auf Hähnel zu und empfing ihn, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Hähnel bat um Verzeihung, worauf Silbermann antwortete: „Nun, wenn Er so an mich geht und sein Unrecht bereut, so soll alles vergessen sein." Jetzt erst brachte Hähnel sein Anliegen vor und bat um Arbeit. Silbermann entgegnete: „Da kommt Er mir gerade recht. Ich habe so viele Bestellungen, daß ich sie nicht alle annehmen kann, besonders jetzt, wo meine Leute an der großen Orgel beschäftigt sind." Sofort übergab er dem beglückten Hähnel den Bau einer neuen Orgel.

Auch sein Schüler Zacharias Hildebrand, durch welchen Meister Silbermann gleichfalls in einen Prozeß verwickelt worden war, kam reuevoll und bittend. Er war ein geschickter Arbeiter und erhielt sogleich wieder Beschäftigung in Silbermanns Werkstatt.

In Dresden unterstützte den Meister sein Schüler, der bereits genannte

Schöne. Doch auch Silbermann selbst arbeitete trotz seines vorgerückten Alters mit unermüdlichem Eifer und soll z. B. den größten Teil der Zinnpfeifen der Orgel in der katholischen Hofkirche selbst gelötet haben. Er war fast übertrieben eigensinnig, ungeheuer streng bei der Beurteilung der von seinen Leuten gelieferten Arbeiten. Bei ihm galt das Wort als Richtschnur: „Nichts Halbes, nur Vollkommenes!“ Gehilfen, die sich nicht bewährten, wurden entlassen, Verspätungen bei Beginn der Arbeit gerügt; wiederholtes Zuspätkommen ward streng geahndet. Ging er doch mit bestem Beispiele voran und stimmte, um den Gottesdienst am Tage nicht zu stören, oft bis tief in die Nacht hinein.

Wie außerordentlich sich Kurfürst August II. bei Lebzeiten Silbermanns für das Fortschreiten der Arbeiten in der katholischen Hofkirche in Dresden interessierte, geht aus folgender Begebenheit hervor. Der Fürst wollte sich selbst überzeugen, wie weit Silbermann mit dem Intonieren der Orgel gekommen sei, vielleicht auch den Meister bei seiner Arbeit einmal beobachten. In Gesellschaft einiger Räte begab er sich in die Kirche und zwar auf eine der Emporen in der Nähe des Werkes. Allein die lauten Tritte der Herren, vermutlich auch ihr Gespräch, störten den Künstler, da beim Stimmen der Register bekanntlich die größte Stille herrschen muß. Er gab daher hoch oben von der Orgel herab dem Gehilfen, der unten beschäftigt war, die Tasten zum Stimmen anzuhalten, ein Zeichen aufzuhören und rief mit seiner Donnerstimme höchst ergrimmt in die Kirche hinab: „Jetzt will ich nicht gestört sein, mag es sein, wer es wolle.“ Der Fürst war etwas betroffen ob dieser gebieterischen Sprache, mehr noch waren es seine Räte. Er winkte seiner Begleitung und flüsterte lächelnd: „Nun, so wollen wir den alten Brausekopf nur gewähren lassen,“ und darauf entfernte er sich leise mit den erstaunten Herren.

Der Gehilfe hatte unter den Davoneilenden den Kurfürsten erkannt, lief zum Meister hinauf und rief: „Um Gotteswillen, da war ja der König dabei!“ Silbermann zeigte sich anfangs bestürzt und wußte im Augenblick nicht, was er beginnen sollte. Aber er faßte sich, eilte nach Hause, kleidete sich um, begab sich ins kurfürstliche Palais und bat um eine Audienz beim Fürsten, die ihm auch gewährt wurde. Dieser empfing Silbermann sehr freundlich: denn er ahnte, um was es sich handle. Während er sich des Lachens kaum enthalten konnte, sprach er: „Nun, alter Meister, wie geht's? Hab' im Leben noch keinen so fröhlichen Empfang bekommen als von Euch!“ Silbermann, sich tief verbeugend, antwortete: „Majestät, hätte ich ahnen können, welch hoher Gast mich beehrte“ —. „Thut nichts, thut nichts,“ fiel ihm der Fürst ins Wort, „Eure Orgel klang beim Stimmen so schön, daß ich sie gern einmal in der Nähe hören wollte.“ — Hierauf entgegnete Silbermann: „Majestät, wenn ich wüßte, daß ich mein Vergehen dadurch wieder gut machen könnte, so würde ich, obgleich ich das noch niemals vor der Übergabe eines Werkes gestattet habe, doch am nächsten Sonntag auf der Orgel spielen lassen, da ich bis dahin mit dem Hauptwerke fertig werde.“ Der Fürst erwiderte: „Sollte mich sehr freuen!“ und entließ den Meister mit dem Ausdrucke größten Wohlwollens.

Sonntags besuchte Silbermann in der Regel den Gottesdienst. Wir verdenken es ihm nicht, wenn ihn in erster Linie der Orgelklang dahin zog. Da saß

er oft in einem entfernten Kirchenstuhle mit fromm gefalteten Händen und lauschte den emporjubelnden Tönen der von ihm geschaffenen Orgeln, und auf seinem sonst strengen, scharf markierten Antlitz zeigte sich ein freundliches Lächeln. Besonders wohl wurde ihm aber, wenn Orgelspiel und Text des Liedes einander ergänzten. Von seinem religiösen Sinne zeugt nicht nur der Eingang seines aufgesetzten Testamentes, sondern auch seine kleine Bibliothek, in welcher sich Johann Arndts Auslegung des Psalters, eine Postille über die sonntägigen Evangelien, die vier Bücher vom wahren Christentum, Hases Todesbetrachtungen, Werners Himmelsweg, sowie Benjamin Schmolcks „Der zu seinem Jesu sich aufmachende Sünder,“ eine Bibel und das Chemnitzer Gesangbuch befanden.

Es sei nun noch ein letztes Wort über einige Orgeln Silbermanns angefügt. In Freiberg, dem Sitze seiner Kunst, verkünden heute noch zwei Orgeln den Ruhm ihres Erbauers, die Domorgel und die Orgel zu St. Petri.

Von letzterer wird erzählt, daß Dr. Gantieri aus Italien, als er ihren Ton hörte und Silbermanns Arbeit ansah, ausrief: „Das ist die erste in der Welt!“

Anläßlich der Erneuerung der Kirche 1895 wurde sie durch die Gebrüder Jehmlich in Dresden umgebaut.

Der Ruf, welchen Silbermann vorzüglich durch die Domorgel in Freiberg erlangt hatte, veranlaßte den Magistrat zu Dresden, den Künstler zur Erbauung einer Orgel in der Sophienkirche zu wählen. Die Ausführung entsprach den Erwartungen vollkommen. Der Bau der Frauenkirche gab dem Meister Gelegenheit, sein Talent darin zu zeigen, daß er in einem beschränkten Raume eines der schönsten Orgelwerke Sachsens schuf. Die Krone aller seiner Werke aber bleibt das letzte, die bereits erwähnte Orgel in der katholischen Hofkirche, von welcher der Dresdner Orgelkönig Johann Schneider in höchster Begeisterung gesagt hat: „So wie diese Orgel gebaut ist, wird keine mehr gebaut!“ Dignum laude virum, Musa vetat mori! d. h. „Unsterblichkeit verleiht die Muse dem, der des Weltruhms würdig ist!“

Aug. Leßke.

Die Sage vom Mühlzwerg.

Die hochangesehene Dresdner Bürgerfamilie Aulhorn (Schokoladenfabrik von Petzold & Aulhorn) stammt aus dem obern Erzgebirge, aus der Gegend von Liebstadt, Altenberg. Sie kann ihren Stammbaum bis in das Zeitalter der Reformation zurückführen. An die Lebensgeschichte eines der Vorfahren knüpft sich die Sage vom Mühlzwerg, worüber die Aulhornsche Familienchronik folgendes berichtet:

Um das Jahr 1725 lebte zu Dittersdorf bei Liebenau der Müller Michael Aulhorn. Kurz nach seiner Verheiratung hatte er die Brandmühle im obern

Müglitzthale gekauft. Es hatte noch keiner Glück damit gehabt. Dreimal war sie abgebrannt: das eine Mal 1639 durch die Kaiserlichen, dann zwanzig Jahre später durch Blitzschlag und 1711 durch die Schweden. Auch dem Müller Michael kehrte das Glück jahrelang den Rücken. Es kamen gar dürre Sommer, und wenn es trotz Mißernte ja etwas zu mahlen gab, dann fehlte das Wasser auf die Räder. So kam die Neujahrsnacht 1730 heran. Das Heiratsgut der Frau war aufgezehrt. Der Müller saß in bangen Sorgen am Fenster, während sein Weib und sein Kind, die blonde, fünfjährige Rosine, schliefen. Dem Müller ward es heiß bei seinen schweren Gedanken; er stieß das kleine Fenster mit den runden Scheiben auf; die bitterkalte Nachtluft floß ihm um die Schläfe, und suchend blickte er nach dem blitzenden Sternenhimmel hinauf. Da hört er ein leises Stöhnen vor seiner Thüre. Mitleidig öffnet er und findet zu seinem Erstaunen ein kleines Männlein im Schnee dahingesunken, vor Frost dem Tode nahe. Schnell nimmt er dasselbe herein und setzt es auf die Bank hinter den mächtigen grünen Kachelofen. Mit dem brennenden Kienspane leuchtet er dem Gaste ins Gesicht. Fast hätte er aufschreien mögen vor Schreck. Denn das bucklige Männchen hatte ein Gesicht so voller Runzeln und Warzen, daß es anzusehen war wie eine Kröte. Aber die halberloschenen Augen darin baten so herzzerbrechend um Barmherzigkeit, daß der Müller seinen Abscheu überwand. Bald hatte er dem kleinen Gast eine Suppe gewärmt und ihn dann in sein eignes Bett gebracht. Er selbst aber durchträumte, am Fenster sitzend, schlaflos die lange Nacht. Der Gedanke, daß ein Wesen auf Gottes Erde noch elender schien als er selbst, gab ihm Frieden und Fassung wieder.

Am andern Morgen trat das kleine Männchen, vom Schlummer gestärkt, vor den Müller hin und sprach: „Lohn Euch Gott, was Ihr an mir gethan habt! Aber was soll nun aus mir werden? Seid barmherzig, und laßt mich bei Euch bleiben. Euch fehlt ein Knecht. Nehmt mich dafür an! Ich will tüchtig arbeiten, und Ihr sollt's nie bereuen!“ Der Müller meinte freilich: „Was kannst du schwaches Zwerglein schaffen?“ Und mit Bangen dachte er insgeheim daran, was wohl seine Hausfrau dazu sagen würde. Aber es jammerte ihn die kleine Mißgestalt, und er nahm sie auf in sein Hausgesinde. Von Frau Rosine gab es freilich gar böse Worte, als sie den Unhold erblickte, und gern hätte sie ihn hinausgejagt in den Schnee. Aber der Müller blieb diesmal fest bei seinem Willen, was sonst der Frau Müllerin gegenüber nicht immer seine Sache war. Und mit lauter Freude begrüßte Rosine, das bleiche, zarte Müllerskind, den neuen Hausgenossen, der kaum größer war als sie. Sang er ihr doch herzige Lieder mit seiner dünnen Stimme vor und reizte sie durch drollige Gebärden zum Lachen, so oft Schmerz und Gebresten über sie kommen wollten; denn das Müllerskind war kränklich und schwach gewesen vom ersten Tage an. Nun aber geschah ein Wunder. Die blassen, eingefallenen Wangen wurden rot und rund; die schwachen Beinchen, die immer nicht recht von der Ofenbank fortgewollt hatten, trugen die kleine Gestalt in lustigen Sprüngen ums Haus und in den Wald. Ihre Stimme aber schmetterte von früh bis abends mit dem Buchfinken um die Wette, der da gefangen am Fenster hing. Es war, als sei ein Sonnenschein ins Haus gekommen. Und

als der Sommer da war, da klapperte die Mühle so fleißig, da stand die geräumige Mehlstube so voller Säcke wie noch nie vorher. Von allen Seiten drängten die Kunden, und der Müller wäre wohl kaum fertig geworden, wenn ihm nicht sein kleiner Knecht geholfen hätte. Der Zwerg war überall — in der Mahlstube, im Stalle, in der Scheune, im Garten und in der Küche. Da knarrten die alten Räder so lustig, die sich vordem gar nimmermehr hatten drehen wollen. Da wurden die Eselein im Stalle, die so traurig die langen Ohren hatten hängen lassen, mit jedem Tage munterer und stärker. In der Krippe wartete ihrer das duftende Futter, und draußen ging es gar fleißig den Berg hinauf mit schweren Säcken nach dem Dorfe und mit schwerem Gelde wieder heim. Das war eine lustige Zeit. Des Müllers Wohlstand wuchs zusehends. Da wurden Schulden heimgezahlt und den alten Gebäuden wieder aufgeholfen, daß sie gar schmuck und blank hinüberschauten in den dunklen Wald.

„Schau, mit dem Zwerge kam der Segen in unser Haus!“ meinte Vater Michael oftmals zu seiner gestrengen Ehewirtin. Diese aber schüttelte unwillig den Kopf; denn der häßliche Kleine war ihr ein Greuel, und sie sann bei Tag und bei Nacht, wie sie desselben wieder entraten könne. Und doch war dieser freundlich und dienstbar gegen jedermann, und alles Volk gewann ihn lieb, ob man ihn auch nie anders als den Brandmühlenzwerg oder das Krötenmännlein hieß.

Da geschah es eines Tages, daß der Müller Abschied nahm, um eine weite Reise zu machen, von der er sich großen Gewinn versprach. Traurig reichte der Zwerg ihm die Hand, und lange folgten seine treuen Augen dem Wagen, der seinen Schützer hinwegtrug in weite Ferne.

Frau Rosine aber schalt mit lauter Stimme: „Endlich ist deine Zeit gekommen, du garstiger Kobold! Hinaus zum Hause, noch in dieser Stunde!“ Laut auf weinte das blonde Müllerstöchterchen bei diesen bösen Worten. Das Zwerglein aber sprach mit sanfter Stimme: „Liebe Frau, habt Erbarmen! Wohin sollte ich denn gehen in der weiten Gotteswelt?“ — „Ei, so geh in den Mühlteich, du Kröte!“ rief Frau Rosine und zerrte ihr Kindlein ins Haus, dessen Thür sie krachend zuschlug.

Das arme Männlein ging still und traurig von dannen.

Als nun die Zeit herankam, da der Müller zurückkehren sollte, wurde es Frau Rosine doch manchmal bange ums Herz, und sie fragte sich: „Was wird er sagen, wenn er das Zwerglein nicht mehr findet? — Ei, so sage ich, er ist ins Wasser gefallen und ertrunken! Damit wird Vater Michael sich zufrieden geben.“

Aber es sollte ganz anders kommen, als Frau Rosine dachte. Woche auf Woche verging, und der Müller kam nicht wieder. Die aber, so da meinten, er wäre tief in den Bergen an der Grenze von Räubern erschlagen und seines Geldes beraubt worden, hatten leider sehr recht. Das kleine Müllerskind war eine Waise. Und hatte es sich Monate lang gehärmt um das arme Zwerglein, das da gegangen war auf Nimmerwiedersehen, so weinte es sich nun vollends die Äuglein rot um den lieben, herzigen Vater. Seine Wangen erbleichten; sein Atem ward kurz und schwer. Und als die Kirchenglocken im nahen Dorfe das heilige Osterfest einläuteten, da lag eine kleine Leiche am offenen Fenster in der

Wohnstube, just da, wo wenige Jahre vorher der Müller in schweren Sorgen gesessen hatte.

Für Frau Rosine kam nun eine recht bittere Zeit, die Zeit der Reue. In der Mühle ging alles rückwärts. Da fehlte der kluge Sinn des Müllers, da fehlte die schaffende Hand des Knechtes. Das Gesinde war faul und ungehorsam. Die Kunden blieben weg. Bald standen die Räder still, und die Mühle war leer und verlassen. Frau Rosine hatte wohl oft mit reuigem Sinne gefragt: „Ach, wo ist das Zwerglein hingekommen?“ Aber niemand konnte Antwort geben auf diese Frage. Etliche meinten, das Männlein sei in den Mühlteich gesprungen, wie die Müllerin ihm geheißen, und wollten des Nachts eine große Kröte gesehen haben, die auf dem morschen Wehre saß. Andere glaubten, es habe sich im tiefen Walde verloren. Gesehen hat es niemand wieder.

Die Müllerin aber zog weinend zum Thore hinaus. Wohin sie gegangen und was aus ihr geworden ist, hat niemand erfahren.

P. Schulze. (Aus: „Das Haus Aulhorn.“)

Die „Goldene Pforte“ am Dome zu Freiberg.

Von dem Obermarkte der alten sächsischen Bergstadt Freiberg begeben wir uns durch die Weingasse, Rittergasse und Herderstraße nach dem Markte der Unter- oder Sächs- (d. h. Sachsen-)stadt mit dem von Fremden vielbesuchten Dome und kommen auf diesem Wege zunächst an denjenigen der vorhandenen fünf Eingänge des Domes, welcher nach Süden gelegen und als „Goldene Pforte“ weithin bekannt ist.

Sie bildete ehemals den Haupteingang zu der alten, im 12. und 13. Jahrhundert erbauten Marien- oder Frauenkirche und ist als herrlicher Überrest dieser im Jahre 1484 durch den Stadtbrand zerstörten Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Obgleich von der ursprünglichen reichen Vergoldung und Bemalung dieser Pforte, die ihr auch den Namen gab, seit der Restaurierung (1861) nicht das Geringste mehr zu sehen ist, muß sie doch als eines der großartigsten Werke des romanischen oder Rundbogenstiles bezeichnet werden, als ein Meisterwerk, das hinsichtlich seiner Zusammenstellung und Ausführung unter den übrigen Bildwerken des 12. Jahrhunderts in ganz Deutschland und Italien seinesgleichen sucht.

Ganz im Gegensatz zu der Bildnerkunst jener Zeit (1180), an deren rohen, plumpen und bäurischen Figuren weder eine körperliche, noch eine geistige Regung wahrzunehmen ist, die gewöhnlich in militärischer Reihe aufeinander folgen und in ihren sackartigen Gewändern mit wurmartigen Falten meist einander ganz ähnlich sind, prägt sich in den Gestalten an der „Goldenen Pforte“ bei charakteristischer Zeichnung jeder einzelnen Figur geistiger Ausdruck, lebensvolle Regung aus; die gefälligen Gewänder, frei von jeder Überladung, fallen in gebrochenen Falten herab.

Leider ist der Meister dieses aus Grüllenburger Sandstein gearbeiteten Werkes unbekannt geblieben. Man hat bis jetzt nur eine augenscheinliche Übereinstimmung einiger Figuren (z. B. Daniel, David) mit den mittelalterlichen Bildkunstwerken in der Wechselburger Schloßkapelle herausgefunden und daraus auf den gleichen Ursprung geschlossen.

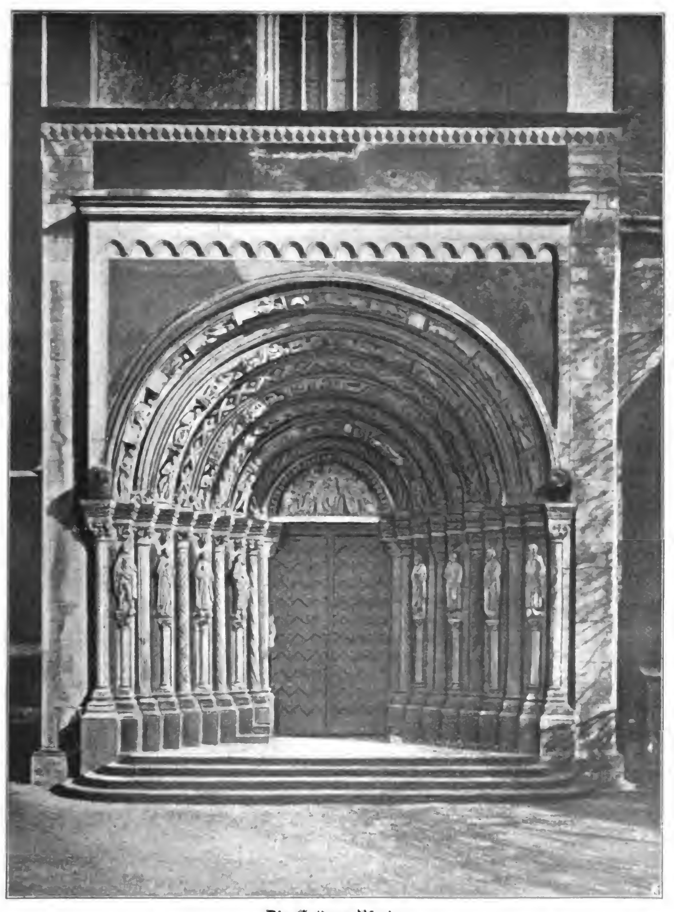
Bei dem Wasserbrunnen treten wir durch das meist offene Gitterthor in den auf zwei Seiten von den alten Kreuzgängen umgebenen Domkirchhof ein, um die „Goldene Pforte“ in ihren Einzelheiten zu betrachten.

Das nach innen zu schräg sich einziehende Portal besteht in seinem unteren Teile aus schönem Säulenwerke, je fünf Säulen links und rechts, von denen die vorderste mit einfach glattem Schafte als Einfassung und Deckung des Ganzen etwas hervorspringt und durch einen ruhenden Löwen, als Wächter und Schützer des Heiligtums, gekrönt wird. Die vier anderen Säulen jeder Seite hingegen sind an ihren Schäften mit viererlei verschiedenen, links und rechts einander entsprechenden Zieraten versehen. Auf ihnen liegen phantastische Tiergestalten mit Menschenköpfen; sie sollen das Böse und Widergöttliche versinnbildlichen, dem durch die zahlreichen Schutzgeister der Eintritt verwehrt wird. Die Nischen zwischen den fünf Säulen, mit acht auf kleineren Säulen stehenden Figuren besetzt, werden nach oben zu durch Köpfe von Menschen und Tieren abgeschlossen; eigentümlicherweise sind über den weiblichen Gestalten meist Menschenköpfe, über den männlichen dagegen Tiergesichter, Tauben und Widderköpfe angebracht. Auch sämtliche acht Figuren stehen auf Menschen- oder Tiergestalten.

Fassen wir nunmehr dieselben näher ins Auge. Links (vom Beschauer) ist zuerst der Prophet Daniel zu sehen und neben ihm die Königin von Saba, die aus fernen Landen kam, um die Weisheit Salomos zu bewundern. Alsdann folgt Salomo selbst, durch Krone und Scepter als Herrscher bezeichnet. Die letzte Gestalt dieser Seite ist ein alter Mann, ein Weiser Israels (Jesaias oder Johannes) mit dem Schilde des Lammes auf der Brust; er erblickt in prophetischem Geiste das Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt. Rechts (vom Beschauer) wird die Reihe durch den Hohenpriester Aaron eröffnet, den blühenden Mandelstab in der linken und die Flasche mit heiligem Salböle in der rechten Hand. Nach ihm folgt die Ecclesia (die Kirche Christi), die mit einer Krone geschmückte Braut aus dem Hohen Liede Salomonis. Die dritte Figur läßt an Scepter und Harfe unschwer den königlichen Sänger David erkennen. Zuletzt erblicken wir, als heiligen Seher mit einer Schriftrolle in der Hand, den Propheten Nahum.

Diese acht Gestalten verkörpern in höchst sinnreicher Weise das alte Testament und die Vorläufer Christi. Wie sich aber auf dieses in Wahrheit ein neues Testament und das Wirken Christi selbst gegründet hat, so sucht auch das Portal in seinem oberen Teile die Erlösung der Menschheit und das Christentum zu versinnbildlichen.

Neun mächtige Rundbogen, die sich schräg in die Wand einziehen, ruhen auf den oben beschriebenen fünf Säulen und vier Nischen. Die fünf Halbrundbogen, welche je zwei Säulen miteinander verbinden, entsprechen in ihren Zieraten ganz und gar den Säulenschäften, über welche sie in die Höhe steigen. Der äußerste Bogen über den zwei ersten hervorspringenden Säulen hat daher, diesen



Die Goldene Pforte.

(Nach der in dem Werke: Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, herausgeg. vom Königl. Sächs. Altertumsvereine, enthaltenen Abbildung.)

gleich, nur einfache Rundstäbe aufzuweisen, welche das Ganze zum Abschlusse bringen. Die anderen vier, über je zwei Nischen aufsteigenden Rundbogen werden durch kunstvolle Friese mit herrlicher Figurenarbeit gebildet, wie solche auch über der Thüröffnung in einem halbrunden Mittelfelde (Tympanon) angebracht ist.

Bezugnehmend auf die „Unserer lieben Frauen“ geweihte ehemalige Marienkirche zeigt dieses Mittelfeld das Jesuskind auf dem Schoße der thronenden Maria, der sich von rechts her die drei Weisen aus dem Morgenlande anbetend nahen. Zur Linken der Mutter Maria steht der Engel Gabriel mit dem Scepter als Ehrenbote, und hinter ihm ruht der in stille Bewunderung versunkene Joseph. Zwei Engelsgestalten, mit Kugeln in der Hand, schweben von links und rechts im oberen Teile dieses Feldes heran, das in seinem Gesamtbilde unverkennbar den Eintritt des Erlösers in die Welt veranschaulichen soll.

Die davor zu beiden Seiten noch sichtbaren kleinen Löwen, welche eindringenden Drachen den Zugang wehren, sollen wahrscheinlich eine allegorische Darstellung des Kampfes zwischen Himmel und Hölle, zwischen Gutem und Bösem bilden.

Die Figurenarbeit in den vier übereinander aufsteigenden Friesen ist in verschiedener Weise gedeutet worden; doch dürfte nach der ganzen sinnvollen Anlage des Portales wohl diejenige Erklärung die zutreffendste sein, welche in den inneren drei Friesen die heilige Dreieinigkeit und in dem äußersten das Weltgericht und die Auferstehung erblickt.

Der erste Figurenbogen zeigt demgemäß Gott den Vater, von dienenden Engeln umgeben, wie er den Ratschluß der Erlösung faßt. Seine Rechte segnet die mit der Krone geschmückte Himmelskönigin Maria als Mutter des Weltheilandes, und seine Linke reicht einem Engel ein deutlich zu erkennendes Buch, das heilige Evangelium, dar. Das Kreuz in der Glorie über seinem Haupte deutet auf Gott den Sohn, der zum Heile der sündigen Menschheit den Kreuzestod erduldete.

In der Mitte des zweiten Frieses ist dieser selbst als Kind dargestellt, von einem Engel und einem bejahrten Manne auf den Händen getragen. Der letztere hält in seinen Knien ein Kind, weshalb man diesen Alten nicht, wie frühere Ausleger annahmen, als den Vater Abraham mit dem armen Lazarus auf dem Schoße, sondern vielmehr als den Priester Zacharias mit seinem Söhnlein, Johannes dem Täufer, anzusehen hat. Sechs heilige Väter, je drei auf jeder Seite, auf Sesseln ruhend, füllen den übrigen Raum dieses Rundbogens.

Die dritte Person des dreieinigen Gottes, der heilige Geist, ist in der Steinarbeit des dritten Frieses als eine Taube dargestellt, da dieses Sinnbild aus der Geschichte von Jesu Taufe immer gebräuchlicher geworden war. Sie ruht auf Blätterzweigen, die von zwei schwebenden Engeln getragen werden; dies soll zugleich die Aussendung des göttlichen Geistes auf die Jünger Jesu andeuten. Acht Apostel, auf jeder Seite vier, gruppieren sich in sitzender Stellung zur Linken und zur Rechten der Taube. Auf der rechten Seite ist mit einem Schlüssel und dem Kreuzstabe ganz unverkennbar Petrus gekennzeichnet.

Der vierte Bogen endlich zeigt als Mittelfigur den Engel des Weltgerichtes, wie er die Frommen zur Seligkeit einführt. Gegen die beiden ihm am nächsten stehenden Gestalten breitet er seine Hände aus, um sie zu sich emporzuheben. Die



Ein Teil der Goldenen Pforte.
(Aus: Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen.)

aus ihren Gräbern Auferstandenen, wahrhaft künstlerische Figuren in nur leichtem Gewande, folgen nach der rechten und linken Seite dieses Frieses in verschiedenster Stellung, alle zum Einzug in das durch Christus ihnen erworbene Himmelreich bereit.

Fassen wir nach dieser Einzelbetrachtung die bedeutende Anzahl der Figuren unseres Portales nochmals in ihrer Gesamtheit ins Auge, so sehen wir klar und deutlich, wie der Künstler allenthalben den Sinn des Beschauers auf das Eine zu lenken sucht: Christus ist zum Heile der Menschheit auf Erden erschienen; er und seine durch die Apostel verbreitete Lehre vom dreieinigen Gotte ist die rechte Thüre für den Eingang in die irdische und himmlische Glückseligkeit. — Konnte an einer Kirchenpforte wohl ein erhabenerer Gedanke Ausdruck finden? Dabei hätte weiter auch die Anordnung des Ganzen wohl kaum sinnreicher getroffen werden können, als sie seitens des Künstlers geschah: Was auf Erden zur Verbreitung des Heiles in Christo geschah, ist am unteren Teile der Pforte zum Ausdruck gebracht; die Mitwirkung der himmlischen Mächte an unserem eigenen Heile suchen uns die himmelgleich gewölbten Bogen lebensvoll zu veranschaulichen.

Leider hatte an der kunstvollen „Goldenen Pforte“, die jahrhundertelang durch eine Kapelle des Kreuzganges überdeckt war und erst seit der 1861 erfolgten Restaurierung freigelegt worden ist, der Zahn der Zeit schon arg genagt. Der Kopf des Christuskindes am Mittelfelde über der Thüröffnung war abgeschlagen und gänzlich verloren gegangen. Im innersten Friese war auf jeder Seite eine der Engelsgestalten völlig abgefallen und fast spurlos verschwunden. Von den im zweiten Friese dargestellten sechs heiligen Vätern waren ebenfalls zwei schon ziemlich beschädigt. Im übrigen hat man auch die traurige Wahrnehmung gemacht, daß sich die „Goldene Pforte“ mehr und mehr senkt und die Gefahr des Zusammenbruches derselben nicht ausgeschlossen ist.

Ohne Zweifel wird man aber dem Verfall dieses ältesten Kunstdenkmals der Stadt Freiberg, das zugleich von den älteren Werken der Steinplastik in jeder Hinsicht das hervorragendste in sächsischen Landen ist, mit allen Mitteln vorzubeugen suchen; wird sie doch schon seit längerer Zeit nicht mehr als Zugang zu dem (1465—1512) im gotischen Stile neu erbauten Dome benutzt, der noch heute dem allsonntäglichen Gottesdienste dient.

Richard Porzig.

Kloster Altenzella bei Nossen.

Nach einer langen, dürren Zeit der Vernachlässigung und Mißachtung alles dessen, was aus der Väter Tagen stammt und an längst vergangene Zeiten erinnert, ist in unserm Volke wieder ein lebhafter historischer Sinn erwacht. Mit warmem Interesse und ernstem Bestreben wendet man sich allenthalben der Pflege des Geschichtlichen und der Erhaltung des Überlieferten zu. Vereine für Altertumskunde,*) für Orts- und Landesgeschichte — oft unter hoher Führung und unter-

*) Der Sächsische Altertumsverein, einst vom Prinzen und nachmaligen König Johann gegründet, hat im September 1900 die Feier seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens begangen.

stützt von namhaften Gelehrten — widmen sich der Erforschung der noch vorhandenen Urkunden und Handschriften zur Richtigstellung dessen, was, von Sage umsponnen und durch unwahre Zuthaten entstellt, allmählich dunkel geworden ist, und bemühen sich, von kunst- und kulturgeschichtlich wertvollen Altertümern zu sammeln und zu retten, was sonst dem gänzlichen Untergange geweiht wäre. Aber leider, wie wenig giebt es doch an manchen unserer historisch bedentsamen Orte noch zu sammeln und zu erhalten! Wie viel ist im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, wie manches edle Bau- und Kunstdenkmal der Vorzeit durch den Mangel an Sinn und Verständnis für die Kultur vergangener Zeiten fast



Drei alleinstehende Giebel von Klosterstallgebäuden.*)

ganz vom Erdboden verschwunden! Mit roher Gleichgiltigkeit haben frühere Geschlechter schöne und wertvolle Überreste mittelalterlicher Baukunst lieb- und achtlos dem Verfall und Verderben preisgegeben oder sie um geringen äußeren Vorteils willen gemeinpraktischen Zwecken geopfert und so durch gewaltsames Eingreifen häufig selbst zur Zerstörung und Vernichtung beigetragen. Zu den Orten, die eine traurige Bestätigung solcher Klagen des Kunst- und Altertumsfreundes bilden, gehört auch Altenzella bei Nossen.

Wenn man, von Dresden nach Leipzig reisend, den etwas längeren, aber

*) Die Abbildungen sind nach photographischen Aufnahmen und Handzeichnungen der chemigraphischen Anstalt für Autotypie und Strichätzung von J. H. Pflugbeil in Roßwein hergestellt.

landschaftlich schöneren der beiden Schienenwege wählt, die Sachsens Residenz mit seiner Universitätsstadt verbinden, so kommt man bald nach der Einmündung der Bahn in das Thal der Freiberger Mulde, unweit des freundlichen, burggekrönten Städtchens Nossen, sehr nahe an einem von hoher Mauer umschlossenen Park vorüber, aus dessen von Bäumen teilweise verhüllten Ruinengruppen besonders drei hohe Giebel hervortreten, die letzten Reste eines einst blühenden, reichen und mächtigen Klosters und einer der ältesten Kulturstätten des Sachsenlandes — Altenzellas. Hier, auf einer einladenden Lichtung des damals das ganze Erzgebirge bedeckenden und bis ins Böhmerland hineinreichenden Miriquidiwaldes, gründete im Jahre 1162 der meißnische Markgraf Otto der Reiche, in der Nähe eines schon einige Zeit bestehenden kleinen und ärmlichen Benediktiner-Feldklosters „Der alten Zelle“, ein großes und reiches Cistercienserkloster mit der besonderen Bestimmung, daß dasselbe fortan die Begräbnisstätte seines Geschlechts sein solle, stattete es in fürstlicher Weise aus und begabte es mit einer bis in die Freiberger Gegend reichenden, 800 Hufen, das sind rund 15500 ha, umfassenden Strecke Landes.

Zwar hatte nur wenige Jahre vorher sein Vater Konrad, der erste erbliche Markgraf von Meißen, auf dem Petersberge bei Halle eine Familiengruft bauen lassen; allein die Gemahlin Ottos, Hedwig, eine Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, war den Petersberger Mönchen nicht sonderlich wohlgesinnt und drang daher in ihren Gemahl, weiter drin im Meißener Lande ein neues Kloster mit Begräbniskirche zu stiften.

Nachdem der Majestätsbrief Friedrich Barbarossas vom 26. Februar 1162 als kaiserliche Bestätigung der markgräflichen Stiftung eingetroffen war, begann der Bau, und auf dem großen, später von einer mächtig hohen, $1^1/_2$ m dicken und reichlich 1400 m langen Ringmauer burgähnlich umschlossenen Klosterplatze erhob sich ein stattliches Gebäude nach dem andern, bis die Einweihung der Stiftskirche am 1. November 1198 endlich das Ganze abschloß und krönte.

Das neue geistliche Stift, anfangs schlechthin Cella, später im Gegensatz zu einem in der Niederlausitz begründeten Kloster gleichen Namens „Altenzella“ genannt, erfreute sich bald der besonderen Gunst vieler Vasallen und Edlen des Meißener Landes. Dem Beispiele ihrer Fürsten folgend, sicherten sie sich ebenfalls durch reiche Zuwendungen ein Ruheplätzchen in der geweihten Klostererde. Und wenn das Alter herannahte, vermachten sie ihre Güter und Einkünfte dem Kloster und zogen sich als Konversen oder Laienbrüder in seine stille Weltabgeschiedenheit zurück, um ihre letzten Lebensjahre in frommen Betrachtungen und ernsten Bußübungen zu vollbringen.

Durch diese und viele andere Schenkungen, durch Überweisung von Zinsen, Zöllen, Gefällen und Zehnten von Städten und Dörfern im weiten Umkreise, durch Gewährung der verschiedensten Vorrechte, päpstlicher und kaiserlicher Freiheiten erblühte Altenzella zu einem der reichsten und mächtigsten Klöster des Landes. Seine Äbte genossen fast fürstliches Ansehen. Mit den Bischöfen von Meißen, Naumburg und Merseburg, mit Fürsten, Grafen und Herren führten sie Rechtshändel, die meist zu ihren Gunsten erledigt wurden. Ihre Landesherren, die wettinischen Markgrafen und Kurfürsten, zeichneten sie in Briefen und Urkunden mit ehrenden

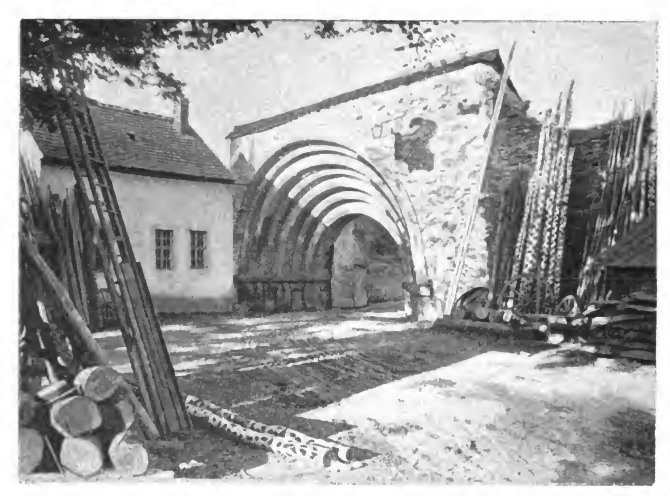
Anreden wie „unser ehrwürdiger, lieber, andächtiger Gevatter“ aus, und nicht nur einmal haben Altenzellische Äbte bei Fürstenkindern am wettinischen Hofe das Patenamt verwaltet. Auch im äußeren Auftreten zeichneten sie sich vor den Äbten der anderen Klöster des Landes aus. Sie trugen die Abzeichen der Bischöfe: Mitra, Ring und Hirtenstab und nannten sich seit 1374 „von Gottes Gnaden.“ Unter ihnen begegnen wir auch vielen gelehrten Herrn — sogar Lektoren und Professoren der Universität Leipzig — und für die studierenden Zellmönche bestand in Leipzig eine besondere Anstalt, das Bernhardinerkollegium.

In seiner stillen Wirksamkeit wurde Altenzella für den ganzen umliegenden Sprengel ein wahrer Segen.

Wie alle Cistercienser, neigten auch die Zellmönche zu praktischer, besonders landwirtschaftlicher Thätigkeit hin. Nachdem sie einmal das wilde Land urbar und ertragsfähig gemacht hatten, ließen sie in ihrem weitausgedehnten, 3 Städte (Roßwein seit etwa 1180, Siebenlehn seit 1388, Schloß und Stadt Nossen seit 1430) und 75 Dörfer umfassenden Grundbesitze allenthalben „Klosterhöfe“ oder Meierhöfe zum besseren Betriebe von Ackerbau und Viehzucht, sowie zur Pflege und Hebung von Gemüse-, Obst-, Hopfen- und Weinbau, von Bienen- und Fischzucht erstehen. Klosterhöfe befanden sich z. B. in Augustusberg (ehemals Keseberg) bei Nossen, Gersdorf und Etzdorf bei Roßwein, Böhrigen, Greifendorf, Bockendorf, Pappendorf, Kleinwaltersdorf, Mochau, Ostrau, Lobositz in Böhmen; aber alle wurden an Größe des Besitzes und daher auch der Einkünfte von dem südlich vom Dresdner Großen Garten und von Strehlen gelegenen Leubnitz (Lubenytz) übertroffen, welches Elisabeth, die dritte Gemahlin des Markgrafen Heinrich des Erlauchten, zum Seelenheil ihres 1288 verstorbenen Gemahls noch in demselben Jahre dem Kloster schenkte. An den lebhaften Verkehr zwischen Altenzella und seinem einträglichsten Klosterhof erinnert jener den Dresdnern wohlbekannte Weg, der von der Altenzella-Nossen-Wilsdruff-Dresdner Straße kurz vor Dresden nach Strehlen und Leubnitz abbiegend, noch heute den Namen des „Zelleschen“ trägt. Aber neben diesen volkswirtschaftlich ersprießlichen Thätigkeiten vernachlässigten sie auch ihre geistlichen und humanitären Aufgaben nicht. Durch Lehre, Predigt und Seelsorge verbreiteten sie christliche Denk- und Gesinnungsweise; in ihren beiden Siechenhäusern fanden Kranke und Elende freundliche Aufnahme und ärztliche Behandlung, in ihrem Gasthofe die Pilger unentgeltliche Unterkunft und Verpflegung. Von dem damaligen regen Verkehr auf den Landstraßen vermag uns die Thatsache ein Bild zu geben, daß nach einer nur drei Jahre lang durchgeführten Aufstellung und Zählung das Kloster täglich durchschnittlich zweiunddreißig Reisende und zwölf bis dreizehn Pferde beherbergte.

So hat das Kloster — in seiner stillen Kulturarbeit auch durch Krieg und andere verheerende Ereignisse wenig oder gar nicht gestört — Jahrhunderte hindurch bestanden, bis es in der Zeit der Reformation das Schicksal der meisten anderen Klöster teilte. Die Bestrebungen Luthers zur Erneuerung der Kirche an Haupt und Gliedern fanden schon frühzeitig bei den Mönchen des Klosters lebhaften Anklang. Zwar die Herren Äbte mußten sich der ganzen Bewegung noch feindlich gegenüberstellen, obwohl der „berühmteste, gelehrteste und kunstsinnigste“

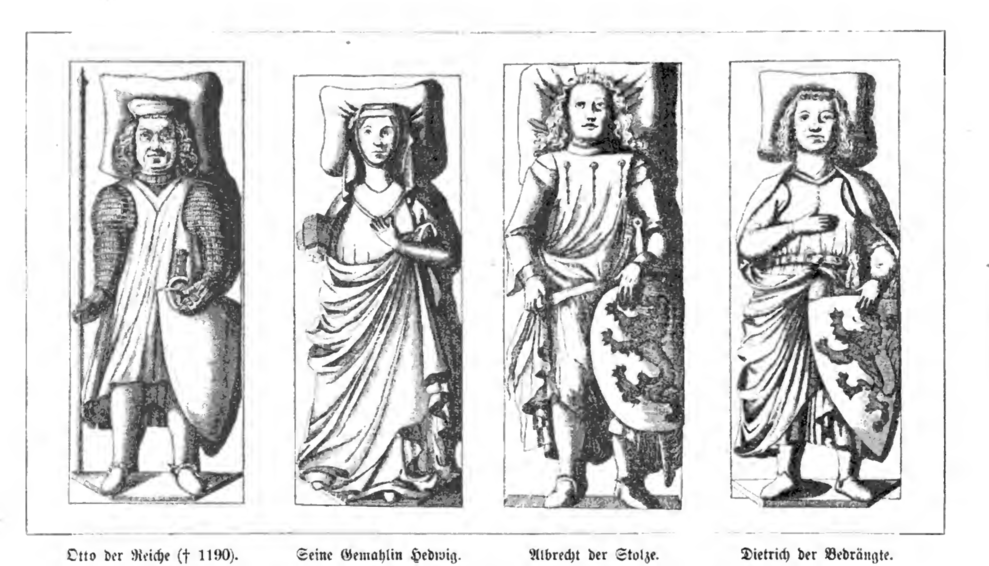
unter ihnen, Martin von Lochau, im Herzen wenigstens dem großen Reformator recht gegeben haben wird. Sein Nachfolger allerdings, der grobe und ungebildete Paul Bachmann von Chemnitz, war ein Erzfeind Luthers und seiner. Sache und bewies sich als solcher in dem Streite, der sich über die Gebeine des im Meißner Dom beigesetzten Bischofs Benno (gestorben 1107) erhob. Papst Hadrian VI. hatte diesen im Jahre 1523 heilig gesprochen; das veranlaßte Luther zur Abfassung der Schrift: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden!" Bachmann übernahm die Verteidigung des Papstes



Großes romanisches Klosterthor an der Westseite.

in einer Gegenschrift: „Wider das wildgeyfernde Eberschwein Merten Luthern, so mit seinem Rysel (= Rüssel) umzustoßen sucht die Canonisation (= Heiligsprechung) Sankt Bennonis, Bischoffs zu Meißen, Leipzigk 1524." Allein er vermochte es doch nicht zu hindern, daß schon im selben Jahre eine Anzahl Mönche aus dem Kloster entwich, und bei seinem Tode (1538) war bereits die Zahl der Klosterbrüder und Chorherren von achtzig auf zwanzig zurückgegangen.

Im Jahre 1540, bald nach Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen, erfolgte Altenzellas Auflösung. Nun brach über das verlassene und bloßgestellte Kloster eine solche Zeit der Verwahrlosung und „Ausschlachtung" herein, daß es schon nach fünfundzwanzig Jahren eine „Ruine" genannt werden konnte. Statt pietätvoll über den Bestand einer so altberühmten Kulturstätte zu wachen



Otto der Reiche († 1190). Seine Gemahlin Hedwig. Albrecht der Stolze. Dietrich der Bedrängte.

Die 4 ältesten Grabsteine aus der Fürstengruft zu Altenzella mit den lebensgroßen Figuren.

und ihre interessanten, den beiden wichtigsten mittelalterlichen Bauperioden, der romanischen und gotischen, entstammenden Bau- und Kunstdenkmäler der Nachwelt unverletzt zu vererben, gab man sie gleichgiltig dem ungebildeten Volke preis, und der große Brand vom 10. Juni 1599 hatte eigentlich nur das bisher betriebene Zerstörungswerk zu vollenden. Er legte fast alles in Asche — die Stiftskirche mit ihren beiden Fürstenbegräbnissen und ihren zahlreichen Anbauten von herrschaftlichen Grabkapellen, die Kreuzgänge, die Dreikönigskirche, die Abtei, den Kapitelsaal und alle Wohn-, Schlaf-, Studier- und Unterrichtsräume der Mönche, das Sommerspeisehaus, das Backhaus, Schlachthaus, die Malzdarre und Brauerei, die Stampf- und Mahlmühle, die Siechenhäuser, die verschiedenen Gebäude für die Klosterhandwerker und das Klostergesinde — und ließ nur das Winterspeisehaus mit den Archiv- und Bibliotheksräumen (jetzt unten zu Kuhställen und oben zu Schüttböden benutzt), die Schreiberei (jetzt Spiritusbrennerei), die Apotheke (jetzt Wohnung des Kammergutspachters) und das große romanische Westportal stehen. Das letztere bildet noch jetzt eine der Hauptsehenswürdigkeiten Altenzellas. Mit Würfelkapitälen geschmückte Säulen, die lange verschüttet waren, jetzt aber wieder bloßgelegt sind, tragen, der heiligen Zahl entsprechend, sieben abwechselnd kantige und runde Halbkreisbögen. Verwendet ist der rote Rochlitzer Porphyr. Jeder Besucher Altenzellas erinnert sich dieses der allerältesten Bauzeit entstammenden, ehemals einzigen Aus- und Eingangsthors des Klosters wegen einer interessanten akustischen Erscheinung. Spricht man von der einen Seite in einen der Zwischenräume zwischen je zwei Bögen leise hinein, so werden die Worte von dem an der anderen Seite an demselben Bogen Horchenden deutlich vernommen, obwohl die übrigen in der Nähe stehenden Personen sie nicht zu hören vermögen.

Allmählich war all die mittelalterliche Klosterherrlichkeit in Trümmer gesunken, und aus dem ungeheuern, wüsten Aschen- und Schutthaufen ragten nur noch Giebel und Grundmauern von den zahlreichen Gebäuden, Pfeiler und geborstene Säulen, zertrümmerte Gewölbeteile und Portale, verstümmelte Bildwerke und Denkmäler als die letzten Zeugen eines verschwundenen reichen Lebens traurig hervor. Aber selbst jetzt in seiner Jammergestalt hatte das Kloster noch nicht Ruhe vor der rohen Begehrlichkeit seiner Umwohner. Gab es ja doch von der weit ausgedehnten Brandstätte noch genug billiges Baumaterial zu holen! Wer daher Steine, Ziegel, Werkstücke, Platten, Thürgewände, Fensterstöcke und sonstiges zum Bauen passendes Material brauchte, „fand“ hier alles in reicher Auswahl und schaffte hinweg, soviel er nötig hatte. So wurden denn die kunstvoll bearbeiteten Bauteile wie gewöhnliche Steine vermauert, und noch jetzt trifft man in der Umgegend hin und wieder auf Baustücke, deren stilgerechte Bearbeitung deutlich auf ihre altenzellische Herkunft hinweist.*) Bei solchem unverantwortlichen Wüsten ist es freilich nicht zu verwundern, wenn vieles so ganz und gar vom Erdboden verschwunden ist, daß

*) Mehrere wohlerhaltene aus Altenzella stammende Baustücke bewahrt z. B. noch heute die Stadtkirche des benachbarten Nossen als ihre schönsten Zierden. Es sind dies außer einer Anzahl in die südliche Kirchenmauer eingefügten Verzierungen besonders zwei große, reichverzierte romanische Portale.

die Forscher gegenwärtig auch nicht einmal mehr den ehemaligen Standort und Grundriß der einzelnen Teile mit Sicherheit anzugeben vermögen.

Wie sich aber das Bild des Äußeren verwischte, so geriet auch nach und nach die Geschichte des alten Klosters in Vergessenheit, und an die Stelle des sicheren Wissens trat dunkles Ahnen und unsicheres Vermuten. Das beweist unter anderem das Schicksal der beiden Fürstengrüfte. Schon 1595 — also kaum fünfzig Jahre nach der Aufhebung des Klosters und noch vor dem großen Brande, als doch die Fürstenbegräbnisse, das eine im hohen Chor der Stiftskirche und das



Abteiruine.

andere in der Andreaskapelle, noch deutlich für jedermann zu sehen waren — schreibt einer von dem „Vorwerg Zella, dorinnen vor alters, wie man sagen will, etzliche fürstliche persohnen und andere vornehme leuthe begraben sein sollen.“ Im folgenden Jahrhundert aber scheint die Kunde davon fast ganz verloren gegangen zu sein. Sonst hätte wohl der Kurfürst Johann Georg II. im Jahre 1676 nicht „die alten Fürstenbegräbnisse und Monumenta, so bey der eingegangenen Stiffts-Kirche zu Cella zu befinden sein mögten, aufsuchen und Gewißheit einziehen lassen, ob dero hochfürstlichen löblichen Vorfahren des Orts (weil bishero daran gezweyfelt worden) beerdigt wären.“ Die Ausgrabungen waren nicht ohne Erfolg. Unter dem meterdicken Schutt des hohen Chors deckte man die älteste Gruft auf und überbaute sie notdürftig mit einer Kapelle. Als diese aber, während des siebenjährigen Krieges von preußischen Truppen beschädigt, sehr baufällig geworden war,

ordnete der Kurfürst Friedrich August III. im Jahre 1784 weitere Untersuchungen und Nachgrabungen an Ort und Stelle an, und diese förderten endlich auch die neuere, erst seit 1339 bestehende Fürstengruft in der Andreaskapelle zu Tage. Nachdem so beide Ahnengrüfte wiederentdeckt worden waren, ließ der Kurfürst über der älteren die gegenwärtige, vielfach „Mausoleum" genannte große Kapelle erbauen und die gesammelten Gebeine seiner Vorfahren in fünf Steinsärgen dahin überführen. In dieser Kapelle erhebt sich im Innern über der Gruft ein aus verschiedenen bunten, sächsischen Marmorarten zusammengesetztes würdiges Denkmal (Tumba), welches die Namen der sechsundzwanzig in Altenzella beigesetzten Familienglieder des wettinischen Fürstenhauses aufzählt. Die wenigen in den Ecken umherliegenden und in zwei Kammern aufbewahrten Reste von Bau- und Kunstdenkmälern — bei Ausgrabungen aufgefundene Schlußsteine von Kreuzgewölbegurten mit herrlichen Rosetten, Säulenfüße, Kapitäle, Mosaiktäfelchen, vier der ältesten Grabsteine mit den lebensgroßen Figuren Ottos des Reichen und seiner Gemahlin Hedwig, Albrechts des Stolzen und Dietrichs des Bedrängten, einige Holzschnitzarbeiten, wie Köpfe, phantastische Tiergestalten, Randverzierungen, bunte vergoldete Heiligenfiguren, ein Betkapellenthürflügel mit einem vielfach gewundenen und verschlungenen erhabenen Bande, welches ein lateinisches Gebet trägt u. a. m. — lassen uns schmerzlich ahnen, wie viel kultur- und kunstgeschichtlich Merkwürdiges und Wertvolles hier zu Grunde gegangen, wie mancherlei auch noch tief im Boden unter Schutt- und Aschenmassen begraben liegen mag. Das neue Mausoleum wollte zunächst wenig zu seiner unordentlichen, wüsten Umgebung passen. Darum fing man an, den Boden zu ebnen und um das Mausoleum einen kleinen Hain anzulegen, der sich durch gärtnerische Kunst nach und nach zu dem jetzigen, im englischen Geschmack gehaltenen Klosterpark (oder nach dem Volksmunde „Irrgarten") erweiterte. Mildernd und versöhnend überdeckt er das große, Moder und Verwesung atmende Trümmerfeld weich mit blumigen Rasenteppichen; seine Baumgruppen spenden den altersgrauen Ruinen freundlichen Schatten und hüllen sie in ein magisches Dämmerlicht, und die düsteren Bilder der Vergänglichkeit und des Todes erscheinen nun von dem heiteren und üppigen Leben der stets sich verjüngenden Natur lieblich und malerisch umrankt.

R. Herrmann.

Vogelleben in Moritzburgs Wäldern.

„Es geht ein Flüstern durch den Wald:
Frühling! so heißt's vom Zweige hüben,
Und lustig kommt die Antwort bald!
Frühling! Frühling! so ruft's auch drüben."

Frau Amsel vernahm den Ruf vom Walde her, und Frühling! Frühling! tönt es nun auch zwischen den öden Steinmauern der Großstadt. Da findet die Frühlingsbotschaft Widerhall in deinem Herzen, du Stadtmensch. Komm mit in den Wald! Wo anders könntest du Frühlings Auferstehung würdig feiern? Und

Zeuge einer doppelten Auferstehung sollst du auf unsrer heutigen Wanderung sein: des Erwachens der Natur aus winterlicher Ruhe und aus nächtlichem Schlafe.

Inmitten der herrlichen Wälder, die auf Stunden im Umkreise das Jagdschloß Moritzburg umgeben, liegt in tiefer Waldeinsamkeit das Wirtshaus zum Auer. Von hier aus treten wir kurz nach Mitternacht unsre Wanderung an.

Tiefe Finsternis, geheimnisvolle Stille umfängt uns beim Verlassen des Hauses. Unwillkürlich hältst du den Atem an; keines Wortes bist du mächtig. Überwältigend ist der Eindruck des nächtlichen Waldes auf das Gemüt. Doch allmählich gewöhnt sich das Auge an das Dunkel, und ein lichter Streifen über uns verrät, welche Richtung wir einzuschlagen haben. Das Ohr aber beginnt, den Atemzügen der schlafenden Natur zu lauschen Allerhand unerklärbare Töne spannen seine Aufmerksamkeit aufs höchste an. War es auch nur das Geräusch, das durch das Niederwirbeln eines Blattes, durch das Aneinanderreiben zweier Äste hervorgebracht wurde, so kann sich doch auch der Furchtlose eines leisen Schauderns nicht erwehren. Dann dringen aber auch Töne ans Ohr, die unzweideutig erkennen lassen, daß selbst im Frieden der Nacht der Kampf ums Dasein unerbittlich seine Opfer fordert.

Über dem Horizonte teilen sich die Wolken, und der Mondscheibe magisches Licht zaubert eine märchenhafte Landschaft vor unsre Augen hin. Da liegt der große Waldteich. Unter einer uralten Eiche weiß ich eine Bank. Wir wollen, in unsre Mäntel gehüllt, den Zauber einer Frühlingsnacht auf uns einwirken lassen.

In ein Meer flüssigen Silbers scheint das Mondlicht den Teich verwandelt zu haben. Silberwelle auf Silberwelle löst sich vom jenseitigen Ufer los, eilt flüchtig über die Fläche daher, um leise plätschernd zu unsern Füßen zu zerrinnen. Oben in den Bäumen aber treibt derselbe Nachthauch, der die Welle entstehen und vergehen ließ, ein ander Spiel. Geheimnisvoll flüstern die Blätter miteinander. Das Spiel der Wellen, das Flüstern der Blätter findet Widerhall in deinem Herzen: „Der liebe Gott geht durch den Wald!" Und sicher dasselbe Gefühl war es, das in heidnischer Urzeit unsre Altvordern im Spiel der Wellen tändelnde Nixen, im Raunen der Blätter flüsternde Elfen, in den gespensterhaften Umrissen der Waldriesen unheilsinnende Waldgeister, in den über der Waldwiese auf- und abwogenden Nebelschleiern im Tanze sich wiegende Feen erblicken ließ. Deine Kindheit, mit diesen vertrauten Gestalten des deutschen Märchens, zieht an deinem Geiste vorüber. Selbst der verzauberte Prinz fehlt nicht. Ein lautes Huhuhu schreckt dich aus deinen Träumen. Der Waldkauz ist es, der in diesen Tönen seiner Auserkornen das Herz ausschüttet. Man braucht nicht abergläubisch zu sein, und doch überkommt einen jedesmal das Grauen, wenn man mitten in der Nacht durch den wie Hohngelächter klingenden Ruf dieses Vogels aufgeschreckt wird. Wir sind im Begriffe, uns von unserm Träumerplätzchen zu erheben, da huscht ein gespensterhafter Schatten an uns vorüber. Ein lautes Klatschen, wie wir es zur Frühlingszeit an Tauben beobachten — und wir wissen, daß eine Nachtschwalbe beschäftigt ist, ihren Morgenimbiß, fette Nachtschmetterlinge, einzunehmen. Sein nächtliches Treiben ist der Grund, weshalb die Phantasie des

Volkes auch um die Gestalt des Ziegenmelkers den Sagenschleier gewoben hat: er verkörpert die böse Hexe im Märchen. Sicher werden wir heute noch gegen die Morgendämmerung hin vernehmen, in welch seltsamer Weise er Frühlings Auferstehung feiert. Auf einem dicken Äste dicht niedergekauert, so daß er infolge seiner Schutzfärbung einem Stück verschimmelter Baumrinde täuschend ähnlich ist, schnurrt er so recht behaglich und gemütlich „erre örre" den Vielgefeierten und Vielbesungenen an. Und ein andrer Nachtschwärmer — der Wachtelkönig drüben auf der Wiese — giebt seine musikalischen Leistungen ohne Aufhören zum besten und bewillkommnet ihn sogar mit einem recht unmelodischen „krex krex".

Hätte uns nicht der Waldkauz mit seinem Rufe in die Gegenwart zurückgezaubert, so geschähe es jetzt durch das durchdringende „köw köwköw" des Bläßhuhns und das nüchterne „quaak quaak" der Stockente, die sich über das Wasser herüber hören lassen.

Dort über der Waldblöße erscheint die Wolkenwand wie mit einem Purpurschimmer überhaucht. Das nunmehr eintretende Dämmerlicht ist so recht willkommen solchen, deren Thaten das volle Tageslicht zu scheuen haben. Am Waldrande schleicht, den Kopf voller heimtückischer Pläne, Reineke, der Waldräuberhauptmann mit den falschen Mongolenaugen. Den Steinhaufen an der Straße verläßt mit schlangenartiger Geschmeidigkeit das nach Blut dürstende Wiesel. Wehe der brütenden Fasanenhenne, an deren Nest sein Weg einen dieser Räuber vorüberführt!

Die massige Wolkenwand löst sich in zahllose rosige Morgenwölkchen auf. Sie verkünden, daß die Allerhalterin sich anschickt, ihre Laufbahn zu beginnen. Da treffen einzelne abgebrochene Töne dein Ohr — weiche, sanfte Töne. Und schon siehst du, wie sich aus dem Heidekraute die Heidelerche ruckweise flatternd zum Morgenhimmel emporschwingt. Ton reiht sich an Ton, und ein Lied entquillt der kleinen Brust — ja, wer das mit Worten beschreiben könnte! Du kennst die Jubelstrophen der Waldnachtigall, der Singdrossel, du kennst auch die melodische, an Orgelton gemahnenden Weisen ihrer Schwester, der Amsel; gewiß hast du auch schon dem bald himmelhoch aufjauchzenden, bald wehmütig klagenden Liede der Nachtigall gelauscht; aber was sind sie alle gegen das seelenvolle Lied der Heidelerche! Wer ihn gehört hat, diesen aus so überaus weichen, sanft flötenden, trillernden Strophen bestehenden Gesang, gehört in der öden Kiefernheide in warmer Frühlingsnacht, vergißt ihn nie wieder.

„Der scheidenden Sonne nach,
Über der stillen Schöpfung
Angeglüht vom letzten Strahl,
Die Seel' im Lied verhauchend,
Verschwebend,
Verschwirrend
Im Ätherduft."

Und nun ist es eine Lust zu lauschen, wie ein befiederter Waldmusikant nach dem andern zu stimmen beginnt, um alsdann einzufallen aus „voller Kehl' und frischer Brust" in den großen Jubelchor, in den grünen Waldhallen an-

gestimmt zum Preise dessen, der ihnen, den Kindern der Sonne, das freudige Licht wieder erstrahlen ließ. Wie so anders erklingt doch das Vogellied beim ersten Morgenschimmer, so feurig, so hinreißend; liegt doch das ganze Herz darin!

Vom Gipfel der höchsten Fichte begrüßt die Singdrossel die erwachende Natur mit ihrem Jubelliede, daß der ganze Wald davon widerhallt. Dazwischen flötet herrliche, klangreiche Melodien und dann wieder tiefe, klagende Laute die Amsel. Vom fernen Felde her mischt sich mit den Tönen im Walde der Feldlerche unvergleichlich schönes Lied. Zuerst schüchtern und zaghaft, dann aber immer feuriger beteiligt sich an dem Morgenkonzert Rotkehlchen mit seinem feierlichen Liedchen. Kecker schon schmettert der Waldtrompeter, der Buchfink, kräftige, klare Schläge; es ruft das Frühlingsorakel, der Kuckuck, seinen Namen dazwischen. Und nun das zahlreiche kleine Musikantenvolk, das im großen Waldkonzert untergeordnete Instrumente spielt!

Voran die Gymnastiker- und Musikantenfamilie Meise. Unaufhörlich erklingen die heitern Terzenrufe der Kohlmeise, das warnende Zetern der wachsamen, zierlichen Blaumeise, das Schelten der possierlichen Sumpfmeise, der zarte, etwas leiernde Gesang der unscheinbaren Tannenmeise, das kleine, aus nur wenigen Tönen bestehende Lied der zierlichsten aller Meisen, der Haubenmeise. Wenn wir Glück haben, begegnen wir vielleicht auch der als Baumeister berühmten Schwanzmeise, die sich wie der gewandteste Reckturner von Ast zu Ast wirft, den langen Schwanz dabei wie ein Balancierstäbchen benutzend. In dem bunten Stimmengewirr fällt dir ein lauter, voller, schöner Pfiff auf, es ist der Ruf des größten Kletterkünstlers, des Kleibers, der ruckweise an den Bäumen gleich geschickt auf- und ab- und seitwärts läuft. In Schraubenlinien am Stamme aufwärts gleitend, oder gleich der Fliege an der Wand an der untern Seite eines Astes hinlaufend, ist der kleine Baumläufer unausgesetzt im Dienste des Försters thätig. In der Farbe ahmt sein Federkleid ein Stück Baumrinde so gut nach, daß das Vögelchen nur wenigen bekannt ist. Eine ihre Bestimmung ebenso gut erfüllende Schutzfärbung besitzt auch das Gefieder des Komikers unter den Vögeln. Trotzdem der Wendehals durch Weidweidrufen fortwährend seine Anwesenheit verrät, bekommt ihn doch selten jemand zu Gesicht. Dort auf der geköpften Weide, die er sich gewiß zur Niststätte auserkoren hat, dürfte der unermüdliche Schreier sitzen. Wir wollen ihm zu Leibe rücken. Mit langsamen, würdevollen Verbeugungen begrüßt er den unwillkommenen Besuch. Jetzt sträubt er seine Haube und verdreht den Körper und namentlich den Hals auf die lächerlichste Weise. Schließlich spielt er den letzten Trumpf seines Abwehrspieles aus: rasch schnellt er seinen Hals vor und reißt unter lautem Zischen den Schnabel weit auf. Ist es nicht, als habe er es der Kreuzotter abgeguckt, wie man seinen Feind durch Erregung von Furcht in die Flucht schlägt? Das Volk gab deshalb dem seltsamen Possenreißer auch den Namen Otterwendel. Nun, treten wir zurück und bestärken wir ihn in dem Glauben, als habe seine „Mimicry“ auch auf uns die Wirkung nicht verfehlt.

In der Fichtenschonung steht einsam eine mächtige Kiefer, die, vom Förster zum Samenbaume bestimmt, ihre Schwestern überleben durfte. In ihrem Stamme

bemerkst du ein kreisrundes Loch. Seine Größe verrät, wer der Zimmermann gewesen ist, und da nahe dem untern Rande die Rinde wie glatt gescheuert erscheint, dürfen wir annehmen, daß hier die Thür zur Wohnung des Zimmermanns ist. Wir wollen sehen, ob er noch zu Hause ist. Mit diesem Steine klopfen wir an. Der erschrockene Langschläfer stürzt aus seiner Behausung hervor und eilt, im Fluge weite Bogen beschreibend, dem Hochwalde zu. Kohlschwarz ist sein Gewand; vielleicht hast du auch das rote Jakobinermützchen auf dem Kopfe bemerkt. Ein Schwarzspecht war es also, den wir aus dem Morgenschlummer aufgeschreckt haben. Für den Naturfreund ist es eine wahre Freude, daß dieser schöne Vogel, der in Sachsens Wäldern recht selten geworden war, an Zahl sichtlich zunimmt. Möge ihm die Bekanntschaft mit Sonntagsjägern erspart bleiben! Außer dem Schwarzspechte wirken in dem Vogelorchester als Trommler auch seine kleineren Vettern, der Grünspecht und die drei Buntspechte mit.

Die ersten Sonnenstrahlen vergolden die höchsten Spitzen der Bäume. Das Wasser des Teiches zeichnet in zitternden Umrissen die Bilder der Kastanien und des Schlosses nach.

Das Vogelleben hat jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Kaum daß du zehn Schritte gegangen bist, so begrüßen dich immer neue Töne, neue Weisen. Wie erfrischend und waldesduftig mutet dich das Tongeriesel der Gartengrasmücke an! Gewiß hat sie ihr Lied der geschwätzigen Waldquelle abgelauscht. Die Meisterschaft im Singen muß jedoch ihrem schwarzköpfigen Vetter, dem Plattmönche, zugestanden werden. Sein Lied besteht aus einem leisen, melodienreichen Vorgesange, an den sich der flötenartige, helltönende Schlag anschließt, der, leise beginnend, immer stärker anschwillt, als ringe er sich gleichsam aus der Brust des kleinen Sängers heraus. Einem gut singenden Schwarzplättchen zu lauschen, ist ein herrlicher Genuß. Den leisen Gesang haben auch Dorn- und Klappergrasmücke. Diese schließt daran eine klappernde Strophe, die ihr den Namen Müllerchen eingetragen hat; jene erhebt sich, sobald sie den lauten Ruf beginnen will, singend in die Luft, läßt sich singend wieder nieder und endet auf einem Baumaste das Lied. Einen ähnlichen Balzflug führt auch der Baumpieper aus, dessen Gesang dich lebhaft an den deines gelben Stubengenossen erinnert. Eben hat er niederschwebend sein herrliches Lied mit der unvergleichlich schönen Schlußstrophe beendet, da verstummt wie mit einem Schlage das Vogelorchester. Nur einen Augenblick jedoch herrscht Schweigen; dann zetert Blaumeischen, schnickert Rotkehlchen, schackert die Wachholderdrossel, lärmen und gebärden sich wie toll Bachstelze und Schwalbe, stößt gelle Alarmrufe aus der Eichelhäher. Ein Sperber hat durch sein Erscheinen das plötzliche Verstummen und nun das Lärmen verursacht. Doch Musikanten sind leichtlebige Leutchen. Was kümmert sie es, wenn jetzt einer der Ihrigen unter den Klauen des gierigen Räubers sein Herzblut vergießen muß! Der leichtlebigste von allen aber ist unstreitig der winzige Held, der Zaunkönig, der jetzt sein helles Trompeterliedchen schmettert und damit das Zeichen zum Wiederbeginn der allgemeinen Fröhlichkeit giebt. Und nun trillert wieder der rotbrüstige Hänfling, flötet der goldgelbe Pirol, girrt die Turtel-, ruckst die Ringeltaube, lockt „sit sit“ das allerliebste Goldhähnchen, zählt gewissenhaft, als

sei er ein lebendes Metronom, sein „djem djem“ ab der Weidenlaubvogel, schnurrt eifrig sein Spinnliedchen „sipp sipp sirr“ der Waldschwirrvogel, knixt, singt und taktiert zugleich mit dem Schwänzchen der Gartenrotschwanz.

Eine ganz sonderbare Musik aber wird über dem Wasser in dem noch niedrigen Rohre gemacht. Auf tiefe knarrende Töne „karre karre“ folgen völlig unvermittelt hohe quiekende „kiet kiet“. Daß der Drosselrohrsänger seine Gesangsstudien beim Teichfrosche gemacht hat, wirst du ohne weiteres zugeben, und wenn du einmal das Vergnügen haben solltest, einen ganzen Chor dieser Wassermusikanten zu hören, dann verstehst du auch die Bedeutung der Redensart „schimpfen wie ein Rohrsperling.“ — Genau so quarrt und quiekt, nur etwas zusammenhängender und nicht so laut, des Drosselrohrsängers kleiner Vetter und Nachbar, der Teichrohrsänger. Aber wahre Künstler sind die beiden Rohrspatzen dennoch, das beweisen ihre kunstvollen, zierlichen Nester.

Überhaupt taugen die an und auf dem Wasser lebenden Vögel als Sänger herzlich wenig. Das scheinen sie auch einzusehen; denn außer der Paarungszeit, wo sie allerdings den ihrer Stimme abgehenden Wohllaut durch Aufbietung von Kraft aufzuwiegen suchen, sind sie recht schweigsame, ernste Gesellen. Das gilt namentlich von dem Haubentaucher dort. Ist er nicht eine prächtige Erscheinung? Wie stolz zieht er seines Weges! Leicht wie ein Kork wiegt sich sein Körper auf dem Wasser. Wie schön läßt ihn der zweiteilige Federbusch und der Federkragen um Wange und Kehle! Jetzt hat er uns bemerkt. Im Nu ist sein Körper tiefer im Wasser eingesunken, so daß nur noch Kopf und Rücken daraus hervorragen, und der Hals, den er bisher in einem schönen S-Bogen trug, starrt steif und unbeweglich in die Luft. Unablässig beschäftigt sich eins seiner Augen mit den Störenfrieden am Ufer, während das andre sicherlich auf jenes Röhricht gerichtet ist, wo auf schwimmendem Neste seine Eheliebste bereits Mutterpflichten erfüllt. Sein Mißtrauen wächst — ein Ruck, und er ist verschwunden. Einige Sekunden später, und du siehst sechzig und noch mehr Schritte von der Stelle, wo er verschwand, Schnabel und Augen für einen Augenblick über dem Wasser erscheinen. So gelingt es dem scheuen Vogel meist, unbemerkt in wenigen Sekunden in Sicherheit zu sein. Kaum wirst du so schnell laufen können, wie der Haubentaucher im Wasser dahinschießt. Kommst du aber in etwa drei Wochen wieder hierher, dann bietet sich dir ein Bild schönsten Familienlebens. Die Mutter ist zur schwimmenden Wiege geworden. Aus ihren Flügeln hervor lugen die Köpfchen von drei Jungen, ein viertes hat es sich auf ihrem Rücken bequem gemacht. Außer diesem Taucher beleben die Moritzburger Teiche in einzelnen Paaren der schwarzhalsige Lappentaucher, der Rothalstaucher und der niedliche Zwergtaucher, der kaum so groß wie eine Wachtel ist. Ihn zu beobachten, wie er bemüht ist, seine Jungen, die wie Pünktchen auf dem Wasser hin- und herhuschen, in allen Künsten des Schwimmens und Tauchens, des Verschwindens, Versteckens und Verstellens zu unterrichten, wird man nicht müde.

Die alte Kastanie, unter der wir unsern Lauscherposten aufgeschlagen haben, hat als eine der ersten die roten Kerzen aufgesteckt. In ihrem Blätterhause tollt nun eine bunte Gesellschaft: Hummeln, Bienen, Fliegen aller Art umschwärmen

die süßen Genuß verheißenden Blüten. Doch „zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt der finstern Mächte Hand" und zwar in Gestalt eines Fliegenschnäppers, der aus der lüsternen Schar Beute um Beute ergreift. Dem grauen Fliegenschnäpper sieht man's wirklich „gleich an seinen Federn an, daß er nichts Kluges singen kann," während der in blendendes Weiß und tiefes Schwarz gekleidete Trauerfliegenschnäpper, von dem jedes Jahr dort an dem Thorwächterhaus ein Pärchen nistet, ein ganz hübsches Liedchen zuwege bringt. Unsrer alten Kastanie müssen wir aber doch noch etwas mehr Aufmerksamkeit schenken. Soeben bemerkte ich, daß eine Kohlmeisenfrau lautlos wie ein Schatten hinter dem Stamme verschwand. Das ist sonst nicht Meisenart; von allem, was ihr kleines Herz bewegt, setzen sie ihre Umgebung in Kenntnis. Sie hat also etwas zu verbergen. Nun, sehen wir zu! Da ist eine Spalte, just so lang und breit, daß du gerade noch einen Finger hineinlegen könntest. Tritt leise herzu und versuche, indem du von oben her das Licht mit der Hand abblendest, in die Spalte zu blicken. Liegt da nicht eine kohlschwarze, glänzende Perle? Nein, doch nicht. Die Perle zeigt ja Leben. Nun, du weißt jetzt, daß du vor einer künftigen Vogelwiege stehst, daß du in ein Mutterauge schaust, das vertrauensvoll zu dir aufblickt, als wollte es sagen: „Du wirst mir mein Mutterglück nicht mutwillig zerstören." — In zwei Wochen will ich dich wieder an diesen Ort führen. Wie wirst du staunen, wenn auf ein leises pst pst zehn, zwölf, wohl gar dreizehn Hälse mit weit aufgesperrten Schnäbeln in die Höhe schießen. Und diese Schnäbel wollen von früh bis abends mit Räupchen, Fliegen u. s. w. versorgt sein. Bekommst du nun Achtung vor der aufopfernden Liebe eines Vogelelternpaares? Wärst du imstande, einem Herzchen, das so viel Liebe faßt, wehe zu thun? —

Der Frauenteich, an den unsre Wanderung jetzt führt, liegt etwas abseits vom Verkehr. Ihn haben darum zum Aufenthaltsorte solche erkoren, die beim Zusammentreffen mit Menschen unliebsame Erfahrungen gemacht haben. Hinter dieser Mauer stellen wir uns „auf den Anstand", und wenn wir durch einen herbeigewälzten Stein unsers Körpers Länge etwas zusetzen, können wir, ohne zu stören, nach Herzenslust beobachten.

Zu dem Bläßhuhn mit der weißen Stirnplatte, dem wir auf allen Teichen begegnet sind, gesellt sich das allerliebste Teichhuhn mit roter Stirnplatte. Sein Schwänzchen ist fortwährend in wippender Bewegung, so daß man schon von weitem die weiße Unterseite hervorschimmern sieht. Die Bläßhenne erfüllt auch schon Mutterpflichten. Ihr Nest hat sie im alten Röhricht errichtet. Als Niststoff benutzte sie abgestorbene, fahlgelbe Rohrstengel, worauf zahllose dunkle Pünktchen, die sich unter dem Vergrößerungsglase als Pilze verraten, dicht nebeneinander stehen. Dieselbe Farbe, dieselbe Zeichnung tragen nun aber auch die Eier des Bläßhuhns.

Unter den Enten, die in großer Zahl den Teich bevölkern, fällt dir zunächst unsre gewöhnliche Wildente, die Stockente, auf. Jene mit dem rotbraunen Kopfe und den goldgrünen Streifen ist unsre kleinste Entenart, die Krickente; sie ist nicht zu verwechseln mit der nicht viel größeren Knäckente, die an Hals und Kopf weiße Streifen hat. Wenn sie auffliegt, so schnarrt sie genau so wie die

Knarre, die du ehemals vom Jahrmarkte mit nach Hause brachtest. Und jener unermüdliche Taucher, der zuweilen bis zwei Minuten unter Wasser bleibt und die erbeutete Nahrung sogar unter Wasser verschlingt, ist die Tafelente. Ihr rotbrauner Hals und Kopf und die weißliche Oberseite lassen sie auf weite Entfernung hin mühelos erkennen. Weit draußen aber siehst du bei der Arbeit einen andern Taucher. Er ist kleiner als die Tafelente, und sein Körper liegt hoch auf dem Wasser. Jetzt wendet er sich, daß sein Kopf von der Sonne beschienen wird. Durch das Fernglas bemerkst du am Genick einen Federschopf, und du weißt nun, daß auch die Reiherente zu den Brutvögeln der Moritzburger Teiche gehört.

Nun richte aber auch einmal dein Glas auf jenes Röhricht! Ist es nicht eine würdige Gestalt, unser Kiebitz, der Bismarckvogel, der, den Kopf gesenkt, schrittweise zwischen den Rohrstengeln dahintrippelt? Jetzt macht er Halt, richtet sich, den hübschen, kleidsamen Federbusch auf- und niederbewegend, in die Höhe, trommelt mit dem einen Fuße auf dem Boden und nimmt endlich, den Körper wie einen Hebel bewegend, zierlich und gelassen das Schneckchen auf. Wer aber unsern Kiebitz recht kennen lernen will, muß den fliegenden Vogel beobachten, vielleicht wenn er im April oder im Herbste mit seinesgleichen die unvergleichlich schönen Flugspiele ausführt. Bald wiegen sie sich im gaukelnden Fluge, jetzt den einen, dann den andern Flügel gesenkt und so abwechselnd die dunkle Ober- und weiße Unterseite zeigend; bald stürzen sie aus Kirchturmhöhe bis nahe zum Boden herab, um alsdann in schönen Spiralen die frühere Höhe wieder zu erreichen und in sanften Wellenlinien ihr Nistgebiet zu umkreisen. Der Flug des Kiebitzes ist so eigenartig, daß man ihn mit keinem andern Vogelfluge verwechseln könnte, selbst wenn der Vogel nicht fortgesetzt seinen Namen „kiwitt" riefe. Trotzdem er also eine der anziehendsten Vogelgestalten ist, haben wir doch schon so oft seine Anwesenheit verwünscht. Du hast dich vielleicht einmal unter Aufbietung aller Versteckkünste an ein Gewässer herangeschlichen, ohne von seinen Bewohnern gesehen worden zu sein, und hoffst nun, hinter einem Erlenbusch ungestört das scheue Wassergeflügel in seinem häuslichen Leben beobachten zu können. Schon hast du das Glas ans Auge gebracht, da, „kiwitt kiwitt" erschallt es über dir. Die gefiederte Sicherheitspolizei hat dich also doch wahrgenommen.

Kehre ruhig heim. Mit dem Belauschen ist es aus. Die gesamte Tierwelt kennt die Bedeutung des warnenden Wächterrufes. Das erste Kiwitt hat alle schützende Verstecke aufsuchen heißen.

Denselben Wächterdienst leisten ihren gefiederten und behaarten Nachbarn die Lachmöven, die man als gewandte Fischer auch auf der Elbe beobachten kann. Hier am Frauenteiche haben sie ihren Nistplatz. Wir wollen ihnen einen Besuch abstatten. Noch sind wir wohl einen halben Kilometer von dem Teiche entfernt, und schon werden wir begrüßt. Mit durchdringendem „Kriä" saust eine Möve über unsern Häuptern hin. Sie hat uns den Ihrigen gemeldet. Der Wachtposten läßt uns nicht aus dem Auge; in weitem Bogen umkreist er uns. Der Warnungsruf wird häufiger und gellender ausgestoßen. Aus der Kolonie steigen

einzelne Vögel auf; fast bei jedem Schritte, den wir vorwärts thun, mehrt sich ihre Zahl. Der Wiesenboden wird allmählich sumpfig; schließlich waten wir bis an die Knie im Wasser, vorsichtig, um den trügerischen Grund auf seine Festigkeit hin zu prüfen, Fuß vor Fuß setzend. Die ganze Kolonie ist in Aufruhr. Ist das ein Höllenlärm! Sicher werden allein durch ihn schon zwei- und vierbeinige Räuber in die Flucht gejagt. Wir spotten seiner und waten bedachtsam weiter. Jetzt greifen die erregten Vögel zum letzten Kampfmittel. Dichtgedrängt umsausen uns an die zweihundert Flügelpaare; aus dem Schwarme lösen sich fortwährend einzelne Tiere los und stürzen in voller Wut auf uns zu, so daß der Uneingeweihte fürchten muß, jeden Augenblick mit Schnabelstichen verwundet zu werden. Doch wir wissen, daß die Möven trotz aller Wut und Aufregung die Vorsicht nicht vergessen. Jetzt haben wir das erste Mövennest erreicht. Auf einer aus dem Wasser hervorragenden, aus einem abgestorbenen Binsenbüschel gebildeten Erhöhung sind Stengel des Rohrkolbens, woran uns auch jetzt die bekannten schwarzbraunen Punkte auffallen, dicht zusammengeschichtet. Darauf liegen zwei, auch drei Eier, die die Farbe und Zeichnung der Rohrstengel genau nachahmen. Möglich ist es, daß dir in den nächsten Tagen diese Eier wieder zu Gesicht kommen — in dem Schaufenster einer Wildhandlung. Du kannst sie dir dann als Leckerbissen, das Stück für zwanzig Pfennige, erwerben. Indem wir stille Betrachtungen über die Geschmacksverirrung so manches Menschenkindes anstellen, verlassen wir unsre Mövenkolonie, noch lange begleitet von den mutigen Verteidigern ihres Heims.

Zur Zeit des Ausfischens im Herbste ist das Tierleben auf und an den Teichen noch reicher als heute. In seinem Röhricht erhält dann der Kiebitz Besuch aus dem Norden: Wasser- und Strandläufer und Regenpfeifer und auch der Vogel mit „dem langen Gesichte,“ die Schnepfe, treffen alsdann ein. Dann hilft dem Fischer bei seiner Arbeit, ohne dazu gedungen zu sein, der Fischadler. An seichten Stellen steht unbeweglich und starr wie ein Pfahl der gierige Teichwilderer, der Fischreiher. Dann hat man auch Gelegenheit, sein Flugbild von dem des Storches unterscheiden zu lernen. Dieser streckt im Fliegen Hals und Beine von sich, während jener den zu einem S zusammengedrückten Hals auf den Rücken legt, so daß der Schnabel auf der Kehle ruht, und die Beine gerade nach hinten ausstreckt. Militärisch streng ihre Zugordnung einhaltend, eilt in Linien, die einen spitzen Winkel bilden, die Graugans dem Süden zu.

Unsre Wanderung beschließen wir mit einem Gange durch den Schloßgarten. Zahlreiche Hecken laden die befiederten Sänger ein, ihr Heim hier aufzuschlagen. Fast von jedem Baume herab schnurrt sein Liedchen der Girlitz, tauscht ein Grünfink mit seinen Nachbarn Gedanken aus, vielleicht über das scheue Treiben einer Kuckucksfrau, die unstet und ängstlich aus einer Hecke in die andre huscht. Sieh dich vor, Bachstelzenweibchen, auf dein Nestchen ist es abgesehen! Jetzt, mein Begleiter, verhalte dich für ein paar Augenblicke mäuschenstill. Du hast die Ehre, dem größten Virtuosen unter den befiederten Künstlern lauschen zu dürfen. Auf der Berberitze sitzt er, der schmuck gekleidete Musiker. Wie eifrig er mit dem Taktierstocke, seinem Schwanze, den Takt zur eigenen Musik schlägt! Ist

das nicht Lerchengesang, wie man ihn aus der Ferne vernimmt? Ist das nicht das traute Schwalbenlied? Pinkt jetzt nicht die Kohlmeise? Balzt nicht das Rebhuhn? Vogelweise reiht sich an Vogelweise, und alle entströmen derselben Kehle. So tonrein, so ausdrucksvoll werden sie vorgetragen, daß man meint, jedesmal den betreffenden Sänger selbst zu hören. Solch ein Künstler ahmt fünfzehn und noch mehr Vogellieder nach, Lock-, Warn- und andre Töne noch gar nicht gerechnet. Und dieser Meister der Töne ist nicht imstande, ein eigenes Lied zu singen. Ein Virtuos, aber kein Komponist. Und sein Name, wie verträgt er sich mit einer edeln Künstlernatur? Ein arger Nestplünderer, ein gefährlicher Wegelagerer, der seine Opfer auf Dornen spießt, ist der rotrückige Würger. Ein ähnlicher Potpourrisänger ist auch der Gelbspötter drüben in dem Obstgarten. Auch er ahmt fremde Weisen nach, aber er entlehnt gleichsam nur Motive dem Liederschatze andrer Vögel, bildet sie nach seinem Geschmack um, verquickt sie mit eignen Tönen und Strophen und schafft so eigentlich ein ganz neues Tongebilde.

Vom Dachfirste des Thorwärterhäuschens knixt und singt uns Hausrotschwanz einen Abschiedsgruß zu. Sein Nachbar in der Pappel aber, Freund Starmatz, bietet alle Künste seines Bauchrednertalents auf, um uns zu überzeugen, daß er ebenso gut ein Künstler sei wie etwa Amsel und Pirol.

* * *

Leb wohl, Moritzburg! Mit deinen dunkeln Wäldern, mit deinen hellen Seen, mit deiner vielgestaltigen Tierwelt bist du eine Perle unsers schönen Sachsenlandes. Erhalte Gott noch lange den königlichen Waldherrn, damit du unter seiner schützenden Hand bleiben darfst, was du bist: ein Jungbrunnen für Körper, Geist und Gemüt.

Arthur Hammer.

Der Rentamtmann Karl Preusker.

Ein Volksbildungsfreund.

Noch sehe ich ihn vor mir, den alten, würdigen Herrn mit dem freundlichen Gesichte und dem vollen, weißen, leichtgekräuselten Hauptthaar, wie er durch die Straßen meiner Vaterstadt Großenhain schreitet und von den ihm begegnenden Bürgern mit größter Achtung gegrüßt wird. Ja, der Rentamtmann Preusker war der Stolz der Stadt. Die Großenhainer wußten recht gut, daß er ein berühmter Mann war, der schöne Bücher schrieb, den der König schon wiederholt besucht hatte, zu dem öfter gelehrte Herren kamen, um ihn kennen zu lernen und seine reichen Sammlungen zu bewundern. Sie wußten auch seine Verdienste um die Stadt zu schätzen und freuten sich eines solchen Mitbürgers, der von den Gewerbevereinen als der sächsische Franklin gefeiert wurde. Auch wir wilden Jungen grüßten ihn mit Ehrerbietung; denn auch wir waren ihm zu Dank verpflichtet.

Hatte er doch mit der Stadtbibliothek zugleich eine Schulbibliothek geschaffen, aus welcher wir uns für die langen Winterabende herrliche Geschichtsbücher holten. Und dieser Mann hatte sich aus eigener Kraft mühevoll emporgearbeitet.

Karl Preusker war ein Lausitzer. Er wurde am 22. September 1786 zu Löbau geboren, woselbst sein Vater einen Handel mit Schnitt- und Leinenwaren betrieb. Vom sechsten bis zehnten Jahre besuchte er eine Sammelschule. Er erzählt in seiner Selbstbiographie: „Das Schulwesen stand am Ende des vorigen Jahrhunderts auf einer sehr niedrigen Stufe. Ich besuchte eine Sammelschule für Kinder verschiedenen Geschlechts und Alters, wo es die Schüler bis zum Lesen, notdürftigen Schreiben und zur Einprägung des kleinen lutherischen Katechismus nebst dem Einmaleins brachten. Da gab es noch manche seltsame Strafen, z. B. auf Erbsen knieen, sitzen auf einem Fäßchen mit scharfem Rand und ohne Deckel; starke Knaben hatten ein schweres, mit Blei ausgefülltes Ochsenhorn mit einer Hand hochzuhalten, wogegen Mädchen mit einem oben mit einem Gemsenhörnchen verzierten Stabe schildern mußten; außerdem fand Züchtigung mittelst der Hand und verschiedenartiger Stöckchen und Ochsenziemer statt. Da mein Vater an sich eine gute Schulbildung nur zu sehr vermißte, so war er bemüht, mich alles Erforderliche erlernen zu lassen, und es gelang ihm, daß ich im 11. und 12. Jahre die Stunden in einer Kaufmannsfamilie mit besuchen durfte, in denen ein sehr verständiger Informator den Schülern manche wissenschaftliche Kenntnisse beizubringen suchte. Bei meinem damaligen Alter und völlig mangelnden Vorkenntnissen blieb bei mir wenig davon im Gedächtnis, und nur das regelmäßige Führen eines Tagebuchs und das bei des Lehrers Spaziergängen mit den Schülern betriebene Sammeln von Steinen, Moosarten u. s. w. hatte Einfluß und ward von mir später fleißig fortgesetzt."

Diese Neigungen haben unsern Preusker gleichsam als treue Freunde durchs ganze Leben hindurch begleitet. Der begabte Knabe wollte gern studieren. Es wurde auch dazu ein Anlauf genommen; denn er besuchte einige Zeit das Lyceum seiner Vaterstadt. Aber die geschäftlichen Verhältnisse seines Vaters gestatteten nicht die Fortführung; der Knabe mußte vielmehr als Gehilfe des Vaters in die Handlung eintreten. Da in Löbau selbst wenig verkauft wurde, so bezogen Vater und Sohn die Märkte in den Städten und Marktflecken der Umgebung. Diese kleinen Reisen hatten zwar anfangs manchen Reiz, da viel freie Zeit zum Lesen übrig blieb, auch vielerlei zu sehen und namentlich bei Antiquaren für die Sammlungen manches billig zu erlangen war; jedoch das Unangenehme eines derartigen Geschäftsbetriebes trat bald mehr und mehr in den Vordergrund. Das Ziehen nach den kleineren Märkten in benachbarten Orten zu Fuß, nicht selten bei Regen und Schnee, die Notwendigkeit, den ganzen Tag über in der Bude oft der größten Kälte oder lästiger Sonnenhitze ausgesetzt zu sein, sowie das sich immer wiederholende leere Geschwätz bei dem Anpreisen und dem Verkaufe der Ware, dieses alles und überhaupt das ganze ungeordnete und unruhige Treiben bei solchem Handelswesen ward dem jungen Preusker bald höchst widerwärtig.

Aus dem Studieren war nichts geworden; mit der Handelsschaft war auch nichts, zumal das Geschäft infolge der unruhigen und schweren Kriegszeiten mehr

und mehr zurückging, und so beschloß nun Preusker, der für Bücher eine leidenschaftliche Liebe besaß, sich dem Buchhandel zuzuwenden. Auf eine Zeitungsanfrage hin gelang es dem nun bereits im 19. Jahre stehenden Jünglinge, als Lehrling in der Köhlerschen Buchhandlung in Leipzig Annahme zu finden. Michaelis 1805 trat er in seine neue Stelle ein. Es war eine schwere Lehrzeit; aber Preusker fühlte sich nun so recht in seinem Elemente. Er konnte in vollstem Maße seine Wißbegierde befriedigen, und mit eisernem Fleiße kam er nicht nur seinen Berufspflichten nach, sondern arbeitete auch noch an seiner eigenen Weiterbildung. Damals gewöhnte er sich besonders an das Lesen mit der Feder in der Hand, das allen zu empfehlen ist, denen die Lektüre nicht bloß zur flüchtigen Gemütserheiterung und zum Zeitvertreib dienen soll.



Karl Preusker.

Dabei ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, um seine Sammlungen zu vermehren; namentlich wurde seine Autographensammlung reichhaltig. Über den Nutzen solcher Privatbeschäftigungen spricht er sich später, als gereifter Mann, folgendermaßen aus: „Nicht nur in meinen Schriften, sondern auch in mündlicher Unterhaltung, zumal mit jungen Leuten, habe ich öfter den Rat gegeben, es möchten Knaben an das Führen von Tage- oder Wochenbüchern zum Anmerken ihrer Erlebnisse gewöhnt werden, was zugleich einen erfreulichen, jedem zu wünschenden Sinn für historisches Wissen anregt und ebenso zur Wahl von Lieblingswissenschaften, Anlegung von wissenschaftlichen Sammlungen oder auch zur Aneignung von angenehmen und nützlichen Kunstfertigkeiten (Musik, Zeichnen u. s. w.), um als freistehende, sich selbst überlassene Jünglinge desto eher von nur zeitvertreibenden oder gar nachteiligen Beschäftigungen abgehalten zu werden; sie würden ihnen auch dann noch, wenn sie zu ernsten, bedachtsamen Männern herangereift sind, manchen hohen Genuß bereiten. Für die Lektüre möge man zuweilen auch Biographien verdienter und geachteter Männer wählen und zwar weniger die von Fürsten und Helden, als vielmehr von Gelehrten und gewerbfleißigen Bürgern, je nachdem ihr Berufsfach dem Leser nahesteht, und insofern sie geeignet sind, ihm edle Vorbilder zur Nacheiferung darzubieten. Möge man diese Nebenbeschäftigungen auch Steckenpferde nennen, sie sind jedenfalls edler Art und von günstigerem Einflusse als das Wohlgefallen am Kartenspiel zum Geldgewinn und an sinnlichen Genüssen über den Bedarf oder ähnlichen tadelnswertem Beginnen, welchem man eben durch jenes thätige und nützliche Wirken eifrig vorbeugen sollte. Die Wissenschaften

können, ebenso wie die schönen Künste, wohl eigentlich als Busenfreunde selbst des wenig bemittelten Menschen angesehen und zum großen Teile auch von Nichtgelehrten, nicht auf Gymnasien und Universitäten gebildeten Geschäftsmännern betrieben werden; sie gewähren überhaupt um so höheren Genuß, als sie, mit dem Weltleben ohne nähere Berührung, dem Menschen eine neue Welt aufschließen, in der er, trotz treulich betriebener Berufsgeschäfte, nach Gefallen und eigener Neigung sich zu erfreuen und zu ergötzen vermag."

Es konnte nicht fehlen, daß Preuskers Lehrherr, der Buchhändler Köhler, den jungen Mann lieb gewann, und so kam es, daß er seinen Lehrling, anstatt nach vier Jahren, bereits nach drei und ein viertel Jahren freisprach und ihn als Gehilfen weiter in der Handlung behielt. Es trieb aber Preusker in die Welt hinaus, und so trat er 1809 in Braunschweig in die Schulbuchhandlung des Schulrates Campe ein, des bekannten Verfassers des Robinson. Dort erwarb er sich durch seinen Fleiß und seine Gediegenheit ebenfalls bald das Wohlwollen des Prinzipals; zudem trat er in Berührung mit namhaften Gelehrten. Auch in der Familie Campes fand er freundliche Aufnahme. Dem Umgange mit Campe verdankte Preusker mannigfache pädagogische Anregungen, die er später in seinen Schriften verwertete.

Unter der Gewaltherrschaft Napoleons sank der deutsche Buchhandel mehr und mehr. Preusker mußte seine Stelle aufgeben und wurde 1811 mit den günstigsten Zeugnissen entlassen. Nach einer Wanderung durch Norddeutschland kam er stellenlos wieder in seiner Heimat an, und es blieb ihm nichts weiter übrig, als nochmals in das Geschäft seines Vaters einzutreten. Aber auch hier war das Elend infolge der vielen Einquartierungen eingekehrt, so daß nach ein paar schweren Jahren der junge Preusker sich wiederum nach einem anderen Berufe umsehen mußte. Da erließ nach der Schlacht bei Leipzig der russische Fürst Repnin als Generalgouverneur von Sachsen einen Aufruf zur Anmeldung für das Banner freiwilliger Sachsen. Hatte der Krieg unsern Preusker in bitterste Not gebracht, so sollte er auch wieder der Weg zu seinem Glücke werden. Obwohl nicht recht dem Militärstande zugeneigt, faßte er doch, als er jenen Aufruf las, den Entschluß, sich ohne Verzug für das Banner zu melden; er wurde angenommen und mit Anfang des Jahres 1814 dem sächsischen General von Tettenborn als Brigadesekretär beigegeben. Wie in allen seinen Stellungen, so zeichnete sich Preusker auch hier durch seine Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue aus, so daß er bald nachher als Regimentsquartiermeister dem 5. Landwehrregimente zugewiesen wurde und mit diesem an den Rhein marschierte. Später, nach dem ersten Wiener Frieden, wurde Preusker in derselben Eigenschaft zum 2. Schützenbataillon versetzt, das mit dem sächsischen Armeecorps in Frankreich das Norddepartement besetzt hielt und in der kleinen Festung Le Quesnay einquartiert war. Mit gutem Erfolg hatte sich Preusker in die neuen Verhältnisse eingearbeitet, und wieder benutzte er seine Stellung dazu, sein Wissen und Können zu erweitern. Hierzu dienten ihm besonders kleine Reisen, die er in Frankreich unternahm. Unter anderem besuchte er auch Paris und lernte dabei die reichen Kunstschätze und die vielen wissenschaftlichen Sammlungen der großen Stadt kennen. Er traf daselbst auch

mit Alexander von Humboldt zusammen, der den jungen wißbegierigen Sachsen freundlich aufnahm und ihm seine reichen Sammlungen zeigte.

Im Frühjahr 1817 kehrten die Schützen nach Sachsen zurück, und zur großen Freude Preuskers wurde das Bataillon nach Leipzig gelegt. Nun endlich ward es ihm möglich, seinen längst gehegten Wunsch, die Universität besuchen zu können, auszuführen. Da er später eine Rentamtsverwaltung zu erlangen wünschte, so studierte er namentlich mit großem Eifer Cameralia. Im Herbst 1821 ward Preusker mit seinem Schützenbataillon nach Döbeln versetzt. Hier verheiratete er sich mit der Tochter des Bürgermeisters Löwe. Die Ehe war eine sehr glückliche. Preuskers Verhältnisse gestalteten sich wesentlich besser, als er 1824 die längst ersehnte staatliche Anstellung erhielt; er wurde nämlich Rentamtmann in Großenhain. Dieses Amt war ganz vorzüglich für unsern Preusker geeignet. Es bot viele Abwechslung und war mit mancherlei das wissenschaftliche und technische Fach streifenden Geschäften verbunden. Die zahlreichen auswärtigen Expeditionen begünstigten auch die Verfolgung seiner Liebhabereien, beispielsweise das Forschen nach Altertümern. Die kleine Stadt selbst hatte ja zunächst wenig Anmutendes. Man hatte auch an Preusker manches auszusetzen. Besonders gefiel zweierlei nicht: erstens, daß der neue Rentamtmann nicht Karte spielte, und zweitens, daß die Familie zurückgezogen lebte und nicht an Gastmählern und Punschabenden Freude fand. Man gewöhnte sich aber nach und nach an diese Eigentümlichkeiten, und Preuskers Beispiel fand später sogar mehrfache Nachahmung. Ihm aber that sich in der neuen, sehr selbständigen Stellung, die ihm auch hinreichende Zeit für private Studien ließ, ein neues Leben auf in eifriger Beschäftigung mit seinen Lieblingswissenschaften, und dies führte für ihn eine gesteigerte geistige Erhebung herbei, wie sie in seinen früheren Verhältnissen nicht möglich gewesen wäre. Zunächst wandte er sich der Altertumskunde zu, für welche damals das Interesse erwachte. Unter seiner Leitung fanden nicht nur in der Umgegend von Großenhain, sondern auch in anderen Teilen Sachsens, namentlich in der Lausitz, zahlreiche Nachgrabungen statt, die oft überraschende Resultate ergaben und reiche Ausbeute an Urnen, Waffen, Schmuck u. dergl. lieferten. Eine Reihe trefflicher Schriften erschien, darunter „Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten, Geräte, zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Altertum und christlichen Mittelalter der sächsischen und angrenzenden Lande. Leipzig. 3 Bände.“ Dieses ganz besonderes Aufsehen erregende Werk enthält die schönen Früchte von Preuskers Altertumsstudien. Es konnte nicht fehlen, daß die namhaftesten Forscher an seinem Streben lebendigen Anteil nahmen und mit ihm in Verbindung traten. Selbst Goethe interessierte sich für Preuskers Bestrebungen. Außer diesen Schriften waren aber auch die reichen Sammlungen des gelehrten Rentamtmannes von hoher Bedeutung. Den Hauptteil derselben überließ Preusker nach seiner Pensionierung 1853 den königlichen Sammlungen zu Dresden.

Preuskers Name wurde in der Gelehrtenwelt mit hoher Achtung genannt. Bald sollte aber auch der Bürgerstand mit seinem Wirken genauer bekannt werden und Preusker in seiner Fürsorge für das Volkswohl seine schönsten Erfolge

erzielen. Das durch den Krieg erschöpfte und durch die Landesteilung sehr verkleinerte Sachsen bedurfte allseitiger Hilfe, um sich wieder zu heben und zu kräftigen. Namentlich galt es, Gewerbe und Industrie möglichst zu fördern. Preusker erkannte, daß ein Hauptmittel hierzu die höhere Ausbildung der Gewerbetreibenden sei. Ende 1829 errichtete er deshalb, unterstützt von gleichgesinnten Freunden, in Großenhain eine Sonntagsschule für Lehrlinge und Gesellen. Damit aber die gewerbtreibenden Bürger ebenfalls nicht ohne Anregung blieben, gründete er 1832 einen Gewerbeverein und, als drittes Glied in der Reihe der Förderungsmittel, eine Stadtbibliothek, mit welcher mehrere wissenschaftliche Sammlungen verbunden waren. Sämtliche Anstalten nahmen unter seiner mustergiltigen, praktischen Leitung einen raschen Aufschwung, gelangten zu einer ungeahnten Blüte und riefen an anderen Orten ähnliche Einrichtungen hervor. Mit der Gründung dieser drei Institute durch Preusker begann überhaupt die Wirksamkeit für die gewerblichen Interessen in Sachsen, und seine kleine 1832 herausgegebene Schrift: „Nachricht von der Sonntagsschule und dem Gewerbeverein in Großenhain" erregte, als die erste über diesen Gegenstand erschienene, allgemeine Aufmerksamkeit. Preuskers Verdienste fanden von allen Seiten freudige Anerkennung, und zwanzig sächsische und dreizehn außersächsische Gewerbevereine — meist infolge seiner Anregungen entstanden — bewiesen ihm durch Ehrendiplome ihre Hochachtung. In dieser Zeit — 1833 — wurde ihm vom Könige Friedrich August II. der Civil-Verdienstorden verliehen, den wohl wenige mit größerem Rechte getragen haben als Preusker, und im Jahre 1841 erhielt er dazu die preußische große goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst.

Im rastlosen Eifer für Förderung des Volkswohls verfaßte Preusker auch eine Reihe von pädagogischen Schriften, in denen er für bessere Jugendbildung und häusliche Erziehung, für Nacherziehung und Nachschule der heranwachsenden Jugend u. a. eintrat. Einer der tüchtigsten Pädagogen Deutschlands, der Seminardirektor Diesterweg, schrieb infolgedessen an Preusker: „Ich verdanke Ihren Schriften Stunden der Belehrung und Erquickung; in allen weht der Geist wahrer Menschenliebe, und Ew. Wohlgeboren erfassen die Zeit und ihre bewegenden Faktoren mit einer solchen Vielseitigkeit, daß man den dargebotenen Reichtum bewundert." Was Preusker theoretisch aufgestellt hatte, das suchte er auch praktisch durch Einrichtung von Bewahrschulen, durch Gründung von Fortbildungsschulen, von Frauenvereinen u. dergl. zu verwerten, und gerade dadurch, daß bei ihm immer mit der Theorie die Praxis Hand in Hand ging, erzielte er so bedeutende Erfolge.

Auch auf dem Gebiete der Volkserzählung versuchte er sich mit Glück, und sein „Sophiendukaten oder des Tischlers Gustav Walther Lehrjahre" wurde sehr günstig aufgenommen.

Als ein echter und wahrer Volksfreund betonte er immer und immer wieder, daß der Bürger nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten habe — ein Satz, dessen letzte Hälfte leicht vergessen wird. Preusker selbst ging in seinem bürgerlichen Leben mit gutem Beispiel voran. Trotz seines vielseitigen Wirkens vernachlässigte er sein Amt nie; aber er verstand es eben, seine Zeit in bester

Weise einzuteilen und zu verwenden. Im Wirtshaus war er nicht zu sehen; seine Erholung fand er in seiner Familie und unter seinen Freunden. Wie groß sein Ansehen auch in maßgebenden Kreisen war, davon zeugen folgende Worte aus einem Briefe des Ministers von Carlowitz: „Ew. Wohlgeboren und ich verfolgen ein Ziel; Sie durch überwiegende Sachkenntnis, ich durch äußere Mittel, wie sie meine dienstliche Stellung darbietet. Wir wollen uns also gegenseitig recht oft nahe treten. Finden Sie, daß etwas für unsere gemeinsamen Zwecke durch mich geschehen könne, so raten Sie mir freundlichst, was ich zu thun habe, und ebenso sagen Sie mir es, wenn Sie bemerken sollten, daß die in die Hände des Ministeriums gelegten Mittel hier und da nicht auf die nützlichste Weise verwendet werden.“ Preusker hat rechtschaffen geraten, und das, was er angestrebt hat, ist in überraschender Weise in Erfüllung gegangen.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens, besonders nach seiner 1853 erfolgten Pensionierung, beschäftigte sich Preusker vorzugsweise mit seinen Sammlungen und mit seiner Selbstbiographie, die aber erst nach seinem Tode in Druck erschien.*) Dieselbe ist von hohem Interesse; sie ist ein glänzender Beleg für das Schillersche Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“ Eine große Freude wurde ihm 1866 dadurch zuteil, daß die sächsischen Gewerbevereine, die ihn mit Stolz ihren Vater nannten, eine Preuskerstiftung ins Leben riefen, die den Zweck hat, unbemittelten, jüngeren Gewerbetreibenden den Besuch einer gewerblichen Bildungsanstalt zu ermöglichen. Durch diese Stiftung ist schon viel Segen verbreitet worden.

Am 15. April 1871 ist Preusker im Alter von 84 Jahren verschieden. Bis zu seinem letzten Augenblicke verblieb ihm das klare Bewußtsein. Die großen Ereignisse des letzten Jahres erfüllten seine Seele, und schon dem Tode ganz nahe, bestimmte er noch einen Teil seiner reichhaltigen Bibliothek für das neu erworbene Straßburg. — Er half immer, wo er nur helfen konnte. — Ehre seinem Andenken!

H. E. Stötzner.

Blicke in die Lausitzer Volkssprache.

Die Stellung der Lausitz zu dem eigentlichen Kerngebiet Sachsens, den sogenannten „Erblanden,“ ist stets eine eigentümliche gewesen. Vielfach leidet dieser schöne Landesteil noch heute unter dem Vorurteile des Westsachsen, der mit einer gewissen Verachtung von der „wendischen“ oder gar „Hundetürkei“ spricht. Die besonderen ausgeprägten Eigentümlichkeiten des hier noch lebendigen Volkstums mögen in der Zeit rationalistischen Denkens, im 18. Jahrhundert, dem von feiner obersächsischer Bildung Beleckten ein Greuel der Unbildung gewesen sein; heute

*) Lebensbild eines Volksbildungsfreundes. Selbstbiographie von Karl Preusker, Rentamtmann in Großenhain. 1786—1871. Zum Besten der Preuskerstiftung. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

fühlt man sehr richtig, wie in dem vielverzweigten Stammestum die Quelle deutscher Kraft zu suchen ist, und wie gerade die ursprünglichen Mundarten diese Stammeseigentümlichkeiten noch am wenigsten gebrochen zum Ausdruck bringen.

Georg Örtel sagt mit Recht in seinem liebenswürdigen Heftchen in Oberlausitzer Mundart „Wie's Vulk redt" in der Einleitung: „Die Schriftsprache ist eine geborene Gegnerin der Eigenart; die Mundart ist ihre Schützerin und zugleich ihr Schützling. Wer wissen will, wie das Volk im Innersten seines Herzens denkt, wie es weint und lacht, wie es flucht und betet, der darf es nicht hochdeutsch reden lassen." Ein jeder, der auf dem platten Lande als Kind eines Stammes aufgewachsen ist, der sich wie der Lausitzer kräftiger Eigenart und einer lebendigen Mundart erfreut, wird es empfunden haben, wie anheimelnd in der Fremde besonders der vertraute Klang der Mundart berührt. In ihr werden uns ja die am tiefsten wurzelnden ersten Eindrücke der Kindheit übermittelt; mit dem ihr eigentümlichen Wortschatz, der besonderen Aussprache und ihrem Tonfall ist für uns ein Gefühlswert verbunden, den uns das Hochdeutsche nie in diesem starken und tiefen Sinne gewähren kann; an der Mundart haftet geradezu ein wesentliches Stück des Erdgeruches der Heimat. Es ist höchst charakteristisch für die Übergangsstellung des sächsischen Volkstums, daß es seine kräftigsten Stützen an der Peripherie, im Vogtland und in der Lausitz hat, an den Stellen also, die mundartlich über die heutigen politischen Grenzen hinausweisen.

Die Lausitzer Mundart bildet den Übergang zu dem schlesischen Dialekte, der ja heute in Gerhart Hauptmanns Schöpfungen alle Bühnen erobert hat; sie steht in Lautstand und Wortschatz im Gegensatz zu den übrigen sächsischen Mundarten, die unter sich eine größere innere Verwandtschaft aufweisen als das Lausitzische zu ihnen. Dem Bewohner des sächsischen Niederlandes wird unter den sächsischen Gebirgsdialekten der Lausitzer am wenigsten verständlich sein; hier hat er sich vor allem den Ruf der Rauheit und des Poltrigen erworben, was viel zur Beurteilung der gesamten Eigenart des Lausitzers mit beigetragen haben mag. Zu diesem Urteile wird der Westsachse besonders durch die rollenden R- und L-Laute, die dumpfen Vokale und die ungenierte laute Sprechweise des Lausitzers veranlaßt, wie sie besonders an öffentlichen Orten, bei Markttagen, in Wirtshäusern, auch bei Aussprache über gleichgiltige Dinge hervortritt. Daß die Lausitzer Mundart in jedem Dorfe wieder Unterschiede aufweist, ist in diesem schönen Landesteile, wo das Volkstum noch so gesund und lebenskräftig ist, nicht verwunderlich. Unverfälscht hört man die Volkssprache besonders südlich des Czornebohzuges „ei Cunewale" (Cunewalde), am Valtenberge „ei Steewumsdg" (Steinichtwolmsdorf), in den „Oberdörfern" am Kottmar, „ei Äberschbach (Ebersbach), ei Gierschdurf (Neugersdorf), ei dr Eibe (Eibau), ei Leckerschdurf (Leutersdorf), Kutterschdurf (Kottmarsdorf), Üderz (Oderwitz)" u. s. w. Da „quirln un walgern" sie noch nach Herzenslust, und bei ihnen hört man auch noch am häufigsten jene Wendungen, durch die sich der Lausitzer sofort verrät; sie sind zugleich treffliche Beispiele für den eigenartigen Lautstand der Volkssprache. Wie in Palästina seinerzeit die Israeliten und Ephraimiten an der Aussprache des hebräischen Wortes „Schiböleth" (Strom) erkannt wurden, weil letztere „Siböleth" sagten, ebenso sind dem Lausitzer außer seinem R und L gewisse

Wendungen eigentümlich, die er oft gebraucht; so das dem Westsachsen zunächst auffällige „ack" oder „ock", das unserm hochdeutschen „doch" entspricht. „Sieh‿ock" oder „Settch ock" (Seht doch) hört man so häufig, daß der Volksmund die Zittauer Soldaten und die Lausitzer überhaupt mit dem Namen „Sieacker" belegt hat. So sind auch fast zu geflügelten Worten die Wendungen „Gieh ock" (Geh doch), „Kummt ock rei'!" (Kommt doch herein), „Hinte ne" (Heute nicht, ist überhaupt Abweisung, entsprechend: ‚Nein, nichts giebt's') oder die Frage: „Aßt'r ô no mie?" (Eßt ihr auch noch mehr?) geworden. Auch der Ersatz von „a brinkl" (ein kleiner Brunken, Brocken eigentlich) für das westsächsische und hochdeutsche ein bißchen (ein kleiner Bissen) fällt von vornherein auf.

Neben diese die Lausitzer Mundart im allgemeinen kennzeichnenden geflügelten Dialektworte treten eine Reihe von Sprachneckereien, mit welchen sich verschiedene Dörfer gegenseitig hänseln. So ergötzt man sich an dem schnell mit Ebersbacher Klangfarbe gesprochenen Satze, der die weise Mahnung der besorgten Gattin an ihren Eheherrn wiedergiebt: „Gieh ocke ni erne no nei wu!" (Geh aber nicht etwa noch wo hinein!) „Ei Rächenä un Wäßdorf (Reichenau und Weigsdorf bei Friedland) dun se gägn, pfäfn, Baß strächn, alls ze glächer Zät, un drummeln dun se â" (geigen, pfeifen, Baß streichen, alles zu gleicher Zeit, und trommeln thun sie auch). In „Sädndorf (Seitendorf) gieht's hingum bei dr Kopal vorbä" (geht's hintenum bei der Kapelle vorbei), oder man ruft ihnen den Spottvers zu: „Dräviertel drä komm' de Sädndorfer so trätä bei dr Kopal vorbä." Die Dörfer östlich vom Neißethal verschleifen die E-Endungen in so schneller Rede, „do‿aß' enn bâl go‿ar z' g'schwind gîht, wie dort an Sach brett, enn d' Wach âgsoït, 's dörr Futtr gwant, 's Lâsbichl bzâlt, ât Körch gang wird" (daß es einem bald zu geschwind geht, wie dort eine Sache beredet, man gescholten wird, das dürre Futter gewendet, das Lesebuch bezahlt, in die Kirche gegangen wird). Auf das eigentümliche quirlende „dicke" L der Johnsdorfer weist der Volksmund spottend hin mit der Frage, ob „Bexlobl off Rengääsch odr Bitääschhibl" (Gottlob Bex auf Rengers oder Peters Hügel) wohnt. Die Waltersdorfer Aussprache kennzeichnet man ähnlich in dem Satze: „Uf Bitääsch Hibl is Nabl, un do stiht a Tampl, und do schiss'n se mit Kanoln" (Auf Peters Hübel ist Nebel, und da steht ein Haufen Menschen, und da schießen sie mit Kanonen). Eine besondere sprachliche Stellung unter den Lausitzern nehmen die Seifhennersdorfer ein, die ja auch geographisch eine eigene Lage haben, insofern sie von Böhmen fast vollständig umschlossen sind. Den übrigen Lausitzern mag ihre eigentümliche Aussprache, die anstatt des R meist ein A setzt, unangenehmer und rauher als ihre eigene erscheinen; sonst würde man nicht behaupten, Gott habe für dies Dorf bei der Sprachverteilung nur die „Têgkratze" (Teigkratze, Werkzeug des Bäckers zum Abschaben des Backtroges, das rauhe Geräusche hervorruft) übrig gehabt. Man ruft ihnen scherzend zu: „Do wumma oba kichan!" oder „Sieh ock, wie da Seega beimbat un da Väda schnaicht!" (Sieh doch, wie die Uhr bimbert und der Vater schnarcht!).

So interessant die hierdurch bewiesene Thatsache ist, wie das Volk selbst lautliche Unterschiede innerhalb seiner Mundart herausfühlt, so umfassend, eingehend und schwierig würde eine wissenschaftliche Darstellung des Lautstandes

unseres Lausitzer Dialektes sein, wie sie in guten Vorarbeiten*) schon angebahnt ist, die auch an dieser Stelle mehrfach benutzt werden konnten. Hier soll nur noch auf einige interessante Erscheinungen aus der Wortbildung, dem Wortschatz und aus dem Gebiete sprichwörtlicher Redensarten hingewiesen werden.

Eigentümliche Wortformen entstehen oft durch Zusammenziehung mehrerer Silben oder Wörter und Auswerfung von Vokalen und Konsonanten. „Ar soite" für „er sagte", „die Moid" (Magd), „es leit" (liegt) entspricht der Entstehung unseres hochdeutschen „Getreide" aus getragede („Das Getragene"); ebenso ist wohl „Kaule" (auch „kalchl", Ardappelkalchl) aus „Kugel" entstanden. Die Endungen werden auch vollständig verschleift in erbr (ehrbar), zwîsch (zweifach), Lâbsl (Labsal), Grâtschn (Kretscham, Wirtshaus), Sparlch (Sperling), Ômßе (Ameise), Arbt (Arbeit), Widnt (Widemut), Uderz (Oderwitz), Frôntche (Frauentag, d. i. Marientag, die Lichtmesse), Grabscht (Grabscheit), Vîbch (Viehweg), Leimt (Leinwand), Walpr (Walpurgis). Ferner wird die Eberesche zur Âbsche, der Wutschierling zu Wutschrch, mein Lebtag zu meiladche.

Höchst charakteristisch ist für die Lausitzer wie die schlesische Mundart die enge Verbindung von „voll" mit verschiedenen Substantiven. Von einer „Hampfl" (einer Hand voll; davon abgeleitet im übertragenen Sinne „hampflich", nicht fein, etwas ungehobelt) spricht man auch in den Erblanden; ostdeutsch sind die Formen „Armfl, Korbfl, Guschfl, Topfl" u. s. w. (Z. B. Ar mocht a Gesicht wie siebn Topfl Mäuse).

Das polternde und quirlende Gepräge der Lausitzer Mundart wird mit hervorgebracht durch die Vorliebe für Verbalbildungen auf eln und ern, ferner sen, zen, schen, tschen. Da begegnen uns z. B. die Wörter fitscheln, hudeln, knorpeln, pappeln, brûzln, quengeln, rappeln, rippeln, schnetln, trampeln, zâtschln, guckern, rattern, schwapprn, wälgern, gacksen, gicksen, grapsen, mucksen, schmitzen, gnorksen, stenzen, gerschn, grîschn, brâschn, breschn, matschn, pantschen, bitschen u. s. w. Die Mundart hat auch Neigung, von beliebigen Wörtern ohne weiteres Verba abzuleiten. So werden kleine Kinder geboit (Boie = Wiege, in Westfachsen auch Heie genannt), größere bei Unbotmäßigkeit wohl gedräislt (von Tragseil); verfilztes Gespinst hôst (ist in Verwirrung, daher auch „verhôst" = verwirrt, verrückt); in der Sankt Thomasnacht dômst man (verbringt sie mit Arbeit und Spiel); der Kartoffelacker wird gefurchelt, und der Umständliche mârâkelt viel (von Mirakel, schwatzt Unnützes und Unglaubhaftes).

Den obenerwähnten kühnen Verbalbildungen, die ohne weiteres von Hauptwörtern abgeleitet werden, stehen gegenüber von Verben abgeleitete Substantive, in denen wir Substantivbegriffe vollständig anders als im Hochdeutschen durch jedenfalls uralte Formen ausgedrückt finden. So hören wir für „Schrei": „der Gâl" (mittelhochdeutsch gal = Ton, Schrei, Schall, daher Nachtigall = Nachtsängerin, auch gellen davon abgeleitet), für „Kraft": „Vrmûk" (Vermögen), für „Appetit auf etwas haben": „en Sehner haben" (von sehnen, jedenfalls zugleich die treffendste deutsche Übersetzung des Fremdwortes), für „Schattenbild oder Spur": „der Schîm"

*) Kießling, Blicke in die Mundart der südlichen Oberlausitz; Michel, Die Mundart von Seifhennersdorf; Meiche, Der Dialekt der Kirchfahrt Sebnitz.

(mhd. schime, von schîmen, aus gleicher Wurzel wie scheinen), für „ein Trunk Wasser“: „ein Schlunk Wasser“ (von schlingen).

Eine Menge Wörter treten uns in der Mundart entgegen, die im Hochdeutschen nur mit anderer Bedeutung verwendet werden. Der Lausitzer hat „Angst“ bei Zahn- und Kopfweh, er redet geradezu von Kopf- und Zahnangst. Während wir im Hochdeutschen dies Wort mehr von seelischen Schmerzen vor Künftigem verwenden, deutet es in der Mundart den körperlichen Schmerz an. Es „beleidigt sich“, wer sich entleibt, und man „ärgert sich“, wenn man um jemand trauert. Arme Kinder werden zu Weihnachten „begabt“, d. h. beschenkt; wenn man eine Person schildert, „bemalt“ man sie. „Da plagt's“, hört man, wenn es irgendwo fehlt und mangelt. „Ich bî ni so bekümmert wie andre Leute“, sagt der Lausitzer und meint, er sei nicht so neugierig. Eine Treppe geht „stolz“, d. h. steil herab, und das Pferd ist „herrlich im Fressen“, d. h. wählerisch. „Das soll mich verlangen, wie das noch werden wird“, entspricht dem gemeindeutschen Ausdrucke: „Da bin ich aber neugierig.“ In den Oberdörfern brechen zur Nachtzeit „die Schälke“ ein (Diebe, mhd. schalk Knecht, später erst Mensch von hinterlistiger Gesinnung, heute im Hochdeutschen zum Necken aufgelegte Person. In der Lausitzer Mundart ist also das Wort in seiner Bedeutung am tiefsten gesunken). Ebenso meint man hier mit der Wendung „im Hause stehn“ die Hausflur („wir sind hier bloß zu Hause“, d. h. zur Miete. „Brûthoisl“ ist der Brotschrank). „Schaden“ hat sich in der mundartlichen Bedeutung verengt, zunächst ist damit „Krankheit“ gemeint („Er hât sen Schâden“ = Er hat seine Krankheit);*) ebenso ist es bei „Wesen“ („Er hâts Wasen“ = Er hat seine verrückte Stunde oder ist ganz verdreht). „Lob“ dagegen bedeutet „Ruf“ im allgemeinen. („Doß 'r faul is, is sei Lob.“) Interessant nach dem Bedeutungsgehalt der Wörter ist z. B. der Satz, den der Arzt oft hört: „'s giht mr nich ernd stâtlich (stattlich = gut), Angst (Schmerzen) hô_ch keene, âber kenn Vrmûk“ (Kraft).

In der Lausitz treten uns lebendiger als in den westelbischen Gebieten Sachsens die alten Gegensätze zwischen wendischem und deutschem Volkstum entgegen; auch in der Volkssprache haben diese Beziehungen ihren Niederschlag gehabt. Wie das Wendische, eine langsam absterbende Sprache, von dem Deutschen viele Worte entlehnt hat, so haben auch die ostdeutschen Mundarten manches Slavische aufgenommen. Die Gans wird häufig noch „Husche“ genannt (wendisch hužo = Gans, ähnlich tschechisch; daher ja das sagenhafte prophetische Wort des slavischen Vorreformators Huß: „Eine Gans tötet ihr, einen Schwan werdet ihr nicht vertilgen können“). Auch der Lockruf für Gänse: „Husche, Husche!“ ist davon abgeleitet und das westsächsische: „Hule, Hule!“ nur verstümmelt. Die Ente heißt „Bilente“ nach dem wendischen pilo (unreife Ente, im Niederwendischen: Gänschen, daher in den nordböhmischen deutschen Mundarten auch: „Bile, Bile!“ Lockruf für junge Gänse). Die Kuh wird mit bezeichnender Schallnachahmung von den Kindern noch gern als Mutsche, Mutschekuh bezeichnet, auch dies ist ursprünglich eine Übertragung aus dem Wendischen: muča, die Kuh. Im übertragenen Sinne heißt

*) â wie oa, dumpfes an o anklingendes a.

dann sogar der kleine Marienkäfer oder Siebenpunkt (Coccinella septempunctata) „Mutschekibchen“ in der Leipziger Gegend. Eine lüderliche oder wenigstens kleine Hütte ist eine „Kalupche“ (tschechisch chaluppa, Hütte, Bude), mit welchem Ausdruck der Name Saloppe bei Dresden verwandt ist. Ein Gerüst zum Aufbewahren von Früchten, Gemüse u. s. w. heißt noch heute „Bobelatsche“ (Âpernboblatsche = Erdäpfelgerüst), anklingend an tschech. povlač, Gerüst, Gestell. Wie oft hört man dann in bildlichem Sinne: „Da fiel mir die ganze Boblatsche zusammen“ (übrigens an einigen Orten auch „Bomerätsche, Bubrlätsche“). Auch eine schlechte Bettstelle, eine Art Pritsche, heißt wohl „Boblâtsche.“ Ein großer Hammer heißt „Birl“ oder „Berl“ (wend. pyrla), das Messer auch „Nusche“ (wend. nož), die Tasche „Gabse“ (wend. kapsa). „Ich krieg's eis Bläuzl!“ ruft mancher bei Zugluft, meint damit seine Atmungswerkzeuge und hat mit diesem Ausdrucke eine Anleihe beim Wendischen gemacht, denn wend. pluco ist gleich Lunge. Einige Speisen werden mit wendischen Lehnworten bezeichnet: Die Bäbe oder Bâbe (wend. und tschech. baba, altes Weib, auch Napfkuchen); Quark (wend. tvaroh, geronnene Milch, Quark); Âpernmauke (Erdäpfelmus, wend. muka, Mehl, Mehlbrei); Krischl (schlechtes Obst, auch Schlehenpflaume, vom wend. kružałka, gebackene Birne). Die am allgemeinsten verbreiteten slavischen Reste sind aber die Ausdrücke „Kretscham“ für Dorfwirtshaus (krätschn, mundartlich, wend. krčma. Der Familienname Kretschmar bedeutet also: Gastwirt) und „pomâdg“ oder „bumäle“ für langsam, bedächtig (wend. pomalu, langsam).

Die Lausitzer Mundart hat wie alle deutschen Mundarten auch eine Menge alter ehrwürdiger deutscher Wörter erhalten, die im Schriftdeutschen entweder ganz ausgestorben sind oder nur in unverstandener Form weiterleben, weil die Bedeutung verschoben oder vergessen wurde. Daß man den Schwiegersohn von alten Leuten noch „Êden“ (Eidam), die Schwiegertochter „Schnure“ nennen hört, läßt sich vielleicht aus der innigen Bekanntschaft mit der heiligen Schrift erklären, die ja gerade in den Oberlausitzer Gemeinden heimisch ist, da in vielen Orten wegen ihres Glaubens aus Böhmen Vertriebene hier ansässig wurden. Sehr alt sind die Ausdrücke: „Die Bühne, Âberbühne“ (der durch eine Treppe zu erreichende obere Raum des Hauses, daher „Bönhase“, niederdeutsch, ursprünglich die Katze, die sich gern auf der „Böne“ aufhält, dann übertragen auf den nichtzünftigen Schneider, der wie eine Katze heimlich auf dem Boden seinem unerlaubten Gewerbe nachgeht); „die Quêle oder Quâle, Handquâle“ (Handtuch, mittelhochd. noch twahel, twehele, Tuch zum Abtrocknen; das französische toile, toilette, Tuch, Tüchlein, ist aus dem Deutschen herübergenommen, fand dann aber im fremden Kleide wieder Eingang in die deutsche Schriftsprache und hat heute als Fremdwort alle möglichen Bedeutungen); „Wêsln“ (schlechte Spulen, deren Faden verwirrt oder aufgerollt sind; mittelhochd. meizel, weizel, zerzupfte Leinwand, Charpie, wohl auch schlecht gedrehte Fäden; daher wird „mêseldrähtig“, in mitteldeutschen Dialekten, ein zerfahrener Mensch genannt); „die Wôdche“ (altes Gelumpe, schlechte Kleidung; mittelhochd. wât, Kleidung schlechthin; ein „wætlicher“ Mann im Nibelungenliede war ein „feingekleideter, vornehmer, stattlicher“ Mann); „lînwât“ (Leinwand, davon sogar abgeleitet das „âwôtchn“, ankleiden); „Zâl“ (Schwanz, z. B. Kuhzâl, Katzenzâl;

mittelhochd. zagel, Schwanz. Rübezahl = Rübenschwanz. Lausitzer Redensart: Gott läßt der Ziege 'n Zâl nich ze lang wachsen: Gott läßt die Bäume nicht in den Himmel wachsen); „Fröschngerecke“ oder „-gerröge“ (Froschroggen, Froschlaich); „die Wîdnt“ oder „Widemut“ (das Nutzungsland des Pfarrers, mittelhochd. wideme, widem, eigentlich „Brautgabe“, Wittum, dann Gabe, meist in Grund und Boden, an die Kirche und ihre Diener. „Widmung“ später „Gabe“ überhaupt). Alte Erinnerungen bergen auch die Wörter „Fôsnacht“, die mundartlich richtigere Form des hochd. „Fastnacht“ (althochd. fâsôn, wie irr umher schweifen, wie träumend reden, Possen treiben, damit im Zusammenhang auch unser „faseln“), „der Frôntch“ (die Lichtmesse, eigentlich Frauen-, Marientag), ferner „uf de Hêldche“ (auf die Heiltage, zu den Feiertagen). Beziehungen zu altem Aberglauben haben die Formen „verwichtelt“ und „verpôplt“; man spricht von „verwichtelten“ oder „verwicksltn“ Haaren; man sagt dann: „Der Himmel“ oder „ein Mensch pôplt sich ei“ oder „verpôplt sich.“ (Von den „Wichtelmännern“, die den Koboldens glichen, nahm man an, daß sie die Haare verfilzten. Der „bobo“, im Deutschen „Pôpel“, war eine Schreckgestalt der Slaven; „einpôpln“ heißt sich zum Popel machen, einhüllen). Ein Krautpopl wird die Vogelscheuche genannt.

Beliebt sind auch im Volke manche Fremdwörter, die wir im Hochdeutschen vergeblich suchen, so in der Lausitz: adekêe (entgegen, in die Quere); Fasôln, Fisôln (Bohnen); Karfiol (Blumenkohl); ums Dekerment kommen (ums Ansehen kommen); Histrchen machen (Umstände, Geschichten machen); etwas zum Posselmentang (oder Poseltand) thun (etwas aus Langeweile, zum Spaße thun). Oft sucht sich das Volk die Fremdwörter selbst zurechtzulegen und verständlich zuzustutzen; da entstehen dann so spaßige Volksetymologien wie „Bâtschunkelloit“ oder gar nur „Schunkelloit“ für Portiunkulaleute (wendische Wallfahrer, die dem nahen Böhmen am Portiunkulatage zuziehen, um ihre Andacht zu verrichten) oder der Spottausdruck „Schnapstêker“ für Apotheker.

Es seien aus dem Wortschatz der Lausitzer Volkssprache noch einige eigentümliche und meist altertümliche Ausdrücke angeführt, die uns in Haus und Hof des Lausitzers, vor allem des Webers, hineinversetzen. Wenn wir die breite Steinplatte an der „Vorderthür“ des Hauses, „Fletzn“ genannt (mittelhochd. vletze = ebener Fußboden, Hausflur) überschritten haben, betreten wir die Flur des vorderen Gebäudeteiles, des eigentlichen „Hauses“, das durch eine „Mittelthür“ von dem hinteren Teile, „der Halle“, geschieden wird. In der Hausflur erblicken wir das „Brûthoisl“ (Brotschrank), in der Wohnstube den Ofen mit dem „Ofenstängl“ zum Aufhängen der Wäsche und „der Hölle“ (Raum zwischen Ofen und Wand. „Hinterm Ofen ei dr Höll' is der âlen Weiber Stell'“), sowie als größten Schmuck „das Brât,“ ein Tellerbret mit Porzellan- und Glasgegenständen. Beim Weber ist die Wohnstube zugleich Arbeitsstätte; hier tritt uns vor allem der Webstuhl entgegen mit seinem „Trittschemelgeschlinge“ (Tretewerk) und dem „Gezähe“ (Kamm mit Fäden, oft Name für den Webstuhl überhaupt). Außerdem bedarf die Weberstube „des Treiberades“, des „Wirkemassrs“ und anderer Dinge. Der Bodenraum, die „Bîne“, auch „Âbrbîne“, „Hoinbender“ oder „Kâlbalkl“ genannt, enthält oft „Hirtl“ oder „Luderitzen,“ Gestelle zum Aufbewahren von Obst u. dergl.

Volkstümliche Speisen sind die „Âbrn-“ und „Braiglmauke“ (Kartoffelmus mit Fett und Salz).

Die Anschaulichkeit der Mundart tritt besonders in bildlichen Ausdrücken entgegen, die dem frisch pulsierenden Leben entnommen und nicht in dem Grade abgeblaßt und verbraucht sind wie hochdeutsche Bilder. Weil sie eben dem Volksleben entstammt, entbehrt diese Ausdrucksweise nicht einer gewissen Derbheit, die ebenso ein Zeichen gesunder Ursprünglichkeit, wie die oft geschraubte Redeweise Gebildeter, welche Naturalia oft nur durch Zweideutigkeiten mühsam verhüllt, unnatürlich und heuchlerisch ist. Wie könnte man den habgierigen Esser besser kennzeichnen als durch das Wort: „Âr hot de Ôgen größer als 's Maul“, oder den Prahler mit: „Dar leest off Brâtllatschn“ (Holzpantoffeln, macht viel Lärm von sich selbst). Viele Bilder und anschauliche Umschreibungen bietet die Volkssprache vom Essen und Trinken. Entfernte Verwandtschaft ist wie: „aus 7 Suppen e Schnîdl“, „von 12 Äckern e Kloß“ (im Erzgebirge „'ne Kachel von der Röhr“). Wenn sich jemand mit wohlfeilen Versprechungen hat abfüttern lassen, „hau' s'n e Schwârtl durchs Maul gezoin“ (gezogen, man hat ihn über den Löffel balbiert). Will man bei passender Gelegenheit jemand seine Meinung sagen, „werd'n de Worscht âg'schnitten“. (Dem entspricht in Lausitzer Mundart noch: „Dan wâr'ch de Paten stecken.“)

Jeder wird vom Volke behandelt, wie er sich zeigt, wie „sei Gethue is:“ „Wie der Monn is, werd'n de Worscht gebrôtn.“ Wer sich gern in eine Sache hineinmengt und Quertreibereien liebt, „macht ôch gern Haare in de Worscht.“ Ironisch weist man Forderungen ab mit: „Ja, Kuchn!“ oder: „Pfefferkuchen!“ Ebenso ironisch sagt man bei mißglückter „Veralberung“ oder Annlkung für ‚Nichts giebt's:‘ „Ja, ban Bäcken backen se Worscht un ei der Schmiede Sammeln!“

Welchen Reichtums an bildlichen Redensarten sich unsere Volkssprache erfreut, das zeigen z. B. die Ausdrücke für „jemand tadeln,“ die allerdings keineswegs nur dem Lausitzer Dialekt eigentümlich sind: „jemand heruntermachen, herunterputzen, abkanzeln, auseinandernehmen, aus den Lumpen schütteln, ihn karasieren, ihm die Leviten lesen, die Wahrheit geigen, die Paten stecken, ein Licht (oder einen Seifensieder) aufstecken, die Cour machen, den Zinken stecken, seinen Däzen (Decem) geben, ein Kapitel anhängen.“

Wer sich die Mühe nimmt, die alltäglichen Ausdrücke zu sammeln, mit denen man die Dummheit geißelt, wird leicht einige Dutzend zusammenbringen; charakteristisch für die Lausitzer Mundart sind hiervon nur die Redensarten: „Du bist e brinkl fichten und hast en kiefern Sinn“ oder kürzer: „Du bist wohl fichten“ (Du bist dumm), ebenso: „Du findst dich nicht aus drei Birken raus, wenn zwei weggehackt sind.“

Besondere Länge eines Menschen wird gar mannigfach bezeichnet, er heißt „e Trêmel, e starker Knittel, Knüppel, Balken, e boomlanger Karle, ene Stelze, Latte, Hopfen-, Bohnenstange, ene Lärmlatte oder Lärmstange (vielleicht steckt hierin noch eine Erinnerung an den alten Schulzenstab der Dörfer, der bei den „Nachbarn“ herumgeschickt wurde, um sie zusammenzurufen), e langer Zeugstnaus, ene Standâre (Standarte, langes Frauenzimmer), e langes Laster.“ Man ruft einem

Langen wohl auch zu: „Na, du bist ack so lang, könnt'st aus der Dachrinne suppen!" (oder saufen), oder: „Du bist e Karl, könnt'st Kirchen fêl troin!" (feil tragen, auch „Kirchtürme").

Will man den Begriff des Nichts recht anschaulich zum Ausdruck bringen, erwähnt man den Mangel selbst des Kleinsten, Feinsten, das man sich denken kann: nicht die grüne Erbse, nicht die Bohne, nicht die Erbse, soviel wie ne Stecknadelkuppe, bis auf ein Haar, es fehlt nur noch ein gespaltenes Kälberhaar. Als nichtig, minderwertig, sieht man die Dinge an, welche die Gleichgiltigkeit andeuten sollen: „Das ist mir Wurst, Pomade, Pipe (Pfeife), Pfock" (Focke, Abfall beim Spinnen). Sehr reich ist auch die Volkssprache an Worten, um die Gleichheit zweier Dinge oder Personen auszudrücken: „Das is Jacke wie Hose, Sockch wie Hose, Jacke wie Wams, Maus wie Mutter, gehuppt wie gesprungen; das schlägt sich und verträgt sich; das eine is en Dreier wert, 's andre drei Pfennige (oder: das eine 30, das andre 1/2 Schock); hat der Teufel die Kuh geholt, mag er auch das Kalb holen."

In allen bildlichen Redensarten der Mundart bezeugt sich das starke natürliche Bedürfnis des Volkes, das Verständnis der Dinge und ihrer Zusammenhänge durch möglichst große Anschaulichkeit und Sinnlichkeit des sprachlichen Ausdrucks zu befördern. Daneben tritt uns in der Volkssprache das Bestreben entgegen, dem Unangenehmen und Schlimmen seine Schärfe durch oft allerdings drastischen Humor zu nehmen, schwierige und peinliche Lagen und Verhältnisse im menschlichen Dasein durch einen Witz zu lösen, durch einen komischen sprachlichen Ausdruck den Schwerpunkt einer Sachlage gleichsam zu verschieben. Wirkt auf der einen Seite so die blühende Volksphantasie sprachbildend in anschaulichen Umschreibungen, Übertreibungen, Volksausdeutungen (Volksetymologie), um Klarheit und Deutlichkeit zu heben, sucht zugleich der Humor in eben denselben Bildungen vom Druck zu befreien und fördernd auf die Stimmung zu wirken.

Höchst charakteristische Antworten kann man auf Erkundigungsfragen nach dem Befinden hören, der Zufriedene sagt wohl: „'s gitt noch immer e Bên ims annere" (d. h. er trottet gleichmäßig weiter, geht seinen Stiefel weiter); der Unzufriedene äußert, indem er in umschreibender Weise gerade den Mangel am Angenehmen hervorhebt: „'s gitt mr ni ernd gar vornehm" (oder „stätlich"), oder: „'s is mr gor ni extra", „gor ni schien". Die allzudünne Suppe tadelt man scherzhaft und in zarter Umschreibung mit dem Worte: „Da sehn mehr Ôgen rein als raus." Von dem, dessen Ehrlichkeit zweifelhaft ist, sagt man: „Der is aus Tragsheim un Nimmsmit"; von einem Bettligen, „einem Bettelvogt" (oft von Kindern gesagt): „Er is aus Battlsdorf", von einem Knauser: „Der is nich aus Gebersdorf"; von einem „Dürrländer", der aussieht „wies bittre Leiden": „Der wohnt in Dünndorf auf der Wassersuppengasse". Mit anschaulichen Bildern aus dem Tierreiche, die allerdings nicht der Lausitz allein eigen sind, geißelt der Volksmund den Verblüfften: „Ar sticht do wie der Ochs am Barge, wie de Kuh vorm neu'n Thore", „macht e Gesicht wie de Gänse, wenns dunnert." Wer seine Schulden nicht bezahlen kann, muß hören: „Ar hot Loise un keen Kamm"; wer ein liederliches Hauswesen hat und unerwartet Besuch bekommt, wird wohl mit der

Frage gefoppt: „Da hoste wohl missen de Katze untersperrn?" Der Säumige, der bei einem Auftrage lange „mährt", ist „gut nach 'm Tod zu schicken." Treffende Beispiele für die volkstümliche Vorliebe für anschauliche Umschreibung sind auch der Satz: „Dar is'n narrschn Kerl sei Bruder" (anstatt des einfachen: „Dar is narrsch") und das Spottwort, wenn einer das Wort „der" statt des Namens verwendet: „Teer is Pechn sei Bruder." Das Liebesleben des Lausitzers spiegelt sich in zwei Redensarten wider. Das Mädchen weist den ihr nicht passenden Burschen ab mit der derben Mahnung: „Gieh ock heem, dich froist" (friert). Er tröstet sich mit dem Worte: „Huppe hie, 's giebt'r mieh." Trost in mißlicher Lage verrät das Scherzwort: „'s is e Leben wie e Seidnleben mit Zwirne geflickt." Eine weise Volksbeobachtung aus dem Eheleben bietet das Volkswort: „Die erste Frau scheuerts Bänkel, die zwête setzts'ch druf." Ein Trunkenbold „liegt hoch in der Tranksteuer", „säuft wie ne Blindschleiche" oder „wie 'n Mäuseloch"; ist er betrunken, dann „hot'r sei Biss'l" (seinen Rappel, seine Stunde), oder „er war tüchtig in seiner Epoche"; läßt er aber den Kopf hängen, weil das „graue Elend" über ihn kam, dann „sitzt'r an Trauerbänken."

Hochpoetisch sind oft die volkstümlichen Ausdrücke für „bald sterben" oder „starben." Der reichhaltigen Sammlung derartiger Redensarten, die auch das Herbste und Schmerzlichste durch Humor in milderem Lichte erscheinen lassen (Schrader, Bilderschmuck der deutschen Sprache, S. 499 f.) seien einige charakteristische Lausitzer Wendungen zugefügt. Von einem Todkranken sagt man wohl: „Dar hîrt de Stôre ni mê pfeifn, dem is sei letztes Brût gebacken, dem wern se bal sechs Bretter anmessen, dem wird der Schreiner bal 's Kleed anmessen, der wird bal dn hölzern Mantel (oder „Schlafrock") bekommen, der wird bal dn hölzern Schlafrock anziehn, denn wern se bal mit'm Schwarzen ufm Rücken spazieren fahren, er gieht uffn letzten Bissen (oder: ufn letzten Füßen), der hot ôch schon mit'm Totengräber geredt, der wird ôch bal de Sôln zur Thüre rausrecken (Anspielung auf die Aufbahrung); der Wassersüchtige „zieht die Reisestiefeln an" (bekommt geschwollene Beine, Anzeichen des baldigen Todes); der Schwindsüchtige hat „Kirchhofsrosen" (rote Wangen) und die „Gottesackerbelle" (Husten); auch er wird sich bald auf die „bucklige Wiese" (Kirchhof) lagern oder „ins Niederland mit Brattn fahren."

Gerade die letzte Gruppe von Redensarten zeigt die ursprüngliche poetische Kraft volkstümlichen Ausdrucks in hellstem Lichte; sie läßt uns zugleich einen tiefen Blick in die zuversichtliche Stimmung der Volksseele werfen, die selbst im Angesicht des Todes ihren Humor nicht verliert, sondern gerade durch ihn das Schmerzliche zu verhüllen, zu besänftigen und dadurch zu versöhnen sucht. Die Volkssprache bietet uns in ihrer Derbheit, Ursprünglichkeit und poetischen Anschaulichkeit gar manchen Beweis für die erfreuliche Thatsache, daß die Volksanschauung noch unberührt ist von der lebensfeindlichen Auffassung und müden Stimmung, wie sie heute vielfach unsere höheren, sogenannten „gebildeten" Kreise durchweht, und das ist ein Zeichen unverwüstlicher Kraft des deutschen Volkes, dessen sich der Vaterlandsfreund nicht genug freuen kann. Dr. Curt Müller.

Die wendische Faust-Sage.

Je mehr in der lauten Gegenwart das stille Traumleben der Sage schwindet, desto liebevoller wendet sich der Blick des Forschers nach jenen verlassenen Erdwinkeln, wo die Poesie herziger Volksüberlieferung noch eine sichere Heimstätte hat. In unserem Vaterlande ist dies vornehmlich der Wendengau. In jene Niederungen, die wir von den Gipfeln unserer Berge als zartblauen Streifen am nordöstlichen Horizonte erblicken, fernab von dem lärmenden großstädtischen Verkehre, unberührt von den Schienenwegen, abseits auch von den begangenen Landstraßen, wo selbst der Tritt des Wanderers ungehört verhallt im leuchtenden Sande oder auf moos- und heidekrautbewachsenem Pfade; wo jeder Tag dem Fremdling eine Gottesruhe ist, in das einsame, föhrenumrauschte Heidedörfchen, wo der Storch friedlich auf dem Dachfirste nistet; wo daneben auf der schweigenden Teichflut weiße Wasserlilien im Mondlichte glänzen; wo in den Zweigen des Birnbaums vor der strohgedeckten Hütte die Nachtigall flötet, während die gelben Halme des Schilfs dazu melancholisch im Nachthauche flüstern; wo im Erlengebüsch am feuchten Ufer Scharen goldgelber Pirole den Nahenden begrüßen; wo im Vorfrühlinge Myriaden wohlriechender Veilchen die Grasgärten zu violetten Teppichen umwandeln; wo der mit purpurnen Blüten bedeckte Hagedorn noch nicht der rodenden Hacke zum Opfer gefallen ist; wo noch Natur anzutreffen ist, reine unverfälschte Natur — dorthin hat sich Frau Sage geflüchtet, dort fand die von der aufklärenden Kultur Vertriebene Asyl und Pflege bei einem naturwüchsigen, braven Völkchen. Dort war es auch uns vergönnt, den Stoff zu erlauschen, welcher den Inhalt folgender Zeilen bilden soll.

Die Sage, oder vielmehr der Sagenkreis, vom Hexenmeister Krabat, dem wendischen Faust, ist den slavischen Bewohnern beider Lausitzen so bekannt und geläufig wie keine andere derartige Überlieferung. Man erzählt:

Im Dorfe Eutrich bei Königswartha lebte vor Jahrhunderten ein armer wendischer Viehhirt. Bei den überaus dürftigen Verhältnissen, welche in seiner Hütte obwalteten, mußte sein Stiefsohn, der kleine Krabat, schon frühzeitig als Gänsehirt einigen Verdienst suchen und, als auch dann noch das Brot zu knapp war, zuweilen vor fremden Thüren um Almosen ansprechen. Wochen-, ja monatelang trieb sich der übrigens gesunde und körperlich sehr schöne Junge bettelnd umher. Auf einer solchen Wanderung kam er einstmals auch nach dem Dorfe Schwarz-Collm. Dort hauste in der sogenannten Teufelsmühle ein Mann, der weit und breit als Schwarzkünstler verschrieen und deshalb von allen Frommen ängstlich gemieden war. Dem Müller gefiel der junge Krabat ausnehmend gut. Er fragte ihn: „Hättest du wohl Lust, bei mir zu bleiben? Du würdest es gut haben, und ich könnte dich sehr viel lehren!“ Der Knabe willigte ein und blieb in der Teufelsmühle. Sein Lehrherr war in der That ein Hexenmeister und Lehrer der schwarzen Kunst. Er hatte stets zwölf Mühlknappen bei sich, die in Wirklichkeit aber Studierende des bösen Handwerks waren. Es mußten immer zwölf sein, so hielt es der Müller. Wenn das Lehr- und Prüfungsjahr endete,

dann ging jedesmal einer derselben verloren. Ein großes Rad bezeichnete durch Umdrehung den Unglücklichen, der dem Verderben geweiht wurde. So waren auch jetzt gerade nur elf Schüler vorhanden, und Krabat sollte die entstandene Lücke ausfüllen. Der geistig sehr befähigte Knabe eignete sich rasch das ganze unheimliche Wissen seines Meisters an. Er mußte auch damals schon den üblichen Pakt mit dem Satan schließen. Es war ihm nicht verborgen, in welcher Gefahr er schwebte, allein, einmal in des bösen Müllers Abhängigkeit, konnte er sich dessen Macht nicht offen entziehen. Unter schwerem Bangen — denn das Lehrjahr ging bald zu Ende — sann er auf eine List zu seiner Befreiung. Er erbat sich einige Tage Urlaub, um seinen Eltern einen Besuch abzustatten. Dies wurde ihm gewährt. Die Freude über das Wiedersehn nach langer Trennung wich bald der tiefsten Traurigkeit, als die Mutter vernahm, in wessen Händen sich ihr Sohn befinde, und was er erlerne. Der Junge weinte bitterlich; denn er wollte das Los eines Verlorenen nicht teilen. „Mutter, nur Ihr könnt mich retten. Wenn Ihr es wollt, so kommt nach Schwarz-Collm und verlangt von dem Müller, daß er mich herausgebe. Er wird dies nur unter der Bedingung bewilligen, daß Ihr mich herausfindet unter den elf Gefährten. Ich sage es Euch jetzt, woran Ihr mich erkennen müßt. Wir werden alle, in schwarze Raben verwandelt, in einer Kammer sitzen und uns mit den Schnäbeln scharren und kratzen nach Vogelart. Alle Kameraden werden den Hals nach der linken Seite gewendet haben, ich allein werde mich unter dem rechten Flügel zupfen. Da habt wohl acht, es ist das einzig mögliche Erkennungszeichen, das ich Euch zu geben vermag. Sagt dann fest: ‚Dieser ist mein Sohn!‘ so muß mich der Müller Euch überlassen; denn einer Mutter kann in solchem Falle kein Zauberer widerstehen.“ Welches Mutterherz hätte sich gegenüber so dringender Bitte nicht erweichen lassen! Krabat konnte nach erfolgter Zusage der Mutter getrost zu seinem Dienstherrn zurückkehren. Nach einigen Tagen machte sich die Frau nach Schwarz-Collm auf. Es erging ihr dort genau so, wie vorausgesagt worden war. Auf das Ersuchen, ihr den Sohn mit heim zu geben, wurde sie in ein ziemlich dunkles Zimmer geführt, in welchem zwölf Raben auf einer Stange saßen. Der Müller bedeutete sie, nun ihren Sohn zu bezeichnen, was denn auch nach dem verabredeten Merkmale geschah. Sie hatte recht geraten. Zähneknirschend, in schlecht verhaltenem Ingrimm berührte der Hexenmeister den einen Raben, welcher sich unter dem rechten Flügel gekratzt hatte, mit einem Stäbchen, worauf sich derselbe in den jungen Krabat verwandelte. Dieser eilte mit der Mutter rasch von dannen, jedoch nicht, ohne ein Zauberbuch, das wichtigste seines Meisters, mitzunehmen. Wegen dieser Entwendung verfolgte ihn der Müller mit bitterer Feindschaft.

Zu Hause fand Krabat noch immer Mangel und Armut. Es war kein Geld vorhanden, und trockenes Brot wollte dem seither verwöhnten Jungen durchaus nicht munden. Er trat alsbald vor seinen Stiefvater hin mit den Worten: „Vater, so kann's nicht fortgehen! Geld muß sein, und wenn Ihr keins habt, so werde ich es Euch verschaffen!“ „Nun, wie willst du das anfangen?“ fragte der Vater. — „Nächstens ist Viehmarkt in Wittichenau. Ich werde mich in einen fetten Ochsen verwandeln. Führt mich dann dorthin und verkauft mich; jedoch

an keinen ehrlichen Biedermann, sondern an die geriebenen Kamenzer Viehhändler! Verlangt nur einen recht hohen Preis; Ihr werdet ihn erhalten. Überlaßt aber, was man Euch auch bieten möge, auf keinen Fall dem Käufer den Kopfstrick! Ich würde sonst unglücklich sein; denn ich könnte die menschliche Gestalt nicht wieder erlangen und müßte unter den Beilhieben des Fleischers enden. Macht Euch sodann mit dem Gelde schnell davon und nach Hause. Ich folge bald nach. Es wird bei uns dann nicht mehr solche Dürftigkeit herrschen." So sagte Krabat und ging, ohne auf die Einwendungen des Vaters zu achten, hinaus. Bald hörte der Alte vor seiner Hütte das Brummen eines Stiers, welcher bei näherer Besichtigung als eins der stattlichsten Tiere seiner Rasse erkannt wurde. Der Tag des starkbesuchten Viehmarktes von Wittichenau erschien. Der Vater trieb den Ochsen dorthin. Kaum hatten die Händler das schmucke Tier erblickt, so stritten sie sich förmlich um seine Erwerbung. Es wurde für eine ansehnliche Summe losgeschlagen. Der Vater nahm den Kopfstrick an sich, während die Viehhändler den Ochsen in der Richtung nach Kamenz wegführten. Unterwegs machten sie bei einer Schenke Halt. Der Stier wurde in den Stall gezogen, und seine Besitzer zechten und jubelten über den nach aller Meinung sehr vorteilhaften Einkauf. Einer derselben gab der Stallmagd Auftrag, dem Ochsen etwas Futter zu reichen. Als dies geschah, sagte das Tier mit menschlicher Stimme: „Heu und Stroh mag ich nicht. Ein fetter Braten wäre mir lieber!" Aufs äußerste erschrocken, eilte die Magd in die Gaststube und erzählte, der Ochse könne reden; er verschmähe Heu und Stroh und verlange Braten. Die Händler schüttelten lachend den Kopf. Nur einer ging, um nachzusehen, mit in den Stall. Kaum öffnete er aber die Thür desselben, so schwirrte eine Schwalbe heraus, deren Gestalt Krabat jetzt angenommen hatte. Der Ochse war verschwunden, und der junge Hexenmeister kam noch früher als sein Vater in der elterlichen Behausung zu Eutrich an.

Eine Zeit verstrich. Das gelöste Geld ging zur Neige. Da wurde ein neuer, ähnlicher Streich vorbereitet. Krabat sagte zu seinem Stiefvater: „Diesmal mögt Ihr mich als Pferd zu Markte führen. Verkauft aber nimmermehr die Halfter und den Zaum mit. Beides nehmt wieder mit nach Hause, sonst bin ich unglücklich!" Flugs verwandelte sich der Bursche in ein prächtiges junges Roß. Der Vater setzt sich darauf und reitet nach Wittichenau. Das schöne Pferd zieht die Aufmerksamkeit aller Kenner auf sich. Da tritt ein ältlicher Mann mit weißem Barte hinzu. Er stellt das höchste Angebot, und der Handel wird abgeschlossen. Nachdem er gezahlt hat, weigert er sich jedoch, Halfter und Zaum herauszugeben. Alle Bemühungen des Vaters sind umsonst. Der Weißbärtige schwingt sich auf das Roß und sprengt in Carriere von dannen. Es war der Lehrmeister Krabats, der Müller aus Schwarz-Collm. Derselbe hatte von der ersten That seines ehemaligen Schülers gehört und war nun zornerfüllt gekommen, um diesen für die Wegnahme des Zauberbuches zu züchtigen und womöglich ganz zu verderben. Zunächst ließ er Krabat seine Macht fühlen. Er sprengt, das arme Tier mit Sporen und Gerte zu tollstem Laufe zwingend, durch Wald und Feld, über Hecke und Dorn. Nach langer Hetzjagd gelangt er zu einer Schmiede. Dort hält er an und ersucht den Schmied, auf die Hufe des jungen, noch nicht

beschlagen gewesenen Pferdes vier glühende Eisen aufzulegen. Dem Schmied erscheint der Auftrag etwas sonderbar. Er ladet den Reiter ein, die Hufeisen selbst mit auszuwählen. Während beide den Flur betreten, macht sich der Bube des Schmieds mit dem angebundenen, schweißtriefenden Rosse zu schaffen. Da lispelt ihm dasselbe ins Ohr: „Ziehe mir schnell den Zaum über das linke Ohr herunter!“ Der Junge ist dazu bereit. Kaum lüftet sich die Halfter, so verschwindet das Pferd, und Krabat erhebt sich in Gestalt einer Lerche singend in die Lüfte. Es dauert nicht lange, da kommt der alte Zauberer als Stößer ihm nachgeflogen. Als die Lerche gegenüber dem schnelleren Fluge des Raubvogels kein Entkommen sieht, stürzt sie sich herabschießend in einen offenen Brunnen und wird zum Fisch. Eine züchtige Jungfrau naht sich dem Born, um Wasser zu schöpfen, und, o Wunder, der Fisch, den sie erblickt, wird zum goldnen Fingerreif und steckt an ihrer Hand. Freudig bewegt, will sie heim eilen, da steht auch schon der weißbärtige Alte vor ihr und bittet sie, ihm den Ring zu verkaufen. Er giebt sich alle nur erdenkliche Mühe und bietet einen fabelhaften Preis. Sie aber bleibt standhaft und behält das Kleinod. Über die unschuldige Maid hat der Böse keine Gewalt. Er bleibt jedoch in der Nähe ihres elterlichen Gehöfts. Das Mädchen kommt bald wieder heraus mit einer Schürze voll Gerste, welche es den Hühnern hinstreut. Dabei gleitet ihr der Ring vom Finger, verwandelt sich aber sofort auch in ein Gerstenkorn. Während die Hühner das Futter aufpicken, stolziert ein fremder Hahn herbei und will mit von den Körnern fressen. Im Nu verwandelt sich jetzt Krabat aber in einen Fuchs, der den Hahn blitzgeschwind erfaßt und zerreißt. Das war das Ende seines Lehrmeisters, der hier bei Ausübung der schwarzen Kunst vom Tode ereilt wurde.

Nach der Rückkehr in seine Heimat Entrich machte Krabat die Bekanntschaft des Landesherrn. Er hütete eben eine Herde Borstenvieh, als August der Starke im Wagen dort vorüberfuhr. Wie auf Kommando erhoben sich da auf einmal sämtliche Schweine auf die Hinterfüße und paradierten so, kerzengerade stehend, vor dem Könige. Letzterer wurde aufmerksam auf den wendischen Eumäos und nahm ihn mit nach Dresden, woselbst man ihn zunächst in der Hofküche beschäftigte. Der Hofkoch war dem alles neugierig beschnüffelnden Jüngling nicht sonderlich gewogen. Als er einmal Nudeln schnitt und Krabat dem schon Ärgerlichen ungelegen in die Quere kam, regnete es Ohrfeigen. Dafür aber rächte sich der junge Wendensohn. Nachdem die Speisen aufgetragen worden waren, bemerkten die allerhöchsten Herrschaften mit Schaudern, daß anstatt der Nudeln — lebende Regenwürmer vor ihnen standen und anstatt der gebratenen Hühnchen muntere Frösche, die aus den Schüsseln heraushüpften. Der Koch fiel in Ungnade. Er sollte entlassen werden. Weil er aber seine Unschuld hoch und heilig beteuerte, erriet der König alsbald den eigentlichen Anstifter des Schabernacks. Zur Strafe dafür wurde Krabat aus der Hofküche entfernt.

Er suchte wiederum das Elternhaus auf und reifte dort zu einem hübschen jungen Manne heran. Da erschienen nach der Sitte damaliger Zeit unversehens bei Nacht die sächsischen Werber. Sie umzingelten das Dörfchen und schleppten die tauglichen Burschen mit Gewalt hinweg zum Heeresdienste. Auch Krabat traf

dieses Schicksal. Man reihte ihn in ein Dresdnisches Fußregiment ein. Mittlerweile war der Türkenkrieg ausgebrochen, und wir finden Krabat als Musketier mitten in jenem Feldzuge. Da geschah es, daß der König von den Türken gefangen genommen und in einem Carré scharf bewacht wurde. Die Generale der Kaiserlichen und Sachsen standen bekümmert beieinander und beratschlagten, wie sie ihren Kriegsherrn befreien könnten. Da trat Krabat vor, meldete sich bei den Befehlshabern und sagte, ihre Verlegenheit wäre ihm bekannt, aber niemand als er sei imstande, den Herrscher lebend zurückzubringen. Nach einem ungläubigen Achselzucken ließ man ihn gewähren. Er rief: „Gebt mir ein gesatteltes Pferd, aber schnell, denn es ist nur noch eine Stunde Zeit!" Der Gaul ward gebracht. Krabat ritt erst eine Strecke geradeaus, dann schwang er sich in die Lüfte, daß er schließlich nur noch als kleiner Punkt zu sehen war. In dem ziemlich weit entfernten Lager der Türken angelangt, blieb er allen außer dem Könige unsichtbar. Letzterer erkannte in dem Infanteristen im langschößigen Frack und mit langer Muskete sofort seinen früheren Schützling. „Wo kommst du her, und weshalb bist du hier?" fragte er. „Euch zu retten, Majestät. Schnell haltet Euch an meine Frackschöße und seid unbesorgt, was auch vorgehen möge!" Der König folgte der Aufforderung, und fort ging es durch die Lüfte. Als die Türken das Verschwinden des hohen Gefangenen bemerkten, was nur mittels übernatürlicher Kraft hatte geschehen können, erinnerten sie sich, daß auch in ihrer Armee ein Schwarzkünstler diene. Dieser mußte sich ungesäumt zur Verfolgung des Flüchtigen aufmachen. Nach einer Weile fragte Krabat, der sich nie umsah, den König, ob ihnen jemand nacheile. Die Antwort lautete: „Ja, es kommt ein großer, schwarzer Vogel uns nach, immer näher und näher." Da zauberte Krabat einen finstern Nebel hinter sich und fragte darauf wiederum, ohne zurückzublicken, nach dem Verfolger. Der Vogel streiche noch immer hinter ihnen her, war die Antwort. Jetzt ließ Krabat eine unbeschreiblich hohe Mauer sich auftürmen. Aber auch diese bildete kein unüberwindliches Hindernis. Der Vogel schwang sich mit Leichtigkeit darüber hinweg. „Ist er wieder da?" fragte Krabat. — „Ja, er ist jetzt dicht hinterdrein", sprach der König. „Reißt schnell einen goldenen Knopf von Eurem Waffenrocke los und gebt ihn mir!" rief jetzt Krabat. Der Knopf wurde in das Gewehr geladen, und Krabat schoß mit über die Schulter gelegtem Rohre, ohne zu zielen und sich umzublicken, nach rückwärts. Nun war der Vogel verschwunden. Bei des Sterbenden wiederholtem Aufschrei, der durch die Lüfte gellte, zuckte Krabat zusammen und fing an zu weinen. „Was betrübt dich?" fragte der König. „Majestät mögen wissen, daß ich soeben meinen besten Freund erschossen habe. An seinem Todesrufe habe ich ihn erkannt. Wir waren einst zu gleicher Zeit bei einem Lehrmeister. O, daß gerade ich den alten Kameraden zum ewig Verlornen machen mußte! Denn das ist er, da er bei Ausübung der Kunst geendet hat. Hätte ich's geahnt, so hätte ich mir auch auf andere Weise helfen können." Unter solchen Klagen wurde der gespenstische Ritt fortgesetzt.

Glücklich zu seinem Heere zurückgekehrt, verhieß der König seinem Retter fürstliche Belohnung. Nach beendigtem Feldzuge wollte er die Schuld nach Gebühr abtragen. Zunächst aber machte er noch einmal Gebrauch von den Künsten Krabats. Er wünschte im Interesse eines glücklichen Kriegserfolges die geheimen

Pläne der türkischen Heeresleitung zu erkunden. Dazu verhalf ihm der Hexenmeister. In zwei Fliegen verwandelt, behorchten beide die Gespräche des Sultans in dessen Hauptquartier. Krabat hatte den König warnend gebeten, sich auf keinen silbernen Eßlöffel zu setzen. Während nun Krabat in Insektengestalt beständig am Rande der Schüssel des Sultans herumlief, versah es die königliche Fliege und berührte umherschwirrend einmal einen Löffel. Sofort fing ein unter dem Tische liegender großer Hund an zu knurren. Eiligst mußten die Lauscher, die in ihrer menschlichen Gestalt den Türken sichtbar wurden, entfliehen. Einem türkischen Soldaten, welcher ihnen hindernd entgegentrat, warf Krabat einen eisernen Radreifen über den Kopf, der sich sogleich zu einer unlösbaren Halskravatte zusammenzog. So entkamen sie.

Der Krieg war zu Ende. Heimgekehrt in seine Residenz, bot der dankbare König seinem Retter große Summen. Krabat aber schlug bescheidentlich alles aus. Erst als der Fürst in ihn drang, sich doch irgend eine Gnade auszubitten, äußerte er den Wunsch nach dem Besitz des Kammergutes Groß-Särchen bei Hoyerswerda. „Wenn du weiter nichts begehrst als die große Entenpfütze," sagte der König, „so mag diese dein sein für immer!"

Zwischen dem nunmehr zum Gutsherrn gewordenen Krabat und dem Könige entspann sich ein freundschaftliches Verhältnis. Ihm angetragene Stellungen im Staatsdienste nahm der einstige Musketier nicht an; doch blieb er lebenslang privater Ratgeber und Beistand seines gnädigen Landesherrn. Als solcher besaß er die Erlaubnis, jederzeit, selbst unangemeldet, an der königlichen Tafel speisen zu dürfen. Davon machte er auch oft Gebrauch. Um 11 Uhr vormittags fuhr er mit seinem Geschirr in Groß-Särchen ab, und Punkt 12 Uhr war er im königlichen Schlosse zu Dresden. Die tolle Fahrt ging über Kamenz und Königsbrück. Im Laufe der Zeit fand der Günstling, welcher für einflußreicher als der erste Minister galt, auch seine Neider. Unter denselben waren zwölf Würdenträger, die sich besonders zurückgesetzt fühlten. Ihr Groll richtete sich jedoch weniger gegen die harmlose Person des Bevorzugten als gegen den König selber. Sie verschworen sich, den letzteren zu vergiften und zwar mittels einer Tasse Thee. Man wollte dann das Gerücht verbreiten, der König sei an einem Schlagflusse plötzlich verschieden. Krabat erkannte daheim in Groß-Särchen die hochverräterischen Anschläge, auch die Persönlichkeiten der Verschworenen und die verabredete Zeit des Verbrechens. Das alles verriet ihm sein Zauberspiegel aus Erz. Höchste Eile that not; denn am nämlichen Abende sollte der Königsmord geschehen. Schnell ließ er anspannen. „Diesmal werde ich selber fahren," bedeutete er dem Kutscher; „setze dich nur in den Wagen! In einer halben Stunde muß ich beim Könige sein." Nun ging es pfeilgeschwind hinaus in die dunkle Herbstnacht. Vor dem Dorfe verstummte plötzlich das Rasseln der Räder. Lautlos erhoben sich Rosse und Wagen in die Lüfte. Unthätig auf den ungewohnten weichen Polstern sitzend, schlief der Kutscher bald ein und erwachte erst, als die Fahrt mit einem gewaltigen Ruck unterbrochen wurde. Er rief besorgt: „Wir sind gewiß auf einen großen Rainstein aufgefahren!" und wollte aussteigen, um das Geschirr wieder flott zu machen. Krabat aber gebot ihm, sitzen zu bleiben. Er befreite den Wagen,

welcher an der Kamenzer Kirchturmspitze hängen geblieben war, selber von dem Hemmnis. (Die eiserne Wetterfahnenstange der Kirche zu Kamenz soll seit jenem Vorfalle bis auf den heutigen Tag etwas verbogen sein!) Noch vor dem entscheidenden Augenblicke trifft Krabat am Dresdner Hofe ein. Das Souper hat bereits begonnen. Schon hält der König die Tasse mit dem Gifttranke in der Hand. Da stürzt Krabat herein und bittet inständig, nicht zu trinken; der Mundschenk möge zuvor von dem Thee genießen. Der König handelt dem Vorschlage gemäß. Seinem Befehle muß der Mundschenk gehorchen. Dieser stürzt alsbald entseelt zu Boden. Die Bösewichter werden entlarvt und sämtlich zum Tode verurteilt. Zur Hinrichtung berief Krabat den ihm bekannten alten Scharfrichter Bundermann aus Lissahora bei Neschwitz nach Dresden. Dieser vollstreckte den Richterspruch.

Noch viele wundersame Thaten erzählt sich das Wendenvolk von Krabat. Doch ihre Aufzählung würde die Geduld des Lesers zu lange in Anspruch nehmen; es folgt deshalb sofort der Schluß der Sage. Harmonisch tönt dieselbe aus. Krabat wurde ein Freund und Wohlthäter seines Ortes und der ganzen Umgegend. Er wendete im Alter seine Kunst nur noch zur Hebung des Hauptnahrungszweiges seiner Unterthanen an, besserte deren ertragsarmen Ackerboden, beseitigte über Nacht fiebererzeugende Sümpfe, bewässerte verdorrende Saaten und verwandelte selbst einen herabstürzenden Hagel, der die Nachbarschaft arg verheerte, über den Gemarkungen seines Dorfes zu unschädlich herniederschwebenden Flaumfedern. Rastlos wirkte er so für seine unbemittelten Schutzbefohlenen, denen er schließlich, weil er ohne Nachkommen blieb, sein ganzes erbliches Besitztum, in vierzig Parzellen zerteilt, testamentarisch überwies. Nur die begüterten Bauern gingen dabei leer aus, und die Teiche des Gutes Groß-Särchen, welche sich die Krone vorbehalten hatte, fielen an letztere zurück. Kurz vor seinem Tode ließ Krabat sein Zauberbuch in den großen Teich werfen. Der Diener führte den Auftrag anfänglich nicht aus. Er wollte die geheimnisvolle Schrift für sich behalten. Bei seiner Rückkunft fragte ihn Krabat: „Hast du das Buch ins Wasser geworfen?“ Er antwortete: „Ja, Herr, es liegt drin.“ Krabat blickte ihn scharf an und sprach: „Was hat das Wasser gesagt?“ Da wußte der Diener keine Ausflucht. Er mußte nochmals hingehen. Diesmal versenkte er das Buch wirklich beim Ständer in die dunkle Flut, welche dabei zischte, brodelte und unter Donnergetöse mannshoch emporstieg. (Später hat sich an jener Stelle des großen Teiches ein Ungetüm bemerken lassen, das selbst im Winter unter furchtbarem Rumor die Eisdecke hob.) Krabats letztes Krankenlager wurde in dem Gasthofe von Groß-Särchen aufgeschlagen. Die freundlichen Wirtsleute waren auf das sorgsamste um seine Pflege bemüht. Er sagte zu den sein Bett umstehenden Getreuen, man sollte wohl acht haben auf sein jenseitiges Schicksal. Wenn sich sein Geist von der irdischen Hülle des Körpers löse, und es würde dann ein schwarzer Rabe auf dem Schornsteine des Sterbehauses sitzen, so sei er ewig verloren. Ließe sich dort oben aber ein weißer Schwan sehen, so habe er ein seliges Ende gefunden. Alle Gutsunterthanen waren in der Sterbestunde des geliebten Herrn vor dem Hause versammelt. In tiefem, ernsten Schweigen harrten sie der Todesnachricht. Er hatte ausgelitten. Eben stimmten die im Sterbe-

zimmer Weilenden den wendischen Trauergesang an. Da richteten sich aller Blicke nach oben. Dort auf dem Dachfirste erglänzte — das weiße Gefieder eines Schwans.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."

So leuchtet auch jenes glanzvoll beschlossene Dasein als helles Blatt in der Volkschronik der Wenden fort und fort bis auf unsere Tage. — —

Dies ist die Sage von Krabat. Was mich bewogen hat, sie als wendische Faust-Sage zu bezeichnen, wird der Leser aus der Ähnlichkeit derselben mit dem bekannten deutschen Volksbuche bereits herausgefunden haben: Beide Titelhelden gelten im Munde ihres Volkes als berühmte Schwarzkünstler. Faust wie Krabat sind von armer, ländlicher Herkunft. Beide finden in ihrer Jugend Wohlthäter, Faust reiche Verwandte, die ihn erziehen, Krabat den Landesherrn, der ihn mit an seinen Hof nimmt. Beide geraten in schlechte Gesellschaft, studieren Magie und schließen ein Bündnis mit dem Bösen. Beide vollführen sehr ähnliche Streiche. Wie Faust, in ein Pferd verwandelt, die betrügerischen Roßtäuscher narrt, so auch Krabat, obschon bei diesem als Motiv die Armut und Not, bei jenem neckischer Übermut vorliegt. Beiden ist die Kunst des Fliegens zu eigen. Wie Faust auf seinem ausgebreiteten Mantel durch die Lüfte dahinfährt oder auf dem Fasse aus Auerbachs Keller in Leipzig reitet, so erhebt sich auch Krabat als Reiter oder im Wagen über den Erdboden. Wie Faust, so befiehlt auch Krabat seinen Begleitern, gewisse Handlungen zu vermeiden, wenn der Zauber seine Wirkung nicht verlieren soll. Wie Faust seinen Famulus Wagner zum Erben einsetzt, so Krabat seine Gutsunterthanen. Wie die Studenten ihrem Lehrer Faust in warmer Anhänglichkeit zugethan sind und ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen, so auch die ländlichen treuen Freunde Krabats. Genau denselben Ort wie Faust, einen Landgasthof, wählt auch Krabat für sein Sterben.

Die Krabat-Sage ähnelt aber auch in manchen Punkten der Goetheschen Darstellung der Faust-Sage. Wie Faust in dem Drama Goethes, so ist auch Krabat beim Könige **persona gratissima.** Wie jener den Landesherrn aus schweren Finanznöten rettet und den Verlust einer Schlacht abwendet, so befreit Krabat den Fürsten aus Kriegsgefangenschaft und Giftmordgefahr. Wie im Faustdrama Mephistopheles keinen Teil an Gretchen hat, solange diese die Unschuld ziert, so ist auch in der Krabat-Sage das Böse, personifiziert in dem Müller von Schwarz-Collm, machtlos gegenüber der züchtigen Jungfrau am Brunnen. Geradezu staunenerregend wirkt die Gleichartigkeit eines der letzten Werke Fausts und Krabats

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Gelungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchsterrungne" —

so sagt Goethes Faust, und Krabat bringt genau das nämliche Vorhaben zur Ausführung. Wie die von Goethe gezeichnete Faust-Gestalt, so sehen wir auch Krabat in seinem Alter nur noch schaffen für das Wohl anderer. In solcher Bethätigung reinster Menschenliebe, die alle Gebrechen sühnt, wird beiden Erlösung von dem

blutgeschriebenen Schuldtitel des Bösen. Fausts Unsterbliches tragen Engelscharen aufwärts zu den Sphären der mater gloriosa; Krabats Eingang zum ewigen Frieden wird durch die Erscheinung des weißen Schwans bezeugt. Wie unvergleichlich anziehender ist doch dieser Ausgang als das grausenhafte Ende Fausts nach der Schilderung des Volksbuches, wo geistlicher Zuspruch nichts vermag, wo der von qualvoller Angst Gepeinigte nicht über das Kains-Wort hinauskommt: „Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden möge," und wo der Teufel den ihm verfallenen Doktor unter dem Zetergeschrei desselben an den Wänden hin- und herwirft, so daß ihm die Zähne ausgeschlagen, die Gliedmaßen zerbrochen werden, das blutige Gehirn an der Mauer klebt, und der Leichnam morgens auf dem Dünger liegend aufgefunden wird.

Man könnte mir mit Recht entgegenhalten, daß die erwähnten übereinstimmenden Momente beider Sagen nur äußerlicher Art seien und deshalb noch nicht berechtigten, die Sage von Krabat der von Faust an die Seite zu stellen. Lediglich wegen jener Vergleichungspunkte habe ich dies auch nicht gewagt. Dazu veranlaßte mich vielmehr die wahrhaft verblüffende Übereinstimmung der Ideen, welche Goethes unvergänglicher Dichtung wie auch der wendischen Volksüberlieferung zu Grunde liegen. Der Grundgedanke der Krabat-Sage ist die von allen Erzählern derselben fast wörtlich wiederholte Sentenz, daß nur das Sterben bei Ausübung der bösen Kunst die ewige Verdammnis gewiß nach sich ziehe, im übrigen aber der Schwarzkünstler eben so gut wie jeder andere Mensch selig werden könne. Die letzte Hälfte dieses Satzes enthält in einfachster Fassung genau die Goethesche Grundidee des Faust, welche, als den kirchlichen Lehrbegriffen stracks zuwiderlaufend, dem Dichter wohl hauptsächlich die vorwurfsvolle Bezeichnung des „großen Heiden" eingebracht hat. Bei Faust wie bei Krabat fehlt die Aneignung des von Christo vermittelten Heils durch Buße und Glauben. Nach der christlichen Lehre wären daher beide zur Seligkeit untauglich. Goethe aber und die Schöpfer der Krabat-Sage setzen sich dazu in Widerspruch. Sie streifen damit die konziliarisch verketzerten Anschauungen des Kirchenlehrers Origenes von der „Wiederbringung aller" und lassen selbst denjenigen, welcher den schlimmsten Fehltritt begangen und die Versöhnungsmittel einer geoffenbarten Religion nicht zu seiner Entsündigung gebraucht hat, durch die göttliche Gnade errettet werden.

Der freundliche Leser hat gewiß neben dem beruhigenden und versöhnenden Ausklingen der wendischen Faust-Sage (wie man dieselbe wohl nun gerechtfertigt nennen darf) auch den Humor, die Frische der Erfindung, die reiche Phantasie und Gestaltungskraft bemerkt, welche jene Erzählung schuf. In der That ist namentlich die letztere Gabe den Wenden in hervorragendem Maße eigen, und man muß bedauern, daß die bisherigen Herausgeber von Sagenbüchern ihre Stoffe nicht viel öfter aus diesem unversiegbaren Jungbrunnen eines urwüchsigen Volkes geschöpft haben. Sonst hätte es nicht vorkommen können, daß von einem in aller Munde lebenden Sagenkreise, wie diesem, bis jetzt nur zwei kleine Fragmente gedruckt worden sind. Hierbei fühle ich mich übrigens zu der Erklärung verpflichtet, daß der Text der Krabat-Sage nicht im geringsten durch fremdes Beiwerk erweitert ist. Um so auffälliger dürften gerade deshalb die Anklänge der Krabat-Sage an

Goethes Faust-Tragödie erscheinen. Denn daß beide, die Volksdichtung wie das Kunstdrama, selbständig und unabhängig von einander entstanden sind, daß von einer Wechselwirkung jenes Goetheschen Geistesproduktes auf die Bauern der wendischen Heide oder umgekehrt nicht die Rede sein kann, wird wohl unbestritten bleiben. Ich wage auch zu behaupten, daß eine derartig ins Fleisch und Blut der Wenden übergegangene Überlieferung nicht als fertiges Erzeugnis von außen in das Volk hineingetragen worden ist. Dafür müßte erst ein überzeugender Nachweis geliefert werden. Inwieweit eine teilweise Aufnahme von Zügen der deutschen Faust-Sage anzunehmen wäre, überlasse ich dem Scharfsinne berufener Sagenkenner.

Meine Bemühungen, den historischen Hintergrund der Krabat-Sage zu erforschen, lieferten bis jetzt noch kein befriedigendes Resultat. In den Kirchenbüchern von Groß-Särchen kommt ein ähnlicher Name eines Gutsherrn nicht vor. Zu einem anderen Särichen (bei Kodersdorf) stand jedoch ums Jahr 1732 ein Baron Johann Christoph von Graban oder Grabow auf Lübben in gewissen, allerdings nur sehr losen Beziehungen. Der genannte Edelmann könnte wohl in dem Feldzuge gegen die Türken in den Jahren 1695—96 mitgefochten haben. Auf jenen Krieg, bei welchem Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen den Oberbefehl in Ungarn führte, deutet die Sage mit Bestimmtheit hin. Belanglos ist dabei, daß August der Starke, der damals noch nicht die polnische Krone trug, bereits als König bezeichnet wird. Dergleichen Anachronismen müssen der Volksüberlieferung nachgesehen werden.

Ergäbe sich somit für die Krabat-Sage ein Alter von ungefähr 200 Jahren, so darf nicht verkannt werden, daß einzelne Züge derselben einen viel älteren, vielleicht gar mythologischen Ursprung haben können. Dahin rechnen wir die zahlreichen Verwandlungen in die verschiedensten Tiergestalten, welche an den altgriechischen Mythos erinnern, den Flug durch die Lüfte, der schon der hellenischen Dädalos- und der altnordischen Wielands-Sage der Edda gemeinsam ist, auch die Raben als Symbol altheidnischer Gottheiten. Daneben zeigt die Sage unstreitig auch biblische Erinnerungen. Das Nichtzurückblicken bei nachfolgender Gefahr erinnert an Lots Flucht aus Sodom, die zweimal wiederkehrende Zwölfzahl der Müllerburschen und der verschworenen Höflinge an Christi engeren Jüngerkreis.

Zum Schlusse drängt sich wohl die Frage auf: Besitzt die Krabat-Sage überhaupt einen sittlichen Wert, der ihre Erhaltung rechtfertigt? — Ich antworte bejahend. Zu Gunsten Krabats fällt in die Wagschale, daß er als unerfahrener Knabe und unter dem Zwange seines Lehrmeisters den Pakt mit dem Satan eingeht, während Faust als hochgebildeter Gelehrter freiwillig und im Vollbewußtsein der ganzen Tragweite dieses Schrittes handelt. In treuherziger Offenheit will die Krabat-Sage durchaus nicht, daß ihr Held besser erscheine, als er ist. Sie verschweigt oder beschönigt weder den Diebstahl des Zauberbuches, noch seine kleinliche Rache für eine empfangene Züchtigung. Daneben aber zeigt sie vielfach löbliche und nachahmenswerte Züge. Als rein wendische Schöpfung ist sie in manchen Einzelheiten ein Spiegelbild des wendischen Nationalcharakters, besonders hinsichtlich der altbewährten Unterthanentreue der Wenden. Nirgends vollbringt

Krabat übrigens unheilvollen Zauber. Er lindert die Armut seiner Eltern, und geht es dabei nicht ohne Benachteiligung anderer ab, so werden doch, gleichsam strafend, nur unlauter Hantierende getroffen. Er rettet mehrfach seinen geliebten Landesherrn, ohne Dank zu begehren. Er entlarvt und verhindert Verbrechen; er beweint den durch ihn unabsichtlich verderbten Freund. Er sucht in segensreichem, praktischem Wirken Befriedigung; er beschenkt noch auf dem Sterbelager seine armen Gutsunterthanen. Der drückenden Frohnlasten enthoben, konnten die letzteren dann als „freies Volk auf freiem Boden stehn.“ Und im Bewußtsein seiner gemeinnützigen Verdienste durfte auch jener wendische Faust vor seinem Hinscheiden entzückt

„zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß ich froh den schönsten Augenblick!“

Dr. Georg Pilk.

Streifzug durch die sächsische Oberlausitz.

Wer zum ersten Male den Boden der sächsischen Oberlausitz betritt, dem wird jener Zug der Traulichkeit und Gemütlichkeit auffallen, der sich in der Gegend sowohl, wie auch im Volksleben offenbart. Bei genauerer Betrachtung der Landschaft dürften ihm aber, dafern er ein offenes Auge besitzt, die ehrwürdigen und großartigen Linien nicht entgehen, welche eine nach Millionen Jahren zählende Bildungsgeschichte und eine mehr als tausendjährige eigenartige Kulturentwicklung diesem Gebiete aufgeprägt hat.

Während unser Erzgebirge seine Formen hauptsächlich der einseitigen Hebung — also plutonischen Gewalten — zu danken hat, tritt uns in der Lausitz ein Gebirge entgegen, das seine Gestalt vorzugsweise durch Verwitterung und Abtragung — also durch Erosion — erhielt. Hier sind die Granitmassen, welche das Grundgestein bilden, nicht aufgekippt worden wie dort, sondern wagerecht liegen geblieben und nur hie und da durchbrochen von basaltischen Massen, die als Kegel- und Sattelberge sich den langgestreckten Rücken und rundlichen Kuppen der Granitberge zugesellten und den malerischen Reiz der Landschaft wesentlich erhöhen. So erscheint die Oberlausitz als eine Hochebene mit einzelnen aufgesetzten Bergzügen und Berghaufen. Diese weit ausgedehnte Platte wurde — wer will sagen, vor wie viel Jahrtausenden — vom Landeis bedeckt, das sich von den skandinavischen Gebirgen herüberschob. Aus jener Zeit stammen die fetten Geschiebelehme, welche den fruchtbaren Ackerboden, besonders in dem von den Wenden besetzten Striche darstellen, sowie die Blöcke nordischen Ursprungs, Granite und Feuersteinknollen oft von beträchtlicher Größe, die sich auf der Lausitzer Hochebene teils verstreut, teils zu Hügeln zusammengeschüttet vorfinden. Andere Schuttmassen zeigen südliche, sudetische Herkunft und sind von der Elbe, die ehemals ihren Lauf durch die Lausitz nahm, herbeigeführt worden. Die Fluten dieses Stromes waren es aber auch, welche die aus der Verwitterung des festen Grundgesteins entstandenen Stoffe fortschwemmten und die Bildung von breiten Thälern veranlaßten, die sich

in nordsüdlicher Richtung zwischen einzelnen stehengebliebenen Bergmassen hinziehen und die Rinnen darstellen, durch welche heute noch die Lausitzer Flüsse ziehen. Diese „Durchlässe“ bilden die einzigen bequem zu durchschreitenden Lücken in dem Gebirgswalle, der Böhmen von dem Norden trennt. Sie mußten naturgemäß ebensoviele Straßenzüge werden, auf denen sich seit uralten Zeiten der Handel bewegte. Die Lausitz wurde — wie die Funde von Bernstein und von römischen und arabischen Münzen beweisen — das Durchgangsland für den Bernsteinhandel, der seinen Weg von der Ostseeküste durch Mitteldeutschland nach dem adriatischen Meere und von da nach dem fernen Orient nahm. —

Aber auch in militärischer Beziehung gewannen diese Durchlässe Bedeutung. Kein Kampf zwischen dem Norden und Süden Deutschlands hat stattgefunden, der nicht die Lausitz unmittelbar berührte, in dem sie nicht durchflutet wurde von den Truppenzügen der einen oder andern oder auch beider Parteien. Mehr als einmal wurde sie hierbei der Schauplatz entscheidender Kämpfe (im dreißigjährigen und siebenjährigen Kriege), und noch 1866 nahm die Herwarth von Bittenfeldsche Armee ihren Marsch durch die Lausitz nach den böhmischen Schlachtfeldern.

Da hier die Thäler meist der steilen Ränder entbehren, traten sie ebensogut einer Verbindung der östlichen und westlichen Nachbarländer nicht sonderlich hindernd entgegen, und so wurde die Lausitz auch ein Durchgangsland für die kaufmännischen Unternehmungen, wie für die großen Völkerbewegungen, die in der Richtung von Morgen nach Abend und umgekehrt stattfanden, und die in der Hauptsache der alten Völkerstraße folgten, welche von Leipzig über Meißen, beziehungsweise Dresden, Bautzen, Görlitz und Breslau nach Warschau und Moskau führt. Und wenn wir heute lesen, daß man in den vorgeschichtlichen Höhlenwohnungen Frankreichs häufig die Hörner der Saiga-Antilope gefunden hat, eines Tieres, das in Europa nur in den russischen Steppen vorkommt, so dürfen wir vermuten, daß manch einer der Händler, die diesen begehrten Schmuck dem fernen Westen übermittelten, seinen Pfad durch die Lausitz genommen hat. Später vollzog sich der Warenaustausch zwischen dem an Vieh, Wolle und Getreide reichen Osten und dem gewerbfleißigen, wein- und obstreichen Westen zum größten Teil auf demselben Verkehrswege, der seit Mitte des 19. Jahrhunderts durch die „schlesische Bahn“ wesentlich abgekürzt worden ist.

Diesem Straßenzuge folgte vor $1^1/_2$ Jahrtausend die Hauptmasse der Slaven, und ein Teil derselben, die Wenden, erwählte sich die Lausitz, wo die germanische Bevölkerung ihre Siedelungen verlassen hatte, um sich der Völkerwanderung anzuschließen, zur neuen Heimat. Diesen Weg nahmen auch mehrfach die wilden Reiterhorden der Magyaren, wenn sie ihre Plünderungszüge nach den deutschen Gauen ausführten. Ihn zogen, als die Zurückeroberung der slavischen Länder für die deutsche Herrschaft erfolgte, die reisigen Scharen des Königs Heinrich und der Kaiser Otto des Ersten und des Zweiten, sowie aus entgegengesetzter Richtung die zügellosen Schwärme, mit welchen der Polenherzog Boleslaus den um ihre Freiheit ringenden Wenden zu Hilfe eilte. Anfangs des dreißigjährigen Krieges führte Kurfürst Johann Georg I. seine Armee auf der Bautzner Straße nach Osten, um dem Kaiser den Besitz der aufständischen Lausitz zu sichern. Während der unseligen Verbindung zwischen Polen und Sachsen sah diese Straße oft genug den prächtigen

Reisezug, der August den Starken nach seiner Königsstadt Warschau brachte, die langen Wagenreihen, die das sächsische Silber dem verarmten Weichsellande zuführten, und die sächsischen Regimenter, welche für Polen die Schlachten schlagen mußten. Auf derselben Straße rückte auch der jugendliche Schwedenkönig Karl XII. in Sachsen ein, die zertrümmerte kurfürstliche Armee vor sich hertreibend, und denselben Weg nahm er wieder zurück, nachdem er August den Starken im Altranstädter Frieden zum Verzicht auf die polnische Krone gezwungen hatte. In dem großen Kampfe, der 1812 zwischen dem gesamten Ost- und Westeuropa entbrannte, leitete Napoleon I. seine Hauptarmee von Dresden aus durch die Lausitz nach Rußland, und denselben Weg kam der Geschlagene, aber nicht Gedemütigte zurück, gefolgt von den nachdrängenden Preußen und Russen. Bereits im Frühjahr 1813 führt er ein neues, gewaltiges Heer nach Osten — durch die Lausitz. In der Schlacht bei Bautzen wirft er noch einmal die Verbündeten nieder, aber dann muß er seine Truppen wieder der Bautzner Straße anvertrauen und mit ihnen zur Dresdner Schlacht eilen; den französischen Kolonnen folgen die russischen, hin nach der großen Leipziger Wahlstatt, wo der Napoleonischen Gewaltherrschaft das Ende bereitet wird.

Wir erkennen aus diesem kurzen Überblick, welche große Bedeutung die Lausitz als Durchgangsland gewonnen hat; aber — ringsum offen, ohne fest geschlossene Grenzen, eines gemeinsamen Mittelpunktes entbehrend, gelangte sie nie zu einer staatlichen Selbständigkeit. Jahrhundertlang bildete sie den Gegenstand des Streites zwischen den Nachbarländern, und so finden wir als ihre Herren in fortwährendem Wechsel meißnische und brandenburgische Markgrafen, polnische und schlesische Herzöge und böhmische Könige, bis sie im Jahre 1635 dauernd an das Kurfürstentum Sachsen gefesselt wurde.

Auf die Entwicklung ihrer Bewohner konnte die Menge und der Wechsel der militärischen und kaufmännischen Beziehungen nicht ohne Rückwirkung bleiben. Der Lausitzer wurde, da er in fortwährendem Verkehre mit der Welt „da draußen“ stand, vor jenem Stumpfsinne bewahrt, der so oft der Bevölkerung abgelegener Gebirgsgegenden anhaftet. Eine leichte, fremde Verhältnisse rasch ergreifende Auffassung, gepaart mit praktischem Sinne, stark entwickeltem Thätigkeitstriebe und zäher Ausdauer halfen ihm über die mannigfachen Wandlungen hinweg, denen sein Ländchen unterworfen war. Die trauliche Schönheit seiner Gegend öffnete ihm den Blick für die Natur und ließ in seinem Herzen die Heimatsliebe erstarken („ock (heem, susten nischt!“). Als Händler auf den zahlreichen Straßenzügen ausschwärmend („oarlleng a Bautzner!“), lernte er die Fortschritte, die anderwärts in der gewerblichen wie in der Ackerbauthätigkeit gemacht wurden, kennen und verpflanzte sie in seine Heimat. So sehen wir schon in früher Zeit in der Lausitz ein kräftiges Städtewesen mit einer Gewerbthätigkeit emporblühen, deren Erzeugnisse ihrer Gediegenheit wegen einen Ehrenplatz auf dem Weltmarkte errangen und behaupteten; man denke nur an die Lausitzer Leinwand und den Großschönauer Damast. An diesen Städten, besonders an denen, die im Jahre 1346 zum Sechsstädtebunde*)

*) „Sitte, Bautzen — Liebe, Laube — Kam'z, Görl'tz,“ d. h. Zittau, Bautzen, Löbau, Lauban, Kamenz, Görlitz.

zusammentraten, gewann das offene Durchgangsland auch seinen stärksten Schutz gegen das Raubrittertum und die wüsten Hussitenschwärme.

Daß dem Lausitzer bei derartigen kräftigen Äußerungen seiner Tüchtigkeit ein starkes Selbstbewußtsein zu eigen ward, wie es sich z. B. in der heute noch üblichen allitterierenden Redensart: „London, Leipzig und Löbau!“ kund giebt, darf nicht wunder nehmen. Wer nun aber „Land und Leute“ der Lausitz aus eigener Anschauung kennen lernen will, unternimmt die Reise dahin am besten von Dresden aus mit Benutzung der schlesischen Bahn.

Ein Blick auf die am Bahnhofsgebäude angebrachte Höhenmarke belehrt uns, daß wir uns 116 m über der Ostsee befinden. Mit zwei Lokomotiven bespannt, fährt der Zug ab; denn er hat zunächst den Hang zu überwinden, mit welchem das Lausitzer Granitplateau ziemlich steil nach Westen, zur Elbe abfällt. Durch einen langen Einschnitt, dessen Ränder uns die ungeheuren Sandmassen erkennen lassen, die vor Jahrtausenden von dem Elbstrome hier abgelagert wurden, führt der Schienenstrang in die weiten Waldflächen der Dresdener Heide, an den bereits anderwärts genannten Orten Klotzsche und Langebrück, sowie an Radeberg vorüber bis Arnsdorf, wo die Hauptschwierigkeit überwunden ist und die eine Lokomotive entlassen wird. Wir haben hier bereits die Höhe von 253 m ü. d. O. gewonnen, sind also in halbstündiger Fahrt 140 m gestiegen. Die Gegend zeigt schon den ausgeprägten Charakter der Lausitzer Landschaft. Weite, wellige Feldflächen wechseln ab mit leuchtenden Wiesen und kleinen Waldbeständen aus düsterem Nadelholz; ein helläugiges Bächlein, von Erlen und Weiden eingesäumt, fließt in zahlreichen Windungen durch die Flur; da drüben blitzt ein schilfbekränzter Weiher auf; ein spitzer Kirchturm und die roten Ziegeldächer eines Dorfes schauen aus einer Thalsenkung heraus, und in der Ferne zeigt sich die zackige Ruinenkrone des auf einem Basaltkegel thronenden Schlosses Stolpen. Die Ortsnamen sind hier noch deutsch: z. B. Fischbach, Seeligstadt (d. i. die Salweidenstätte), Schmiedefeld und Großharthau (von Hart, d. i. der Wald, also die Waldaue).

Mit **Bischofswerda** ist der höchste Punkt der Lausitzer Hochebene erreicht (290 m ü. d. O.). Hier grüßen uns nun die blauen Lausitzer Berge: Südlich des Städtchens der Rüdenwald, südöstlich der mächtige **Valtenberg**, einer der „Götterberge“ der alten Wenden, von dessen Gipfel die steinernen Zinnen des König Johann-Turmes über das dunkelgrüne Wipfelmeer schauen, und aus dessen Felsenschoße sich die klare Wesenitz windet. Nördlich von Bischofswerda erhebt sich der **Butterberg**, der ebenfalls einen Turm trägt; ganz deutsch klingt der Name und ist doch nur eine Verstümmelung des wendischen Pod hora = Am Berge. Einen anderen „wendischen Götterberg“ gewahrst du im Nordwesten — den **Sibyllenstein**; so heißt der höchste, aus Granitblöcken bestehende Gipfel jenes langen Bergzuges, an dessen Abhängen drei Flüsse: die schwarze Elster, die Pulsnitz und die Röder entspringen. Sie umspannen den „klassischen Winkel“ unseres Sachsenlandes. Auf dem Wege von Bischofswerda nach dem Sibyllenstein kommst du durch das Dorf Rammenau, in dessen Pfarrhause der große Philosoph Fichte geboren wurde; folgst du dann von der Berghöhe dem Laufe der schwarzen Elster, so gelangst du nach Kamenz, dem der Dichter Lessing entstammt, und gehst du an der Pulsnitz hinab,

so triffst du das Städtchen gleichen Namens, das dem Meister der Bildhauerkunst Ernst Rietschel, das Leben gab.

Auf dem Bahnhofe Bischofswerda herrscht lebhaftes Drängen und Treiben. Ein Teil der Mitreisenden verläßt uns und gesellt sich jener Schar zu, die sich auf dem von hier nach Süden abzweigenden Schienenwege nach Neustadt und Sebnitz bringen lassen will. Derselbe zieht am Valtenberge und Unger hin, und folgt einem der „Durchlässe", von denen wir oben sprachen. Unser Zug rasselt in östlicher Richtung weiter. Nicht lange darnach reißt der Schaffner die Wagenthüre auf und ruft uns zu: „Demitz — Thumitz!" Richtig, hier wollten wir ja aussteigen.

Für den ersten Augenblick dürftest du wohl enttäuscht sein. Du erwartest Naturschönheiten, und wir zeigen dir die in der Nähe des Bahnhofes aufgeschichteten Platten, Säulen, Blöcke und Pflastersteine aus bläulichem Granit, die in den Demitzer Steinbrüchen gewonnen wurden und nun hier der Versendung harren; auch manche „Kunstarbeiten" gewahrst du darunter, die nach den Angaben des Bildhauers in den hiesigen Steinsägewerken und Steinschleifereien ihre Gestalt und glänzende Politur erhielten und als Grabsteine oder als Schmuck für die Schauseite vornehmer Wohngebäude oder vielleicht auch als Unterbau für irgend ein Denkmal verwendet werden sollen

Dem „Naturschwärmer" freilich thut das Herz weh, wenn er die weit klaffenden Lücken schaut, die der Steinbrecher mit Hammer, Bohrer und Dynamit in die Abhänge des benachbarten Klosterberges hineingearbeitet hat. Eher mag sich der „Naturforscher" mit dem Werke der Zerstörung aussöhnen; denn wie der Bergmann die Geheimnisse der unterirdischen, so erschließt ihm der Steinbrecher diejenigen der oberirdischen Felsen. So ist's auch hier geschehen.

Im Jahre 1894 begann man in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes eine Erweiterung der Steinbrüche vorzunehmen; man grub zu diesem Zwecke eine große Lehmschicht ab, um zu dem darunter lagernden Gesteine zu gelangen. Als dieses nun freigelegt war, machte man eine höchst interessante Entdeckung. Die Granitbank zeigt nämlich eine Menge sogenannter „Schliffbuckel", über welche vollkommen parallel zahlreiche meterlange, oft handbreite und mehrere Centimeter tiefe „Rillen" oder „Schrammen" laufen. Wer jemals die Wirkungen beobachten konnte, welche in den Alpen das langsam sich fortschiebende Gletschereis auf die unter ihm liegende Felsbank ausgeübt hat, steht hier vor keinem Rätsel; er wird sich beim Anblicke dieser Erscheinung im Demitzer Granit sofort sagen: „Das ist Gletscherarbeit!" Wann sie verrichtet worden ist, läßt sich nicht einmal aufs Jahrtausend angeben; aber sie ist noch da und durch den Schutz, welchen ihr die über sie hingelagerte Lehmdecke gewährte, fast noch in völliger Ursprünglichkeit erhalten. Wenn die Felsenbänke nach einem Regen feucht im Sonnenschein glänzen, dann erscheint das Bild, welches dereinst das Eis in sie eingrub, in seiner ganzen Schönheit. Das ist der **Demitzer Gletscherschliff**, der größte, der bis jetzt in Sachsen entdeckt worden ist, und der uns Kunde giebt von einer Zeit, da noch kein Mensch diese Gegend betreten hatte und nur der Eisfuchs über die schimmernden Gletscherfelder streifte.

Der nächste von Dresden heranrollende Zug führt uns weiter. Bald taucht links Bautzen auf mit seinem hochragenden Petridome, rechts ein blauer Höhenzug mit dem Pichoberge und dem aussichtsreichen Mönchswalder Berg, von dessen Gipfel

uns ein Turm grüßt. Jetzt rasselt der Zug über die Spreebrücke. Rasch einen Blick links zum Wagenfenster hinaus! Da liegt sie vor uns, die alte Wendenstadt Bautzen, unser „sächsisches Nürnberg“, hoch auf dem Berge sich aufbauend, mit ihren altersgrauen Festungsmauern und -türmen und ihren zahlreichen Kirchen ein Stück mittelalterlicher Pracht und Romantik uns vors Auge zaubernd. Sieh, wie trotzig und kühn der Turm der „alten Wasserkunst“ dasteht! Schon über 400 Jahre (er wurde 1496 erbaut, 1558 erneuert) spiegelt sich seine gedrungene Gestalt in der grünen Spree. Rechts hinter ihm strebt der Turm der Michaeliskirche empor, der Pfarrkirche für die evangelischen Wenden; sie erstand nach den Hussitenkriegen zuerst als Kapelle und wurde zu Anfang des 17. Jahrhunderts zur Kirche ausgebaut. Die Brücke, welche links ihre Bogen über den Fluß spannt, heißt der „Scharfen-



Gletscherschliff bei Demitz.

steg“. Über derselben gewahrst du in der Umfassungsmauer der Ortenburg einen kleinen Turm; er diente der Besatzung der genannten Feste zur Wasserversorgung. Rechts hinter ihm zeigt dir die Ortenburg einen ihrer breiten Giebel. Es ist dieses Bildchen nur ein kleiner Teil, ein „Ausschnitt“ aus dem prächtigen Gesamtgemälde, das die Stadt Bautzen gewährt. — Gern stiegen wir hier aus und führten dich durch unebene Gassen zwischen den altertümlichen Häusern hinauf zur alten Ortenburg oder in das eine großartige Fülle von Lausitzer Altertümern bietende „Stiebermuseum“, aber wir müssen uns begnügen, dich auf den I. Band der Bunten Bilder zu verweisen, wo „Budissin“ bereits eine eingehende Schilderung erfahren hat.

An der nächsten Station der schlesischen Bahn, in Kubschütz, verlassen wir den Zug und treten die Wanderung nach dem „Czorneboh“*) an. Es ist dies ein sonniger Weg durch weite Feldfluren, auf denen schweres Getreide hoch in

*) So heißt der Berg, nicht wie auf manchen Karten fälschlich zu lesen ist: „Czerneboh“; diese Bezeichnung mag allenfalls „serbisch“ sein, sorbisch ist sie nicht.

den Halmen steht, und die Zuckerrübe ihre glänzenden Blätter üppig entfaltet; auch die fetten Wiesen verraten die Fruchtbarkeit der „wendischen Pflege“. Wir berühren einige kleine wendische Dörfer: Scheckwitz, Soritz und Rachlau, deren malerische, zum Teil noch strohgedeckte Fachwerkhäuser oft ganz im Grün breitästiger Äpfel- und Nußbäume versteckt sind. Nun steigt der Weg an, und wir treten in den düstern, hohen Fichtenwald ein, der die ganze etwa drei Stunden lange Czornebohkette bekleidet. Seltsam muten uns die gewaltigen, von grüner Moosdecke überzogenen Granitblöcke an, zwischen denen der Pfad steil emporführt. Oft gewähren sie den Anblick von Riesenaltären oder Denkmälern aus grauer Vorzeit; hie und da erscheinen sie wie von Menschenhänden treppenartig übereinandergetürmt. Der Zauber des Geheimnisvollen nimmt uns gefangen. Haben nicht vielleicht auf jenem tafelartigen Steine Menschenopfer geblutet? Deckt nicht etwa diese gewaltige Felsplatte den Heldenleib eines wendischen Kriegers? In leisem Geflüster wiegen sich die Tannenwipfel über uns, und der Bergquell, der in dem steinigen Rinnsal glitzernd zur Tiefe gleitet, raunt in abgebrochenen, murmelnden Lauten. Eine grünlich schillernde Eidechse raschelt vor unseren Füßen auf, läuft blitzschnell an einer der knorrigen Wurzeln empor, die das graue Steingeklipp überspinnen, und verschwindet hinter einem breiten Farnwedel in dem winzigen Thörlein ihres Felsenschlosses. Ob's nicht die verzauberte Prinzessin war, die in der Tiefe des Berges ihre schimmernden Schätze hütet?



Ansicht von Bautzen.

Jetzt erreichen wir eine weite Lichtung und könnten glauben, in „Rübezahls Garten“ versetzt zu sein. Dichtes Himbeergesträuch, das einen schier unermeßlichen

Segen duftender Früchte trägt, überwuchert das Steingeröll; aber höher als das kurze Gerank erheben sich die Rispen des Weiderichs und lassen in dem Purpurrot ihrer Blüten die ganze Fläche erglühen. Die mannshohen Stauden des gelben Kreuzsterns weben mit ihren Blumen das Gold in den königlichen Teppich. Über die Wipfel des Hochwaldes, der die Berghöhe krönt, grüßen uns die steinernen Zinnen des Czornebohturmes, und bald stehen wir vor dem freundlichen, geräumigen Gasthause, das auf meilenweite Runde als beliebtes Stelldichein gilt. Frisch weht die Luft hier oben, trotz der sommerlichen Hitze, die in den Thälern brütet; befinden wir uns doch 553 m ü. d. O.



Turm auf dem Czorneboh.

Aber woher der seltsame Name Czorneboh, wirst du fragen. Sieh da auf dem Platze vor dem Wirtshause das Steindenkmal mit der Inschrift: „Zum Andenken an Carl Gottlob Stephan, Rechtsanwalt zu Bautzen, dem wohlverdienten und unvergessenen Freunde des Czorneboh.“ Wer wollte vom Czorneboh reden und den Mann nicht nennen! Er war ein ebenso tief blickender und gründlicher Altertumsforscher wie weitsehender Berg- und Ortskundiger. Jahrzehntelang kam er Sommer und Winter, jeden Donnerstag — mochte das Wetter sein wie es wollte — von Bautzen herauf auf „seinen Berg“. Ihm verdanken wir die Belehrung, daß die Wenden keinen „schwarzen Gott“ (Czorneboh) und keinen „weißen Gott“ (Bieleboh) verehrt haben. Der als „Czorneboh“ bezeichnete Berg heißt bei ihnen heute noch „Praschitz“, d. i. „Frageort“, und die alten Wenden werden hier heraufgestiegen sein, um sich in der geheimnisvollen Stille des Bergwaldes — vielleicht durch Hilfe ihrer Priester

— Rat in schwierigen Fällen und Aufschluß über die Zukunft zu erholen. Heilig war ihnen dieser Ort, wo nach ihrer Meinung die Gottheit thronte und den hilfesuchenden Menschenkindern ihren Willen verkündete. Aber dann kamen die Verkündiger des Cristentums ins Land, und ihnen war die dem heidnischen Aberglauben geweihte Stätte ein Greuel. Sie verboten den Neubekehrten die Wallfahrt zum Berge, und um sie von derselben abzuhalten, sagten sie ihnen, der „alte Verführer" der „schwarze Gott" (wendisch „Czorneboh") sei es, der hier oben sein Wesen treibe. Wenn aber die geheiligte Zeit der Tag- und Nachtgleichen (Frühlings- und Herbstesanfang) und der Sonnenwenden (Sommers- und Wintersanfang) kam, dann sammelten die christlichen Priester ihre an die „Bergfahrten" gewöhnten Scharen und führten sie zur „Walpurgis-, Johannes-, Michaelis- und Weihnachtsfeier" nicht auf den alten Frageberg, sondern hinüber auf die südlicher gelegene, der Sonne mehr zugewendete Höhe und hielten ihnen dort in den grünen Hallen die Predigt vom „guten", vom „weißen Gotte" (wendisch Bieleboh), der am Holz gestorben ist, um die Menschheit von der Gewalt des Teufels zu erlösen. „So erklären sich die Namen „Czorneboh" und „Bieleboh" aus der Einführung des Christentums."

Lange aber mag's gedauert haben, ehe der Aberglaube ausstarb, und mancher äußerlich zum Christentum übergetretene Wende wird sich oft noch heimlich hinaufgeschlichen haben zum „Praschitz", um alter heidnischer Sitte zu fröhnen. Eine Felsgruppe, ganz in der Nähe des Gipfels, mag der Orakelort gewesen sein; sie ist heute noch unter dem Namen „Teufelsfenster" bekannt und zeigt eine tiefe, höhlenartige Verwitterung, in die vielleicht die Fragen hineingeraunt wurden, um im Flüstertone, verworren und mehrdeutig, als Antwort wiederzukehren. Wir schöpfen aus dem Anblicke dieser Felsen noch eine andere Erkenntnis: In wagerecht übereinander geschichteten Platten baut sich hier der Granit auf. Keine unterirdische Gewalt hat — wie dies im Erzgebirge geschehen ist — seine ursprüngliche Lage verändert.

Mauerähnlich wie hier erscheint auch anderwärts auf der Czornebohkette das Gestein; so auf dem Pielitzer Berg (westlich vom Czorneboh gelegen). Der felsige Gipfel dieser Höhe heißt bei den Wenden „Hrodnik", (von hrad = Burg, also „Schloßberg"), und so findet die Sage einen kräftigen Anhalt, wenn sie berichtet, daß auf dem Czorneboh ein stolzes Schloß gestanden habe, in welchem ein mächtiger Wendenkönig, umgeben von ungeheuern Schätzen, mit seiner einzigen, lieblichen Tochter hauste. Da kamen die Boten der christlichen Lehre ins Land und verkündeten den heidnischen Wenden das Evangelium. An allen Wegen und auf allen Brücken pflanzten sie das Siegeszeichen des Christentums, das Kreuz, auf; überall erhoben sich Kirchen und Kapellen; die ernsten Feierklänge der Glocken schallten durch die Thäler und luden die Bekehrten zur Andacht. Auch auf den Czorneboh fanden die Apostel des Heilandes ihren Weg. Aber der alte Wendenkönig wollte seinen heidnischen Göttern die Treue nicht brechen und von der neuen Lehre nichts wissen. Da ereilte den Verstockten das himmlische Strafgericht. Während eines schrecklichen Frühlingsgewitters, das über den Berg zog, zerschmetterte ein Blitz den Turm des Schlosses, und dieses versank mit dem Könige und seiner Tochter, sowie mit allen Schätzen in die Tiefe. Alljährlich aber — in der Walpurgisnacht — er-

blüht seitdem auf dem Czorneboh ein Veilchen, mit lieblichem Dufte und hellem, wundersamen Scheine den Wald durchdringend. Welcher Bursche nun reines Herzens ist und das Blümlein findet und pflückt, der erlöst damit die Prinzessin und erhält ihre Hand samt den vorhandenen Schätzen. —

Zu einem Königssitze hätte sich der Czorneboh wohl geeignet, schon wegen der entzückenden Rundsicht, die er rings ins weite Land gewährt, und die wir in aller Behaglichkeit von der Plattform des Turmes genießen können. Rechts von dem vieltürmigen Bautzen breitet sich die „wendische Ebene“ aus, übersät mit Dorfschaften, parkumhegten Rittersitzen und blitzenden Teichspiegeln, und in dämmriger Ferne begrenzt von der Hügelreihe am Schwielohsee hinter dem Spreewalde, an der nördlichen Grenze der Niederlausitz. Im Nordosten grüßt uns die weithin als Landmarke leuchtende Kirche von Hochkirch; gerade darüber hinaus zeigt sich das Belvedère von Niesky; auch den Stromberg wollen wir bemerken, jenen von hier aus niedrig erscheinenden, bewaldeten Rücken, der wie eine Insel aus dem Flachlande aufragt. Im Osten blitzen uns die Fenster des Turmes auf der Landskrone entgegen, an deren Fuße Görlitz erscheint, und rechts hinter diesem Berge erkennen wir die Türme von Lauban. Der Rotstein bei Zoblitz und der Löbauer Berg mit dem Friedrich August-Turm treten ins Bild, ferner das Riesengebirge, auf dem wir genau die Gipfel der großen Sturmhaube, des hohen Rades und Reifträgers unterscheiden, und das ganze Isergebirge von der Tafelfichte bis zum Taubenhaus. Im Südosten finden wir rasch das freundliche, stille Herrnhut am lindenüberschatteten Hutberge heraus, und rechts desselben ragt der breite, tafelförmige Kottmar auf. — Nach Süden schauen wir in das Wiesenthal hinab, welches die Czorneboh- von der Bielebohkette trennt, und in dem sich Cunewalde lang hinzieht. Die Berge, welche wir darüber hinaus erblicken, gehören zumeist der Basaltformation an und zeigen die derselben eigentümliche Kegelgestalt: Die beiden wegen ihrer reichen Aussicht berühmten „Spitzberge“ (der Oderwitzer und Warnsdorfer), der Tollenstein mit dem Zackenkranze seiner Ruine, die Lausche, der höchste Berg des Lausitzer Gebirges und den Czorneboh um $2^1/_2$ hundert Meter überragend, die Berge des böhmischen Mittelgebirges von dem Kaltenberge bis zum fernen Mileschauer. Dann schließen sich im Südwesten die Tafelformen der sächsischen Schweiz und die langgewellten Kämme des Erzgebirges mit dem Sattelberge an. Bis zu den Katzenhäusern bei Nossen und dem Spitzhause in der Lößnitz bei Dresden schweift im Westen das Auge, und über den Butterberg, Sibyllenstein und das Kloster Marienstern mit seinem spitzen Dachreiter erreicht es nach dem Hutberge bei Kamenz wieder den Ausgangspunkt der Rundsicht.

Worin liegt nun aber die Bedeutung, die Eigentümlichkeit dieses Gemäldes? Hier auf dem Czorneboh steht man fast genau in der Mitte des alten Durchgangslandes, während die übrigen berühmten Aussichtspunkte desselben mehr nach seiner Peripherie gerückt sind, und überschaut die gesamte Ober- wie den größten Teil der Niederlausitz, das ganze Machtgebiet des ehemaligen Sechsstädtebundes.

Nun ade, du herrliches Luginsland!

Zu steigen giebts vorläufig nichts mehr. Wandern wir doch auf dem Kamme des Gebirgsrückens hin, nach Osten zu. Der Bergwind fächelt in dem

Gezweig der schlanken Fichten, und die Bienen erfüllen die Wipfel mit ihrem Gesumm. Sonst ist's still im Walde. Ein brauner Falter gaukelt aus dem Schatten hinaus auf die sonnenüberflutete Lichtung, wo die Bergblumen ihm ihre honiggefüllten, duftenden Kelche offen halten. Von Zeit zu Zeit gestattet uns ein Durchhau einen Blick in die blau dämmernde Tiefe oder hinüber auf die scharf vom klaren Himmel sich abhebenden Lausitzer Berge. Gottesfrieden rings um uns und auch unter uns, wo Tausende von alten Sorben schlafen, über deren Gräber unser Fuß dahinschreitet. Da erreichen wir den zweithöchsten Gipfel der ganzen Kette, den Hochstein (542 m ü. d. O.). Hohe, senkrecht emporsteigende Granitklippen, die von wetterzerzausten Tannen und Buchen gekrönt werden, bilden hier ein weites Halbrund, und dieses wird zu einem Kreise ergänzt durch einen uralten Steinwall. Welche Völkerschaft denselben errichtet hat, ob die Kelten, die vor den Germanen, ob die Germanen, die vor den Slaven in der Gegend wohnten, das weiß niemand zu sagen; aber eins ist sicher, daß wir hier inmitten einer heidnischen Andachtsstätte stehen, die für die ganze Umgebung von der größten Bedeutung gewesen sein muß.

Wir versetzen uns im Geiste 2000 Jahre zurück. Es ist Sommersonnenwende vor Mitternacht. Am nördlichen Himmel schimmert der Johannesschein. Der Vollmond übergießt mit seinem silbernen Glanze die Tannenspitzen. Da leuchtet in der schwarzen, schweigenden Tiefe ein flackerndes Licht auf, dem sich ein zweites und ein drittes zugesellt. Jetzt glüht auch da drüben ein rotes Sternchen durch die Finsternis, und kleinere Fünkchen folgen ihm in weiterer Entfernung. Von allen Seiten zieht's heran wie Glühwürmchenschwärme. Endlich treten zwischen den Riesenstämmen die hünenhaften Gestalten der Fackelträger hervor. Am Steinwalle machen sie ehrfurchtsvoll Halt. Schar auf Schar stellt sich ein, Kopf an Kopf gedrängt steht die harrende Menge, während innerhalb des geheiligten Ringes die Priester ihres Amtes walten. Da flammt der mächtige Holzstoß empor, da raucht das Blut der Opfertiere, da schreitet das weiße Roß über die gekreuzten Speere, da verkündet die Gottheit im Rauschen der Buchenwipfel die Geheimnisse der Zukunft, während ringsum in der Ferne von den anderen geheiligten Bergen, dem Stromberge, dem Löbauer Berg, dem Sibyllenstein und der Steinölser Dubrau ebenfalls die Glut der Opferlohen zum Himmel steigt. — Ist der Gottesdienst beendet, dann lassen sich die Recken nieder zum festlichen Mahle. Der Metkrug kreist, und das Felsenhalbrund hallt wieder vom Gejauchze der genußfreudigen und genußkräftigen Natursöhne.

Wir könnten nun die Wanderung noch weiter fortsetzen und endlich nach Löbau hinabsteigen; aber wir kehren zurück zum Steinberge und wenden uns auf einem Waldpfade in das nördliche Thal hinab, in dem wir abwärts gehen nach Wuischke. Von hier erreichen wir in einer halben Stunde Hochkirch. Das halb wendische, halb deutsche Dorf macht mit seinen sauberen, von Wohlstand zeugenden Häusern, die überragt werden von dem schlanken, weitschauenden Kirchturme, einen überaus freundlichen und behaglichen Eindruck. Hier wollen wir den Rest des Tages verbringen und geschichtlichen Erinnerungen widmen.

Das Dorf ruht auf einem Hügel, dem höchsten Punkte in der welligen

Hochebene, die sich am nördlichen Fuße der Czornebohkette ausbreitet, und auf dem Gipfel dieses Hügels steht das Gotteshaus, umgeben von dem mit einer starken Mauer eingefaßten Kirchhof. Wir treten in denselben durch die Südpforte ein. Es ist ein schöner, freundlicher Gottesgarten, mit sorgfältig gepflegten, blumengeschmückten Gräberstätten, deren Kreuze und Steine vielfach wendische Inschriften tragen. Wir bemerken noch eine große Anzahl eingemauerter Kanonenkugeln am Turme und stehen nun vor dem Haupteingange des Gotteshauses, der aus Eichenholz gezimmerten „gelben Thür". Sie zeigt noch die siebartige Durchlöcherung, welche die österreichischen Flintenkugeln in ihr hinterließen. Im Innern der Kirche, hinter dem Altare, befindet sich ein edles, ernstes Denkmal, eine Urne aus weißem Crottendorfer Marmor mit einer schwarzen Schriftplatte aus demselben Gestein. Die Inschrift auf derselben lautet:



Hochkirch, die Blutgasse.

„Dem Jakob Keith, Sohn des schottischen Erbmarschalls Keith und der Maria Drumond, dem obersten Heerführer Friedrichs II., einem an Sitten der Altvordern und kriegerischer Tapferkeit ausgezeichneten Mann, der am 14. Oktober 1758, indem er unweit von hier die durchbrochene Schlachtordnung der Seinigen durch die Kraft seines Geistes, seines Armes, seiner Stimme und seines Beispieles wieder herstellte, im Gefechte, mit den Waffen in der Hand, wie es Helden ziemt, gefallen ist."

Es ist so totenstill in der einfachen Dorfkirche, und doch überkommt's uns beim Lesen dieser Worte, als wären wir mitten in das Toben der Schlacht versetzt, als hörten wir das Knattern der Gewehrsalven, das Krachen der Geschütze und das tausendstimmige Wutgebrüll der Streiter, als sähen wir das von den Flammen des brennenden Dorfes blutigrot beleuchtete, wirre Durcheinander der kämpfenden

Massen, und mitten drin die hochragende Heldengestalt des Keith, der im Kugelregen seine zerrissenen Bataillone sammelt.

Komm mit hinaus ins Freie! Im Glanz der Nachmittagssonne liegt der Kirchhof vor uns; im Viereck umschließen noch die trotzigen Mauern den kleinen Raum, der das preußische Thermopylae genannt zu werden verdient. Er war der wichtigste Punkt der Stellung Friedrichs des Großen in der Schlacht bei Hochkirch am 14. Oktober 1758. Das wußte auch der österreichische Feldmarschall Daun, und darum suchte er sich um jeden Preis des Kirchhofes zu bemächtigen. Diesen hatte eine Schar von 600 Preußen — das II. Bataillon des Regiments Markgraf Karl — besetzt, und sie hielt hier vier Stunden lang dem wütendsten Ansturme der Österreicher stand. Vier Grenadierbataillone — die besten Kerntruppen, über welche Daun verfügte — eröffneten zugleich den Angriff; sie wurden bis auf wenig Mann aufgerieben. Da rückten nach einander noch weitere 14 Bataillone der Regimenter Clerici, Bathiany, Stahremberg, Alt-Colloredo, Arberg, Los Rios und Puebla von allen Seiten zum Sturme an — aber die Preußen wichen und wankten nicht. Reihenweise streckte ihr wohlgezieltes Feuer die Feinde nieder, so daß die schmale Gasse an der Ostseite der Mauer „gestrichen voll“ Toter lag und das Blut wie ein Bächlein die nach Pommritz führende Straße hinabrann. Noch heute führt sie daher den Namen Blutgasse. Die heldenmütigen Verteidiger waren endlich bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschossen; nachdem diese wenigen alle Patronen verbraucht hatten, brachen sie aus dem Kirchhofe heraus, um sich mit dem Bajonett zu der in bester Ordnung abrückenden preußischen Armee einen Weg zu bahnen. Von allen Seiten überfallen, wurden sie größtenteils niedergestoßen; nur wenige gerieten in Gefangenschaft — unter ihnen der aus elf Wunden blutende Führer, der Major Wilhelm von Lange — dem Rest gelang es, sich mit dem preußischen Heere wieder zu vereinigen.

Der Tag von Hochkirch ist trotz der schweren Niederlage, die er Friedrich dem Großen brachte, ein Tag unverwelklichen Ruhmes für die preußische Armee, und nennt man ehrfurchtsvoll die großen Toten, welche sie nach dieser Schlacht zu betrauern hatte: den Feldmarschall Keith, den Prinzen Franz von Braunschweig, den Fürsten Moritz von Dessau, so darf man auch den durch spartanischen Heldenmut ausgezeichneten Major von Lange und seine braven Sechshundert nicht vergessen.

Den nächsten Morgen wandern wir die nach Norden führende Straße hinab, überschreiten die schlesische Bahn, begrüßen das Dorf Pommritz, wo sich eine landwirtschaftliche Versuchsstation befindet, und wenden uns alsdann von der nach Weißenberg führenden Straße rechts ab. In der Richtung des Weges gewahren wir eine lange, einzeln gelegene, mit Laubholz bewachsene Anhöhe. Wer öfter die Lausitz durchstreifte, wird wissen, was diese Erscheinung zu bedeuten hat. Kehrt sie doch oft genug in der wendischen Ebene wieder und gehört so untrennbar zum Lausitzer Landschaftsbilde wie etwa der Kanal und die Windmühle zu einem holländischen. Vor uns liegt die Niethener Schanze. Sie stellt einen Ringwall dar, der nach außen steil abfällt und im Innern eine weite Fläche umschließt. Bei den Wenden heißen diese Schanzen, deren man allein in der sächsischen Ober-

lausitz 32 kennt, „Hrodzischka", was ein Schloß, einen festen Ort, im allgemeinen Sinne einen umfriedigten, eingezäunten Raum bedeutet. In lateinischen Urkunden sind sie stets als castra bezeichnet. Daß sie zu Verteidigungszwecken gedient haben, beweist ihre ganze Anlage. Wenn feindliche Scharen das Land durchzogen, verließen die alten Wenden ihre Dörfer und flüchteten mit Weib und Kind, mit der Herde und den nötigen Vorräten in die Schanze. Zäh und tapfer verteidigten die wehrhaften Männer den Wall gegen die fremden Eroberer; schloß derselbe doch das Liebste und Teuerste ein, was sie auf Erden besaßen. — Wir steigen zur Wallkrone hinauf, gehen auf derselben zunächst an der Westseite hin, wo die Anhöhe mit schroffen Felsen zu einem Bächlein abstürzt, und gelangen durch eine Allee alter, schattiger Linden, nach manchem schönen Blick auf die blauen Lausitzer



Niethener Schanze.

Berge, wieder zum Ausgangspunkte zurück. Der Durchmesser des umschrittenen Raumes mag etwa 100 m betragen. Jetzt ist die eingeschlossene Fläche dem Ackerbau dienstbar gemacht; aber der Pflug fördert noch manchen Gegenstand aus alter sorbischer Zeit zu Tage: bronzene Schmucksachen und Waffenteile, Spindelsteine und Gefäßscherben, Knochenreste u. dergl.

Die weitere Wanderung nach Osten führt uns durch ein breites Schuttland mit zahlreichen Kiesgruben, in denen man außer anderen nordischen und sudetischen Fremdlingen auch eine ungeheure Menge von Feuersteinen findet, die mancherlei interessante Versteinerungen (Algen, Seesterne und Seeigel, Muscheln u. a.) einschließen. Unter den Wachholderbüschen, die weite Strecken dieses unfruchtbaren Gebietes mit dem bläulichen Grün ihres Nadelwerkes decken, schläft auch ein in der Schlacht bei Bautzen (1813) gefallener Offizier; aber der einfache Denkstein auf dem stillen Heidegrabe kündet weder den Namen noch die Nationalität des Tapfern.

An Lauske vorüber, dessen Schloß, der hochangesehenen und allgemein verehrten gräflichen Familie Breßler gehörig, über die Wipfel der vielhundertjährigen Eichen des Parkes schaut, gelangen wir nach Särka und ersteigen den sagenumwobenen Stromberg.

Sanft führt der rasige Weg zwischen dem dichten Laubgebüsch aufwärts zu der aus Basalt bestehenden langgestreckten Höhe, deren oberer Teil eine breite Ebene darstellt. Wir wenden uns nach der Südkuppe, die schroff in einen Steinbruch abfällt und eine Stationssäule der Königlich Sächsischen Landesvermessung trägt. Hier befinden wir uns 265 m ü. d. O. Trotz dieser geringen Höhe bietet aber der Berg, weil er einzeln, inselartig aus der Ebene aufsteigt, eine treffliche Aussicht. Die alten Götterberge: Landskrone, Rotstein, Löbauer Berg, Kottmar und die Czornebohkette in ihrer ganzen Ausdehnung liegen vor uns. Im Osten erscheinen die langgestreckten Züge der Königshainer und Jauernicker Berge, während sich im Westen die zahlreichen Türme von Bautzen zeigen. —

Die Mittagsglut brütet über der Ebene und ihren zahlreichen Ortschaften, und von einigen Kirchtürmen klingt Glockengeläut herüber. Müssen wir denn auch grade zur Geisterstunde auf dieser einsamen Höhe sein? Wie, zur Geisterstunde? Ja, nach wendischem Volksglauben ist's in der Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr ebensowenig geheuer wie zur Mitternacht. Da geht die Mittagsfrau (wendisch připołdnica) um, und wer sie trifft und auf ihre Fragen nicht antworten kann, den schlägt sie mit Krankheit. — Nun sind die Glockentöne verhallt, und tiefe Stille ruht über der weiten, in bläulichem Dufte schimmernden Landschaft. Aber rings um uns her, welch Summen und Klingen! Sind's wirklich nur die Bienen, die auf der duftenden Bergwiese um die großen, blauen Glockenblumen, den würzigen Thymian und die weißen, roten und gelben Kleeblüten schwärmen, oder tönt nicht Gesang in der Tiefe des Berges? Jetzt verläßt mit rauschendem Flügelschlage ein Falke den Wipfel einer hohen Fichte und zieht, dem Blicke rasch entschwindend, hinüber nach dem Rotstein. Ein Hase schreckt aus seinem Lager empor und verbirgt sich im Unterholze — kam dir's nicht vor, als habe er weiß ausgesehen? Eine große Ringelnatter raschelt durchs Gras; trug sie nicht ein goldenes Krönlein auf dem Haupte? Da hätten wir ja den ganzen Spuk des Stromberges beisammen! Nun fehlt nur noch der „Jäger". Richtig, dort geht er im grünen Rocke zwischen den hohen Fichten hin; er schaut nach uns herüber, grüßt aber nicht. Mag's uns natürlich erscheinen — das Volk hält fest am alten Aberglauben und sieht am hellen Mittag Gespenster.

Aber eine Erscheinung müssen wir dir doch noch zeigen, die nichts Gespensterhaftes an sich hat und die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher im hohen Grade erregte, so daß der Stromberg heutzutage im In- und Auslande als eine Berühmtheit gelten kann. Das ist der alte, zum Teil verschlackte Steinwall, der die Hochebene der Südkuppe auf der West-, Süd- und Nordseite umgiebt, und der in früheren Zeiten die auch in der Sage vertretene Meinung erweckte, der Stromberg sei ein Vulkan gewesen. Die Nordseite ist frei, fällt aber steil ab, und so kommen wir von selbst auf die Vermutung, daß der Wall für die wenig gesicherten Stellen als Schutz gegen wilde Tiere oder menschliche Feinde erbaut worden sei.

Er besteht*) aus drei parallel laufenden Teilen, also eigentlich aus drei Wällen. Der äußere Teil ist eine Mauer von 1 1/2 m Breite und teilweise noch 1 1/2 m Höhe und stellt die älteste Anlage dar; wer sie erbaut hat, ob sie germanischen, vielleicht gar noch älteren, keltischen Ursprungs ist, läßt sich nicht sagen. Um dieses ohne Mörtel aufgeführte Bollwerk zu verstärken, legten spätere Bewohner des Stromberges hinter ihm eine Schlackenmauer an; man schichtete Basaltstücke und Holz übereinander, zündete letzteres an, und erreichte damit, daß durch die Glut die Steine fest aneinander schmolzen. An diese so entstandene Mauer lehnte man innen die mit Holz ausgeschlagenen Erdwohnungen an, deren Reste den dritten Wall darstellen. Die Massenfunde von Holzkohlen (meist von Eiche und Buche) und verkohlten Eichenbalken, die gerüstartig aufgestellt gewesen sein müssen, ebenso die Funde von zahlreichen Scherben, Knochen (vom Hirsch und Pferd), von eisernen Gerätschaften und Lehmstücken, an denen noch die Eindrücke des Holzfachwerkes zu bemerken sind, lassen erkennen, daß hier auf dem Stromberg eine altsorbische Siedelung bestanden hat. In verschiedenen Sagen ist noch die Erinnerung an diese Bewohner des Stromberges, an die „Bergmännchen“, an ihr „Schloß“ und an ihren nächtlichen Wegzug nach dem Rotstein bewahrt. Sicher haben hier auch Opferfeuer geflammt — der äußere Wall trägt die Spuren derselben — vielleicht schon vor der Völkerwanderung, da die Altgermanen diese Gegend besetzt hielten. Und nun gedenken wir noch der geschichtlichen Erinnerungen der Neuzeit, des Tages, da Friedrich der Große vom Stromberge aus hinüber nach der weißleuchtenden Kirche von Hochkirch schaute, wo seine Armee überfallen und geschlagen worden war (14. Oktober 1758) und jenes Tages (16. September 1896), da Kaiser Wilhelm II. von hier aus eben nach jenem Hochkirch hinüberblickte, bei dem sein schlesisches Armeekorps gegen das sächsische im Manöverkampfe stand. Nicht nur eine wichtige Landmarke ist der Stromberg, sondern auch eine weitschauende Warte für die Geschichte unseres Vaterlandes.

Am steilen Osthange führt uns ein rasiger Fußweg hinab und aus dem schattigen Fichtenwalde hinaus auf die leuchtenden Felder. Bald ist Maltitz, eine Haltestelle der Weißenberg-Löbauer Bahn, erreicht. — Gern führten wir dich noch in die „Skala“, jenes wildromantische, vom Löbauer Wasser durchrauschte Felsenthal — ein ander Mal, so Gott will! Der Zug braust heran, und wir lassen uns von ihm nach der alten, freundlichen „Lindenstadt“ Löbau tragen.

Th. Stoppel.

*) Wir folgen hier in der Hauptsache den Ausführungen des Lehrers H. Schmidt II. in Löbau, der auf diesem Gebiete als Autorität gilt und die gründlichsten Untersuchungen über den Stromberg angestellt hat.

Die Erd- und Steinindustrie in Wurzens Umgebung.

Der industrielle Aufschwung, welchen die Stadt Wurzen in den letzten Jahrzehnten genommen hat, erstreckt sich auch auf ihre Umgebung. Den Lauf der Mulde begleitet hier im Westen ein zurücktretendes hügeliges Gelände; dieses schließt eine weite Aue ein, deren mächtige Thon- und Lehmlager eine blühende Erdindustrie entstehen ließen. In der weiteren Umgebung der Stadt haben vorzeiten vulkanische Gewalten unterirdische Gesteinsmassen zu Bergen bis zu 120 m Höhe über die Thalsohle (Löbenberg) emporgehoben, und in diesem Gebiete hat sich eine bedeutende Steinindustrie entfaltet.

Es sei uns gestattet, auf die Entstehung und Bedeutung beider Industriezweige in folgendem näher einzugehen.

I. Die Erdindustrie.

Die Anfänge der Erdindustrie sind auf den Bau der Leipzig-Dresdner Eisenbahn zurückzuführen. Man ahnte wohl nicht, als man bei der Herstellung des Schienenweges auf kaolinhaltige Erdmassen stieß, daß diese die Veranlassung zur Gründung umfangreicher Fabriken geben sollten. Anfangs schenkte man dem zu Tage geförderten Thone wenig Beachtung. Aber die am Bahnbau beteiligte Firma Karl und Gustav Harkort, die fast zu gleicher Zeit die Steinbrüche in Dornreichenbach eröffnete und den Erzgebirgischen „Steinkohlen-Aktien-Verein" in Zwickau, sowie die „Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt" in Leipzig ins Leben rief, erkannte gar bald den Wert der gefundenen Erdart und legte 1845 den bescheidenen Grund zu der jetzt in ungeahnter Blüte stehenden „Thonwarenfabrik Altenbach, Eugen Hülsmann, sonst Karl und Gustav Harkort."

Die Haupt- und Grundmasse der hier angefertigten Waren besteht aus porzellanerdehaltigem, feuerbeständigem Weißthon, der durch Zersetzung der Porphyrfelsen zwischen Wurzen und Altenbach entstanden ist. An dem verwitterten Felsrücken haben sich vor Tausenden von Jahren die Wellen der Mulde gebrochen und große Lehmmassen abgesetzt.

Jenseits der Hügel, in der Gegend von Altenbach-Zeititz, findet sich über Braunkohlenflözen angeschwemmter Braunkohlenthon. Außerdem lagert in unmittelbarer Nähe feiner gelber und weißer Sand. Diese vier Erdarten werden teils für sich allein, teils miteinander vermischt und entweder geschlämmt oder durch Maschinenarbeit vermengt zu den verschiedenartigsten Gegenständen verarbeitet.

Ein Blick in die Vorrats- und Arbeitsräume der Fabrik möge dich, lieber Leser, über die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse belehren. Dieselben lassen sich in drei Hauptgruppen ordnen:

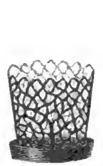
1) die feuerfeste (Chamotte-) Ware, 2) die säurefeste (Steinzeug-) Ware, 3) die poröse (feine) Ware.

Die Chamotteware wird aus einer Mischung von feuerbeständigem Thone, gebranntem Schieferthon aus Rackonitz in Böhmen und eigens zu diesem Zwecke gebranntem Thonsteine in pulverisiertem Zustande bereitet. Letzterer dient haupt-

sächlich zur Magerung der an und für sich fetten Thonerde. Nach mehrfacher Bearbeitung werden die „Steine“ unter sehr hohem Hitzegrade (bis 2000 Grad) gebrannt und sodann zum Baue von Ziegelbrennöfen, Schmelzöfen, Stahlwerken, Glassiedereien, Porzellanfabriken u. s. w. verwendet.

Die Steinzeugmasse ist kieselsäurehaltiger Thon und gemahlener Porphyr. Sie erweist sich als säurefest, da sie weder von Alkalien, noch von Säuren nennenswert angegriffen wird; selbst wenn sie längere Zeit säurehaltigen Flüssigkeiten ausgesetzt ist, bewährt sie sich aufs vorteilhafteste. Es werden fabriziert: Glasierte Steinzeugröhren für Wasserleitungen, ferner für Kanalisation, Abortschlotten, Syphons, Schornstein- und Schlottenaufsätze, Mauer- und Pfeilerdeckplatten, Essenkränze, Küchenausgußbecken, Senkkästen, Wasser-, Pökel- und Gurkenfässer, Drainierrohre, Viehtröge, Rinn- und Traufsteine, Pflasterplatten und Klinker für Hausfluren, Küchen, Durchfahrten, Trottoirs, Fabrikräume, Dampfkesselhäuser, Kellereien,







Erzeugnisse der Thonwarenfabrik Altenbach.

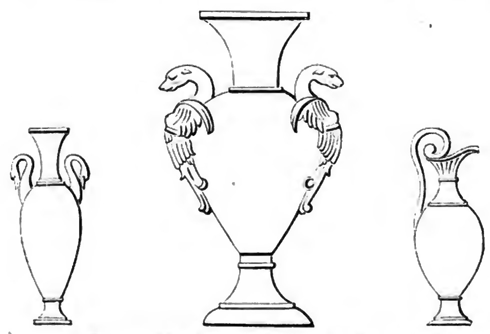
Niederlagen, Brauereien, Schlachthäuser, Stallungen u. s. w. Neuerdings kommen, besonders in größeren Städten, bei Kanal- und Schleusenbauten die glasierten Steinzeugröhren immer mehr in Gebrauch. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Schleuseninhalt, welcher stets einen gewissen Prozentsatz von Alkalien und Säuren besitzt, auf die sonst gebräuchlichen Cementfabrikate einen zerstörenden Einfluß ausübt, auf das Steinzeugmaterial dagegen nicht. Die Erscheinung tritt vor allem in industriereichen Orten hervor, wo den Kanälen Ammoniak, Salz-, Schwefel- und Salpetersäure aus den Werkstätten und chemischen Fabriken zugeführt wird.

Genannte Waren, einschließlich der Chamottesteine und anderer Erzeugnisse, als witterungsfeste Bauverzierungen, Gartenschmuck u. s. w., bilden das inländische Geschäft. Über Deutschlands Grenzen hinaus gehen die feinen porösen, roten und gelben Thonwaren. Ihre Brauchbarkeit ist in der Porosität des Thonscherbens begründet, die durch die eigenartige Mischung der Rohmaterialien erzielt wird. Diese Eigenschaft der Gefäße ermöglicht ein Durchschwitzen ihres Inhaltes, der dadurch auch bei einer hohen Außentemperatur kühl erhalten bleibt. Die aus solcher porösen Masse hergestellten flaschen- und krugförmigen, dem Kunstgeschmacke

des Südländers entsprechend bemalten „Wasserkühler" werden in sämtliche Länder der heißen Zone versandt und bilden in den Großstädten des Äquatorialgürtels einen Handelsartikel.

Für die Brauchbarkeit der „Kühlflaschen" spricht der Umstand, daß die Zahl und Größe der Sendungen nach jenen Gegenden überraschend zugenommen hat, wie ja auch die Firma Eugen Hülsmann, was seinerzeit von der Handels- und Gewerbekammer in Dresden hervorgehoben wurde, die erste unseres sächsischen Vaterlandes war, welche nach Kamerun exportierte.

Zu den genannten Erzeugnissen gehören noch die porösen Wasserkühlservices, Wasserbecher, Wein-, Butter- und Milchkühler und Patent-Wasserfilter. Letztere dienen zur Reinigung und Verbesserung schlechten Wassers in der Landwirtschaft, in Haushaltungen, Krankenhäusern, Mineralwasser- und chemischen Fabriken u. s. w., am meisten aber in Küstenstädten zur Gewinnung genießbaren Trinkwassers. Auf der



Terrakotten der Thonwarenfabrik Altenbach.

Eigenschaft der Porosität des Thonscherbens beruht ferner die Verwendung der „Vegetationsgefäße." Sie werden in verschiedenen Formen gefertigt, als Osterhase, Hyazinthentopf, Fischbehälter, Frosch als Sänger und Flötist, Studentenkopf, Landschaft u. s. w. Auf die feuchte Oberfläche der mit Wasser angefüllten Thongefäße wird Timotheusgrassamen gesät, der bald eine üppig grünende Pflanzendecke erzeugt.

Neben diesen „Apparaten" geben auch die „Terrakotten" — altertümlichen Töpfereigegenständen nachgebildete Nippsachen — einen beliebten, reizenden Zimmerschmuck ab.

Als Beweis für ihren weitgehenden Absatz dürfte es wohl gelten, daß vor einigen Jahren zwei Wagenladungen Terrakotten unmittelbar an den König von Siam versandt wurden, welcher seinen Auftrag jüngst wiederholte. Sie dienen den königlichen Gärten während der Verbrennungsfeierlichkeit zum Schmuck. Nicht unerwähnt möchten wir endlich die Fabrikation poröser Thoncylinder und ähnlicher Gegenstände lassen, die auf dem Gebiete der Galvanoplastik Verwendung finden.

Mit dem Gefühle hoher Befriedigung verlassen wir diese Stätte sächsischen Gewerbfleißes, die unter den keramischen Fabriken Sachsens, wenn nicht durch die Größe — die Zahl der Arbeiter beträgt 300 — so doch durch die Vielseitigkeit ihrer Leistungen eine hervorragende Stellung einnimmt, und wenden uns den nur wenige Kilometer entfernten „Lübschützer Thonwerken“ zu.

Da, wo du auf der Karte „Wenig Machern“ — den Namen eines von den Wogen des dreißigjährigen Krieges hinweggespülten Dörfchens — als wüste Mark verzeichnet findest, hatte man in den vierziger Jahren eine Braunkohlengrube unter dem Namen „Grube Belohnung“ erschlossen, welche die Umgegend mit Brennmaterial versorgte. Später ging sie in den Besitz des Grafen Douglas-Aschersleben über, der neben ihr eine kleine Ziegelei errichtete, um die vorgefundene Thonerde zur Herstellung poröser Steine und Mauerziegel zu verwenden. Sie ist die Grundlage für die jetzige umfangreiche Thonwarenfabrik geworden. Seitdem sie in den Jahren 1880—1889 wesentlich erweitert worden ist, hat sie eine weittragende Bedeutung gewonnen. Die Vorzüglichkeit des Rohmaterials begünstigte die Anfertigung besserer Waren, und es wurde nun auch die Fabrikation von Dachfalzziegeln und feinen Thonwaren, als Vasen, Wandtellern, Terrakotten u. s. w., namentlich aber von porösen Wasserkühlflaschen für den Export aufgenommen. In der Mitte des letzten Jahrzehnts machte sich die Erbauung eines dritten großen Ringofens und eines dreistöckigen Trockenhauses, sowie die Anlage und Aufstellung neuer Maschinen nötig.

Insbesondere das Lübschützer Dachmaterial hatte einen Ruf erlangt, demzufolge es weit über Sachsens Grenzen hinaus verschickt wurde. Von den vielen öffentlichen Gebäuden, die mit Lübschützer Falzziegeln gedeckt sind, seien beispielsweise erwähnt: die sächsische Maschinenfabrik in Chemnitz, die städtische Markthalle und das neue Krankenhaus in Dresden, das Polizeigebäude, das Bibliographische Institut und das Salomonsstift in Leipzig, die Schlacht- und Viehhöfe in Chemnitz und Zwickau und die Garde du Corps- und Artilleriekaserne in Potsdam.

Der Nachfrage konnte kaum noch genügt werden. Dies gab Veranlassung, ein Thonlager in Brandis, das in unmittelbarer Nähe der Bahn Beucha-Altenhain-Seelingstädt liegt, zu erwerben und daselbst eine mit allen technischen Vorteilen der Neuzeit ausgerüstete, in jeder Beziehung mustergiltige Anlage zu errichten. In einem 250 m langen Gebäude sind drei Ringöfen, künstliche Trocknungen, Pressen, Dampfkessel und Maschinen untergebracht. Die Förderung des Rohmaterials aus der Grube erfolgt mittels Drahtseilbahn; die frischgeformten Steine werden durch einen Transporteur bis unmittelbar an die Trockengerüste, bez. Trockenkammern, geschafft, hier durch Ofenwärme, Dampfheizung und künstlichen Zug innerhalb dreier Tage getrocknet und endlich in die Öfen zum Brennen eingesetzt. Auf diese Weise fertigt man tagtäglich über 60000 Stück Ware, was eine Jahresproduktion von ungefähr 20 Millionen ergiebt.

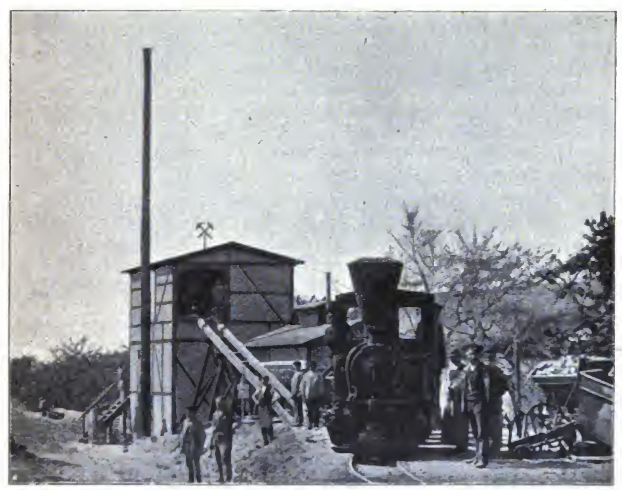
Als Haupterzeugnisse gelten in dieser Fabrikanlage Rohbausteine, Radialsteine für Dampfessen, Klinker, Drainierrohre und gewöhnliche Dachsteine.

Die große Ausdehnung des Werkes gab Veranlassung, dasselbe in eine

Aktiengesellschaft unter der Firma Leipziger Thonwaren-Industrie-Aktiengesellschaft umzuwandeln, deren Gründung 1899 erfolgte, und die heute wohl eines der größten Ziegelwerke nicht nur der Brandis-Wurzener Gegend, sondern auch ganz Sachsens darstellt, da an 400 Arbeiter beschäftigt werden.

II. Die Steinindustrie.

An dem steten Aufblühen der sächsischen Steinindustrie nehmen die Werke der Wurzener Gegend einen hervorragenden Anteil. In der Erzeugung von



Ein Schotterwerk.

Pflastersteinen ist hier ein ganz neuer Zweig sächsischen Gewerbfleißes entstanden. Laß dich auch in dieses Gebiet geleiten. Deutlich vermagst du vier Teile zu unterscheiden: das Lüptitzer, das Hohburger, das Heydaer und das Altenhainer Gebiet. Überall wird Quarzporphyr gebrochen, der nach Lagerung, Gefüge und Farbe verschieden auftritt. Der hohe Quarzgehalt dieses Gesteins (76—78 % Kieselsäure) ermöglicht eine Zerspaltung nach jeder beliebigen Richtung hin, ein Umstand, welcher die Bearbeitung ungemein erleichtert, so daß sich mit geringer Mühe durch den Hammer des Steinarbeiters regelrechte, den vorgeschriebenen Maßen und Formen genau entsprechende Pflastersteine bilden lassen, die im Verbande ein vorzügliches Straßenpflaster ergeben. Dieses zeigt weder nennenswerte Zwischen-

räume, noch Erhöhungen und Vertiefungen und gestattet ein ruhiges, angenehmes Fahren und Gehen. Die sorgfältig bearbeiteten (bossierten) Reihen-Pflastersteine erster Klasse sind 15—20 cm hoch und besitzen parallele quadratische Grund- und rhomboidische Seitenflächen.

Sie kommen besonders in größeren Städten unseres engeren und weiteren Vaterlandes, wie in Leipzig, Dresden, Magdeburg, Berlin u. s. w., zur Verwendung und können wohl nicht so leicht durch ein besseres Material ersetzt und verdrängt werden. Ihr Vorzug beruht darin, daß sie trotz ihrer großen Sprödigkeit — Gesteinsblöcke bis zu 1 m Durchmesser zerspringen durch den Schlag eines schweren Hammers mit einer tadellosen, glatten Bruchfläche — der Schwere jedes Lastfuhrwerks zu widerstehen vermögen und sich verhältnismäßig langsam und rauh abnutzen. Die weniger regelmäßigen Pflastersteine zweiter Klasse gebraucht man zum Belegen von Privatwegen, Höfen und Einfahrten.

Demselben Zwecke dienen neuerdings in hervorragendem Maße die sogenannten Polygonalsteine, deren Kopfflächen nicht quadratisch, sondern vieleckig geformt sind.

Andere Gesteinsstücke, die nicht zu Pflastersteinen taugen, werden an Stelle des sonst gebrauchten, weniger durchlässigen Kieses und Sandes zur Beschotterung von Eisenbahndämmen, Landstraßen und Wegen, sowie zur Bereitung von Cement-Beton verwendet. Zu diesem Zwecke müssen sie jedoch zerkleinert werden, was entweder durch Menschenhände oder durch Maschinen geschieht. Die Steinbrech- oder Knackmaschinen waren vor zehn Jahren noch eine große Seltenheit, haben sich aber infolge ihrer vortrefflichen Verwendbarkeit seitdem rasch eingebürgert. In der Nähe des Bahnhofs Dornreichenbach kannst du ein solches Schotterwerk in Thätigkeit sehen. Die Rücksicht auf deine Nerven gebietet dir, in respektvoller Entfernung zu bleiben, da das Zerkleinern der Felsstücke naturgemäß nicht geräuschlos von statten geht. Wie die Nuß im Nußknacker, so wird das harte Gestein durch zwei Kruppsche Hartgußstahlplatten mit Leichtigkeit zerdrückt. Die Maschine, getrieben durch einen 16—20pferdigen Petroleummotor, vermag täglich 90 cbm Steine zu zerkleinern; sie sortiert zugleich den gewonnenen Klarschlag sorgfältig und befördert ihn selbst direkt in die Wagen der Leipzig-Dresdner Staatsbahn, die ihn in den Leipziger Kreis und in das steinarme preußische Flachland weiterführt.

Ganz eigenartiger Natur sind die Heyda-Meltewitzer Brüche. Hier glaubst du dich in einen Schieferbruch versetzt; denn die Felsen bestehen durchgängig aus großen, mehr oder weniger dicken Platten in senkrechter, regelmäßiger Schichtung mit vollständig ebenen und parallelen Seitenflächen. Selten wirst du in unserm Vaterlande eine derartig ausgeprägte Tafelbildung des Quarzporphyrs antreffen.

Während in den übrigen Steinbetrieben die Felsmassen mittels Pulver und Dynamit gesprengt werden müssen, genügen hier in der Regel Brechstange und Spitzhacke. Die Platten sind oft von bewundernswerter Regelmäßigkeit. So sahen wir bei einem Besuche der Steinbrüche daselbst eine kreisrunde, 10 cm dicke und 1,25 m im Durchmesser haltende Steinplatte als schmucken Tisch aufgestellt. Die gebrochenen Tafeln lassen sich sehr gut zu Brunnendecken, Abdeck- und Hausflurplatten, Kellerstufen u. s. w. verwenden. Hauptsächlich aber eignen sie sich zur Herstellung von Bordkanten und Pflastersteinen, von denen wieder die würfel-

artigen, ungefähr 8 cm hohen Kleinpflastersteine besonders in Preußen an Stelle des Schotters auf Chausseen immer mehr in Aufnahme kommen. Sie werden sogar bis in den Harz versandt, trotzdem sich dort ebenfalls eine bedeutende Pflasterstein-industrie vorfindet.

Die aus den dünnsten Platten gewonnenen Mosaiksteinchen werden zu Trottoirs, Bahnsteigen, Hofanlagen, Gartenwegen, Zierplätzen, Randein-



Steinbruch im Gebiete des Plattengranits.

fassungen für Granittrottoir u. s. w. sehr gern gebraucht, auch in Verbindung mit heller oder dunkler gefärbten Steinen zu hübschen ornamentalen Pflasterungen verwendet.

Einen Anstoß zu der blühenden Steinindustrie des ganzen bezeichneten Gebietes gab, wie bereits bemerkt, der Bau der Leipzig-Dresdner Eisenbahn. Die schon erwähnten Großindustriellen Karl und Gustav Harkort legten, um Material für den Bahnbau zu gewinnen, am Dornreichenbacher Berge einen Steinbruch

an. Nach und nach entstanden, besonders durch Aufschließung des Heydaer Bruches und infolge der Bestrebungen der Städte, besseres Straßenpflaster zu erlangen, zahlreiche Brüche bei Lüptitz.

Das Lüptitzer Gebiet ist als das älteste anzusehen, da hier schon vor 35 Jahren Pflastersteine in größerer Menge erzeugt wurden. Die Mehrzahl der Brüche befindet sich hier wie auch im Heydaer Gebiete in den Händen von F. Zachmann in Leipzig. Diese Firma steht in Bezug auf Größe des Betriebes mit 500 Arbeitern nicht nur in der Wurzener Pflege, sondern auch in der Pflastersteinindustrie Sachsens an erster Stelle. Hier findest du alle neueren technischen Hilfsmittel angewendet: komplizierte Wasserpumpen zum Heben des lästigen Bruchwassers, getrieben von elektrischer Kraft auf 500 bis 800 m Entfernung; schräge Steinaufzüge zum Emporziehen schwerer Steinwagen mittels Dampfes; Telephonanlagen, die sämtliche Brüche miteinander verbinden; elektrische Gesteinsbohrmaschinen, welche die mühevolle menschliche Arbeit ersetzen; eine eigene Dampfeisenbahn, die eine schnellere Beförderung des Steinmaterials nach dem Bahnhofe Dornreichenbach ermöglicht u. s. w. Hier und in Wurzen werden Tag für Tag durchschnittlich 30 Doppelwagen, d. i. ein halber Güterzug, mit „Zachmannschen" Steinen gefüllt.

Seitdem es der Firma gelungen ist, in Altenbach und Schmölen den hochfeuerfesten Quarzit zu entdecken, reicht ihr Absatzgebiet einerseits bis nach Böhmen und Oberschlesien und anderseits bis an den Rhein. Dieses fast ausschließlich aus Kieselsäure (99,60 %) bestehende Gestein wird in jährlich ungefähr 1000 Lowrys in die dortigen Dinassteinfabriken versandt und daselbst durch ein höchst kostspieliges Verfahren bis zu Erbsengröße zerkleinert, zermahlen und scharf in Ziegel gebrannt, die als Dinassteine (nach den Dinasfelsen in Süd-Wales benannt) zu Gewölbemauerungen bei Hoch-, Schmelz- und Glasöfen verwandt werden.

Den Lüptitzer Quarzporphyr findet man in genau derselben Beschaffenheit, Verarbeitung und Verwendung im Altenhainer Gebiete wieder. Es ist das räumlich ausgedehnteste Gebiet und reicht im Süden bis Grimma und im Nordwesten bis Brandis. Der Bau der vor kurzem eröffneten Eisenbahn Beucha-Altenhain-Seelingstädt wurde ausschließlich durch diese sich immer mehr entwickelnde Steinindustrie bedingt. Abweichender Art sind die Brüche bei Beucha, wo grünlich grauer bis rötlicher Granitporphyr mit feinkörniger Grundmasse lagert, ein Material, das sich in erster Linie zu Mauer- und Werksteinen eignet. Von hier aus wird die Stadt Leipzig mit Baumaterial versorgt. Da das Gestein in seiner Beschaffenheit und Güte dem harten Granit gleicht, sich aber fast so leicht wie Sandstein bearbeiten läßt, so findet hier auch der Künstler ein Arbeitsfeld. Mit Stecheisen und Charierhammer formen zahlreiche italienische Steinmetzen rohe Blöcke zu kunstvollen Bogenstücken, Thüreingängen, Fassaden, Treppenstufen u. s. w., bestimmt, großstädtische Prachtbauten zu zieren.

Das Hohburger Pflastersteingebiet endlich ist das jüngste. Am bedeutendsten sind die „Hohburger Quarz-Porphyr-Werke, Aktiengesellschaft, in Röcknitz." In kurzer Zeit haben sie einen großartigen Aufschwung genommen; sie beschäftigen jetzt gegen 400 Leute. Durch die im Jahre 1896 angelegte normalspurige, 10 km

lange Privatindustriebahn, welche die Brüche mit der Linie Leipzig-Torgau verbindet, ist die Hauptbedingung zur weiteren Entwicklung gegeben.

Dieser blühenden Steinindustrie erwächst freilich neuerdings eine mächtige Nebenbuhlerin in der Erzeugung von allerhand künstlichem Pflasterungsmaterial. Vor allem sind es die Schlackengußsteine aus den Mansfelder Werken, die immer mehr in Gebrauch kommen; doch ist anzunehmen, daß die Naturpflasterstein-Industrie durch die Verwertung der neuesten maschinellen und technischen Hilfsmittel eine Vervollkommnung und Verbilligung ihrer Produkte zu erzielen fähig ist, die sie auch fernerhin lebensfähig erhält. —

Du hast dich, aufmerksamer Leser, durch eine Gegend unseres Vaterlandes führen lassen, die vor Jahrzehnten noch ausschließlich einen landwirtschaftlichen Charakter trug, in der Gegenwart jedoch außerdem ein deutlich industrielles Gepräge angenommen hat.

Aber noch eins ist dir klar geworden, nämlich welche große Bedeutung die Eisenbahn für eine Gegend besitzt, wie sie einerseits den Anstoß zu einer weitverzweigten Industrie zu geben und anderseits diese auch zu hoher Blüte zu bringen vermag.

Emil Börner.

Wiprecht von Groitzsch.

Nordwestlich von Groitzsch, unmittelbar über der Schwennicke, erhebt sich der Weinberg, auf dem eine besuchte Gastwirtschaft liegt. Einst aber stand hier oben die stolze Burg des Grafen Wiprecht. Das Schloß ist verschwunden, und nur geringe Überreste einer kleinen Rundkapelle erinnern noch an alte Zeiten.

Wiprecht führt zwar seinen Beinamen nach der Stadt Groitzsch, doch stammte er keineswegs aus deren Nähe. Er war vielmehr der Enkel eines heidnischen Slaven aus Pommern, der später den deutschen Namen Wolf annahm und sich 982 zum Herrn des um Stendal und Arneburg am linken Ufer der Elbe liegenden Balsamerlandes machte. Der Sohn dieses Wolf, Wiprecht I., trat zum Christentum über und heiratete Sigena, die Tochter eines Grafen von Leige. Dieser Ehe entsprangen ein Sohn und zwei Töchter. Nach dem frühen Tode ihres Mannes vermählte sich Sigena wieder mit dem Grafen Friedrich von Lengfeld bei Würzburg. Sie nahm aber ihren Sohn Wiprecht II. nicht mit nach Franken, sondern überließ ihn in ihrem Heimatlande der Vormundschaft des Markgrafen Udo von Stade. Dieser bildete Wiprecht zu einem tüchtigen Ritter aus, machte ihn durch eigenhändige Umgürtung des Schwertes wehrhaft und belehnte ihn mit Tangermünde an der Elbe.

Udo hätte nun in seinem Kampfe mit den Slaven den kampfeslustigen Wiprecht auch fernerhin gut brauchen können; er sah aber wohl ein, daß dieser nach Selbständigkeit und eigener Macht ringende Jüngling bald ein gefährlicher Nebenbuhler seines Sohnes werden würde, und so bewog er denn sein Mündel Wiprecht, ihm das Balsamerland, das er für einen wichtigen Stützpunkt seiner

slavischen Eroberungen hielt, gegen die in der Markgrafschaft Merseburg gelegene Burg Groitzsch mit ihrer Umgebung abzutreten. Ungefähr um das Jahr 1073 kam der blühende, markige Wiprecht in Begleitung einiger Knappen auf der bereits von den Wenden angelegten, jetzt aber ziemlich verwahrlosten Burg Groitzsch an. Er überschaute von hier aus eine damals schon reich angebaute Gegend mit wogenden Saatfeldern, üppigen Wiesen, dichten Wäldern und fischreichen Gewässern; aber auch viele Burgen und Rittersitze lagen in unmittelbarer Nähe von Groitzsch, und da Wiprecht ein unruhiger Geist war, kam er bald mit den benachbarten Rittern, mit Betherich von Teuchern, Friedrich von Kitzen, Vicelin von Profen und dessen Bruder in Elstertrebnitz in harten Streit. Diese schlossen ein Bündnis und wollten Wiprecht unverzüglich aus dem Lande jagen. Als er das erfuhr und einsah, daß er sich gegen seine Nachbarn nicht halten konnte, hielt er es für das Ratsamste, auf einige Zeit die Gegend wieder zu verlassen und auf neue Abenteuer auszugehn.

Dazu fand sich für ihn bald Gelegenheit; denn in Deutschland war damals eine unruhige, böse Zeit. An der Spitze des Reiches stand der siebenundzwanzigjährige, von dem gewaltthätigsten Papste der Christenheit, Gregor VII., mit dem Banne belegte König Heinrich IV. Durch die Fürsten gezwungen, war dieser eben in Canossa gewesen, und hier hatte Gregor VII. in unerhörter Herzenshärtigkeit und roher, grausamer Tyrannei den königlichen Büßer, der unter Thränen vom Morgen bis zum Abend die Gnade des Papstes anrief, drei Tage lang barfuß in der bittersten Kälte stehen lassen. Dieses kläglichste aller Schauspiele war um so empörender, als derselbe Papst, da er einst mit Gregor VI. aus Rom vertrieben wurde, gerade am kaiserlichen Hofe in Worms und Speier von den Eltern des ihn so dringend Anrufenden, dem Kaiser Heinrich III. und seiner Gemahlin Agnes, die größte Güte erfahren hatte.

Während nun der König in Italien weilte, hatten der Erzbischof von Mainz und mehrere deutsche Fürsten in Forchheim den Schwager Heinrichs, Rudolf von Schwaben, als Gegenkönig aufgestellt. Dieser fand aber gerade in Süddeutschland den heftigsten Widerstand und hätte sicher bald wieder vom Schauplatze abtreten müssen, wenn ihn nicht die Sachsen gehalten und als Gegenkönig anerkannt hätten. Zu diesen Sachsen, seinen ehemaligen Stammesgenossen, begab sich nun Wiprecht, um in den Dienst Rudolfs zu treten.

Heinrich IV. stellte sich nach seiner Rückkehr aus Italien dem Gegenkönige Rudolf zunächst bei Melrichstadt im Würzburgischen und dann 1080 bei Flarchheim, westlich von Langensalza, entgegen, wurde aber beide Male geschlagen. An diesem zweiten Kampfe nahm auch Wiprecht als Gegner Heinrichs IV. teil; er trat aber den Tag darauf, am 28. Januar, auf Grund von Versprechungen zur Partei Heinrichs IV. über und schloß sich besonders dessen treuesten Bundesgenossen, dem Herzog Wratislaus von Böhmen, an. Beide Männer blieben bis zu ihrem Tode in treuer Freundschaft verbunden.

Der letzte entscheidende Kampf zwischen den beiden Königen Heinrich und Rudolf, an dem sich auch Wiprecht beteiligte, fand nicht weit von Groitzsch statt, zwischen Wiederau an der Weißen Elster und Hohenmölsen, am 15. Oktober 1080.

Er fiel für Heinrich wieder unglücklich aus; denn sein Heer wurde zersprengt. Nur spärliche Reste hatten sich mit dem Könige über die Weiße Elster gerettet und mit ihnen auch Wiprecht. Das ganze Lager Heinrichs bei Wiederau war mit reichen Schätzen den Sachsen in die Hände gefallen, und doch nützte ihnen dieser Sieg wenig; denn im Kampfe war der Gegenkönig Rudolf so schwer verwundet worden, daß er noch an demselben Tage starb. Nun fand Heinrich IV. trotz der Niederlage, nach und nach allgemeine Anerkennung.

Wiprecht aber begab sich nach der Schlacht an der Weißen Elster nach Groitzsch, und hier konnte er sogar seine Burg wieder einnehmen, da sein Hauptgegner, Betherich von Teuchern, von einer Schar Wiprechts bei Queisau, südwestlich Pegau, erschlagen worden war. In der Burg Groitzsch ließ er nun zwei feste Türme erbauen, um sich gegen Überfälle zu sichern. Nicht lange weilte jedoch Wiprecht in Groitzsch; denn bereits im folgenden Jahre, 1081, zog er mit Heinrich IV., der sich nun an dem Papste für den Tag von Canossa rächen wollte, nach Italien. Er führte dem Könige sechzig Ritter und dreihundert böhmische Streiter mit dem Herzogssohne Boriwoi zu. Wiprecht zeichnete sich durch große Tapferkeit, besonders bei der Eroberung Roms aus; ja er soll sogar als der erste die Festung erstiegen und in die Stadt gelangt sein. Gregor VII. flüchtete sich in die uneinnehmbare Engelsburg und wurde später von den Normannen befreit, starb aber bald darauf im Jahre 1085 zu Salerno in Unteritalien, ohne daß Heinrich vom Banne gelöst war. Nicht versöhnt mit den Menschen und den Dingen hienieden ist der unerschütterliche Mann in das Grab hinabgestiegen. Machtlos starb er, der auf Erden die höchste Macht beansprucht hatte. Erleichtert atmete Heinrich IV. auf, als er den Tod seines gewaltigsten Gegners erfuhr, dessen ganze Regierung eine lange Reihe von Bannflüchen gewesen war.

Wiprecht wurde für seine Tapferkeit von dem Kaiser mit der Burggrafschaft Leisnig, die bis an die Eula reichte, und mit Dornburg an der Saale belehnt. Als ein angesehener, wohlbegüterter Ritter kehrte er aus Italien mit seinem Pflegling Boriwoi zum Herzog Wratislaus nach Prag zurück, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. Die ihm zugedachten kostbaren Geschenke wies er zurück; er bat vielmehr um die Hand Judiths, der Tochter des Herzogs. Diese Bitte wurde ihm gewährt, und durch seine Gemahlin erhielt er die Gaue Budissin und Nisani, das ist die Gegend um Bautzen und Görlitz und zu beiden Seiten der Elbe von Schandau bis Constappel bei Meißen. Seit dieser Zeit trat er auch in enge Beziehungen zu den Ahnen unseres Königshauses, den Wettinern.

Mit seiner jungen Gemahlin lebte Wiprecht abwechselnd in Leisnig und Groitzsch und später in Bautzen. Unmittelbar nach der Rückkehr nach Groitzsch ließ Wiprecht seiner Gattin zum Leibgedinge die Stadt Schwortz aufbauen (das jetzige kleine Dorf Schwärza zwischen Pegau und Zeitz). Er versah den Ort mit einem Wartturm und mit Festungsmauern und suchte von hier aus seine umwohnenden Feinde, Vicelin von Prosen und dessen Bruder in Elstertrebnitz und Hagen von Tubichin, zu vernichten. Als er erfuhr, daß sich diese eines Tages in Zeitz aufhielten, rüstete er schnell in Schwortz eine erlesene Schar, überfiel damit unversehens Zeitz, nahm Vicelin gefangen und ließ ihn mit siebzehn anderen

15*

erdrosseln. Hagen hatte sich mit den übrigen in die Jakobskirche geflüchtet, und da sie durchaus nicht heraus wollten, wurde das Gotteshaus niedergebrannt, die herausstürzenden Feinde aber nach dem grausamen Gebrauche jener Zeit geblendet.

Seit dieser Bluttat hatte Wiprecht keine Ruhe mehr, und um seine Gewissensqualen zu beschwichtigen, wallfahrtete er nach Rom zum Papste Clemens III. Dieser aber legte ihm als Buße eine Pilgerfahrt zum heiligen Jakob nach Compostella in Spanien auf. Hier erhielt er die Weisung, ein größeres Kloster zu bauen. Nach seiner Rückkehr in die Heimat errichtete er nun von 1091 bis 1096 das Kloster Pegau.

Lange Zeit lebte jetzt Wiprecht in Ruhe und Frieden; er tritt erst wieder auf dem Kriegsschauplatze in den letzten Jahren Heinrichs IV. seit 1105 auf, als sich dieser von seinem eigenen Sohne Heinrich V. verraten sah. Am Flusse Regen in Bayern standen sich die Heere des Vaters und des Sohnes gegenüber. Es kam aber zu keinem Kampfe, da der Sohn durch Überredung die Truppen des Vaters abwendig gemacht hatte. Von allen verlassen, begab sich der alte Kaiser nach Böhmen. Hier wurde er ehrenvoll aufgenommen und sicher durch das Land geleitet. Auf dem Kamme des Erzgebirges übernahm Wiprecht die Führung und brachte Heinrich IV. glücklich nach Groitzsch, wo er einige Zeit blieb, und dann an den Rhein. Da aber der junge Heinrich V. auch Mainz erobert hatte, die letzte Stütze Heinrichs IV., so war damit dessen Schicksal entschieden. Alle, die bisher treu zu ihm gestanden hatten, fielen ab, und auch Wiprecht beschwor den alten Kaiser, die Reichskleinodien auszuliefern, da sonst sein Leben auf dem Spiele stünde. Notgedrungen gab dieser nach und floh dann zu seinem einzigen treuen Freunde, dem Bischof Otbert von Lüttich, wo ihn bald der Tod von seinem Gram erlöste. Zu Heinrich IV., dessen lange Regierung eine ununterbrochene Kette von Gefahren und Kämpfen war, hat Wiprecht fünfundzwanzig Jahre lang in enger Freundschaft gestanden, bis er leider zuletzt, durch die Macht der Umstände gezwungen, auch zu dessen Gegnern überging. Dieses Verhalten wirft einen Schatten auf Wiprecht, obgleich er nicht schlechter handelte als fast alle damaligen Fürsten Deutschlands. Es war leider eine Zeit, in der die unwandelbare Vasallentreue, wie sie das Nibelungenlied schildert, nicht gedieh.

Nach dem Tode Heinrichs IV. stand Wiprecht treu auf der Seite seines Sohnes, Heinrichs V. Er hielt sich fast immer am Hofe auf, wurde vom jungen Könige mehrmals zu Gesandtschaften an den Papst verwendet und nahm mit teil an Kriegszügen gegen Flandern und Ungarn. Als Wiprecht 1108 mit dem Könige das Weihnachtsfest in Mainz feierte, erhielt er die erschütternde Nachricht, daß am 17. Dezember seine Gemahlin Judith in Bautzen gestorben sei. Sofort eilte er in die Heimat und ließ die Leiche Judiths nach Pegau bringen, wo sie unter großem Gepränge in der Klosterkirche beigesetzt wurde. Zwei Söhne, Wiprecht III. und Heinrich, und eine Tochter, Bertha, standen mit dem Vater trauernd am Grabe. Mit Judiths Tode verließ das Glück die Familie, und es brach nun bald eine trübe Zeit über Wiprecht und die Seinen herein.

Zwar verheiratete sich Wiprecht zum zweiten Male mit Kunigunde, einer reichen Witwe in Thüringen, und sein ältester Sohn verband sich an demselben

Tage mit deren Tochter, ebenfalls Kunigunde genannt, und es kamen dadurch große thüringische Besitzungen, sowie die beiden Klöster Reinsdorf und Oldisleben an die Groitzscher, aber eben dies erregte die Eifersucht Heinrichs V. Zum offenen Bruche mit diesem führten Streitigkeiten in Böhmen. Hier unterstützte nämlich Wiprecht die rechtmäßige Thronfolge seines Schwagers Boriwoi; der Kaiser aber ließ ohne weiteres den jüngeren Wiprecht, der mit in Böhmen weilte, gefangen nehmen und auf die Burg Hammerstein am Rhein bringen. Nur mit schweren Opfern, durch Abtretung der Gaue Budissin und Nisani und der Burg Leisnig, konnte der Vater seinen Sohn wieder aus der Gefangenschaft befreien. In gleich harter Weise wie Wiprecht behandelte Heinrich V. aber auch andere Fürsten, und so entstand bald in ganz Deutschland ein allgemeiner Haß gegen ihn.

Selten hat ein Kaiser unter günstigeren Bedingungen seine Regierung begonnen als Heinrich V. Nach den stürmischen Tagen der Regierung seines Vaters wurden ruhige Zeiten vom Volke heiß ersehnt. Die Unsicherheit im Inneren drückte schwer auf die niederen Klassen. Es schien für den jungen König leichte Arbeit, den alten Hader zu stillen; jedoch erfüllt von brennender Herrschsucht, suchte er weniger die Ruhe des Reiches als seine eigene Größe. Bald sah die Welt, daß er weit herrischer war als der Vater. Dieser hatte sich mitleidig, freigebig, versöhnlich, als ein Freund des Volkes selbst im Elend bewiesen; der Sohn aber war herzlos, geldgierig, kannte keine Schonung des Gegners, kein Mitleid mit den Armen; nur Verachtung gegen das Volk barg sich im Grunde seiner Seele und trat allgemach zu Tage. Der Friede, den er wollte, war gleichbedeutend mit der Unterwerfung der deutschen Fürstengewalt.

Durch seine Härte und Habgier brachte Heinrich V. bald ganz Sachsen und Thüringen, die sich ihm zu Beginn seiner Regierung so willig gezeigt hatten, gegen sich auf. Er nahm den Fürsten, auch der Gemahlin Wiprechts, ohne weiteres ihre Familiengüter, und so entstand eine allgemeine Verschwörung gegen ihn, an der auch Wiprecht teilnahm. Heinrich V. überließ seinem getreuen Hoier von Mansfeld, einem kampfeslustigen und blutgierigen Kriegsmann von scharfem Blick und fester Faust, den Krieg gegen die Aufständischen, und diesem glückte es durch einen Handstreich, den größten Teil ihrer Führer, die bei Warnstädt, unweit Quedlinburg, zu einer Beratung zusammengekommen waren, gefangen zu nehmen, darunter auch den schwer verwundeten Wiprecht. Dieser wurde erst auf seine Burg Leisnig geschleppt, die jetzt im Besitze Hoiers von Mansfeld war, und dann in Würzburg von einem Fürstengericht zum Tode verurteilt. Zwar gelang es dem jüngeren Wiprecht durch Abtretung der Burg Groitzsch an den Kaiser, seinem Vater wenigstens das Leben zu retten; trotzdem wurde dieser in festen Gewahrsam auf das Schloß Trifels am Rhein gebracht. Aller ihrer Güter verlustig erklärt und in die Reichsacht gethan, mußten sich Wiprechts Söhne mit den Ihrigen in dem Gundorfer Walde bei Leipzig verstecken, wo sie wie die wilden Tiere und als Räuber ihr Leben fristeten.

Um diese Zeit, 1114, stand der Kaiser Heinrich V. auf dem Gipfel seiner Macht; aber durch seine Härte und Habsucht hatte er es dahin gebracht, daß sich ihm der mächtigste Herzog Norddeutschlands, Lothar von Sachsen, entgegen-

stellte. Zwischen beiden kam es zu der denkwürdigen Schlacht am Welfesholze in der Nähe von Mansfeld, am 11. Februar 1115. Hoier von Mansfeld stand an der Spitze des kaiserlichen Heeres und ging zuerst dem Feinde entgegen. Kaum gewahrte der jüngere Wiprecht von Groitzsch den Räuber seines Erbes, als er sich mit zwei Rittern auf ihn stürzte und ihn nach tapferem Kampfe erschlug. Das kaiserliche Heer wurde zuletzt mit schweren Verlusten in die Flucht gejagt. Trotz des glänzenden Sieges konnte der jüngere Wiprecht die väterlichen Güter nicht zurückgewinnen. Erst als er mehrere Städte und Burgen an der Mulde erobert hatte, gelangte er durch Unterstützung mächtiger Freunde wieder in den Besitz von Groitzsch. Der alte Wiprecht schmachtete jedoch noch immer auf der Burg Trifels. Da wurde bei Naumburg von dem jüngeren Wiprecht und seinem Anhange ein angesehener Parteigänger des Kaisers, der Burggraf von Meißen, Heinrich „mit dem Haupte“, gefangen genommen, und um diesen wieder auszulösen, gab der kaiserliche Statthalter Friedrich von Hohenstaufen den alten Wiprecht endlich frei. Als er in die Heimat zurückkam, fand er aber seinen tapferen Sohn Wiprecht III. nicht mehr am Leben; dieser war den Wunden erlegen, die er in den verschiedenen Kämpfen erhalten hatte.

Durch das Unglück belehrt, nahm Wiprecht nicht mehr am Kampfe gegen den Kaiser teil; er söhnte sich mit ihm aus, erhielt nach und nach alle seine Güter wieder und wurde 1123 auch mit der Niederlausitz belehnt, die an Wiprechts Gau Budissin grenzte. Sogar die Markgrafschaft Meißen übergab ihm Heinrich V.; doch diese mußte Wiprecht sehr bald an Konrad von Wettin abtreten. Nicht lange überlebte der Greis die günstige Wendung seines Geschicks; er starb am 22. Mai 1124 im Kloster Pegau. Hierher hatte sich der etwa siebzigjährige, um sein Seelenheil besorgte Wiprecht begeben, nachdem er bei einem Brande in Halle schwer verletzt worden war.

Von ganz besonderer Bedeutung ist Wiprecht für die Kulturentwicklung der von ihm regierten Länder geworden, und deshalb verdient er, daß sein Andenken in Ehren gehalten wird. Als er, ungefähr im Jahre 1073, aus Norddeutschland nach Groitzsch kam und das Land zwischen der Weißen Elster und Wyhra in Besitz nahm, war dieses schon gut angebaut, aber meist nur in den breiten Flußthälern von vorwiegend wendischer Bevölkerung, die zwar von den Deutschen unterworfen, doch zum größten Teile noch im Heidentum befangen war. Ihre kleinen Dörfer bestanden meist aus strohgedeckten Lehmhütten. Die Ebene zwischen den Flüssen füllte ein großer Wald, von dem das Fürstenholz und die große Abtei bei Borna noch Überreste sind. Die Bestellung der Felder geschah sehr notdürftig, da die Wenden bloß den hölzernen Pflug, den Radlo, kannten. Sie lieferten ihren Besitzern geringen Ertrag, und dies erfuhr auch Wiprecht. Vorerst konnte er aber gar nichts thun, da er bald seinen Feinden weichen und in die Fremde gehen mußte.

Unterdessen aber wirkte an der Pleiße und Wyhra ein Mann segensreich für die Einführung des Christentums; es ist dies der Bischof Werner von Merseburg (gestorben 1093). Zwar hatte bereits der Kaiser Otto I. 968 durch Gründung der Bistümer Zeitz und Merseburg für die Christianisierung der Wenden

gesorgt, und der erste Bischof von Merseburg, Boso (gestorben 970), scheint besonders bei Magdeborn (zwischen Borna und Leipzig gelegen), dessen Burg ihm Otto I. schenkte, viele Wenden bekehrt zu haben; jedoch weiter südlich, bei Borna und Groitzsch, fand das Christentum ein Jahrhundert lang, bis zu Bischof Werners Zeiten, wenig Eingang. Dieser Bischof gehörte zu den Gegnern Heinrichs IV.; er wollte mit dem vom Papste gebannten Kaiser keinen Umgang haben und wurde deshalb sogar eine Zeit lang von ihm gefangen gehalten. Nach Wiedereinsetzung in sein Amt zog er sich aber ganz von den weltlichen Händeln zurück und widmete sich so eifrig der Heidenmission, daß er die übrigen bischöflichen Geschäfte hintenansetzte. Da ihm die wendische Sprache ganz unbekannt war, ließ er sich seine Predigten ins Wendische übersetzen, und diese machten, wie der Geschichtsschreiber sagt, durch den Eifer und Ernst, mit dem sie gehalten wurden, zugleich aber auch deshalb, weil der Bischof in seinem Leben das befolgte, was er lehrte, und weil er, frei von Habsucht, die Wenden nicht bedrückte, großen Eindruck.

Das Werk dieses Bischofs Werner unterstützte nun später in eifriger Weise Wiprecht von Groitzsch, und zwar ganz besonders durch Gründung des Klosters Pegau. Als er von seiner Wallfahrt nach Compostella zurückgekehrt war, ging er sofort an den ihm befohlenen Bau des Klosters; in Gegenwart des Erzbischofs von Magdeburg und der Bischöfe von Zeitz und Merseburg wurde 1091 der Grundstein dazu gelegt, und auf Veranlassung dieser Männer trug Wiprecht zum Bau selbst zwölf Körbe Steine herzu. Im nächsten Jahre brachte er aus dem Kloster Schwarzach bei Würzburg, das er gut kannte, weil seine Mutter in dessen Nähe lebte, als Abt für seine neue Stiftung einen gewissen Bero nebst drei Mönchen mit. Unter diesem Manne wurde 1095 das Kloster vollendet, und 1096 am 26. Juli wurde es mit großen Feierlichkeiten durch den Erzbischof Hartwig von Magdeburg geweiht. Bis 1101 stand Bero an seiner Spitze; unter ihm wollte es aber gar nicht gedeihen. Ganz anders wurde es unter dem zweiten Abte, Windolf, den Wiprecht persönlich aus dem durch die Zucht und Gelehrsamkeit seiner Mönche bekannten Kloster Corvey an der Weser geholt hatte.

Als Windolf in Pegau einzog, fand er die Gegend rauh und kulturlos. Zunächst vergrößerte er das Kloster durch Um- und Anbau so, daß vierzig Mönche in ihm wohnen konnten. Unter diesen führte er eine strenge Zucht ein; er trieb sie zu täglicher Arbeit an und sorgte für die Urbarmachung des Bodens. Sümpfe wurden ausgetrocknet, Hecken und Dornen abgehauen und Felder bebaut. Beim Kloster legte er einen Garten an, in den er edle Obstbäume, die ersten in dieser Gegend, pflanzte, und an anderen passenden Orten Hopfengärten und Weinberge. Besonders machte Windolf auch die Umgegend Bornas urbar. Am linken Ufer der Wyhra wurde ein Wald niedergeschlagen und hier der Ort Abtsdorf mit einer Kapelle kurz nach 1101 gegründet. Im Hussitenkriege ist zwar dieses Dorf wieder zu Grunde gegangen; aber die Abtsdorfer Teiche bewahren noch heute seinen Namen. In unmittelbarer Nähe von Pegau ließ er ein Dorf Wolftitz erbauen, das heute ebenfalls nicht mehr besteht. Auf diese Weise vermehrte Windolf ganz bedeutend die Einkünfte seines Klosters. Dieses erhielt noch von Wiprecht und dessen Verwandten große Schenkungen, zahlreiche Dörfer, Kirchen und Wälder. Von 1327 bis

1522 besaß es das Patronat über die Kirche zu Borna und damit deren sämtliche Einkünfte.

Durch den Abt Windolf wurde aber auch Wiprecht veranlaßt, in seine Besitzungen Deutsche hereinzuziehen, die den Anbau des Bodens besser verstanden. 1103 besuchte er seine Mutter, die in der Nähe von Würzburg wohnte, und erreichte es, daß viele Franken mit ihm zogen. Ihnen übergab er einen großen Wald an der Eula, der nun bald von den neuen Ansiedlern gelichtet und mit Dörfern besetzt wurde, die in ihrer ganzen Bauart den fränkischen Ursprung verraten. Es sind dies Ober- und Niederfrankenhain, Tautenhain, Ottenhain, Hopfgarten, Frauendorf und Hermsdorf bei Geithain und Buchheim und Stockheim bei Lausigk. Später wurden auch noch südlich von Geithain und Frohburg zahlreiche deutsche Dörfer angelegt. Auf Windolfs Betrieb errichtete Wiprecht in Lausigk eine Kirche, gründete hier ein Priorat für sechs Mönche, die in den umliegenden Dörfern den Gottesdienst zu versorgen hatten, und übergab es dem Kloster zu Pegau. Auch in den neu angelegten Frankendörfern unterstützte er den Kirchenbau.

Ein schönes Denkmal Wiprechts ist in der nächsten Umgegend Bornas die Kirche zu Eula. Sie ist 1106 von ihm erbaut worden, und die ganze Anlage ihres Turmes weist noch auf diese Zeit hin. Der Pegauer Mönch, welcher uns eine Lebensgeschichte Wiprechts hinterlassen hat, berichtet darüber folgendes: „Als Wiprecht von Leisnig nach Groitzsch reiste, kam er durch ein Dorf, Hila (Eula bei Borna) genannt. Dieses hatte eine hölzerne, ganz verfallene Kirche; in diese ging er mit einem seiner vertrautesten Ritter, Namens Giseler, auf daß sie allda beten möchten, wie es sein Gebrauch war, wenn er an einer Kirche vorüberzog. Nachdem er gebetet hatte und von der Erde aufgestanden war, wurde er gewahr, daß auf dem Altar ein Kasten voller Heiligtümer in Gestalt eines Buches sich öffnete, aus dem hervor ein großer heller Schein ging. Darüber erschrak der mutige Held so, daß er kaum stehen konnte, und ehe er fortzog, erklärte er, er wolle die Kirche auf seine Kosten neu aufbauen lassen. Dies geschah denn auch bald."

So ist es denn Wiprecht und dem von ihm gegründeten Kloster Pegau vor allem mit zu danken, daß das Christentum unter den Wenden in der Gegend zwischen Pegau und Lausigk dauernd befestigt wurde, daß die Deutschen sich hier ansiedelten und sich mit den Wenden in durchaus friedlicher Weise verschmolzen. Wiprecht und sein Geschlecht, das bereits 1135 mit seinem Sohne Heinrich erlosch, sind längst dahingegangen, und auch seine Stiftung, das Kloster St. Jakob zu Pegau, mußte dem neuen Geiste weichen, der mit der Reformation in Deutschland einzog. An seiner Stelle steht jetzt das Amtsgericht in Pegau. Nur ein stummer Zeuge ist noch in einer Kapelle der Stadtkirche vorhanden; es ist dies Wiprechts Grabmal, eines der schönsten Kunstdenkmäler aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. 1869 wieder erneuert, ist es eine Zierde und Sehenswürdigkeit Pegaus und wird von Künstlern und Gelehrten viel besucht und bewundert. Ganz sicher stellt es Wiprecht lebensgetreu dar. Mit offenen Augen, hoher Stirn, langem Lockenhaar und kurzem Vollbart liegt der Held in fürstlichem Gewande da.

Wiprechts von Groitzsch Grabdenkmal in der Stadtkirche zu Pegau.

Das ruhige, mehr gemütvolle als kriegerisch-energische Gesicht kennzeichnet ihn als einen Mann, der unsere volle Achtung verdient. Gewiß ist er in seinen jüngeren Jahren von Grausamkeit nicht frei gewesen; aber sowie einmal die Sturmzeit hinter ihm lag, sorgte er treu für das Wohl seiner Untergebenen und widmete sich hauptsächlich den Werken des Friedens. Aufrichtig bereute er die Zeitzer Blutthat, und noch in der Todesstunde bat er Gott deswegen demütig um Vergebung. In sittlicher Beziehung steht Wiprecht hinter seinen Zeitgenossen Otto von Nordheim, Lothar von Sachsen und Ludwig dem Springer von Thüringen nicht zurück. Er lebte gerade in den unruhigsten Zeiten des deutschen Reiches und in einer Gegend, die an den Kämpfen lebhaft beteiligt war, und da gehörte eine große innere Kraft dazu, um ein so fester Charakter zu sein, wie er es war.

T. Weinecke.

Zölsdorf, eine Lutherstätte in Sachsen.

Vom Bahnhof Kieritzsch, wo die Chemnitz-Leipziger Eisenbahn in die Linie Leipzig-Hof einmündet, vielleicht zwanzig Minuten entfernt, liegt an einem wenig begangenen Wege, zwischen den Dörfern Breunsdorf und Kieritzsch, ein Denkmal. Es ist eine Säule aus schwarzem, schwedischen Granit, von einem eisernen Geländer umgeben. Auf der Vorderseite trägt sie, in Erz gegossen, die lebensgetreuen Bildnisse Luthers und seiner Frau von Professor Donndorf, und darunter stehen die Worte: „Zur Erinnerung an Dr. M. Luther und Kath. Luther 1883.“ Auf der Rückseite aber liest man: „Zölsdorf, 1540 von Luther seiner Katharina als Witwensitz gekauft.“

Umschattet von einigen Bäumen und Sträuchern, steht dieses Denkmal einsam auf einer wohlangebauten Ebene, ziemlich entfernt von den nächsten Ortschaften. Auf dem angrenzenden Felde sieht man noch einige Vertiefungen, die sich unschwer als die Überreste eines längst entschwundenen Teiches erkennen lassen. Aber nichts deutet mehr auf eine menschliche Wohnung hin, weder Mauerüberreste, noch Steingeröll. Selten verirrt sich ein Wanderer hierher, und doch lag einst an dieser Stelle ein Dorf, das in Luthers Briefen oft erwähnt wird. Es befand sich hier ein Bauerngut, in dem Luthers Frau gern weilte und wirtschaftete, und in dem der große Reformator sich aufhielt, wenn er einmal von den Kämpfen der Welt ausruhen und sich in der freien Natur stärken wollte. Es stand hier Zölsdorf, eine slavische Ansiedelung, die bereits 1105 als Zulanesdorf unter den Besitzungen des Klosters Pegau erwähnt wird.

1430 fand es im Hussitenkriege mit den meisten Dörfern der Umgegend seinen Untergang, und es blieb, gleich den nahen Orten Nixdorf und Bunsen, wüste Mark. Später wurde auf Zölsdorfs Grund und Boden wieder ein Vorwerk mit mehreren Gesindehäusern angelegt, und dieses bildete nebst den dazu gehörigen Fluren das Dorf Zölsdorf. Um 1525 war es bereits im Besitz der Familie von Bora, und 1534 ist Hans von Bora, der Bruder von Luthers

Gemahlin, Eigentümer des Gutes. Von diesem kaufte es 1540 Luther für seine liebe Katharina zum Witwensitz um den Preis von 610 Gulden.

Luthers Frau, Katharina von Bora, entstammte einem der ältesten Adelsgeschlechter der Mark Meißen. Zurückführen läßt sich dieses auf einen freien Slaven Namens Bor*) der zur Zeit Heinrichs IV. lebte und 1071 das erste Mal erwähnt wird. Er war ein hochangesehener, mächtiger und reicher Mann, der zu dem eingeborenen slavischen Adel gehörte, welcher nach Eroberung des Landes durch die Deutschen die Neuordnung der Dinge anerkannte und dafür im Besitz aller seiner Güter belassen wurde. Sein Stammsitz war das Dorf Bora, jetzt Wendischbora bei Nossen, das seine Vorfahren selbst erst gegründet hatten. Der Name Bora ist slavisch und bedeutet Kiefer. Dieser Bor besaß zahlreiche Dörfer um Nossen und in der Lausitz. Zwischen 1337 und 1354 verkauften seine Nachkommen Wendischbora und legten dafür in dessen Nähe Deutschenbora an. Sie standen immer in besonders freundschaftlicher Beziehung zu dem Kloster Altenzella und machten diesem manche Schenkung. Nebenlinien der Boras finden wir späterhin in Simselwitz und Steinbach bei Döbeln, Neukirchen und Hirschfeld bei Nossen und Lippendorf bei Kieritzsch.

Während man nun von jeher wußte, daß Katharina von Bora am 29. Januar 1499 geboren ist, und daß ihr Vater Hans von Bora, ihre Mutter aber Anna, eine geborene von Haubitz aus Leipnitz bei Colditz war, ließ sich nichts Sicheres über ihren Geburtsort sagen, und ungefähr zehn Orte hat man zu den verschiedensten Zeiten für ihre Geburtsstätte gehalten. Auch das in der Nähe von Zölsdorf gelegene Lippendorf galt in den letzten Jahren dafür. Diese Schwierigkeiten kamen daher, weil es zur Zeit von Katharinas Geburt ungefähr sechs Hans von Bora gab. Man kann aber jetzt wohl als bestimmt annehmen, daß sie zu Hirschfeld bei Nossen das Licht der Welt erblickte. Der Hans von Bora auf Lippendorf, den man für ihren Vater hielt, war nur ein Verwandter von ihr.

Als Luther 1540 Zölsdorf kaufte, war das Gut sehr baufällig, und Katharina dachte sofort daran, ein neues Wirtschaftsgebäude aufzuführen. Dazu schenkte ihr der Kurfürst von Sachsen mehrere Eichenstämme aus der Leine, einem großen Walde bei Altenburg. Sie befand sich nirgends wohler als in ihrem Zölsdorf; sie hing mit ganzer Seele an ihm und ging vollständig in dessen Bewirtschaftung auf. Wir erkennen dies vor allem aus Luthers Briefen, in denen er mit Vorliebe seine Frau als die Zulsdörferin bezeichnet. 1541 weilte sie fast den ganzen Sommer hier, so daß sie Luther ernstlich bat, endlich doch wieder nach Wittenberg zu kommen.

Das Wohnhaus in Zölsdorf war sehr einfach. Traf Luther hier ein, so fand er stets ein bestimmtes Zimmer eingerichtet, in welchem er einige Zeit in stiller Zurückgezogenheit leben konnte. Dort hingen auch die Bilder der beiden Ehegatten, die man jetzt noch in der Kirche zu Kieritzsch sieht, wo sie rechts vom Altar an der Wand ihren Platz gefunden haben, seitdem das Lutherhaus in Zölsdorf unbewohnbar geworden war. Jedenfalls hat sie der Kurfürst Johann Friedrich

---

*) Vgl. Ernst Wezel, Das Adelsgeschlecht derer von Bora. Berlin 1897.

herstellen lassen. Es sind Brustbilder in Hochrelief und lebensgroß, Luther aus Sandstein und Katharina aus Gips; sie befinden sich in ovalen Rahmen und sind bunt übermalt. Katharina sieht aus wie eine echte Bäuerin und hat den Kopf mit einem weißen Tuch umwunden. Aber sicher sind dies die getreuesten Bilder Luthers und seiner Gemahlin.

An der Decke des Lutherzimmers in Zölsdorf soll sich auch ein Tintenfleck befunden haben, ähnlichen Ursprungs wie der auf der Wartburg. An seine Frau schrieb Luther einst die Worte: „Willst du Trost haben, so geh nach Droßdorf!“ Es ist damit das Zölsdorf zunächst liegende Dorf mit einem Rittergut gemeint, dessen Besitzer wahrscheinlich mit Luther besonders befreundet waren. Noch kurz vor seinem Tode hegte der Reformator die Absicht, Wittenberg, in dem er so viele Widerwärtigkeiten erfahren mußte, ganz zu verlassen und sich mit seiner Frau nach Zölsdorf zurückzuziehen. Auf dem Wege von Wittenberg hierher berührte er in der Regel die Stadt Borna, und er wohnte hier bei seinem Freunde, dem kurfürstlichen Geleitsmann Michael von der Straßen; dessen Haus am Markte ist deshalb auch durch eine eiserne Gedenktafel bezeichnet worden.

Als Luther am 18. Februar 1546 gestorben war, konnte sich aber seine Frau nicht, wie beide gewünscht hatten, nach Zölsdorf zurückziehen. Er hinterließ nur wenig Vermögen, da er in seiner großen Mildthätigkeit alles für andere hingegeben hatte. Nun wurde zwar Katharina, die noch für vier unerzogene Kinder zu sorgen hatte, vom Kurfürsten und von den Grafen von Mansfeld eine ansehnliche Unterstützung zugesichert, aber der bald ausbrechende schmalkaldische Krieg machte alles zu nichte. Dazu kam noch, daß für Zölsdorf, welches jedenfalls schon im November 1546 durch die herumschwärmenden Husaren des Fabian von Schöneich stark gelitten hatte, neuer Geldaufwand sich nötig machte, den sie nicht bestreiten konnte. Bitterer Mangel trat ein, und die Witwe sah sich genötigt, die vom Feinde besetzte Stadt Wittenberg zu verlassen und nach Magdeburg, dann nach Braunschweig zu ziehen. Doch ging sie bereits 1548 nach Wittenberg zurück, wo sie sich und ihre Kinder notdürftig durch Kostgänger ernährte. Als 1552 in Wittenberg die Pest ausbrach, viele Bewohner angsterfüllt flohen und auch die Universität nach Torgau verlegt wurde, da entschloß sich Katharina, ebenfalls dorthin zu ziehen. Unterwegs gingen aber die Pferde durch; sie sprang aus dem Wagen und fiel in einen Sumpf, wobei sie sich stark erkältete. Krank kam sie in Torgau an und starb hier nach drei Monaten, am 20. Dezember 1552. In der Marienkirche wurde sie begraben, und hier sieht man an einer Wand noch den Grabstein, in welchem ihr Bild in Lebensgröße eingehauen ist.

Die Vormünder der Kinder, zu denen auch Luthers Bruder Jakob und Philipp Melanchthon gehörten, beschlossen, das Gut Zölsdorf zu verkaufen. Im Jahre 1554 erwarb es der Wittenberger Bürgermeister Christoph Niemegh für 956 Gulden. 1594 kam Zölsdorf in den Besitz der Familie von Helldorf. Seit dieser Zeit gehört es zum Rittergute Kieritzsch, dessen jetziger Inhaber ein Baron von Funk ist.

Im Laufe der Zeit fiel das Gut Zölsdorf in Trümmer, das Lutherhaus zwischen 1760 und 1770, die Gesindehäuser später. Zu Anfang dieses Jahr-

hunderts lebte in Zöpen bei Kieritzsch ein Mann, der in Zölsdorf geboren war. Dieser konnte noch genau die Stelle angeben, wo das Lutherhaus gestanden und auch wo der Brunnen sich befunden hatte, aus welchem die ehemaligen Bewohner des Ortes tranken. Aber doch schien dieser Lutherort, der einzige, den der Reformator im jetzigen Sachsen eigentümlich besessen hatte, nach und nach in Vergessenheit zu geraten. Da ließ, als man in Sachsen 1817 das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation in ganz besonderer Weise festlich beging, der Rittergutsbesitzer von Helldorf auf Kieritzsch an Stelle des Lutherhauses in Zölsdorf einen Gedenkstein errichten mit der Inschrift: „Hier wohnte Luther.“ Weil aber dieser Stein, der im freien Felde lag, wenig beachtet wurde und bald vergessen war, wurde endlich am 400. Geburtstage Luthers 1883 das jetzige würdige Denkmal gesetzt.

Möge diese geweihte Stätte uns Protestanten, zumal in Sachsen, immer teuer sein als ein Ort, wo Luther im Kreise der Seinen viele schöne und ruhige Stunden verlebt hat!

T. Weinecke.

Eine Feuersbrunst im alten Rochlitz.*)

„'s ist Feierabend, Konrad, laß die Arbeit ruhn. Doch ehe du die Werkstatt verläßt, lösche noch das Feuer aus, wie es ein hoher und weiser Rat unsrer Stadt verordnet, damit wir nicht in Strafe geraten. Ich gehe einstweilen zum Nachbar D., ein Abendschöppchen zu trinken. Wenn du fertig bist, komm auch hinüber; du kannst uns durch Erzählung deiner Reiseerlebnisse wieder die Zeit vertreiben.“

So sprach der ehrenwerte Schmiedemeister Christian M. zu seinem Sohne, der vor einigen Tagen aus der Fremde ins heimatliche Haus zurückgekehrt war, legte sein Schurzfell ab, säuberte sich von dem Arbeitsstaube und verließ die rußige Werkstatt. Konrad brachte noch mit dem Lehrjungen die Werkstatt in Ordnung, um dann seines Vaters Wunsche nachzukommen. Wohl wäre er lieber einen anderen Weg gegangen; denn Gertrud, die Tochter des reichen Kaufherrn O., der sein Herz schon früher gehört hatte, hatte es ihm beim ersten Begegnen sofort wieder angethan. Wie freundlich, ganz ohne Stolz, hatte sie ihn begrüßt, wie liebeverheißend mit ihren tiefblauen Augen angeschaut, und wie herrlich war sie in schönster Jugendfrische erblüht! Doch wie sehr es ihn auch in ihre Nähe zog, er mußte heute den Willen des Vaters erfüllen, der ohnehin mit seinen Liebesgedanken nicht einverstanden war, da er sich bei dem reichen Kaufherrn keinen Erfolg versprach. — Bald sah die Werkstatt blank aus. Konrad brachte noch sein

---

*) Die Rettungsarbeiten u. s. w. sind getreu geschildert nach den Bestimmungen einer „Feuerordnung der Chur-Fürstl. Sächsischen Stadt Rochlitz,“ bestätigt den 7. Januar 1685, wiederholt gedruckt 1749 bei Johann Peter Lange.

Äußeres in Ordnung. Dann schritt er, ein munteres Liedchen trällernd, seinem Ziele zu.

In der raucherfüllten Stube des Bäckermeisters D. in der Burggasse, vor dessen Hause jetzt das Bierzeichen hing, hatte sich schon eine Reihe ehrenwerter Bürger versammelt. Mit Freuden wurde der schmucke Konrad von ihnen empfangen; denn er hatte ihnen seit seiner Rückkehr durch die gewandte, mit ernsten und scherzhaften Bemerkungen durchflochtene Darstellung seiner Reiseerlebnisse schon mehrere Abende die Zeit auf angenehme Weise vertrieben. Zu einer fast gewichtigen Persönlichkeit wurde er aber in ihren Augen durch den Umstand, daß er während der Belagerung Wiens durch die Türken sich in dieser Stadt aufgehalten hatte. Von diesem großen Ereignisse, von der Befreiung der Stadt, von den Ruhmesthaten des tapferen Landesfürsten Johann Georg wußte er heute in so lebhafter Weise zu erzählen, daß die biederen Kleinstädter oft zu Ausrufen des Schreckens und der Freude hingerissen wurden und am Schlusse seines Berichtes eine tiefe Ruhe eintrat.

„Gab's denn in Wien auch so hübsche Mädchen wie in Rochlitz am Unterthore?" unterbrach der Schuster P., der gern andere foppte, die Stille. Seine Rede wurde aber nicht beachtet; denn soeben rief Meister D., der nachdenklich am Fenster gestanden hatte: „Hört, klingen nicht die Glocken vom Kunigundenturme?"

„Wirst wohl noch das Sturmläuten in Wien, von dem der Konrad so meisterlich erzählte, im Kopfe haben," meinte der Fleischer F. Doch auch die anderen lauschten nunmehr, und wirklich schlugen jetzt die dumpfen Glockentöne an ihr Ohr. Auf der Straße wurde es lebendig. Der Ruf „Feuer" erscholl. Jetzt wurde hastig die Thür aufgerissen, und mit flatterndem Haar stürmte des Bäckermeisters Bube herein. „Es brennt in der Landgasse." — „Bei wem?" — „Ich glaube beim Kaufmann O." — Mit größter Bestürzung hatten alle die Schreckensnachricht vernommen. Nur der Schuster ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Da kannst du dir schon heute deinen Schatz erobern, Konrad!" rief er in widerlichem Tone. Doch dieser hörte ihn nicht mehr. Die Angst, daß ein ihm teures Leben gefährdet sein könnte, hatte ihn bewogen, sofort beim Eintreffen der Nachricht die Stube zu verlassen. Die anderen folgten eiligst seinem Beispiele; denn einem jeden war bei Feuersbrünsten sein Platz angewiesen.

Mittlerweile war die ganze Stadt in Aufruhr geraten. Die Glocken beider Kirchen wurden geläutet, und die auf dem Rathause und auf der Weinschenke stimmten bald in den Feuerruf mit ein. Am südöstlichen Himmel zeigte sich ein starker Feuerschein. — Meister D. hatte einem Gehilfen befohlen, das Feuer im Brauhause zu verlöschen, wie es geboten war. Er selbst nahm mit dem anderen Gesellen Löschgeräte und Feuerleiter zur Hand. Vor der Hausthür traf er den Schmiedemeister, den Fleischermeister F. und den Gerber Sch., die in gleicher Weise ausgerüstet waren. Der Küster, welcher soeben noch seinen Abendschoppen genossen hatte, ging eilenden Schrittes an ihnen vorüber. Es war seine Pflicht, bei ähnlichen Vorkommnissen die Kunigundenkirche zu überwachen. Er traf Glöckner und „Klingelsäcker" schon wartend vor der Kirchthür. — Zu den wacker vorwärtsschreitenden Handwerksmeistern stießen von allen Seiten noch andere Bürger. Eine Abteilung brachte die Feuerhaken und Leitern vom Oberthore herbei.

Auf dem Markte sammelten sich die Mannschaften. Hier zeigte sich überall reges Leben. Vor der Thür des Rathauses hatten sich die älteren und gebrechlichen Bürger aufgestellt, welche zum Löschen und Steigen nicht tauglich waren. Ein „Viertelsmeister“ verlas mit lauter Stimme aus der „Bürgerrolle“ ihre Namen. Die eine Abteilung rückte dann unter der Leitung eines „Bürgerofficiers“ (Ratsperson) nach der Brandstätte ab, um daselbst die Aufsicht zu führen und besonders umherstreichendes Gesindel fernzuhalten. Eine andere wurde als Wache für die Kunigunden- und Hospitalkirche bestimmt. Die dritte endlich eilte fast im Laufschritt dem Hospitale zu, welches, in nächster Nähe der Brandstätte, am meisten des Schutzes bedurfte. — Die laut tönenden Kommandorufe wurden unterbrochen durch das schlürfende Geräusch der großen „Wasserkuffen,“ welche von kräftigen Pferden über den Markt geschleift wurden, unter dem Fluchen der Fuhrleute, die kaum die Tiere in den Stall gebracht hatten. An dem großen Brunnen auf dem Markte waren bei dem matten Scheine einer Laterne die Gehilfen des Röhrmeisters beschäftigt. Sie füllten mehrere große Fässer mit Wasser und verluden sie auf einen bereitstehenden Wagen, der sie dann dem Unglücksorte zuführte. Der Röhrmeister selbst verstopfte an dem oberen Ende des Marktes die nach dem Baderberg zugehenden Wasserrohre, damit man an der Feuerstätte mehr Wasser zur Verfügung habe. Die Fenster des Rathauses waren auch noch erleuchtet. Eines hohen Rates „Kämmerer“ und „Aktuarius“ waren ängstlich beflissen, sämtliche Akten und andere Kostbarkeiten in Kisten zu packen, damit sie der Nachwelt nicht verloren gingen; denn vielleicht konnte ein großer Teil der Stadt vom Feuer erfaßt werden. Unsere Bekannten aus der D.schen Bierstube haben schon längst den Markt verlassen. Beladen mit den städtischen Feuereimern, die auf dem dunkeln Boden des Rathauses längere Zeit in Unthätigkeit ihr Dasein verträumt hatten, und den an der Hinterseite desselben Gebäudes hängenden Feuerleitern, die infolge ihrer langen Ruhe rostig geworden waren, sind sie nach dem Unterthore zu geeilt. An dem hellleuchtenden Wachtfeuer vor demselben stand der im Dienst ergraute Thorwächter. „Sputet euch, wenn ihr noch Hilfe bringen wollt,“ rief er den Vorbeieilenden zu, „der Speicher steht schon in hellen Flammen!“

„Wo wollt ihr denn hin, ihr Landstreicher?“ hörte man jetzt die Stimme des gestrengen Herrn Nachtwächters erschallen. Seine Worte galten einigen Handwerksburschen, welche bei günstiger Gelegenheit noch durch das offene Stadtthor zu schlüpfen versuchten. „Wollt ihr in unserer hochwerten Stadt Nachtquartier genießen, so verdient's euch auch und legt Hand mit an bei diesem schweren Unglücke!“ So redend, trieb er sie den „Wasserkuffen“ zu und zwang sie, aus denselben einige Feuereimer mit Wasser zu füllen. —

An der Ecke des Neumarktes und der Landgasse hatte man durch einen rasch aufgeworfenen Erdwall das Wasser, welches aus den Röhren lief, zu einem Teiche aufgestaut. Die Gasse war durch eine Kette von Bürgern abgesperrt. Von der Wasserpfütze bis zum brennenden Hause standen in langer Reihe Schneider, Schuhmacher und andere Handwerker, und „durch der Hände lange Kette um die Wette flog der Eimer.“ Ängstlich schauten die Bewohner der nächsten Häuser aus den Fenstern, um sich, obschon ohne große Hoffnung, zu überzeugen, ob die Gewalt des schrecklichen

Elementes wohl gebrochen sei. Sie waren von jeder Dienstleistung entbunden; sie hatten ja ohnehin genug damit zu thun, ihr eigenes Haus, das selbst nicht feuerfest war, vor der Entzündung durch das Flugfeuer zu schützen.

Die Handwerksmeister der Oberstadt hatten indessen thatkräftig in das Rettungswerk mit eingegriffen, während die Unterstädter wacker bei der Arbeit waren. Doch es war auch höchste Zeit; der Speicher, der etwas abseits hinter dem Wohnhause des Kaufmanns stand, glich einem Feuermeere. Prasselnd schlugen die von Öl genährten Flammen aus demselben empor und leckten an dem Giebel des Nachbarhauses, dessen Dach schon teilweise brannte und ein Raub der Flammen zu werden drohte. Krachend stürzten die Mauern und Balken des Speichers in sich zusammen und begruben die schon verdorbenen Waren, Erbsen, Reis, Kaffee, und was sonst noch im Kaufladen des Vorderhauses mit großen Buchstaben an den gelblackierten Kästen verzeichnet war, unter dem rauchenden Trümmerhaufen.

Das Wohnhaus war bis jetzt noch verschont geblieben, da der Wind nach Nordwest hin wehte. An der Straßenseite desselben und an dem Hinterhause des nächsten nach der Mulde zu gelegenen Gebäudes waren auf schwankenden Leitern die Zimmerleute und Maurer in die Höhe geklettert, um von oben her aus Eimern Wasser in die Flammen zu schütten oder die Wasserstrahlen der städtischen Druckpumpen, welche von Schmieden, Schlossern und anderen kräftigen Handwerkern mit löblichem Eifer bedient wurden, in das Feuermeer zu lenken. Hoch oben unter ihnen stand Konrad, der Schmiedegeselle. Er hatte sich den gefährlichen Platz ausgesucht, um nach allen Seiten Umschau halten und, wo es nötig war, sofort rettend mit eingreifen zu können. Ihn trieb ein inneres Feuer an, die Macht des Elementes zu brechen; galt es doch für ihn, alles, ja selbst sein Leben daran zu setzen, um dem Vater der Geliebten sein Hab und Gut zu retten. Im Hofe des Nachbars rissen einige Zimmerleute mit langen Feuerhaken einen hölzernen Schuppen ein, der das Wohnhaus in die Gefahr brachte, mit angezündet zu werden, wie sehr auch der Besitzer darüber wehklagte. „Du wirst's schon gut bezahlt bekommen, wirst ja mit unter die Abgebrannten gerechnet!“ rief ihm einer tröstend zu. Doch er wehklagte weiter; wußte er doch, daß der Stadtsäckel bei solchen Gelegenheiten nicht allzuweit offen stand.

Alle Rettungsarbeiten wurden von dem regierenden Bürgermeister in eigener Person geleitet. Von einigen seiner „Ratsmannen“ begleitet, erschien er bald hier, bald dort, teils mit lobenden Worten vor allzugroßer Kühnheit warnend, teils die Säumigen zu größerem Eifer anspornend. Das letztere war besonders da am Platze, wo der Schuhmacher P. Aufstellung genommen hatte. Mit dem Munde allezeit vorweg, aber in der Arbeit nicht allzurasch, hielt er es auch hier nicht für nötig, mit einzugreifen, sondern begnügte sich damit, Maulaffen feil zu halten und wohl gar die Thätigkeit anderer zu bemängeln. Deshalb geschah ihm ganz recht, als der Bürgermeister plötzlich unbemerkt an ihn herantrat und ihn andonnerte: „Herr Schuhmachermeister, kennt Er Paragraphus 29 unserer Feuerordnung? Wenn Er nicht gleich mit zugreift, werde ich Ihn arretieren lassen!“ Wie ein begossener Pudel zog der beschämte Maulheld unter dem Gelächter der Umstehenden von dannen.

Wie sah es aber im Hause des Kaufmanns aus? Das Feuer hatte schon ziemlich um sich gegriffen, als der Ladendiener, welcher noch einmal im Speicher nach dem Rechten sehen wollte, das Unglück gewahrte und seiner Herrschaft die Schreckensnachricht brachte. Die Frau des Hauses war mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Herr O. spielte mit seinem holdseligen Töchterlein eine Partie Schach. Dieses machte ihm heute ausnahmsweise das Gewinnen sehr leicht, so daß er sogar darüber ärgerlich wurde. An wen dachte wohl das liebliche Kind? Da — der Vater bot eben Schach der Königin — klopfte es stark an die Thür, und zugleich trat mit bleichem Gesichte der Kommis ein und brachte die schreckliche Meldung. Die Mutter sank vor Entsetzen in ihren Lehnstuhl zurück und mußte halb ohnmächtig hinweggetragen werden. Die Tochter sollte ihr folgen; doch diese bestand darauf, in den schweren Stunden der Gefahr an der Seite des Vaters auszuhalten. Dieser bat sie, mit Hilfe der Dienerschaft auf Ordnung im Hause zu sehen, den Schmuck, die Geldkassette und andere Wertsachen in Bereitschaft zu halten und sie einem der bewährten Freunde des Hauses, von denen sich hoffentlich bald einer einstellen würde, zur Aufbewahrung zu übergeben. Er selbst eilte in den Hof hinab, um dort zu retten, was noch zu retten war. Bald kamen auch mehrere hilfsbereite Bürger, welche wenigstens die besseren Hausgeräte in die Wohnungen nicht bedrohter Nachbarn trugen. Gertrud legte überall mit Hand an, und so war bald, während draußen das Rettungs-, aber auch das Zerstörungswerk weiter fortschritt, fast alles im Hause in Sicherheit gebracht. Nun beschloß sie, nach dem Hofe zu gehen, um dort den Vater zu unterstützen. Schon hatte sie den Fuß auf die oberste Treppenstufe gesetzt, als ein unheimliches Knistern deutlich hörbar wurde. Es war dem Klange nach zu nahe, als daß es von dem Feuer im Hofe herrühren konnte; doch da sie nichts bemerkte, schritt sie beruhigt weiter. Kaum aber war sie an die Biegung des Treppengeländers gekommen, als sich ein gellender Angstschrei ihren Lippen entrang. Da, wo die Treppe mit dem Fenster sich berührte, züngelte eine Reihe von Flämmchen in die Höhe. Die Treppe war unten teilweise verbrannt, und das Feuer hatte den Weg nach der Hausflur fast versperrt; dazu fuhr noch ein Windstoß durch die geöffneten Fenster, so daß die Flamme neue Kraft bekam. Konrad, der eben von der Straße, wo er nach neuer Arbeit gesucht hatte, in die Hausflur eintrat, hatte den Schrei gehört. Schnell entschlossen sprang er durch die Flammen hindurch die Stiege empor und kam gerade noch zurecht, um das erschrockene Mädchen aufzufangen. Mit starkem Arme hob er die süße Last vom Boden und trug sie über die verkohlten Stufen, die unter seinen Füßen zusammenbrachen, in des Nachbars Haus. Bald wurden auch andere auf die neue Gefahr aufmerksam, und ihren vereinten Kräften gelang es nicht nur, das Feuer im Wohnhause zu unterdrücken, sondern auch den Brand überhaupt auf das Hinterhaus und das Nachbargebäude zu beschränken.

* * *

Es war ungefähr eine Woche nach dem Unglückstage. Die „Feuerwache" hatte schon mehrere Tage wieder die Brandstätte verlassen und alle Geräte wieder an ihren Ort gebracht. Auf dem Hofe des Kaufhauses war man eifrig damit beschäftigt, die Trümmer wegzuräumen. Von dem Fenster seiner Arbeitsstube aus

sah der Kaufherr sinnend dem Thun und Treiben zu. Wohl hatte er große Verluste erlitten, doch war er froh, daß kein Glied seiner Familie einen Schaden davongetragen hatte; auch hatte er im Laufe der Woche glückliche Geschäfte abgeschlossen, so daß wenigstens ein Teil seines Verlustes wieder ausgeglichen wurde. Ein Klopfen an der Thür weckte ihn jetzt aus seinen Träumen. Auf sein „Herein" erschienen auf der Schwelle ein älterer Herr und ein Jüngling. Wir kennen beide — es sind der Herr Bürgermeister und Konrad M. „Ich beglückwünsche Euch herzlichst, teurer Freund," sprach ersterer. „Die Untersuchung hat ergeben, daß auf Euch keinerlei Schuld an dem Brandunglücke lastet; deshalb hat Euch auch der Rat eine angemessene Entschädigung zugesprochen. Noch mehr freue ich mich aber über den treuen Helfer, den Euch Gott in der Not geschickt hat, nicht nur zur Rettung Eurer Habe, sondern auch Eures Kindes. Ich führe ihn hier Euch zu; seinen Lohn hat er von der Stadt schon empfangen. Ich hoffe aber, daß auch Ihr nicht vergesset, ihm besonders noch Euren Dank abzustatten."

Tiefgerührt hörte der alte Herr den Worten des Bürgermeisters zu, und mit vor Erregung zitternder Stimme entgegnete er: „Auf die Entschädigung, teurer Freund, verzichte ich zu Gunsten der Armen der Stadt. Dir aber" — hierbei wandte er sich an den bescheiden im Hintergrunde stehenden Jüngling — „dir aber, teurer Sohn, erfülle ich dankenden Herzens den Wunsch, den ich dir von den Augen ablese. Nimm sie hin, die durch deine unerschrockene That auch die Deine geworden ist. Schon lange habe ich dein heimliches Liebeswerben bemerkt. Wohl war ich oft darüber erzürnt, und lebhaft habe ich dagegen gearbeitet; doch deine Liebe hat die Feuerprobe bestanden. Werdet beide so glücklich, wie ihr es verdient!"

Dr. Paul Zinck.

Salzburgische Emigranten in Rochlitz.

Die Stadt Rochlitz ist von jeher eine treue Anhängerin des Luthertums gewesen. Schon unter der Regierung Herzog Georgs des Bärtigen hing sie heimlich dem neuen Glauben an. Sie war eine der ersten Städte, welche sich bei dem Regierungswechsel 1539 öffentlich zur Lutherischen Kirche bekannten. In den Religionskriegen des 16. und 17. Jahrhunderts hat sie treulich ausgehalten. Daß sie aber nicht nur äußerlich der neuen Lehre anhing, sondern auch ihre innersten Gebote befolgte und vor allem die von unserm Herrn und Meister geforderte Nächstenliebe in herrlichster Weise an ihren Glaubensgenossen übte, das zeigt uns ein altes Schriftchen aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts:

> „Kurtze Nachricht, Wie die armen Saltzburgischen Emigranten an der Zahl 515 In Stadt Rochlitz den 21. Juli 1732 auf und angenommen, auch wieder fort und von uns in Fried und Seegen gelassen worden."

Wie bekannt, mußten im Jahre 1732 die evangelischen Bewohner Salzburgs Haus und Hof verlassen, vertrieben von Kaiser Joseph I., der ganz im Banne der Jesuiten lag. Mehrere norddeutsche Fürsten, besonders König Friedrich Wilhelm I.

von Preußen, nahmen sich der armen Vertriebenen an, indem sie ihnen neue Wohnplätze anwiesen. So wanderten dieselben denn ihrer neuen Heimat zu. Ein Zug solcher Emigranten berührte auch die Stadt Rochlitz. Über den liebevollen Empfang, der ihnen hier zu teil wurde, sei im folgenden kurz berichtet.

Schon einige Tage vorher war dem Rate der Stadt die Ankunft der Vertriebenen gemeldet und zugleich der Wunsch derselben mitgeteilt worden, daß sie in Rochlitz einen Rast- und Ruhetag halten möchten. Auf diese Nachricht hin wurde sofort die Bürgerschaft zum Rathause berufen und ihr solches bekannt gegeben. Dieselbe war auch zur liebevollsten Aufnahme bereit, und eine vorläufige Verteilung der Heimatlosen auf die Bürgerschaft zeigte, daß nicht allen Bürgern der Wunsch erfüllt werden konnte, einen derselben verpflegen zu dürfen. Am 21. Juli nach dem Gottesdienste trafen Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft die nötigen Vorbereitungen, um die treuen Glaubensbekenner zu empfangen. Es wurden ihnen reitende Boten bis Penig entgegengesendet, welche von ihrer Annäherung den Harrenden Kunde bringen sollten. Endlich, abends 6 Uhr, verbreitete sich die Nachricht, daß die ersten Wagen in Sicht seien. Auf diese Botschaft hin gingen ihnen der regierende Bürgermeister Nietzsche und andere Ratsverwandte, drei Prediger und ein Teil der Bürgerschaft entgegen bis zum Schlosse und bezeugten ihrem Vicekommissar, daß sie zur herzlichsten Aufnahme bereit seien. Darauf wurden die Salzburger in feierlichem Zuge unter andächtigen Gesängen paarweise in die Stadt eingeführt und auf dem Markte vor dem Rathause von dem Kommissar Engel und dem Bürgermeister Richter im Kreise aufgestellt. Nach beendigtem Gesange hielt Archidiakonus Mag. Löser vor einer großen Volksmenge, die aus der Stadt und der Umgegend herbeigeströmt war, die Bewillkommnungsrede über den Text 1. Buch Mose 24, 31—33: Komm herein, du Gesegneter des Herrn u. s. w. Nach dem darauf folgenden Gesange: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ lud sich ein jeder Bürger, Vornehme und Geringe, so viele der lieben Fremdlinge in sein Haus ein, daß sich viele darüber beklagten, keinen verpflegen zu können und sich von ihren Nachbarn einen oder den anderen ausbitten mußten. Von den Hausmüttern ward ihnen sofort alles Gute geboten; besonders wurden, da sie bei Regen angekommen waren, die nassen Kleider getrocknet, sie selbst aber nach Vermögen aufs beste bewirtet. Die armen Leute waren sehr vergnügt, daß sie so gute Herzen gefunden hatten. Nach genossener Mahlzeit sangen und beteten sie und legten sich, da sie sehr ermüdet waren, bald zur Ruhe. Am andern Morgen, den 22. Juli, waren sie zum Teil sehr frühe munter, verrichteten ihr Gebet auf den Knien mit aufgehobenen Händen und sangen wie gewöhnlich ihre Lieder. Unter diesen ist besonders ein Lied aus dem alten Nürnbergischen Gesangbuche bemerkenswert, welches sie den Glaubensgrund nannten, weil darin die meisten ihrer Glaubenssätze enthalten waren. Nach dem Frühstücke sahen sie sich die Stadt an und besorgten das Notdürftigste, um zu Mittag wieder in liebreichster Weise gespeist und getränkt zu werden. Nachdem nachmittags 2 Uhr vor dem Rathause das von der Stadt Penig nachgeschickte Almosen ausgeteilt worden war, wurden sie von da aus unter Glockengeläute nach der Stadt- und Kunigundenkirche geführt, woselbst die ordentliche Betstunde nach folgender Ordnung gehalten wurde:

Zum Anfang wurde das Lied gesungen: Zion klagt mit Angst und Schmerzen; dann: Ach Gott vom Himmel, sieh darein; hierauf
verlas Mag. Löser von der Kanzel aus den 124. Psalm und predigte nach den letzten drei Versen desselben über das Thema: „Eines Gottgelassenen Emigrantens Rechtschaffenes Hertz, welches 1) voller Lob über Gottes gnädigen Schutz, 2) voller Freude über mächtige Errettung, 3) voller Zuversicht wegen fernerer Hilfe seyn sollte." — Im übrigen verlief die Betstunde in gewohnter Weise.

Am Abende teilten zwei Deputierte des Amtes unter die Salzburger eine Kollekte aus, welche Amtmann Weidlich bei den benachbarten Herren vom Adel, den Städten Waldheim und Geringswalde und den Unterthanen des Amtes gesammelt hatte, und die mit großer Freude und demütigem Danke entgegengenommen wurde. Am folgenden Tage wurden die Emigranten frühe zusammengerufen und paarweise nach der St. Petrikirche zur ordentlichen Wochenpredigt geführt, welche von Mag. Wilhelmi, Diakonus zu St. Kunigunden und Mittwochsprediger zu St. Petri, gehalten wurde. Vor der Kirche ward wiederum eine von der Bürgerschaft und mehreren Adligen gestiftete, ansehnliche Kollekte unter sie verteilt. In der Kirche aber erhielt jede Familie ein Rochlitzer Gesangbuch und einen Dresdner Katechismus. — Vor ihrem Abzuge wurden sie dann noch einmal gespeist und für die Reise ordentlich mit Zehrung versorgt. Da der Vicekommissar zum Aufbruche trieb, war es nicht möglich, sie noch einmal auf dem Markte zu versammeln. Außerhalb der Stadt sprach aber der Diakonus Mag. Heine noch den Segen über sie und entließ sie in Frieden. Die meisten von ihnen verabschiedeten sich mit der Hand von den Geistlichen und baten sie, der Stadt Rochlitz von der Kanzel herab ihren innigsten Dank zu vermitteln. Ihr Weg führte sie weiter, nach Grimma zu, bis wohin sie, nachdem sie noch in Königsfeld durch Brot und Bier gestärkt worden waren, ein von der Stadt Rochlitz gestellter Führer geleitete. Rat und Schule jener Stadt holten sie in Großbothen ein. In der Stadt selbst aber wurden sie von der Fürstenschule empfangen und unter Glockengeläute eingeführt. — Mit dem christlichen Wunsche: „Gott sei ferner dieser armen Glaubens-Genossen ihr mächtiger Beystand und Helffer, erleuchte sie mehr und mehr, und erhalte sie im Glauben an den seligmachenden Heyland um seiner ewigen Liebe willen!" schließt das Schriftchen, welches so viel von der werkthätigen Liebe der Rochlitzer zu erzählen weiß.

Dr. Paul Zinck.

Johann Mathesius, der Bergprediger von Joachimsthal.

Einem der vielen treuen Männer, welche den Bahnen unseres Dr. Martin Luther gefolgt sind und heute noch als herrliche Vorbilder des Glaubens leuchten, hat die Stadt Rochlitz das Leben gegeben: Johann Mathesius. Den Lebensgang dieses Mannes, der wohl manchem noch fast unbekannt sein wird, darzustellen, sei der Zweck folgender Ausführungen.

Das Geschlecht Mathesius hatte schon längere Zeit in Rochlitz eine hervorragende Rolle gespielt und dieser Stadt mehrere höhere Beamte, Bürgermeister u.s.w.

gegeben. Auch einige gelehrte Herren hatte es schon hervorgebracht, so besonders Burckhardt Mathesius, der längere Zeit der Schule zu St. Sebald in Nürnberg vorstand und dann Vikar des Stiftes Bamberg wurde. Der Vater unseres Johannes, Wolfgang Mathesius, war ein ehrsamer Ratsherr; er war verheiratet mit einer geborenen Scheuerfus. Er wird uns als ein frommer Mann geschildert, aber als einer von denen, die nicht mehr allzusehr in den Fesseln des Papsttums lagen, sondern von ihrem eignen Herzen geleitet, das reine Evangelium durch eingehendes Studium der heiligen Schrift erfassen wollten. Zu diesem Zwecke benutzte er eine deutsche Postille, welche die Evangelien und mehrere alttestamentliche Stellen enthielt, und sein größtes Sehnen ging dahin, eine vollständige deutsche Bibel zu besitzen. Seine freien Anschauungen gehen auch daraus hervor, daß er trotz des Tadels der Geistlichkeit für seine verstorbenen Angehörigen keine Seelenmessen lesen ließ.

Am 24. Juni 1504 wurde ihm sein Sohn Johannes geboren. In echt religiöser Weise erzog er denselben unter ernsten Ermahnungen, aber auch in herzlichster Liebe, und diese Erziehung sollte die herrlichsten Früchte tragen. Wo in seinen Schriften Johannes später den Vater erwähnt, gedenkt er seiner mit größter Hochachtung. Leider war es demselben nicht vergönnt, die Erziehung des Sohnes zu vollenden. Im 16. Jahre wurde diesem der Vater durch den Tod entrissen, wie er selbst sagt, infolge der ungeschickten Behandlung eines „unerfahrenen, betrüglichen Kuharztes.“ Schon vom sechsten Jahre an besuchte der Knabe die Lateinschule zu Rochlitz. Trotzdem hatte der Vater aber beschlossen, nicht einen Gelehrten, sondern einen tüchtigen Bergmann aus ihm zu machen. Der Grund dazu lag wohl darin, daß der Ratsherr Mathesius einen großen Anteil an den Bergwerken hatte, welche damals in der Rochlitzer Gegend betrieben wurden. Zu dem genannten Zwecke brachte er ihn schon mit zehn Jahren auf der Zeche „Zum Vogelsang“ als „Zubußschreiber“ unter. Nebenbei genoß aber Mathesius in seinen Knabenjahren noch eine außerordentlich sorgfältige Privaterziehung im Hause seiner Großmutter Juliane Scheuerfus, die ihm einen besonderen Privatlehrer hielt. Wie die meisten Leute von Rochlitz in diesen Jahren, so war auch die Großmutter gut päpstlich gesinnt; sie hielt streng darauf, daß der kleine Johannes jeden Sonnabend seinen Rosenkranz abbetete und allabendlich vor dem Hausgesinde aus dem „Buch der Legenden“ vorlas. Noch später beklagt sich Mathesius darüber, daß sogar die Abc- und andere Schulbücher mit den Sätzen des päpstlichen Aberglaubens durchspickt gewesen seien, daß er aber, obwohl er von Jugend auf alle Legenden und Brigittengebetlein gelesen habe, niemals eine echte „Kinderlehre“ in die Hände bekommen habe. Freilich fehlte es auch nicht an Perlen echt christlicher Wahrheit. So hatte er von einer alten Krankenpflegerin, einer der „Seelweiber oder Beginen,“ ein herrliches Gebetchen gelernt, das sich unter Übergehung aller Heiligen an den Erlöser wendet:

„O Marter groß, o Wunden rot,
O bittrer Tod des Sohnes Gottes,
Komm mir zu Hilf' in meiner letzten Not.
Wenn mein Herze bricht,
Verlaß mich, o Jesu Christe, nicht.“

Im 13. Lebensjahre kam Mathesius auf die „Trivialschule“ zu Mittweida, wo er in der Wissenschaft nicht unwesentlich gefördert wurde. „Frühe aufstehen, sich bald anziehen, die Hände waschen, beten und Gott anrufen, zur Schule eilen, fleißig studieren,“ das waren die Grundregeln, die er aus dieser Schule später auch mit ins Leben hinausnahm. In Mittweida mußte er wie Luther vor den Thüren singen, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. In frommen Worten gedenkt er später dieser Jahre und der göttlichen Fürsorge.

Nach seines Vaters Tode war in Mathesius der Entschluß zur Reise gekommen, sich ganz dem Studium der Wissenschaften, und zwar der Theologie, zu widmen. Er besuchte zunächst die damals berühmte, gut päpstliche Universität Ingolstadt, ging dann nach München, wo er seinen Aufenthalt bei einem Herrn nahm, der eine große Bibliothek besaß, und wurde später Hauslehrer bei der frommen Frau Sabina Auer, geborenen Stetner auf Schloß Odelzhausen. Hier fiel der erste Same der neuen Lehre in sein empfängliches Herz. Er bekam nämlich das Buch Luthers „Von den guten Werken“ in die Hand und konnte nicht genug in demselben lesen. „Daraus habe ich den Anfang des Christentums, Gott sei Lob, erstlich gelernet,“ war sein Bekenntnis nach dem Lesen dieses Buches. Von jenem Zeitpunkt an datiert er selbst seine innere Umwandlung. Weitere Gelegenheit, Luthers Lehren kennen zu lernen, fand er bei dem Pfarrer Zacharias Weixner in Bruck bei Fürstenfeld, in dessen gastlichem Hause er Luthers Schriften vom Abendmahl studierte, und bei Dr. Wiedemann in Grätz, der ihn in brüderlichem Umgange immer tiefer in das Evangelium einführte. „Diesen Luther mußt du auch persönlich kennen lernen,“ dachte er. Mit solchem Gedanken im Herzen verließ der glaubensmutige Jüngling Bayern und langte nach beschwerlicher Reise am Freitag nach Pfingsten 1529 in Wittenberg an. Schon am Tage nach seiner Ankunft hatte er das Glück, den großen Reformator selbst über „Wesen und Kraft der heiligen Taufe“ predigen zu hören. Diese Predigt machte einen Eindruck auf ihn, den er nie hat vergessen können. Er hatte manchen Mönch und manchen Prediger gehört, aber noch nie hatte er der heiligen Taufe gedenken hören. „Dafür ich unsrem Gott die Tage meiner Pilgrimschaft hier und in alle Ewigkeit zu danken habe,“ schließt er seinen Bericht über dieses Ereignis.

Drei Jahre lang blieb er in Wittenberg und besuchte die Vorlesungen und Predigten aller der großen Männer, die der dortigen Universität damals einen Weltruf verliehen, vor allem die Luthers. Bei Melanchthon, dem „treuen und fleißigen Professor,“ genoß er lateinischen Unterricht und hörte Vorlesungen über den Römerbrief und aristotelische Ethik. Bugenhagen legte die Korintherbriefe, Dr. Jonas die Psalmen aus. Auch die anderen Wissenschaften vernachlässigte Mathesius nicht. Seine religiöse Umwandlung hatte zugleich eine große Arbeitsfreudigkeit in ihm hervorgerufen. Er nannte sich mit Wohlbehagen „ein Gliedmaß dieser Schule und Bürger der Wittenbergischen Kirche.“ Daß es ihm auch äußerlich erträglich ging, dafür sorgten zwei Jahre lang seine Freunde in der Vaterstadt Rochlitz. In Wittenberg selbst genoß er einen guten Tisch für fünf silberne Groschen bei seinem Landsmann Wolff Jahn aus Rochlitz, bei dem besonders solche Studenten speisten, die nicht eines lustigen Lebens, sondern des Studierens halber nach Wittenberg

kamen, die deshalb selbst bei Tische in nützlicher Weise über ihre Studien Unterhaltung pflogen, und die später auch alle in gute Ämter gelangten. Auch Mathesius erfuhr solche Gunst des Schicksals; er wurde schon im Jahre 1532 nach kurzem Aufenthalte in Altenburg als Schulmeister oder Rektor an die Schule zu St.



Diese Abbildung entstammt dem Werke: Johannes Mathesius, Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Von Prof. Dr. G. Loesche.

Joachimsthal in Böhmen berufen, wo nach gefährlichen Unruhen, die besonders durch die Wiedertäufer angeregt worden waren, die neue Lehre Eingang gefunden hatte. Seine Lehrthätigkeit kann hier nur in den kürzesten Umrissen gezeichnet werden. Er war ein großer Freund der römischen und griechischen Klassiker, da man aus ihnen Redekunst, Zucht und Ehrbarkeit im Haus- und Stadtwesen und

anderes lernen könne, und ein Freund der Dichtkunst, wie er ja selbst als vorzüglicher Kirchenlieddichter sich bewiesen hat. Er ging in der Erklärung der heiligen Schrift auf den Grund und hatte immer den Urtext bei der Hand. Auch die Naturwissenschaften, besonders die Steinkunde, zogen ihn an. Ebenso bekümmerte er sich um Rechenkunst und Musik, von welch letzterer er die erfreuende, erheiternde Wirkung hervorhebt. Bei alledem war er ein großer Feind alles Vollpfropfens mit bloßem Wissenskram. „Ein Lehrer muß sein Amt in der Überzeugung führen, daß Gott gegenwärtig sei und ihm zusehe," war sein oberster Grundsatz; daher stand bei ihm eine sittlich-religiöse Erziehung im Vordergrunde. Er hat vor allem das Verdienst, den kleinen Katechismus Luthers, diese „köstliche Laienbibel", in seiner Schule eingeführt zu haben. Nicht Äußerlichkeiten, sondern Fleiß und Sittsamkeit hatten bei ihm den Vorzug. — Seine Lehrthätigkeit fand bei Schülern und Eltern die vollste Anerkennung. Die Kinder bewiesen ihm rührende Anhänglichkeit. Als er einst von einer Reise nach Wittenberg zurückkehrte, kamen sie ihm jubelnd entgegengesprungen. „Acht und zehn Händlein faßte ich auf einmal in meine Hand, die sie mir häufig boten. Ach, ich mußte vor Freuden flößäugeln und meine Thränen die Wangen herab aus den Augen fallen lassen. Da lehret sich's wohl und lustig!" schreibt er. Einige Eltern beschenkten ihn mit Anteilen an Bergwerken.

Trotz der Liebe zum Lehrerberuf zog es aber Mathesius unwiderstehlich wieder nach Wittenberg, wohin er denn auch im Jahre 1540 reiste, um mit Luther in engste Gemeinschaft zu treten. Er wurde Tischgenosse desselben und hatte so Gelegenheit, dessen Ansichten über religiöse wie weltliche Dinge aus seinem eignen Munde zu hören. Wer erfahren will, wie es Mathesius gelungen ist, in den Geist des großen Reformators einzudringen, der lese seine Predigten über die „Historie von Luthers Leben," eine der frischesten und wahrheitsgetreuesten Biographien des Reformators. Er lernte hier, was es heißt, ein rechter Lehrer und Prediger zu sein. Er nahm den großen Glaubensmut und die reine evangelische Gesinnung seines Meisters in sich auf, um dann den köstlichen Samen weiter auszustreuen. Luther hatte den bescheidenen und talentvollen Schüler auch besonders lieb und suchte aus ihm vor allem ein tüchtiges, brauchbares Werkzeug der Kirche zu bilden.

In Joachimsthal hatte man die segensreiche Arbeit des Schulmeisters Mathesius nicht vergessen. Im Jahre 1541 kamen sieben Gesandte dieser Bergstadt nach Wittenberg, um dem jungen Magister seine schriftliche Berufung zum Diakonus in Joachimsthal zu überreichen. Er nahm, wenn ihm auch der Abschied schwer wurde, den ehrenvollen Ruf an. Die Universität stellte ihm ein glänzendes Zeugnis aus.

Schon 1545 rückte er in die Pfarrstelle seines neuen Wirkungsortes ein. Er hatte im selben Jahre nur noch einmal, zum letzten Male, Gelegenheit, Luther in Wittenberg zu sehen. Schon im nächsten Jahre mußte er von der Kanzel herab den Tod des großen Glaubenshelden verkündigen. Seine Gedächtnisrede giebt uns ein gedrängtes Bild davon, wie tief und richtig er Luthers Leben und Wirken aufgefaßt hatte. — Von den Veränderungen, die nach Luthers Tode in vielen Orten vor sich gingen, blieb Joachimsthal unberührt. Dem Einflusse des Mathesius ist es vor allem zuzuschreiben, daß dieser Ort eine neue Kirchenordnung nach vollständig evangelischen Grundsätzen erhielt. Auch die Schule, an der sein Freund,

der bekannte Liederdichter Nikolaus Hermann wirkte, wurde in echt evangelischem Sinne geleitet. Im Vereine mit genanntem Dichter schuf Mathesius eine Reihe herrlicher Kirchenlieder, von denen unser Landesgesangbuch einige enthält. So haben wir von ihm ein herziges Wiegenlied:

„Nun schlaf, mein liebes Kindelein, und thu dein Äuglein zu;
Denn Gott, der will dein Vater sein, drum schlaf in guter Ruh," u. s. w.

ferner das Christuslied:

„O Jesu Christ, wahr' Gottes Sohn,
Mein Heiland, Mittler und Patron,
Ich armer Sünder flieh zu dir,
Weil du sprichst: Kommt all her zu mir" u. s. w.

weiter das Gebetslied:

„Herr Gott, der du mein Vater bist,
Ich schrei im Namen Jesu Christ,
Zu dir auf sein Wort, Eid und Tod,
Hör', Helfer treu, in Angst und Not;"

auch das Lied „Geistliches Fuhrwerk":

„In Gottes Namen spann' ich an,
Gott's ist's Geschirr, er ist Fuhrmann;
Wenn er vorlegt und greift ans Rad,
So geht das Fuhrwerk fein von Statt,
Kyrie Eleison!"

dann ein „Geistliches Berglied" und ein „Ehelied." Auch das bekannte Morgenlied „Aus meines Herzens Grunde" wird ihm zugeschrieben.

Als Prediger entfaltete Mathesius eine überaus segensreiche Wirksamkeit. Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, auch nur von einigen seiner Predigten den Inhalt kurz anzugeben. Wer sie kennen lernen will, der nehme nur eine von den verschiedenen Sammlungen, die auf uns gekommen sind, zur Hand. Ich nenne hier zu diesem Zwecke seine „Bergpostille oder Sarepta", die Predigten über Sirach, die Hochzeits- und Leichenpredigten, die „Sonn- und festtägliche Postille u. s. w." — An allen kann man erkennen, mit welch großem Fleiße Mathesius an die Ausarbeitung der Predigten gegangen ist. Alle zeigen eine „wahrhaft geistige Beredsamkeit". Am meisten ist die Kunst zu bewundern, wie er die tiefsten Schätze der christlichen Wahrheit, dem Bergmanne gleich, ans Tageslicht förderte, um sie seinen Gemeindegliedern nutzbar zu machen. Sagt er ja selbst in der Vorrede zu seiner „Sarepta" von sich: „Ein geistlicher Bergmann bin und bleibe ich, so Gott will, so lange ich lebe, und diene dem obersten Bergherrn Jesu Christo." Sein Seelsorgeramt verwaltete er mit größter Treue und Gewissenhaftigkeit; er scheute sich nicht, den schärfsten Tadel gegen offenbare Sünder auszusprechen, wenn er sich dadurch auch oft Haß und Feindschaft zuzog. In seinen „Pastoralregeln" hat er in dichterischer Weise alle Obliegenheiten des Seelsorgeramts zusammengestellt. Wie er lehrte, so lebte er auch. Durch tägliches Hersagen des Katechismus erinnerte er sich immer seiner eigenen Pflichten. Bei den menschlichen Schwachheiten, von denen auch er nicht frei war, hielt er sich gern an das tröstliche Wort:

„Ich glaube fest, daß meiner Sünden große Wunden
Mit Christi Wunden sind geheilet und verbunden!"

In allen schwachen, ängstlichen Stunden richtete er sich auf durch die Macht des Gebetes, ein Erbe seines großen Vorbildes Luther. Seine ungeheure Geduld ließ ihn auch dann nicht verzagen, wenn seine Arbeit nicht die rechten Früchte tragen wollte oder wohl gar mit Undank gelohnt wurde. Seinen Kollegen gegenüber war er friedliebend und stets bemüht, religiöse Zwistigkeiten in gütlicher Weise beizulegen. Seine eigene Person drängte er nie in den Vordergrund. Mit Ehrerbietigkeit kam er dem Geringsten entgegen; in Demut verkehrte er mit Gott. Sein tägliches Bekenntnis war:

„Fromm bin ich nicht, das ist mir leid,
Bekenn' mein' Sünd', such' Gnad' bei Zeit.
An Christ' glaub' ich unnützer Knecht,
Sein Blut allein macht mich gerecht!"

Seine Demut war gepaart mit kindlicher Dankbarkeit, die er vor allem denen gegenüber zeigte, die ihn von Jugend an in seiner Bildung unterstützt hatten. Trotz aller Frömmigkeit war er kein Kopfhänger, sondern liebte die anständige, fröhliche Geselligkeit. Er besaß selbst ein großes Unterhaltungstalent und pflegte durch einfache Gastmähler im eigenen Hause Nachbarschaft und Freundschaft. Gegen Arme und Elende bethätigte er die christliche Nächstenliebe im höchsten Maße. Wie praktisch er in seinen Lebensanschauungen war, wie sehr er erkannte, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen kann, zeigen seine sieben Regeln, an die er sich hielt, um gesund zu bleiben und sich sein Leben möglichst lange zu erhalten, und die er alle sachgemäß begründete:

1. Bete andächtig, befiehl Leib und Seele Gott, dem obersten Arzte. 2. Halte gewisse Zeit im Essen ein. 3. Genieße Ruhe und Schlaf (beizeiten schlafen gehen, frühe aufstehen u. s. f.). 4. Sei fröhlich und guten Muts. 5. Geh früh nicht lange ungegessen. 6. Halte Brust und Füße warm. 7. Meide den Müßiggang. So verstand er es, die wahre irdische Lebensfreudigkeit mit echter Frömmigkeit zu verbinden. War es ein Wunder, wenn er als gottbegnadeter Prediger und Seelsorger weit über die Grenzen seines Wirkungskreises bekannt war! Von vielen Seiten wurden ihm bessere Stellen angeboten; alle lehnte er ab. Ja, sogar einen Ruf an die Universität Leipzig schlug er aus. Er hatte sich in seinen Wirkungskreis zu fest hineingelebt und ihn lieb gewonnen. Vor allem aber waren es wohl Familienbande, die ihn an Joachimsthal ketteten.

Schon im Jahre 1543 hatte er sich mit der frommen Sibylla Richter, der Tochter eines „Hüttenreuters", verheiratet. Wie hoch er über den Ehestand dachte, zeigt sein herrliches Ehelied, dessen Anfang lautet:

„Wem Gott ein ehelich Weib beschert,
Mit Tugend, Glaub' und Zucht verehrt,
Der hat den schönsten Schatz auf Erd';
Ein Weib ist aller Tugend wert."

Sein Eheleben war ein durchaus tadelloses, getragen von der gegenseitigen Liebe beider Gatten. Frau Sibylla war das Muster einer treusorgenden Mutter, nicht nur ihrer Kinder, sondern auch der ganzen Gemeinde. Sie war liebreich und

holdselig gegen jedermann. Ihrem Gatten gegenüber vergaß sie nie ihre eheliche Stellung, so daß Mathesius von ihr rühmt: „Sie ist in ihrem Ehestande eine Rippe geblieben und nie zum Haupte geworden.“ Freud und Leid teilte sie gleicherweise mit ihm. In seinem Kummer richtete sie ihn oft auf. Sibylla beschenkte ihren Gatten mit sieben Kindern, darunter vier Söhne, denen das fromme Paar die sorgfältigste Erziehung angedeihen ließ. Leider währte das Eheglück im Pfarrhause zu Joachimsthal nur zwölf Jahre. Schon die Geburt des vierten Sohnes, eines gebrechlichen Kindes, zerrüttete die Gesundheit der Mutter; die Geburt des letzten Töchterleins sollte ihr den Tod bringen. In einem Liede, das von herzlichster Liebe überfließt, hat der trauernde Gatte dem edlen Weibe ein schönes Denkmal gesetzt. Der Schmerz über ihren Tod hat ihn nie wieder verlassen.

Sein ganzes liebendes Herz schüttete er nun aus über die Kinder, die ihm seine Gemahlin hinterlassen hatte. Ihnen stellte er immer die heimgegangene Mutter als leuchtendes Vorbild christlicher Tugend hin; mit ihnen wandelte er oft zum Gottesacker, zu ihrem Grabe; von ihr erzählte er ihnen bei den Hausgottesdiensten, die er vor allem für seine Kinder abhielt. Alle die Schulregeln, die wir schon aus seiner Lehrthätigkeit kennen, wendete er bei seinen Kindern an. Da er wohl voraussah, daß auch ihnen mancherlei Anfechtungen entgegentreten würden, ermahnte er sie immer, festzuhalten am Gotteswort, sammelte, damit sie auch nach seinem Tode eine Richtschnur für ihr Leben haben sollten, eine große Reihe der Tischgespräche, die er mit ihnen geführt hatte, und ließ für jedes ein Exemplar drucken. Besonders den beiden ältesten, Johannes und Katharina, legte er ans Herz, ihrer jüngeren Geschwister in Liebe zu gedenken und sie zu ermahnen, immer ein einträchtiges Leben untereinander, sowie ein rechtschaffenes Leben in strenger Sittlichkeit vor der Welt zu führen. Seinen Söhnen empfahl er, möglichst bei der Schule zu bleiben und sich des Studiums der Schriften der großen Reformatoren und nützlicher Wissenschaften zu befleißigen. — Es würde zu weit führen, wollten wir dieses Bild treuer Erziehung noch weiter entrollen.

Das Lebensende des frommen Mathesius nahte heran. Zu den äußeren Kämpfen, die er zu Beginn seiner Wirksamkeit, zuerst in seiner Lehrerzeit mit dem ungläubigen Pfarrer Sylvius, der die Gottheit Christi leugnete, später mit den Feinden Luthers und seinen eigenen Gegnern in der Gemeinde zu bestehen hatte, zu den herben Familienverlusten — auch mehrere Kinder starben vor ihm — kamen in seinen letzten Lebensjahren schwere innere Anfechtungen, die ihm oft den Wunsch nahe legten, ins Reich der Ewigkeit abgerufen zu werden. „Die Angst der Hölle, die Last des Zornes Gottes quälte ihn; es war ihm, als gäbe es für ihn keine Barmherzigkeit mehr.“ Seine innere Seelenangst war so groß, daß ihm aller Trost, selbst der seiner eigenen Schriften nichts half. Seine Gesundheit wurde dadurch untergraben. Er konnte nicht mehr predigen. Seine Augen wurden zuletzt so matt, daß er das Sonnenlicht nicht mehr vertragen konnte und deshalb die Fenster seines Studierzimmers mit Teppichen verhängen ließ. Erst der Gesang der Schulknaben am Gregoriustage, das alte ihm werte Lied „Gratia dei etc.“ richtete ihn ganz plötzlich auf. Er predigte wieder, und gerade jetzt atmeten seine Predigten wieder den herrlichsten Glaubensmut. Doch die Sehnsucht nach dem

Jenseits war geblieben. Seine Grabschrift hatte er schon längst entworfen, sein Grablied („Gott schuf Adam aus Staub und Erd'" —) schon oft gesungen. Ein Schwindel im Kopfe, der ihm geblieben war, mahnte ihn oft an seinen Tod. Noch mehrere Tage vor seinem Ende redete er in der Spitalkirche auf dem Kirchhofe von dem Elend des Lebens, und wie er sich sehne, zu denen zu kommen, welche er schon hierher geleitet habe, vor allem zu seiner geliebten Gattin.

Am Sonntage darauf, den 8. Oktober 1565, predigte er noch einmal vom „Jüngling zu Nain" und faßte in diesem Evangelium allen Trost der christlichen Lehre zusammen. Mit festen Worten redete er zu der Gemeinde. Als er dann von der Kanzel herabstieg, entfiel ihm ein Buch. Den ängstlich Zuspringenden rief er lächelnd zu: „Erschreckt nicht; es hat keine Not!" Auf seine Worte: „Ich will heim," wollte man ihn ins Pfarrhaus bringen. Er wehrte ab: „Nicht da heim." Er wollte in seine himmlische Heimat. Man brachte ihn nun doch in seine Wohnung. Trotz aller Anstrengungen gelang es aber nicht, ihn am Leben zu erhalten. Nach einigen Stunden hauchte er sanft seine fromme Seele aus. Auf seinen Leichenstein schrieb man die Grabschrift, die er selbst gedichtet hatte:

„Ich hab gelebt, noch starb ich nicht,
Wiewohl der Tod sich an mich richt't.
Mein' Seel' ich dir in Fried' und Ruh,
Herr Christ, hiermit befehlen thu'.
Mein eigen Ruhm ist nicht mein Trost,
Du hast mich durch dein Wort erlöst.
Das glaub' ich, hilf der Schwachheit mein.
Solch's macht mich gerecht und fromm allein.
Dein Wort hab ich stets rein gelehrt,
Zu Fried' vermahnt, die Gesetz' geehrt,
Die bescherte Ruh' mit Gottes Wort
Zu gebrauchen ich riet, lehrt immer fort.
Des Papstes Lehr' und Türken-Mord
Hab ich verdammt durch Gottes Wort.
Im Thal ich frei solch's hab gethan,
Das wird mir zeugen jedermann."

Sein Grabstein ist längst verschwunden, sein religiöses Wirken dort vergessen, wo er gelebt und gelehrt hat. Aber in den Herzen evangelischer Glaubensgenossen hat er noch lange fortgelebt, und er sollte auch heute nicht als ein Vorkämpfer des reinen Evangeliums vergessen werden von denen, die es ernst meinen mit der Erhaltung des wahren Lutherschen Christentums. Dr. Paul Zinck.

Frankenberg im Zschopauthale und seine Umgebung.

Der Umgebung der gewerbfleißigen Stadt Frankenberg hat die Natur ihre Gaben mit vollen Händen gespendet. Die über hohe Wehre rauschende Zschopau windet sich hier durch eine 4 km lange und 1—2 km breite Ebene, welche die Aue genannt wird. In ihr erblickt das Auge des Wanderers fruchtreiche Fluren,

blühende Gärten, große, blumige Wiesen, sowie den von zahlreichen Wasserhühnern und wilden Enten belebten Schilfteich. Auf allen Seiten wird die Aue von Höhenzügen, Hügeln, Bergen und Felsen (darunter der sagenumwobene Harrasfelsen) umschlossen. Nach Süden zu erblickt man das stattliche Schloß Lichtenwalde mit seinem hohen Turm und Park; im Norden bildet ein hochaufstrebender Felsen mit dem kühn in das Land schauenden Schlosse Sachsenburg*) den Abschluß. Hinter diesem türmt sich der 360 m hohe Treppenhauer auf, der eine Burg „Gozne" getragen haben soll. Auf dem westlichen Höhenzuge liegt das freundliche Merzdorf, während zum Teil auf der Aue, zum Teil auf dem sanft ansteigenden östlichen Höhenzuge die Stadt Frankenberg mit dem schloßähnlichen Königlichen Lehrerseminar sich ausbreitet. In der Nähe münden liebliche Seitenthäler mit Wald und Wiesen, die von klaren, forellenreichen Bächen durchflossen werden. Das schönste unter ihnen ist das vielbesuchte Lützelthal mit seinen Lauben, Tempeln, Springbrunnen und dergl. Die Albert- und Lützelhöhe bieten köstliche Ausblicke.

Die Stadt Frankenberg besitzt aber auch innerhalb ihrer Mauern einen besonderen Anziehungspunkt in ihrem Friedensparke, dem ehemaligen Friedhofe. Die ganze Anlage ist zwar einfach und an Umfang nicht bedeutend, aber unstreitig schön. Der Park wird umgeben von den stattlichen Gebäuden der Bürger- und der Realschule, sowie der Kaiserlichen Post und einigen schmucken Bürgerhäusern. In der Mitte desselben erblicken wir das 1890 von Professor Weinhold in Dresden geschaffene Siegesdenkmal, bestehend aus einem Unterbaue von Rochlitzer Porphyr und Pirnaer Sandstein und drei Standbildern. Auf dem Hauptpostamente thront die Germania, deren Haupt die Kaiserkrone ziert. Ihre Linke stützt sich auf das Reichsschwert, an dessen Griff ein Lorbeerkranz prangt, und ihre mächtige Rechte trägt das von einem Lorbeergewinde umrankte Reichsscepter. Über ihr faltiges Gewand wallt lose das Haar herab. Links von ihr sitzt die Gestalt einer deutschen Jungfrau, die eine Palme senkt und damit ihre Trauer um die gefallenen Helden bekundet, und rechts ein mutig vorwärtsschauender deutscher Krieger, ausgerüstet mit Schwert und Hifthorn. Am oberen Teile des Hauptpostamentes befindet sich ein Medaillon aus carrarischem Marmor mit den Reliefköpfen Kaiser Wilhelms I. und König Alberts. Darunter sind auf einer Tafel von Zöblitzer Serpentin die Namen der im Kriege 1870/71 gefallenen Frankenberger Söhne eingegraben. Wappen, Eichen- und Lorbeerkränze, sowie die Namen der französischen Orte, wo sich die tapfern Sachsen unsterblichen Ruhm erworben haben, geben dem Denkmale einen angemessenen Schmuck. Seine Hauptinschrift lautet: „Dem Gedächtnis der Gefallenen, dem siegreichen Heere, dem wiedererstandenen Deutschen Reiche und seinem ersten Kaiser geweiht."

---

*) Über die Gründungszeit des Schlosses Sachsenburg ist urkundlich nichts bekannt. Nicht ohne eine gewisse Berechtigung bezeichnet die Sage König Heinrich I. als seinen Erbauer. Schon 1282 war es im Besitze der Familie von Schönberg, die es 1609 an den Kurfürsten Johann Georg I. verkaufte. Dessen Gemahlin erhielt es als Witwensitz und wohnte längere Zeit darin. Die älteste Befestigung war ein starker, viereckiger Turm, der 1879 wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte. Das Schloß dient jetzt als Straf- und Besserungsanstalt für Jugendliche.

Die Umgegend des heutigen Frankenberg war wahrscheinlich vom 5. Jahrhundert ab von Sorben schwach bevölkert. Im 9. und 10. Jahrhundert wanderten hier deutsche Volksstämme ein, namentlich Franken und Sachsen und gründeten Niederlassungen, z. B. Frankenberg und Sachsenburg. Alle Ortsnamen der Umgebung sind deutschen Ursprungs. Frankenberg besaß eine Burg, vielleicht zum Schutze gegen die Sorben, einige Bauerngüter und Fischerhütten. Der Ort blieb lange klein. Als jedoch im Treppenhauer und bei Biensdorf reicher Bergsegen erschlossen wurde, kamen zahlreiche Ansiedler herbei. Die „Alte Fundgrube" zu Biensdorf war bis 1423 in Betrieb; ihre Halden sind noch deutlich sichtbar. Auch der Treppenhauer ist völlig durchwühlt und von Schächten und Stollen durchsetzt. Der „Hammer," ein Thal in der Nähe der Stadt, verdankt sicher einem Erzpochwerke seinen Namen.



Schloß und Spinnerei Sachsenburg bei Frankenberg i. S.

Schwierigkeiten in der Erzförderung, sowie kriegerische Ereignisse, besonders die Hussitenkriege, waren die Ursachen vom Verfalle des Bergbaues.

Außer Ackerbau, Fischerei, Bergbau und Holzflößerei war schon frühzeitig in Frankenberg die Weberei von hoher Bedeutung. Es gab hier ursprünglich nur Leinweber. Ihre Lage wurde nach und nach immer schwieriger. Der Wettbewerb und der Bleichzwang in Chemnitz drückten gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das Gewerbe gar sehr. Da entschloß sich ein junger Meister, Namens Thomas Rockhardt, ein Flüchtling aus den Niederlanden, nach seinem Vaterlande zurückzuwandern, um dort das Weben gezwirnter und das Färben geblümter Kleiderstoffe zu lernen und in seiner neuen Heimat Frankenberg einzuführen. Wohl fiel ihm der Abschied von seiner Braut nicht leicht; auch war die weite Reise mit mannigfachen Gefahren verbunden, da in den Niederlanden Religionskriege tobten;

doch Mut und Gottvertrauen halfen ihm alles überwinden. Er lernte dort wieder mit größtem Fleiße und fertigte sich aus Holz und Eisenstäbchen das Modell einer Zwirnmühle. Nach einem Jahre kehrte er nach Frankenberg zurück. Die alten Freunde und namentlich auch seine Braut, die das ganze Jahr hindurch vergeblich auf irgend eine Nachricht gewartet hatte, begrüßten ihn mit großem Jubel. Um Thomas Rockhardt versammelten sich nun nach dem Feierabend jedes Tages im Schauhause Meister und Gesellen, die aufmerksam seiner Unterweisung lauschten. Die Weberei in Frankenberg nahm hierdurch einen ungeahnten Aufschwung. So ward sein Bemühen gekrönt. Thomas Rockhardt wurde ein Wohlthäter der Stadt. Auch dem Kurfürsten Vater August wurde von dem wackeren Manne erzählt, und er bemerkte darauf, er möchte in seinem lieben Sachsenlande wohl ein Schock solcher Zwirnmüller haben.



Siegesdenkmal im Friedensparke zu Frankenberg.

Während des dreißigjährigen Krieges änderten sich die Verhältnisse gar sehr. 1625 erlagen in Frankenberg der Pest 581 Leute, etwa der vierte Teil der Bewohner. Um der Todesgefahr zu entgehen, begaben sich viele in die Wälder, wo sie monatelang in Hütten wohnten. Niemand mochte eine fremde Leiche begraben; jeder Hausvater mußte seine Toten selbst bestatten. 1632 und 1633 wurde die Stadt mehrmals von den Kaiserlichen, 1634 von den Schweden geplündert und gebrandschatzt. Dadurch wurden die Gewerbe völlig lahm gelegt.

Nach dem dreißigjährigen Kriege waren es besonders der Handelsherr Johann Höpner*) und sein Sohn Johann Georg, die den Frankenberger Weberzeugnissen

*) Johann Höpner wurde 1622 geboren und starb 1680. Seine Gemahlin stiftete ihm eine gußeiserne, große Grabplatte, die gut erhalten ist und sich jetzt im Turmeingange der Stadtkirche vorfindet.

die verlorenen Absatzgebiete wieder eroberten. Auf den Messen zu Leipzig, Braunschweig, Naumburg, Brünn und Wien wurden Frankenberger Zeuge, halbseidene Kleiderstoffe, zu hohen Preisen gekauft.

Am Anfange des siebenjährigen Krieges kam in Frankenberg das Kattunweben auf, das bald eine hohe Blüte erreichte. So wurden z. B. 1799 von Ostern bis Michaelis 25000 Stück Kattun gewebt. 9 Kattundruckereien beschäftigten gegen 500 Arbeiter. — Um 1830 trat aber ein Rückgang ein, weil die Weberei dem großen Zuge der Zeit nicht gefolgt war; andere Städte rissen gewisse Webzweige an sich. Die 1832 in Frankenberg gegründete Webschule und eine 1836 errichtete Seidenwarenfabrik brachen für neue Richtungen Bahn. Die Weber erhielten nun eine gediegene technische Ausbildung; dadurch wurde ihre Kunstfertigkeit bedeutend gefördert, und ihre Erzeugnisse fanden meist im Jahrmarkts- und Hausierhandel reißend Absatz. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts bildete sich hier der Manufakturwaren-Zwischenhandel aus; auch die Cigarrenfabrikation wurde eingeführt. Ferner war der Anschluß an das Bahnnetz Sachsens eine Ursache davon, daß Frankenberg sich immer mehr vergrößerte. Es zählt gegenwärtig 13000 Einwohner.

Am Ende des 19. Jahrhunderts steht in Frankenberg unter den Gewerben immer noch die Herstellung von Webwaren obenan. Bedeutende Fabriken fertigen teils auf mechanischen Webstühlen, teils im Handbetrieb Halstücher aus Seide, Halbseide, Wolle und Baumwolle in den verschiedensten Mustern, sowie prächtige Teppiche, Portièren und allerlei Decken und Tücher aus Chenille und endlich Kleiderstoffe aus Lama, Flanell und Kattun. Diese Erzeugnisse werden zum großen Teil nach England, den Niederlanden, Schweden und Norwegen, den Balkanstaaten, ferner nach Nord- und Südamerika, Asien (namentlich Ostindien und Japan), Australien und Afrika versandt. Mit den Webwarenfabriken gehen Hand in Hand Spinnereien, Bleichereien, Färbereien, Appreturanstalten, Kartonnagen- und Kistenfabriken, Großhandlungen in Manufakturwaren und dergleichen. Auch die Blau- und Kattundruckereien, in denen Taschentücher, Gardinen, Flaggen- und Kleiderstoffe gefärbt, gedruckt und appretiert werden, sind immer noch bedeutend. Seit 1873 fertigt eine Fabrik, die nach und nach einen gewaltigen Umfang erhalten hat, Steppdecken und Reformbetten, die in alle Welt verschickt werden. Dieses Unternehmen beschäftigt rund 500 Personen. Den Fabrikanten, die der Webindustrie angehören, gehen gegenwärtig so viele Aufträge zu, daß sie kaum die Hälfte der erforderlichen Arbeitskräfte am Orte finden können. Bis weit ins Erzgebirge hinauf sind Arbeiter für Frankenberger Geschäfte thätig, dagegen ist jetzt kein Webstuhl hier, der für eine fremde Firma arbeitet; gewiß ein deutlicher Beweis für die Tüchtigkeit des Frankenberger Kaufmannsstandes.

Eduard Richter, hier geboren 1816, in Dresden gestorben 1895, begann in Verbindung mit seinem Bruder Albrecht in Frankenberg die Cigarrenfabrikation. Das Geschäft nahm rasch an Umfang zu. Bald entstanden noch mehr derartige Betriebe. Jetzt sind in rund 50 Cigarrenfabriken 200 Arbeiter und 1300 Arbeiterinnen thätig, die jährlich 800000 Kilogramm Tabak zu 110 bis 115 Millionen Cigarren verarbeiten. Es hat Zeiten gegeben, wo die Weberei

völlig daniederlag. Da zog in den Weberstädten das nackte Elend ein. In Frankenberg kam es nie so weit, weil in den meisten Weberfamilien auch Angehörige im Cigarrenfache arbeiten. Dieser Zweig ist nie ganz zum Erliegen gekommen, und daher hat Frankenberg wohl Veranlassung, auch Eduard Richters als seines Wohlthäters dankbar zu gedenken. — An unruhigen Zeiten hat es freilich auch in der Cigarrenindustrie nicht gefehlt. Seit 1878 wurde der Tabak wiederholt mit höheren Steuern belegt, auch sollte einmal die Herstellung der Cigarren verstaatlicht werden. Welche schweren Folgen eine solche Verstaatlichung für Frankenberg gehabt haben würde, ist nicht abzusehen. — Möge die Blüte, in der die Gewerbe Frankenbergs am Ausgange des 19. Jahrhunderts stehen, auch im 20. Jahrhundert fortdauern!

Von Frankenberg aus an der Zschopau aufwärts erreicht der Wanderer in einem Stündchen ein wunderschönes Stück Erde, das man mit Recht als die Perle des Zschopauthales bezeichnen kann: Schloß und Park Lichtenwalde. Das jetzige Schloß ließ Christoph Heinrich Graf von Watzdorf an Stelle „der schimmernden Feste," wie Körner die frühere Burg nennt, in der Zeit von 1722—1726 erbauen. Damals richteten viele Fürsten ihre Blicke nach Versailles, wo König Ludwig XIV. großartige Lustschlösser mit Marmortreppen, prachtvolle Gärten mit verschnittenen Alleen und wundervollen Springbrunnen geschaffen hatte, und suchten ihm nachzuahmen. Ein kleines Versailles ist auch Lichtenwalde. Das Schloß besteht aus einem Mittelbau und zwei Flügeln, an die sich ältere Gebäude und die Schloßkapelle anschließen. Über einen Wallgraben führt eine Steinbrücke zum Schloßthore, hinter dem zwei alte Geschütze Platz gefunden haben. Durch lange, helle Korridore, die mit Wappen, Standbildern und alten Waffen aller Art geschmückt sind, gelangt man im Hauptschlosse in sehenswerte Zimmer, worin sich wertvolle Sammlungen von Gemälden, Porzellangegenständen, Büchern, Reiseerinnerungen und dergl. finden. Vom Obergeschosse aus, in welchem die überaus prächtig und äußerst geschmackvoll ausgestatteten Wohnräume des Grafen und der Gräfin Vitzthum von Eckstädt liegen, erreicht man den Balkon. Ein überwältigendes Bild bietet sich hier dem Auge dar! Zu Füßen des Beschauers breitet sich der schönste Teil des großartigen, auf der östlichen Seite vom romantischen Zschopauthale umrahmten Schloßparkes aus, und über weite Laub- und Nadelwälder, die in der Ferne von blauem Dunste umschleiert sind, tritt, am schönsten, wenn sie von den Strahlen der Abendsonne beleuchtet wird, die stolze Augustusburg mit ihren vier gewaltigen Türmen hervor. Wer je einmal diesen Anblick genossen hat, wird bekennen müssen: „Es giebt nur ein Lichtenwalde!"

Der Schloßpark, der von Sachverständigen als ein Meisterwerk der Gartenbaukunst bezeichnet wird, ist 1730—1737 angelegt worden. Der Bergrücken, auf dem er sich ausbreitet, bestand ehemals aus kahlen Felsen; die Gartenerde mußte mühsam hinaufgeschafft werden. Daher ist es wohl zu glauben, daß der Bauherr „mehrere Tonnen Goldes" für ihn aufgewendet hat. Die obere Terrasse des Parkes stößt an das Schloß und heißt der Mittelgarten. Hier entfaltet sich die größte Pracht. Die schönsten Blumen des In- und Auslandes spenden ihren Duft und erfreuen durch ihren Farbenreichtum. Palmen, Agaven, Bananen, Feigenbäume und dergl. fehlen nicht. Auf der zweiten Terrasse finden wir die Haupt-

allee mit ihren 150 Jahr alten ehrwürdigen Linden, deren Stämme stattliche Säulen bilden, und deren Kronen sich zum Dome wölben. Die mit ihr gleichlaufende Kleine Allee schneidet eine Reihe von Plätzen, z. B. den Konzertplatz. Die Freitreppen und Plätze sind mit Standbildern von mythologischer und allegorischer Bedeutung geziert.

Seinen Ruf verdankt der Park Lichtenwalde zum großen Teil auch den Wasserkünsten. Die Schloßmühle, am Fuße des Schloßberges gelegen, treibt das Wasser hierzu aus der Zschopau hinauf in ein Bassin. Von hier aus gehen die Leitungsrohre nach allen Terrassen. Aus kupfernen Schalen, die lange Reihen bilden, spritzen Wasserstrahlen empor. Meeresgötter und Wasserjungfrauen schleudern in hohen Bogen Wassersäulen in die Luft, Wasserfälle plätschern, und Wasserräder weben die feinsten Strahlen durch- und ineinander, wundersame Gebilde



Schloß Lichtenwalde bei Frankenberg.

hervorzaubernd. Krokodile, halb im Grase versteckt, speien Wasser, das zuweilen plötzlich die Wege überflutet, auf denen die Besucher lustwandeln. Die hervorragendste Gruppe der Wasserkünste sind die Siebenkünste, sieben gewaltige Fontainen, deren mittelste als „der König" bezeichnet wird. Die Wasserkünste von Lichtenwalde, die wohl einzig in ihrer Art dastehen, locken an Sonn- und Feiertagen des Sommerhalbjahres, wo sie während der Konzerte in Betrieb gesetzt werden, stets eine große Anzahl Schaulustiger von fern und nah herbei.

Zwischen Lichtenwalde und Frankenberg erhebt sich am rechten Zschopauufer schroff und steil, 65 m über dem Wasserspiegel, der Haustein, der von einem 80 m langen Tunnel der Eisenbahnlinie Chemnitz—Frankenberg—Hainichen—Roßwein durchbohrt ist. An die Höhe knüpft sich die Harrassage, weshalb ihn der Volksmund Harrasfelsen nennt. Der Dichterjüngling Theodor Körner nahm

während seiner Studienzeit auf der Bergakademie zu Freiberg (1808—1810) an einem geologischen Lehrausflug (dieser erfolgte 1810) nach den Steinbrüchen bei Altenhain, einem Dörfchen bei Lichtenwalde, teil. Dabei lernte er auch den Harrasfelsen und dessen Sage kennen. Voll Begeisterung für den kühnen Helden dichtete er damals, unter der alten Harraseiche sitzend*), die herrliche Ballade: „Harras der kühne Springer". Durch sie wurde die Harrassage wieder aufgefrischt und im Volke weit und breit bekannt. Aus Dankbarkeit errichtete man dem Dichter auf dem Gipfel des Harrasfelsens ein gußeisernes, mächtiges Kreuz mit der Inschrift: „Dem Sänger und Helden Theodor Körner, die Bewohner von Frankenberg zur Erinnerung an den 26. August 1863." Es wurde an dem genannten Tage, 50 Jahre nach Körners Heldentode, feierlich der Öffentlichkeit über-



Der Harrasfelsen mit dem Körnerkreuz.

geben. Aus Zweigen von der Harraseiche, die am linken Zschopauufer steht, wurde damals ein Kranz gewunden und nach Wöbbelin für Körners Grab gesandt. Die Schleife des Kranzes trug folgende, vom Kirchner August Windisch in Frankenberg verfaßte Inschrift:

„An des Haufteins lichter Stelle,
Wo der Zschopau Silberwelle
Seinen grauen Fuß bespült,
Steht die alte Harraseiche,
Und ihr dichtes Laubgezweige
Stets noch frisch den Wandrer kühlt.

---

*) Daß Körner die Dichtung im Jahre 1810 unter der genannten Eiche schuf, bestätigen mündliche Überlieferungen, die sich in Frankenberg bis heute erhalten haben.

Körner saß in ihrem Schatten
Einst auf jenen grünen Matten,
Sah im Geist den kühnen Sprung.
Da, in hehrem Meistersange,
Blühte aus des Herzens Drange
Harras auf mit Dichterschwung.

Kranz du, aus dem Laubgezweige
Dieser tausendjähr'gen Eiche,
Schmiege dich an Körners Grab!
Sei der Achtung treuer Bote,
Sei's ihm, der im Heldentode
Sich dem Vaterlande gab.

Flüstre ihm in Liebestönen
Treuen Gruß von deutschen Söhnen
An der Zschopau Felsenrand!
Sag ihm: Seine Heldenlieder
Schall'n in unserm Innern wieder,
Und bereit sind Herz und Hand!"

Neben der ehrwürdigen Harraseiche, deren Stamm 7 m Umfang aufweist, steht das Harrasdenkmal, eine Porphyrsäule. Es wurde am 28. Mai 1801 vom damaligen Besitzer von Lichtenwalde, dem Reichsgrafen Friedrich August Vitzthum von Eckstädt, in Gegenwart des Prinzen Anton, des nachmaligen Königs, geweiht. Es soll die Stelle bezeichnen, wo Harras nach seinem kühnen Sprunge das Ufer erreichte, und hat die Inschrift: „Dem tapfern Springer Ritter von Harras!" Hören wir nun, wie sich im Volksmunde die Harrassage gestaltet hat.

Schloß Lichtenwalde war gegen das Ende des 15. Jahrhunderts im Besitze des Ritters Dietrich von Harras, der sich schon als Jüngling durch Mut, Kühnheit und Gewandtheit im Fechten und Reiten auszeichnete. Harras' Mutter war frühzeitig ins bessere Jenseits eingegangen, daher fehlte seinem großen Hauswesen die züchtig waltende Hausfrau. Nun hatte er bereits vor Jahren eine Jungfrau kennen gelernt, die einen stillen, sanften Sinn besaß und sich mit jedem Tage schöner und herrlicher an Körper und Geist entfaltete. Es war Luitgard, die Tochter des Burghauptmanns Götz von Schlotheim vom Schlosse Schellenberg (jetzt die Augustusburg). Götz, ein finsterer, rauher Mann, hatte sich mit Harras' Vater entzweit und übertrug den Haß, den er zunächst gegen diesen hegte, auch auf den Sohn. Kurz, zwischen Schellenberg und Lichtenwalde bestand ein feindseliges, gespanntes Verhältnis.

Eines Tages rief Harras seinen Kaplan zu sich und erteilte ihm den Auftrag, bei Götz auf dem Schellenberge eine Aussöhnung und schließlich eine Brautwerbung um Luitgard mit Vorsicht und Klugheit vorzubereiten. Der Kaplan, der sich der Schwierigkeit seiner Sendung wohl bewußt war, begab sich alsbald zu Götz, sprach zu ihm mit Wärme vom Segen des Friedens und der Freundschaft und spielte auf das heimliche Verhältnis zwischen Luitgard und Harras an. Götz brauste wild auf, als er vernahm, daß seine Tochter seinen Feind, den Harras, liebe, und wies ihm die Thür. — Mit tiefer Betrübnis empfing Harras die Nachricht, daß sich sein Herzenswunsch sobald nicht erfüllen werde.

Dem damaligen Sachsenherzog war das feindliche Verhältnis zwischen beiden Burgen getreu geschildert worden. Er wollte alles zum Besten wenden und veranstaltete daher auf dem Schellenberge (das Schloß gehörte ihm) ein Turnier. Bei diesem erschien auch Harras, der infolge seiner ritterlichen Leistungen mit dem Ehrenpreise bedacht wurde. Auf Veranlassung des Herzogs wiederholte er gegen Schluß des Festes die Werbung um Luitgard. Allein Götz wies sie mit beleidigenden Worten zurück. So wurde die Feindschaft noch verstärkt. Von nun an lagen beide Ritter in beständiger Fehde.

Götz beschloß, diesen Händeln ein Ende zu bereiten; Lichtenwalde sollte gestürmt werden. Allein der Angriff auf die Burg mißlang vollständig. Götzens Fähnlein gewappneter Knechte konnte sich nur durch schleunige Flucht retten, da Harras von der Absicht des Feindes Kunde erhalten hatte und einen Ausfall wagte. Trübe Stimmung herrschte nun auf dem Schellenberge; mehrere Knappen lagen an schweren Wunden darnieder, einige waren gefallen.

Monate vergingen. Die Verwundeten waren wieder hergestellt. Götz von Schlotheim saß finster auf seinem Lieblingsplätzchen unter der großen Linde im Burghofe. Eben brachte ihm ein Bube einen Humpen Wein, als ein Bote in den Hof trat und ihm die freudige Nachricht übermittelte: „Ritter Dietrich von Harras will in einigen Stunden an der Brücke, wo sich die Flöha und die Zschopau vereinigen, Besuch empfangen; dabei wird er nur von einigen Knappen begleitet sein.“ Götz jauchzte laut auf vor Freude. Wenige Minuten später ritt er wohlgewappnet mit seinen Reisigen zum Thore hinaus. Der bezeichnete Ort war bald erreicht. In einem Dickicht fand er mit seiner Schar eine Zufluchtsstätte, so daß er nicht gesehen werden konnte.

Kurze Zeit danach kam auch Harras an der Brücke an, stieg vom Pferde und spähte nach dem erwarteten Besuche aus. Wehmütig wurde es ihm ums Herz, als sich seine Blicke an die Burg Schellenberg hefteten; gedachte er doch seiner geliebten Luitgard. Da brachen die feindlichen Reiter aus dem Dickicht hervor. Harras schwang sich blitzschnell auf sein Roß und sprengte über Stock und Stein in den Wald hinein. Die treuen Knappen, deren Zahl sehr gering war, warfen sich mutig in den Kampf, um die Feinde einige Augenblicke von der Verfolgung ihres geliebten Herrn zurückzuhalten und ihm die Flucht zu ermöglichen.

Harras verschwand schnell aus den Augen der Feinde, die jedoch nicht abließen, ihn zu verfolgen. „So stürmten sie fort in des Waldes Nacht.“ Da Harras nicht Zeit hatte, auf den Weg zu achten, so geriet er immer tiefer in den Wald hinein. Lange irrte er darin umher; da erreichte er eine lichte Stelle, den Haustein. In der Ferne schimmerte seine Feste. Tief unter sich erblickte er den brausenden Fluß und rechts und links die steilen Abhänge des Felsens. Hinter ihm erschienen plötzlich die Feinde. Nirgends ein Ausweg! Das Roß schreckt vor dem gähnenden Abgrunde zurück und bäumt sich. Da in der höchsten Not befiehlt Harras seine Seele dem lieben Gott, stößt dem Rosse die Sporen in die Seiten und sprengt mit ihm in die schaurige Tiefe hinab. Die Wellen schlagen hoch über ihm zusammen. Das Roß versinkt zerschmettert, allein der mutige Springer ist von höheren Gewalten beschützt worden; er teilt mit

kräftigen Armen die Wogen und erreicht glücklich das andere Ufer. Dort fällt er auf die Knie und dankt Gott inbrünstig für die gnädige Hilfe. So war Harras gerettet. — Dieser kühne Sprung soll am 28. Mai 1449 erfolgt sein.

Die wunderbare Rettung des Harras, die innigen Bitten der Luitgard, vielleicht auch der Gedanke an den einstigen Tod mögen Götz von Schlotheim bewogen haben, endlich in eine Aussöhnung mit Harras zu willigen. Luitgard ward — die Trauung soll in der Schloßkapelle zu Lichtenwalde erfolgt sein — Harras' Gemahlin, und sie verlebten im Schlosse glückliche Zeiten. Zwischen Schellenberg und Lichtenwalde herrschte von nun an Friede.

F. H. Richter.

Blätter aus dem Tagebuche eines Chemnitzer Bürgers aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Nur im Gewande eines schlichten Tagebuches erscheinen diese Aufzeichnungen; aber sie enthüllen uns ein getreues Bild von den Schrecknissen, welche der dreißigjährige Krieg über unser unglückliches Vaterland heraufbeschwor, und werden um so anziehender, als sie sich in einzelnen Angaben auf die Führer jener rohen Soldateska beziehen, die wir aus den Schillerschen Dramen kennen.

Bekanntlich wurde unser Sachsenland mit dem Jahre 1631 in die Wirren des dreißigjährigen Krieges verwickelt. Wallenstein gab im Jahre darauf von Böhmen aus dem General Heinrich Holk und dem Feldmarschall Matthias Gallas den Befehl, mit 6000 Mann im Meißner Lande einzufallen und dem „Kurfürsten von Sachsen mit Brennen und Ruinieren so lange zuzusetzen, bis Schlesien befreit sei.“ Die Städte und Dörfer Sachsens mußten sich nun rüsten, um dem drohenden Kriegsunheil zu begegnen. Um Chemnitz war es in dieser Beziehung schlecht bestellt, da kurz vorher eine furchtbare Feuersbrunst die Stadt heimgesucht hatte.

Zu den folgenden wörtlichen Angaben aus dem Tagebuche unseres Gewährsmannes ist zu bemerken, daß derselbe die Tage nach altem Stil, also nach dem Julianischen Kalender angiebt.

„Den 12. Juni 1631 kam bei Peter Quellmaltzen in der Quergasse durch Verwahrlosung eines Jungen mit Pulver Feuer aus, welches schnell um sich fraß und die Quer-, Spitz-, Herren-, Unter- und Ober-Webergasse, die schöne Klostergasse, die Lohgasse und 60 Häuser in der Klostervorstadt, zusammen 226 Häuser, ingleichen 9 Scheunen und die Färbe auf der Bleiche, das sogenannte Pfarrhäusel und die Mägdleinschule in Asche legte.“

„Anno 1632, den 10. August, ist die Stadt Annaberg von den kaiserlichen Soldaten feindlich überfallen und geplündert worden. Diesen Tag, nachmittags um ein Uhr hat Hans Kreißig, eines Bürgers Sohn allhier, solche Zeitung aufs Rathaus gebracht, darauf die Bürgerschaft aufgefordert und folgende Nacht starke Wache gehalten worden.“



Chemnitz wandte sich in seiner Sorge an den Landjägermeister Heinrich von Carlowitz auf Rabenstein, welcher als kurfürstlicher Kriegskommissar auch eingriff. Trotzdem erschien Oberst Buttler mit seinen Scharen vor der Stadt und später auch Holk, der sein Hauptquartier auf das Schloß legte. In einem Schreiben forderte „der Römischen Kaiserlichen Majestät Kämmerer, Generalfeldmarschalllieutenant und bestallter Oberster H. Holk" die Stadt zur Übergabe auf.

„Den 28. September haben sie die Stadt zum ersten Mal blockiert, auf dem Kaßberg Schanzen aufgeworfen, das Wasser abgestochen und alle Feindseligkeit ernstlich vorgenommen. Zwischen sieben und acht Uhr ist ein Trommelschläger hereingesendet worden, so abermal mit verbundenen Augen zum Hauptmann Rabil gebracht, den man ziemlich lange aufgehalten. Es ist aber bei voriger Resolution geblieben."

Rabil, dem Befehlshaber der kurfürstlichen Kompagnie, gelang es nicht, die Stadt der Übermacht gegenüber zu behaupten.

„30. September. Diesen Tag wurde vornehmlich zwischen dem General Holk und dem Rate dahin gehandelt, daß man mit der Plünderung möchte verschonet bleiben, daher 11000 Reichsthaler zu kontribuieren und zur Ranzion zu geben bewilligt und beschlossen wurde."

Holk zog mit seiner Kriegsschar vor Freiberg; dorthin wurde die Hälfte der für die damalige Zeit bedeutenden Summe geschickt; die andere Hälfte wurde am 16. Oktober bezahlt; doch bestand dieselbe nicht ganz in barem Gelde, sondern man hatte schon zu den silbernen Wert- und Schmucksachen greifen müssen.

„Am 4. Oktober sind Mag. Martin Schau, Mag. Matthes Ströer Ratswegen, und Hans Richter, Viertelsmeister, neben dem Kriegskommissar, nach Freiberg gereist und haben den halben Teil der Kontribution, als 5500 Thaler, dem General Holk überantwortet."

Am 16. November 1632 (alten Stils 6. November) fand die Entscheidungsschlacht auf Lützens Ebene statt. Unser Gewährsmann berichtet:

„Den 6. November ist die große Schlacht zwischen dem König in Schweden und den Kaiserlichen nahe bei dem Städtlein Lützen, insgemein die andere Leipziger Schlacht genannt, gehalten worden, in welcher der christliche, teuere und tapfere Held und Kriegsfürst Gustavus Adolphus, König von Schweden, hochberühmt in der ganzen Christenheit, sein königliches, hochedles Blut vergossen hat."

Die Kaiserlichen traten nach dem Mißerfolge bei Lützen den Rückzug nach Böhmen an, und wir finden Wallenstein, „den Schöpfer kühner Heere, des Lagers Abgott und der Länder Geißel", drei Tage nach der Schlacht in den Mauern der Stadt Chemnitz, wo er vier Tage rastete. Das Tagebuch berichtet hierüber:

„Den 9. November ist General Herzog Albertus von Friedland mit etlichen Fürsten und den vornehmsten Kriegsoffizieren abends um vier Uhr angekommen, der Obrist Gallas am 11. des Monats, wie auch dabei etliche Fürsten, viele Grafen und Freiherren, welche alle Häuser der Stadt zu Quartier eingenommen haben, und sind über fünf bis sechshundert Wagen auf dem Markt und in den Gassen gestanden, also, daß in die drei- bis viertausend Pferde allhier quartiert

gewesen. Man hat auch dieselben bei der Bürgerschaft nicht alle unterbringen und stellen können, sondern etliche hundert Pferde auf den Gassen stehen lassen und füttern müssen.

Der General Herzog Albrecht von Friedland hatte sein Logis in Mag. Martin Schaus Behausung in der Johannisgasse, in welcher es alles mäuselstille zuging, also daß auch auf der Schildwache niemand ein lautes Wort reden durfte.

General Holk logierte beim regierenden Bürgermeister Daniel Pfeifer, bei Elias Bock der Obrist Gallas, bei Bürgermeister Horn der Obrist Piccolomini, bei Friedrich Strörn ein junger Herr von Wallenstein, wie auch sonsten allenthalben etliche Fürsten und Freiherren einlogiert waren.

Des Obristen Gottfried Heinrichs von Pappenheim toter Leichnam, so in der Schlacht geblieben, stund bei Matthes Heinrich in der Johannisgasse auf einem Wagen, dabei Tag und Nacht Lichter brannten, eine Wache stand, und alle Tage Messe gehalten wurde, wie auch an andern Orten mehr in der Bürgerschaft Häuser geschehen ist. Bei dem Superintendenten Mag. Zacharias Faber, der damals seine Wohnung in der Frau Martin Horn Hause am Markte hatte, waren etliche Jesuiten einlogiert. Im Weinkeller hat der Obristlieutenant Johann Baptista von Rewary, ein welscher Graf, mit drei Pferden eine Nacht logiert. Viele gemeine Bürger mußten Grafen und Herren speisen und bewirten, und standen bei manchem Bürger allein in die vierzig und fünfzig und mehr Pferde. Es ist also kein Haus fast in der ganzen Stadt, ohne wenig Backhäuser, mit Einquartierung verschont geblieben.

Die Pferde standen haußen vor den Kirchen, vor der Kreuzthüre und um den Kirchhof rings herum. Man hielt auch überall auf den Gassen viel Wachtfeuer, dazu sie dann anstatt des Holzes nahmen und verbrannten Bretter, Latten, Fässer, allerlei Hausrat und Bauholz, was ihnen nur vorkam und sie erlangen konnten. Bei Nacht durfte fast niemand sicher auf den Gassen gehen und etwas ausrichten, sondern hatte jemand Geld bei sich, so wurde es ihm genommen, wie mir denn am 10. November zu Nacht um elf Uhr, als ich nach Hafer gehen und kaufen wollte, selbst von drei Soldaten im Bretgässel geschehen und widerfahren ist."

Die Regimenter führten, wie wir hörten, die Leiche des bei Lützen gefallenen Reitergenerals Pappenheim mit sich; dieselbe wurde später in der Erbgruft der Pappenheimer in Bayern beigesetzt. Es war überhaupt damals Gebrauch, die Leichen der Gefallenen, soweit Standespersonen in Betracht kamen, in ihrer Heimat zu begraben. So wurde die Leiche Gustav Adolfs nach Schweden in die Begräbniskirche der Wasas überführt. Die Leiche des Generals Holk, welcher auf dem Schlosse Troschenreuth bei Ölsnitz i. V. am 18. August 1633 an der Pest gestorben war, ward nach Dänemark, dem Heimatlande Holks, gebracht.

„Den 24. Sonntag nach Trinitatis, als am Tage Martini, ist keine Glocke geläutet, noch eine Kirche eröffnet und gepredigt worden."

„12. November. Diese Zeit grassierte nicht allein die Pest, sondern auch daneben noch eine böse Seuche unter den Soldaten, also, daß in den nächsten sechs Wochen in die Hundert derselben daran gestorben und aufgegangen sind.

Dem Totengräber und der Totenträgerin wurden ihre Ligiamenter von den Soldaten und Kroaten eingenommen, darüber sie in der Irre gegangen und haben die Verstorbenen in fünf Tagen nicht begraben werden können. Der Rat gab ihnen endlich Gregor Reichels infiziertes Haus auf der großen Brüdergasse als Wohnung."

„Den 13. November früh um sieben Uhr ist der General und Herzog von Friedland samt den anderen Offizieren bis auf wenig Reiter wieder wegmarschiert, und als nur eine Stunde der reißige Zug neben den Bagagewagen hinaus war, kamen alsbald wiederum vier Regimenter Fußvolk an. Der neue kaiserliche Kommandant hatte, gleich den andern, wiederum sein Quartier bei Zacharias Reese am Roßmarkt. Er war ein Brabanter, gebürtig aus Brüssel, Andreas de Contrares genannt, war auch nach solchem seinem Namen, ein recht contrarischer, widerwärtiger, halsstarriger und tyrannischer Mann, so uns hernach bei der schwedischen Belagerung die Vorstädte abbrennen und in Asche legen lassen."

Die Schweden traten nun als Verfolger der Kaiserlichen auf, und der heldenmütige Bernhard von Weimar selbst war es, der Chemnitz, welches in seinen Mauern den Kaiserlichen Schutz gewährte, belagerte. Im Gefolge Bernhards von Weimar wird Gustav Gustavson, Graf von Wasaburg genannt, ein Verwandter des großen Schwedenkönigs. Lassen wir den Chronisten weiter erzählen!

„Den 16. November zu Abend ließ sich das schwedische Kriegsvolk vor der Stadt gegen die Peniger Straße zu in etwas blicken, welches die Kaiserlichen erschreckte, uns aber höchlichst erfreute.

Hierauf begehrte der kaiserliche Kommandant Andreas de Contrares vom Rate und der Bürgerschaft 4000 Reichsthaler für das Unterlassen der Plünderung. Er drang auch ernstlich darauf, solches in barer Münze zu erlangen. Es wurde eine Kontribution angestellt und bei etlichen der Anfang gemacht und sollte ein jedes Haus in der Stadt zehn Thaler geben. Es konnte aber keine Nachfolge geschehen, weil die Bürgerschaft schon allbereit in die dreizehn Wochen die Quartierung und Bewirtung der Soldaten ausgestanden, daß also Mancher weder Heller, noch Pfennig im Hause hatte, sondern aus demselben gehen und wohl gar entlaufen mußte."

„17. November. Morgens früh sechs Uhr haben die Kaiserlichen Lärm schlagen lassen, weil die schwedische Armee in drei Haufen auf dem Kaßberg sich gezeigt und alsobald Schanzen aufgeworfen, Laufgräben geführt, etliche Häuser, so noch von der Pforten an bis zur Bierbrücke gestanden, wie auch daneben die Häuser vor dem Niklasthore, zusammt der Mahlmühle, zur Verteidigung eingenommen, auch daraus auf die Mauer an die kaiserlichen Soldaten frisch Feuer gegeben."

„17. November. Nachmittags um ein Uhr wurde die ganze Bürgerschaft auf das Rathaus gefordert und sollte 4000 Thaler legen und sollte der Rat und die Bürgerschaft auf dem Rathaus verarrestiert sein und in eignen Personen verbleiben, auch keiner weder Tag noch Nacht, bei Leib- und Lebensstrafe, sich daheim bei den Seinigen finden oder antreffen lassen. Bäcker, Barbiere,

Bader, Hufschmiede, Stell- und Radmacher, Zimmerleute und dergleichen Handwerker, die man zu dieser Zeit nicht entraten konnte, sollten hiervon ausgeschlossen sein. Den beiden Bürgermeistern wurde erlaubt, mit ab- und zuzugehen. Sonsten mußte die Bürgerschaft, darunter die allermeisten droben waren, neben andern Ratspersonen vier Tage und Nächte nacheinander in solchem Arrest und Kerker verbleiben und wurden so geängstigt, daß mancher eine Krankheit davonbekommen, auch wohl gar sein Leben darüber hat aufgeben und einbüßen müssen."

„Am 18. November gar früh um zwei Uhr haben die Schweden wieder angefangen, mit halben Karthaunen und andern groben Stücken, welche in die sechsundzwanzig, auch dreißig Pfund geschossen, hereinzuspielen, und solches war sonderlich auf den Kloster- und Niklasturm gerichtet. Um elf Uhr begehrte der Kommandant von den Handelsleuten etliche Säcke Schaf- und Baumwolle, welche alsbald in das Kloster geschafft werden sollten, daß man die Löcher, so zur Bresche in die Stadtmauer geschossen wurden, wieder damit versetzen und ausfüllen könne. Dabei wurde auch Zinn und Blei zu Kugeln begehret, dazu die Bürger allerhand altes Zinnwerk brachten und hergaben. Ingleichen mußte man Pech zu Pechkränzen hergeben und anschaffen. Es mußten auch Bierfässer mit Mist und Erde angefüllt werden. Mit dem Kommißbrot und anderem Proviant mußte ganz sparsam umgegangen werden."

„Den 20. November früh um ein Uhr fingen die Schweden an, mit starkem Geschütz zu schießen und hatten an die dreiundvierzig große Stück aufgepflanzt.

Nach sieben Uhr wurde zur Predigt geläutet, das sonsten in dreizehn Tagen nicht geschehen war. Mag. Hommel predigte über die Worte des 25. Psalm: Die Angst meines Herzens ist groß, führe mich, Herr, aus meinen Nöten. Während der Predigt und des Gottesdienstes sind in die hundert Schüsse aus groben Stücken von den Schweden herein geschehen. Bei dieser großen Gefahr hat der Obrist Contrares ausdrücklich hören lassen: Er wolle die Stadt nicht übergeben, sondern anstecken und in Brand verderben lassen, ja selbst in eigner Person im Feuer mit aufgehen, wie er denn zur Behauptung seiner Meinung am Morgen zwei Pechkränze am Glockenturm hat heraussteckcn und anbrennen lassen.

Um drei Uhr nachmittags sind die Schweden durch den Stadtgraben und durch die geschossenen Breschen der Mauer in das Kloster eingefallen.

Als die Kaiserlichen ihres Feindes Sieg vor Augen gesehen, haben sie zur Abwendung ihres gänzlichen Unterganges Akkord an die Hand nehmen müssen, darauf erstlich den jungen Grafen Harrach, daneben andere vornehme Offiziere und des Herzogs von Friedland Schwester (Gräfin Terzky?) in das Stüblein bei der Kirche auf dem Glockenturm sich begeben, beide Herren Bürgermeister erfordern lassen und ihnen vorgebracht: ‚Weil man nunmehr sähe, daß ihr Handel verspielet und sie zu einem Akkord mit den Schweden gedrungen wären, so bäten sie hiermit den Rat und die Bürgerschaft freundlich, wider ihres Feindes Einfall sie in Verwahrung zu nehmen, damit sie also ihres Leibes und Lebens versichert wären.'"

„Den 21. November Mittwochs früh ist Mag. Kaspar Horn, Bürgermeister und Hans Arnold der Ältere, weiland Amtsschösser hier, zum Feldobristen, so das Schloß schon eingenommen, zum Akkord abgeordnet und gesendet worden, welches auch so weit gekommen, daß noch denselben Tag die schwedische Armee zwischen drei und vier Uhr ein-, dagegen die Kaiserlichen ab- und davongezogen. Den Kaiserlichen sind einunzwanzig Fahnen abgenommen worden."

„Folgenden 22. November ist der General, Herzog Bernhard von Weimar, in die Stadt gekommen, ist in Mag. Schauens Behausung (in welcher vorher Wallenstein wohnte) einquartiert, wie auch die anderen Obristen, darunter noch zwölf fürstliche Personen, neben vielen Freiherren, zusamt der andern Soldateska, mit Quartier versehen worden.

Die groben Geschütze, als Falkoneten, Karthaunen, Feldschlangen und Mauerbrecher, in die sechzig Stück, sind auf den Markt gebracht und gesetzet worden, aus welchen, glaubwürdigem Bericht nach, in dieser Belagerung von den Schweden in die einundzwanzig Tonnen Pulver verschossen wurden. Auf den Gassen der Stadt, sonderlich vor den Thoren, lagen hin und her tote Soldaten, auch Pferde, die alle in der Belagerung mit umgekommen sind."

Welcher Jammer infolge der Belagerung und der Einquartierung in Chemnitz damals herrschte, geht unter anderem daraus hervor, daß in

„einem Häuslein bei der Vogelstange auf dem Anger zweiundfünfzig Personen zugleich wohnten, und darin solcher Hunger gewesen, daß die Leute das zum Branntweinbrennen geschrotene Korn, wie auch Kleie und Saufutter im Ofen auf der Ofengabel gebacken und wegen der Menge Leute, welche vorhanden waren, einander hinderten und es nicht ließen ausbacken, sondern wenn es nur beim Feuer ein wenig gedorret und beharscht, die Rinde oben davon abgezogen und also warm hinein gegessen haben."

„Montags den 26. November früh acht Uhr ist General Fürst Bernhard, Herzog zu Sachsen, mit der ganzen Armee wegmarschiert, darunter das meiste Fußvolk, nach Penig zu, hinunterwärts."

Das Kommando über die Zurückbleibenden erhielt Major Joachim von Mizlaff, welcher der Stadt eine Kontribution auferlegte. Er verlangte die großen Glocken und die kupfernen Braupfannen, es sei dies

„Kriegsmanier, daß wenn eine Stadt blockiert und eingenommen wurde, solche Stücke dem Siegesherren eigentümlich gebührten."

Die Stadt löste Glocken und Braupfannen gegen 1000 Thaler aus, zahlbar zur Hälfte zu Weihnachten und der Rest zum Leipziger Ostermarkt. Am 2. Dezember verließ Mizlaff mit seinen Scharen Chemnitz. An Stelle der Schweden hielten nun die Kurfürstlichen ihren Einzug in die Stadt.

„1633. Dienstag früh, als den 26. Februar, sind die kurfürstlichen Reiter wieder hinwegmarschiert, und ist also die Stadt auf einmal zugleich der Soldateska bis auf wenige Kranke von der kaiserlichen, schwedischen und kurfürstlichen Armee entledigt worden.

Nach diesem Abzuge wurde alsobald die Bürgerwache wieder angeordnet. In der Nacht wurden von den Wächtern die Stunden wieder gemeldet und

ausgeschrien und den 27. Februar früh morgens um fünf Uhr die Morgenglocke geläutet, so seit der Belagerung in einem halben Jahre nicht geschehen war."

Unser Gewährsmann schließt sein Tagebuch mit den Worten:

„Ach Chemnitz! Chemnitz! Wie warest du nur noch vor wenigen Jahren eine schöne Stadt, und nicht die geringste im Lande, sondern mit im Ausschuß der vornehmsten Städte, wie warest du gleichsam als ein schöner Lustgarten und liebliche Aue, wie warest du berühmt mit Handlung und Nahrung! Wie bist du jetzund dagegen eine verheerte, verzehrte und verstörte, wüste Stadt! Wo sind deine schönen, wohlerbauten Häuser und Vorstädte? Das Feuer hat sie verzehrt und aufgefressen. Wo sind deine alten grauen Häupter, vornehme, ansehnliche, weise, erfahrene Bürger und gottesfürchtige Ehrenmänner? Sie sind zu Bette gegangen, ruhen in ihren Kammern und sind zu ihren christlichen Vätern versammelt worden!"

Weiter hat der ehrliche Chemnitzer sein Tagebuch nicht geführt; die Drangsale aber haben für die Stadt noch lange kein Ende genommen.

Der Friedensschluß, welcher den dreißigjährigen unerhörten Trübsalen ein Ziel setzte, erfolgte am 14. (24. neuen Stils) Oktober 1648 zu Münster und Osnabrück. Ganz Deutschland erlangte dadurch die heiß ersehnte Ruhe. Das Friedensfest wurde später von Kaiserlichen und Schweden im großen Saale zu Nürnberg gefeiert. Derselbe General Piccolomini, welcher vom 11. bis 13. November 1632 in Chemnitz bei Bürgermeister Horn in Quartier gelegen hatte, war Vertreter beim Friedensbankett. Während die Abgesandten in der hochgewölbten, glänzend erleuchteten Halle ein Fest abhielten, waren für die Armen der Stadt zwei Ochsen geschlachtet und viel Brot verteilt worden, und aus einem Löwenrachen lief sechs Stunden lang weißer und roter Wein. Aus einem größeren Löwenrachen waren dreißig Jahre lang im ganzen deutschen Reiche Blut und Thränen geflossen!

Hermann Lungwitz.

Das Gefecht bei Thum, des dreißigjährigen Krieges letzter Kampf in Sachsen.

Eine grimmig kalte Nacht, in der wilder Schneesturm getobt hatte, war vorüber. Fahle Dämmerung, den nahen Morgen verkündend, breitete sich über das Bergstädtlein Thum, als ein Reiter auf der fast ebenen Lichtung herantrabte, die sich auf der Höhe des schroff und steil aus dem Thumer Thalkessel emporsteigenden Ölmühlenberges hinzog. „Die Schwärze" wurde diese Lichtung genannt, die vor wenigen Jahrzehnten noch menschlichen Fleiß mit herrlichen Feldfrüchten gelohnt hatte, jetzt aber, von Gestrüpp und Heide überwuchert, durch die blendend weiße Schneehülle noch am besten bekleidet war. Hohe Tannenwälder begrenzten sie zu

beiden Seiten. Eine verwahrloste Straße durchschnitt die Lichtung und verband die Städtchen Thum und Ehrenfriedersdorf miteinander.

Kaum hatte der Reiter den Rand der Hochebene erreicht, so trabte er seitwärts, einer kleinen Gruppe mannshoher Kiefern zu, um sich und sein Roß sorglich hinter derselben zu bergen.

Regungslos harrten hier Roß und Reiter. Leise nur schaukelten die Spitzen der Kiefernzweige im frischen Morgenwinde hin und wieder, neugierig unter den weißen, lockeren Kappen hervorlugend, die ihnen Frau Holle in der vergangenen Nacht fürsorglich auf die borstigen Köpfchen gestülpt hatte. Spähenden Blickes prüfte der Reiter das Gelände, das sich vor ihm ausbreitete. Vorn im Grunde standen die traurigen Reste des ehemals blühenden Städtchens Thum. Der Reiter sah die fensterlose Kirche, auf deren schlankem Turme längst die Glocken fehlten, sah die dachlosen, halbverfallenen Häuser, die weiten Lücken in den Gassen, Lücken, die hier und da durch freistehende, mit Einsturz drohende Schornsteine oder durch große Trümmerhaufen unterbrochen wurden, sah, wie nur über wenig Häusern dünne Rauchsäulen emporstiegen, Kunde gebend, daß dort noch Menschen wohnten. Vergeblich suchte die winterliche Decke all den Verfall, all das Elend vor dem mitleidigen Blicke des Reiters zu verhüllen.

Ein gleich trauriges Bild schaute er zu seiner Linken, wo die Ruinen des Dörfchens Jahnsbach zwischen dunklen Waldstreifen hervorstarrten.

Aus dem schmalen Thale zur Rechten schwebten weiße Nebelwolken lautlos empor. Hier litten die Stollenwasser, die in reicher Fülle aus dem warmen Schoße der Berge hervorrannen, nie Eis und Schnee. Hier hatte in grauer Vorzeit das Elentier gern gehaust, hier hatten sich später die fruchtbaren „Elenswiesen“ ausgebreitet, während jetzt tiefe Sümpfe den Wildschweinen auch im Winter willkommene Nahrung boten.

Immer ernster wurde das Auge des Spähenden, dessen jugendlich kräftige Gestalt leicht in sich zusammengesunken war, wie niedergedrückt von der Wucht trüber Gedanken. Da blitzte der erste Sonnenstrahl über das Gefilde; freudig wieherte das starke, wohlgepflegte Roß; mit kurzem Ruck richtete sich der Reiter empor, nun scharf die Straße beobachtend, die von Norden (von Chemnitz) kommend, sich steil in das Städtchen niedersenkte und vom Standpunkte des Reiters aus weit, weithin zu übersehen war. Hell funkelte jetzt ein langer Degen, der an der Seite des Reiters gewichtig niederhing, in der Morgensonne; aus den Satteltaschen guckten die blitzenden, messingbeschlagenen Kolben zweier Faustrohre; hohe Reitstiefeln, ein dunkles Wams, teilweise verdeckt durch einen ledernen Koller, und ein breitrandiger, federgeschmückter Hut bildeten den Anzug. Die silbernen Borten auf Brust und Hut, die Farben der um die Hüfte gewundenen Feldbinde, die Wappen an Degengriff und Satteldecke verrieten dem Kundigen, daß es ein kurfürstlich-sächsischer Kornett war, der hier in so früher Morgenstunde hielt. Wohl hatte er Ursache, scharfe Umschau zu halten; galt es doch, den Feind zu erspähen, den endlich für sein grausames Rauben, Brennen und Würgen die wohlverdiente Strafe ereilen sollte. — Sichere Kunde war dem Obrist-Wachtmeister Rudolf von Neitschütz, der mit zwei Kompagnien kurfürstlicher Reiter von Annaberg aus die

nahe Grenze bewachen sollte, zugebracht worden, daß der gefürchtete „blinde Valtin“ vorhabe, seine reiche Beute heute über das Gebirge nach Böhmen zu führen. Dort wollte derselbe dann — unbekümmert um den tausendfachen Fluch der von ihm Beraubten, Gequälten und Getöteten — ein fröhliches Leben führen.

Noch trug der Elende die Farben der kaiserlichen Armee, der er früher als Leutnant angehört hatte, und für die er später an der Spitze einer Schar „Freireiter“ zu kämpfen vorgab. Schlesien und Brandenburg hatte er schon mit seiner Rotte heimgesucht; jetzt war er, über Erfurt kommend, in das Meißner Land eingebrochen. Was kümmerte es ihn, daß sein kaiserlicher Herr mit dem Kurfürsten längst Frieden geschlossen hatte? Was kümmerte es ihn, daß überall Not und Jammer herrschten? Was kümmerte es ihn, daß der Waffenlärm allerorts zu verstummen begann und tagtäglich mit inbrünstiger Sehnsucht die Botschaft erwartet wurde, die dem verwüsteten und zertretenen Lande Frieden verkünden sollte? Ihm war es gleich, ob er den Hungernden den letzten Bissen nahm oder dem Bauer die letzte Kuh schlachtete, das letzte Pferd raubte. Seine rohe Faust entriß das durch so viele Gefahren glücklich gerettete Gut mit teuflischer Freude dem Freunde wie dem Feinde. Ob die flehende Bitte um Erbarmen dem zahnlosen Munde eines zitternden Greises, den erblaßten Lippen einer geängsteten Jungfrau, oder der stammelnden Zunge eines Bübleins sich entrang, war ihm gleichgiltig; Erhörung fand sie nie. Ihn jammerte es nicht, wenn seine ruchlose Schar die Beraubten in satanischer Lust quälte, die Jammernden schändete, die Gemarterten niederschlug.

Vor wenig Tagen hatte der Räuber einen langen Wagenzug erbeutet. Die Kaufherren und Fuhrleute, die sich im Vertrauen auf den mit dem Kaiser geschlossenen Frieden und den mit den Schweden vereinbarten Waffenstillstand auf die verödeten Landstraßen gewagt hatten, um die Leipziger Messe zu besuchen, lagen erschlagen auf dem Wege. Gestern erst hatte der Unhold wiederum, und zwar bei Burkhardtsdorf, sein verruchtes Handwerk getrieben. Nun hatte er genug des gestohlenen Gutes. Mit wilder Freude schaute er zurück auf den stattlichen Zug, der ihm am Morgen des 15. Januar 1648 folgte und sich von der Höhe nach dem ahnungslosen Städtlein Thum zu bewegte. Achtzig verwegene Reiter und eine große Zahl übervoll beladener, schwerfälliger Wagen zogen niederwärts. Ein altes, gebrechliches Weiblein, das sich zur Bereitung des mageren Morgensüppleins erst noch dürres Holz im nahen Walde sammeln wollte, sah, wie der gefahrdrohende Zug sich dem Städtlein näherte. Die letzten Kräfte zusammenraffend, lief es hastig zurück; kreischend verkündete seine zitternde Stimme die Schreckensbotschaft, und eilend flüchtete alt und jung den Klüften des nahen Hofbusches oder den starren Felsriesen des Greifensteines zu. Keiner achtete des andern. Jeder suchte in entsetzlicher Angst nur sich selbst zu retten. Meist halb nackt, liefen sie jammernd hinaus in Schnee und Kälte, verfolgt von den Schüssen der nahenden Räuber, die — wohl wissend, daß dieser Armut nichts mehr zu rauben war — aus purer Mordlust auf die Unglücklichen Jagd machten. Zufrieden damit, daß sie die Geängsteten so zum Laufen gebracht hatten, ließen sie die Heimstätten derselben in Ruhe; galt es doch, nunmehr ein schlimmes Stück des Weges zu überwinden, die steile Höhe nach der Schwärze zu erklimmen. Sausend fielen die schweren, aus Riemen

geflochtenen Peitschen auf die Rücken der dampfenden Pferde nieder wilde Flüche schallten durcheinander. Endlich näherte sich der Zug der Stelle, wo vor einer Stunde noch der kurfürstliche Kornett gehalten hatte.

Kaum hatte dieser den Zug auf der jenseitigen Höhe kommen sehen, so war er in fliegender Eile zurückgejagt, den von Annaberg entsendeten, unter dem Befehle des Rittmeisters Landmann stehenden kurfüstlichen Reitern Meldung zu bringen. Vor Ehrenfriedersdorf schon traf er den Vortrab seiner Kompagnien. Rittmeister Landmann sprengte sofort mit seinen Reitern dem Feinde entgegen. Auf seine dringende Bitte durfte der wackere Kornett dem Trupp sich anschließen. Heute also, endlich, endlich sollte ihm, dem mutigen Jünglinge, Gelegenheit geboten werden, seine Tapferkeit zu beweisen. Vielleicht — so hoffte er freudig — war er dann morgen schon Leutnant! Helle Röte schoß ihm bei diesem Gedanken über Stirn und Wangen. Heiße Kampfeslust leuchtete aus seinem edlen Antlitze. Unwillkürlich griff die Rechte wieder und wieder zur Seite, wo der Griff des Degens funkelte, dessen Klinge er längst schon in der Scheide gelockert hatte. Gleich dem Kornett drängten die gemeinen Reiter in Kampfbegier vorwärts, so daß ihnen der Anführer wiederholt Mäßigung zuwinken mußte. Ruhig und besonnen ritt der kriegserfahrene Rittmeister nur in leichtem Trabe dem Feinde entgegen, um die Kräfte der Rosse zu schonen. Ihn gelüstete es nicht nach neuem Blutvergießen. Um sein narbenbedecktes Haupt hatte schon manches Kampfes Pulverrauch geweht; sein gutes Schwert hatte schon manchen Hieb pariert und quittiert. Doch heute war dem tapferen Kriegsmanne so seltsam zu Mute. Vor seinem Geiste stand das Bild der geliebten Gattin, die ihn nach jahrelanger Trennung gestern in Annaberg auf beschwerlicher Reise glücklich erreicht hatte, um ihm sein Töchterchen als lieblich erblühte Jungfrau in die Arme zu führen. Fast zu rosig waren die Zukunftspläne ihm erschienen, die er mit seinen Lieben geschmiedet, zu friedlich die Bilder, die ihm vergangene Nacht im Wachen und Träumen vorgeschwebt hatten. Gewaltsam schüttelte er Wünsche und Träume von sich, richtete sich höher im Sattel auf und nickte wohlgefällig dem wackeren Jünglinge zu, der sich ihm ungeduldig zur Seite drängte und ihm nun hastig und mit halblauten Worten zurief, daß sie zur Stelle seien.

Wie aus Erz gegossen, standen Rosse und Reiter auf das kurze „Halt!" des Führers. Rasch wurde dann frisches Pulver auf die Pfannen der Pistolen geschüttet, der Degen gelockert, der Sitz fester genommen. Alle lauschten dem verworrenen Schreien, Fluchen und Lachen der noch verborgenen, heranziehenden Rotte.

Da tauchte ein Hut mit wallender Feder, ein rohes, von scharfen Linien durchfurchtes Antlitz, dessen rechtes Auge mit schwarzer Binde verhüllt war, eine kraftvolle Gestalt auf feurigem Rappen kurz vor den kurfürstlichen Kriegern über dem Abhange auf. Valtin selbst war es, der seiner Schar ungeduldig vorauseilen wollte. Mit kurzem Ruck riß er sein Pferd zurück, als er plötzlich Bewaffnete vor sich sah. Mit vorgebeugtem Leibe, das linke Auge mit der erhobenen Hand beschattend, betrachtete er dieselben rasch und anfangs bestürzt. Bald aber loderte es in seinem sehenden Auge auf; wie ein Blitz zuckte über seine abstoßenden Züge teuflische Freude. Valtin hatte die geringe Zahl seiner Gegner erkannt, er hatte gesehen, daß ihnen kein größerer Trupp folgte.

Als hätte ihn die Erde verschlungen, so rasch war er wieder hinter dem Abhange verschwunden. Sein rauhes Kommando übertönte den Tumult und war von der Spitze des Zuges bis zum Ende desselben deutlich vernehmbar. Ein kurzes, wildes Getümmel entstand, und nach wenigen Augenblicken stürmte die gesamte Räuberschar, Wagen und Leute den Troßknechten überlassend, kampfbereit die letzte Bodenschwellung empor, hinauf auf das freie Feld.

Mit lautem Kampfrufe brausten die kurfürstlichen Reiter den Räubern entgegen, allen voran der tapfere Rittmeister und der mutige Kornett. Ein erschreckliches Ringen, Schießen, Hauen und Stechen begann. Der Sieg neigte sich bald auf Seite der Kurfürstlichen.

Als die Feinde ihren wilden Anführer, dem eine Kugel den linken Arm zerschmettert hatte, weichen sahen, war ihr Mut dahin.

Wie vom Wirbelsturm zerrissen, jagten sie einzeln oder in kleinen Trupps dem dunkeln Tannenwalde zu. Die meisten mußten sächsische Hiebe kosten; mancher sank getroffen nieder, ehe das schützende Dickicht erreicht war. Wie Marder schlichen die Gehetzten, ihre Pferde im Stich lassend, zwischen den Stämmen und Sträuchern hindurch und suchten Rettung vor den wütenden Verfolgern, die gnadenlos jeden niederstießen, den sie erreichten. Nur wenig Getreue blieben um ihren Führer geschart, der, dreifach verwundet, in seiner ohnmächtigen Wut, das Angesicht voll Blut und Schweiß, einen entsetzlichen Anblick bot. Gott hatte gerichtet! Ob der schreckliche Mann an seinen Wunden einsam im dichten Walde verblutete, ob er von den eigenen erbitterten Genossen erschlagen ward — niemand hat es erfahren.

Kaum hatten die Troßknechte, die meist nur gezwungen der wilden Rotte gefolgt waren, das Kampfgetümmel gehört, so schnitten sie die schnellsten Pferde von den Wagen los, schwangen sich auf und jagten flüchtig nach allen Seiten auseinander, manche, nachdem sie noch vorher mit hastigem Griffe das Kostbarste aus der Beute der Räuber an sich gerissen hatten.

Wild zerrten die zurückgebliebenen Rosse an den Strängen und wurden von den schweren Wagen rückwärts, den steilen Abhang hinabgezogen. Krachend prallten die Fuhrwerke aneinander und zermalmten Pferde und Leute.

Oben auf der Höhe war das Kampfgetöse verstummt. Wo der Tod seine Herrschaft antritt, da wird es still.

Hier lag neben einem erschlagenen Räuber sein schwergetroffener Sieger; dort zog ein durch wuchtigen Schwertschlag hingestreckter, ergrauter Reitersmann still den breitrandigen Hut über das Antlitz. Niemand sollte das Zucken der Mienen im Todeskampfe schauen. Da wand sich ein sterbendes Pferd zwischen Disteln und Gestrüpp; weiterhin diente die weiße Schneehülle einer ganzen Gruppe Erschlagener als Totenbett.

Langsam kehrten die Verfolger zurück, Tote tragend, Verwundete stützend. Der Kornett war nicht unter ihnen.

Drüben am Waldesrande lag die kräftige Jünglingsgestalt auf weichem Schnee. Ihm war so leicht, so wohl! Er achtete nicht der wenigen Blutstropfen, die durch ein rundes Löchlein des Brustkollers sickerten. Er dachte

nicht an Kampf, an Sieg und Ehren. Weiche, wohlige Müdigkeit umfing ihn. Träumerisch folgten seine weitgeöffneten Augen dem Kreuzschnäblein, das zu seinem Neste zurückkehrte, die zarten Jungen zu atzen; höher und höher hob sich der Blick des Sterbenden. Jetzt hatten seine suchenden Augen die hellstrahlende Sonne erreicht; ungeblendet schauten sie hinein, tief hinein. Ein frohes Lächeln huschte über seine Züge, — er hatte den Kuß des Todesengels empfangen.

Ein einfacher Gedenkstein an der neuen Thum-Ehrenfriedersdorfer Straße, nur wenige hundert Schritte vom Kampfplatz entfernt, erinnert den Wanderer an das Gefecht vom 15. Januar 1648, an des dreißigjährigen Krieges letzten Kampf in Sachsen.

A. Kunze.

Zwönitz.

Wenn du, lieber Leser, mit der Eisenbahn von Chemnitz nach Aue fährst, so öffnet sich dir auf halbem Wege eine von Waldeshöhen umgrenzte Thalmulde, in deren Mitte das ungefähr 3000 Einwohner zählende Städtchen Zwönitz liegt. Es grüßt so freundlich herüber, daß du dich vielleicht entschließest, die Fahrt zu unterbrechen und auszusteigen. Die mit villenartigen Häusern bebaute Bahnhofsstraße führt dich in das Innere der Stadt. Hier überraschen dich breite Gassen und freie Plätze, wie du sie in kleinen Gebirgsstädten selten findest. Hervorragende Sehenswürdigkeiten suchst du hier vergeblich; aber du wirst auch keine von den Annehmlichkeiten vermissen, die eine kleine erzgebirgische Stadt in ihren bescheidenen Verhältnissen zu bieten vermag, so daß Zwönitz gewissermaßen als das Modell einer solchen gelten kann.

Der Ort ist eine alte Gründung, aber keine slavische, wie du aus der Endsilbe „itz“ schließen könntest. Die Sorben-Wenden sind zwar auf ihren Jagdzügen bis tief in die dichten Wälder des Erzgebirges vorgedrungen und haben den fischreichen Gewässern, an denen sie entlang zogen, slavische Namen gegeben (so bezeichneten sie einen Bach als „Chemnitz“, d. h. Steinbach, einen andern als „Zwönitz“, d. h. Schallbach), doch sollen, wie Süßmilch (Das Erzgebirge, S. 91) schreibt, „auf dem eigentlichen Gebirgsabhange über 250 m Meereshöhe sorbenwendische Dorfanlagen nicht mehr vorkommen.“ Als dann später, es mag in der Zeit von 1100—1200 gewesen sein, unser Ort durch deutsche Einwanderer gegründet wurde, übertrug sich der slavische Flußname auf die neue Ansiedlung. Die Vorliebe, welche der Deutsche noch heutiges Tages für fremde Ausdrücke zeigt, war auch schon unsern Vorfahren eigen. Aus einem sorbischen Ortsnamen auf eine sorbische Gründung schließen zu wollen, dürfte auch anderwärts vielfach falsch sein, beispielsweise bei Chemnitz, das nicht von Sorben, sondern von Germanen etwa um das Jahr 1136 gegründet wurde.*) — Zwönitz gehörte

*) Vergleiche Dr. Schulze, Eduard Otto: Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. Leipzig, 1896, S. Hirzel.

früher zum Cistercienserkloster Grünhain, dessen Abt, Johannes Funk, dem Orte im Jahre 1475 die Stadtgerechtigkeit und das Stadtsiegel, einen Sittich oder Papagei, verlieh. Im dreißigjährigen Kriege litt Zwönitz viel durch Plünderungen, bis es im Jahre 1642 vom schwedischen General Torstenson einen Schutzbrief erhielt. Die Beschäftigung der Bewohner war neben der Feldwirtschaft die Weberei, Strumpfwirkerei und vorzugsweise Schuhmacherei.

Bei einem Gange durch die Stadt fällt uns auf dem Markte eine jener schönen, obeliskenartigen Postsäulen auf, welche unter der Regierung Augusts des Starken, auf Veranlassung des Kartographen Zürner, in allen für den Verkehr wichtigen Ortschaften errichtet wurden. Sie ist mit dem Kurfürstlich sächsischen und dem Königlich polnischen Wappen in farbiger Bemalung, den Anfangsbuchstaben AR (Augustus Rex) und der Zeichnung eines Posthorns geschmückt; die Seitenflächen sind mit Angaben von Entfernungen (in Wegstunden) wichtiger Postorte in und außerhalb Sachsens bedeckt.

Eine Seitenstraße bringt uns an die Stadtkirche zu St. Trinitatis. Seit ihrer Erneuerung (1890—91), welche den reichen Barockstil des Bauwerkes zur vollen Geltung brachte, darf sie zu den schönsten Kirchen unseres Vaterlandes gezählt werden. Sehenswert ist ihr Altar, der vom Zwönitzer Holzbildhauer Anton Ullrich gearbeitet und im Jahre 1704 aufgestellt wurde.

Unter den industriellen Anlagen von Zwönitz steht obenan die Emailliewarenfabrik der Firma C. A. Schwotzer, eine der ersten Fabriken dieser Art in ganz Deutschland. In diesem 1841 gegründeten Geschäftshause werden allerhand Haus- und Küchengeräte angefertigt, die äußerlich oft kaum vom feinsten Porzellan zu unterscheiden sind, aber den Vorzug größter Haltbarkeit besitzen.

Auch Wollwaren- und Pappenfabriken giebt es in Zwönitz. Der Hauptindustriezweig ist jedoch die Schuhwarenfabrikation, und manches Paar Schuhe, das in der weiten Welt als „Berliner Neuheit“ verkauft wird, wurde in Zwönitz gefertigt. Die größte Fabrik dieser Art, die Trommlersche, beschäftigt allein über 400 Arbeiter.

Neben der mit Gewerbe, Industrie und Handel beschäftigten Bevölkerung behauptet aber in Zwönitz auch noch das Ackerbürgertum seine Stellung. Das wird uns auf einer Wanderung nach dem nahen Ziegenberge klar. Wir gehen durch den Stadtpark, in dem die dankbare Kirchengemeinde Zwönitz ihren im Kriege 1870 und 1871 gefallenen Heldensöhnen ein würdiges Denkmal errichtet hat, überschreiten die nach Grünhain führende Straße und steigen die genannte Anhöhe hinauf. Schon der Name „Ziegenberg“ sagt uns, daß diese Höhe auch früher nicht mit Hochwald, sondern mit Strauchwerk und Wiesenflächen bedeckt war und den Ziegen als Weideplatz diente. Heute ist das Strauchwerk fast ganz verschwunden, und der größte Teil der Wiesen ist durch die Pflugschar in fruchtbares Ackerland verwandelt worden. So schreiten wir hier durch wogende Getreidefelder, die an Ertragsfähigkeit denen des gesegneten Niederlandes nur wenig nachstehen.

Der Ziegenberg hat übrigens auch seine „Sage vom Reiter ohne Kopf“. Hier soll einmal ein Grünhainer Förster ein junges Mädchen aus Zwönitz getötet

haben in dem Wahne, es habe ihm die Treue gebrochen. Sterbend noch beteuerte das Mädchen seine Unschuld. Der Förster, außer sich vor Schmerz über seine in Jähzorn und Eifersucht vollbrachte That, stellte sich selbst dem Gerichte, und nicht lange Zeit darauf fiel sein schuldiges Haupt zu Grünhain unter dem Schwerte des Henkers. An der Stelle, wo die blutige That geschehen war, ward später ein Rosenstrauch gepflanzt. Er senkte seine Blätter traurig zur Erde, und seine weißen Rosen erschienen wie mit Blut besprengt. Um Mitternacht aber kam, wenn böse Zeiten bevorstanden, ein Reiter, den Kopf unter dem Arme, vom Grünhainer Hochgericht nach dem Rosenstocke geritten, verweilte kurze Zeit daselbst und kehrte dann wieder zurück.



Zwönitz.

Unter dem Schnitte der Sense ist der sagenhafte Rosenstrauch verschwunden. Doch hatte der Pfarrer Große, der 1866 hier verstarb, Ableger dieser Rosen in den Pfarrgarten eingepflanzt. Von hier sind sie in den Schulgarten übertragen worden. An beiden Plätzen gedeihen sie noch heute.

Während wir dieser Sage gedenken, haben wir den Ziegenberg erstiegen und betrachten zuerst das bereits erwähnte Denkmal, welches aus Anlaß der 25jährigen Jubelfeier der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches errichtet wurde. Aus einem einzigen, großen Granitblocke bestehend und mit den Bildnissen Kaiser Wilhelms I., König Alberts, Bismarcks und Moltkes geziert, ist es ein Sinnbild der Einheit und Größe des Deutschen Reiches.

Ein weites, herrliches Rundbild lohnt die geringe Mühe unserer Bergwanderung. Zu unsern Füßen ruht das schmucke Zwönitz. Die gegenüberliegenden waldigen Höhen gehören zum Bade „Guten Brunnen“, dessen Gebäude vom Ziegen-

berge aus nicht sichtbar sind. Zur Linken, im Westen, erheben sich der Katzstein bei Affalter, die Lößnitzer und Schneeberger Höhen, und fern am Horizonte schauen wir den Spiegel des Filzteiches bei Schneeberg-Neustädtel, des größten Teiches im Sachsenlande. Etwas weiter nach rechts öffnet sich uns das Thal der Zwickauer Mulde, und wir erkennen ganz deutlich die rauchenden Schornsteine der Königin-Marienhütte zu Cainsdorf bei Zwickau, des größten Eisenwerkes Sachsens. Im Norden zieht sich das breite Zwönitzthal hin, mit seinen langgestreckten Ortschaften: Dorfchemnitz, Thalheim und Burkhardtsdorf. Darüber hinaus erblicken wir die industriereichen Vororte von Chemnitz und letzteres selbst mit seinem Walde von qualmenden Fabrikschloten. Im Süden breitet sich jener historisch denkwürdige Wald zwischen Grünhain und Elterlein aus, der am 8. Juli 1455 Zeuge war von der Befreiung des Prinzen Albert durch den tapferen Köhler Georg Schmidt.

Ehe wir unsere Schritte dahinüber lenken, werfen wir noch einen Blick zum Abschiede auf das friedliche Städtchen unter uns und geloben: „Zwönitz, so oft man die obererzgebirgischen Städte preist, werden wir auch deiner Anmut gedenken!“

Rob. Benckert.

Aue und Schwarzenberg.

Dort, wo das Schwarzwasser sich in die Zwickauer Mulde ergießt, liegt in einem weiten, von bewaldeten Bergen umschlossenen Thalkessel die Stadt Aue. Ihre Entstehung wie ihr Name hängt mit jenem Kloster zusammen, das i. J. 1173 von dem Markgrafen Otto, dem Burggrafen Meinher von Meißen und dem Grafen von Rochlitz gegründet wurde. Man nannte dasselbe „das Klösterlein in der Aue“, das „Kloster Owe“ oder auch „Neuzelle“, zum Unterschiede von dem kurz vorher gleichfalls vom Markgrafen Otto bei Nossen gegründeten Altenzella.

Im Jahre 1429 wurde Neuzelle bis auf die noch heute bestehende Kirche von den Hussiten vollständig zerstört. Der Name „Zelle“ übertrug sich nun auf die größtenteils flußaufwärts gelegene Ansiedlung der Klosterbauern, während der Name „Klösterlein“ an der Örtlichkeit haften blieb, die das ehemalige Kloster einnahm.

Durch die Gründung des Klosters wurde Verkehr und Leben in die früher so einsame und stille Gebirgsgegend gebracht. Die Mönche machten sich um die Hebung des Ackerbaues verdient. Zwei Vorwerke entstanden, das heutige Rittergut „Edelhof“ und — auf dem Platze, wo jetzt das Hotel Engel steht — der „Propsteihof“. Um den letzteren gruppierte sich bald ein Dorf, das sich später zum Range eines Fleckens aufschwang: Aue. Erst 1642 erhielt es Stadtgerechtigkeit. Im dreißigjährigen Kriege hat es viel zu leiden gehabt. 1632 wurde es von den Kaiserlichen wiederholt geplündert und 1633 vollständig niedergebrannt. Dazu räumte die Pest unter der Bewohnerschaft auf, und so kann es nicht wunder nehmen, daß zu Ende des 17. Jahrhunderts der Ort noch nicht mehr als 200 Bürger zählte.

Feldwirtschaft und Viehzucht bildeten in frühester Zeit den Haupterwerbszweig der Bewohner. Das Jahr 1661 erst brachte in dieser Beziehung eine bemerkenswerte Änderung. Beim Graben eines Kellers stieß man auf ein reiches Zinnerzlager. Man fing an, dasselbe bergmännisch abzubauen, und so entwickelte sich die Ackerbaustadt zu einer Bergstadt. Noch erinnern die Namen der Stadtteile „Bergfreiheit" und „Schmelzhütte", sowie des südwestlich von Aue gelegenen Ortes „Auerhammer" an die Zeit, da die Erzgewinnung und -aufbereitung hier blühte.

Einen noch größeren Aufschwung nahm die Stadt zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als durch Böttgers Erfindung die in der Nähe lagernde „weiße Erde"



Aue im Erzgebirge.

so außerordentlich im Werte stieg. Im Jahre 1700 wurde die „weißer Andreas" genannte Grube gemutet. Ein Jahrhundert lang war sie der Gegenstand strengster Überwachung. Stand doch sogar Todesstrafe auf die Entwendung und Verschleppung des kostbaren Materials. Jährlich wurden etwa 2500 Centner ausgebracht und für jeden von der Meißner Fabrik $2^1/_2$ Thaler auf der Stelle bezahlt. Im Jahre 1814 fuhren noch 32 Bergleute an. In den 60er Jahren aber war das Lager erschöpft. Noch steht an der Schwarzenberger Straße unweit des oberen Bechergutes das Huthaus, vom Volksmunde als „das weiße Zeug" bezeichnet.

Zum Bergbau und der Steinbrecherei gesellten sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts noch die Herstellung blecherner Löffel und die Spitzenklöppelei. Eisenwaren, blaue Farbe, Schwefel und andere Bergwerksprodukte wurden durch Fuhr-

leute in den Leipziger Kreis verfrachtet und gegen Obst und Getreide umgetauscht. So kam die Mitte des Jahrhunderts heran. Wie Aue damals beschaffen war, schildert uns sehr anschaulich der Schwarzenberger Chronist, Finanzprokurator Lindner, in seinem 1848 erschienenen Buche: „Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des Sächsischen Obererzgebirges“, wie folgt: „Wie ein Häuflein alter, lebensmüder Hospitaliten in herkömmlicher Einfachheit der Sitten und Gewohnheit sich an der Wärme der bald scheidenden Sonne erquickt — so ruht das Städtlein Aue mit seinen 136 meist uralten, hölzernen Häusern in einem milden, wunderlieblichen Kessel, der die Aue heißt und dem Örtchen den Namen gab.“ Weiterhin sagt er: „Die geschmacklosen Formen der in den zwei oder drei Gäßchen ungeregelt hingesetzten Häuser erinnern an das Mittelalter; sie umkauern das Rathaus mit seinem verkrenzten Giebelholzwerk und Türmlein, woran das Zifferblatt totenbleich nach dem Gottesacker schaut.“ Könnte der gute Lindner den Gegenstand seiner Beschreibung heute sehen, wie würde er staunen über die Wandlung, die derselbe seit 50 Jahren erfahren hat. Schon die im Jahre 1858 eröffnete Eisenbahn Zwickau—Schwarzenberg brachte neues Leben in den bisher so weltfremden Gebirgsort, das sich aber noch steigerte durch die 1874 vollendete Bahnlinie Chemnitz—Aue—Adorf; denn durch diese gewann das Städtchen unmittelbare Verbindung mit dem sächsischen Manchester. Von welcher Bedeutung dieselbe wurde, erhellt aus der Bevölkerungszunahme. 1875 zählte man in Aue 2677 Einwohner; nach 20 Jahren (1895) bereits 8475; nach der Einverleibung von Klösterlein und Zelle (1877) 13025 und zu Anfang 1899: 14100 Einwohner. Die nächste Volkszählung wird es wahrscheinlich als größte Stadt des oberen Erzgebirges vorfinden. Und das hat allein die Industrie zuwege gebracht. Sie ermöglichte es, daß Tausende und aber Tausende fleißiger braver Menschen, denen die arme Ackerkrume des Erzgebirges keinen genügenden Nährboden hätte gewähren können, und die nur die Wahl hatten zwischen einem elenden Leben in bitterer Armut und der Auswanderung nach fernen Weltgegenden, ihrem Vaterlande erhalten blieben.

Ehre darum den Männern, welche durch ihre Umsicht und Thatkraft der Industrie hier eine Heimstätte gründeten! Zwei Weltfirmen stehen unter den industriellen Unternehmungen in Aue obenan: die Maschinenfabrik von Ernst Geßner, die durch die Erfindungen ihres Begründers in der ganzen Webindustrie eine Umwälzung hervorrief, und deren Ruf bis über den Ozean gedrungen ist, sowie die aus ganz kleinen Anfängen hervorgegangene Maschinenfabrik von Erdmann Kircheis, in der hauptsächlich Blechbearbeitungsmaschinen hergestellt werden. Beide Fabriken beschäftigen allein über 1100 Arbeiter. Weiter sind zu nennen die große mechanische Baumwollweberei von S. Wolle mit 900 gehenden Stühlen und elektrischer Bleicherei (730 Arbeiter), die Weißwarenfabrik von Gantenberg und Gebrüder Simon, J. Caßler (800 Arbeiter), welche Vorhemdchen, Lätze, Kragen, Manschetten, gesteppte Hemdeneinsätze und fertige Hemden liefert, mehrere größere Stuhlfabriken, Holzbildhauereien, Fabriken für lackierte und Weißblech-Waren u. s. w. Aue beschäftigt in seinen Fabriken insgesamt gegen 4300 Arbeiter und Arbeiterinnen.

Von größter Wichtigkeit, nicht bloß für das Emporblühen der Stadt Aue und des ganzen Auerthales, sondern auch für die Entwicklung des gesamten deutschen Klempnereiwesens, wurde die durch die Thatkraft des nunmehr verstorbenen Erdmann Kircheis hier begründete „Deutsche Fachschule für Blecharbeiter".

Auch die nächste Umgebung Aues hat einige große industrielle Unternehmungen aufzuweisen, so in Auerhammer die Fabrik des Kommerzienrates F. A. Lange, in welcher von ungefähr 700 Arbeitern das von Dr. Geitner in Schneeberg erfundene Argentan und andere Metalle fabriziert werden, und die Neusilber- und Messingfabrik mit Walzwerk von G. Wellner.

In dem benachbarten Dorfe Niederpfannenstiel befindet sich das im Jahre 1635 gegründete bekannte Blaufarbenwerk.

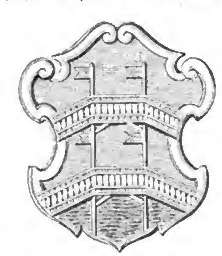
Der geehrte Leser begleite mich nun auf einem Gange durch die Stadt. Treten wir aus dem Bahnhofe heraus, so erblicken wir rechts das auf mäßiger Höhe am Floßgraben unweit der Schneeberger Straße gelegene „Sanatorium", die chirurgisch-orthopädische Wasserheilanstalt des Dr. med. Pilling.

Die Bahnhofsstraße führt uns in buntem Wechsel zwischen neuen, großstädtisch erscheinenden Prachtbauten und kleinen, unscheinbaren, alten Wohnhäusern, so recht den Gegensatz zwischen dem Sonst und Jetzt vor Augen. Wir überschreiten auf der König Albert-Brücke das Schwarzwasser und gelangen auf den Markt, dessen Mitte das 1643 erbaute Rathaus einnimmt. An der Ecke des Platzes rechts steht das Hotel zum blauen Engel. In diesem befand sich ehedem die „Tausendgüldenstube", ein prachtvoller, mit wertvollen Schnitzereien und Malereien geschmückter Raum, in welchem das Bergamt seine Sitzungen abhielt und auch die Landesfürsten, wenn das edle Weidwerk sie in diese Gegend führte, Einkehr hielten. Im Jahre 1858 fiel dieser Prunksaal alter Patrizierherrlichkeit einer Feuersbrunst zum Opfer. Prächtig nimmt sich die 1891—93 in gotischem Stile erbaute Nikolaikirche mit ihrem 74 m hohen Turme aus. Sehenswert sind in ihr die Glasmalereien der drei Chorfenster von Urban in Dresden, welche Christi Geburt, Auferstehung und Wiederkunft darstellen. Südlich vom Markte finden wir den Stadtteil „Bergfreiheit". Wir steigen von da nach dem hochgelegenen Schützenhause empor, erfreuen uns an dem Anblicke der Stadt und des ganzen Auerthales zu unsern Füßen und betreten dann den neuen Stadtpark, der sich von hier aus an der Berglehne hinzieht und eine ganze Reihe entzückender Aussichten einschließt. Durch die völlig moderne, aus jüngster Zeit stammende Wettiner Straße kehren wir nach dem Markte zurück und wenden uns nun in westlicher Richtung die Schneeberger Straße hinauf nach dem Stadtteil „Sand". Hier überschreiten wir auf der „Sandbrücke" die Mulde.

Die beiden erwähnten Brücken, welche ursprünglich aus Holz errichtet waren und wiederholt vom Hochwasser weggerissen wurden, vermitteln seit Jahrhunderten nicht nur den Verkehr zwischen den Gemeinden des Auerthales, sondern auch mit dem benachbarten Böhmen und dem „Reiche". Dieser ihrer Wichtigkeit entsprechend, wurden sie in das Ratssiegel der Stadt Aue aufgenommen. —

Die landschaftlichen Reize, welche die Umgebung der Stadt Aue auszeichnen, erschließen sich uns am ehesten auf der Wanderung über die Morgenleithe nach

Schwarzenberg. Durch die Wettiner Straße gehen wir hinaus nach Auerhammer. Dort biegt der Weg von der Schneeberger Straße links ab und bringt uns an großen Granitbrüchen vorüber, aus denen der klingende Schlag der Steinhämmer schallt, zum Floßgraben. An diesem hoch an der Berglehne sich hinziehenden, mit kristallklarem Wasser gefüllten Kanal führt der Pfad entlang. Aus der Tiefe tönt das Brausen der Mulde und mischt sich mit dem Rauschen in den Wipfeln der stolzen Tannen und Fichten. Von schwindelnder Höhe blicken wir hinab auf den schwarzen Spiegel der „Hirschteufe", eines Felsenbeckens, in welchem der über die Steinklippen schäumende Fluß einige Sekunden von dem raschen Falle ausruht. Wir schreiten an schroffen, senkrecht aufsteigenden Granitwänden hin, während da unten im Thale der Schienenstrang der Bahnlinie Schwarzenberg—Aue—Eibenstock—Adorf dem schmalen Ufersaume folgt. Plötzlich verschwinden die schimmernden Gleise in dem finstern Thore eines Tunnels, der, den Bergriegel durchbrechend, unter dem Floßgraben hinweggeht. Wo zu unsern Füßen die Bahn wieder ans Tageslicht tritt, führt das Thal eine scharfe Biegung aus, und hier überrascht uns ein entzückender Blick auf die Ortschaft Albernau, die hoch über dem blauen, von steilen, grünen Hängen eingeengten Flusse erscheint — ein echt obererzgebirgisches Bild! Unsere Wanderung erfährt eine Unterbrechung am Rechenhause, wo oberhalb eines brausenden Wehres der Floßgraben von der Mulde abzweigt. Wir rasten im Garten unter den schattigen Bäumen und lassen uns einen Trunk des hellen, schäumenden Bieres munden, das „zur Dämpfung der Hitze" mit Citronenscheibchen verschenkt wird. Wie nur hier im hohen Erzgebirge sich diese Verwendung der Südfrucht eingebürgert hat?! Aber unlieb ist uns die Erinnerung an Italiens sonnige Fluren nicht; dürfen wir doch dabei an die „Venediger" denken, an jene Edelstein-, Erz- und Perlensucher, welche vor Jahrhunderten dies Bergland schluchtein, schluchtaus durchschweiften, um die Schätze der Tiefe zu erschließen.



Ratssiegel von Aue.

Wir überschreiten die aus mächtigen Granitblöcken aufgeführte zweibogige Muldenbrücke, wandern ein Stück in dem freundlichen Dorfe Bockau*) aufwärts und schlagen dann einen links an der Thallehne sich hinaufziehenden Fahrweg ein, zwischen den hohen, von Brombeergesträuch umrankten Steinhalden hin, welche die Felder einschließen. Hier mag's wohl harte und dabei nur kärglich lohnende Arbeit für den Landmann geben! Liegen doch diese steinigen Äcker so hoch wie das Gasthaus auf dem großen Winterberge in der sächsischen Schweiz! Nur dünn stehen die Halme des mageren Sommerkornes, und der Hafer erreicht stellenweise kaum Spannenhöhe. Und doch liegt über der ganzen Flur ein freudiges Flimmern

*) Vergleiche Band II S. 399.

und Glitzern, hervorgerufen durch die Glimmerblättchen, mit denen der verwitterte Gneis alle Wege und Hänge bedeckt hat. Weiter aufwärts erreichen wir das Ge-



Partie am Floßgraben.

biet der Bergwiesen, über denen eine Wolke von Wohlgeruch schwebt, zusammengesetzt aus dem Dufte des Feldkümmels, der Bärenwurz (Meum athamanticum), die ihre zartgefiederten Blätter in den Rasenteppich webt, und der Bergarnika, deren große, dunkelgelbe Blütensterne über das Smaragdgrün gestreut sind. Dann nimmt uns der Nadelwald auf, und endlich führt der Bergpfad durch einen grünen Laubtunnel im Buchenwalde hin. Bald ist die Conradswiese erreicht, eine weite, von Hochwald umschlossene Rasenfläche, an derem Rande ein schmuckloses Waldwärterhaus steht. Wir setzen uns auf eine der Holzbänke, die den Wanderer zur Rast laden, lassen uns eine einfache Erfrischung reichen und ergötzen uns an dem prächtigen Landschaftsbilde, das im Osten vor uns aufgerollt ist. Gerade über den kleinen Wiesenteich hinweg erblicken wir in der Ferne das Rathaus von Grünstädtel; dahinter öffnet sich das Mittweidathal, durch welches die Bahn von Aue nach Annaberg führt, und über demselben erscheint das Städtchen Scheibenberg am Fuße des gleichnamigen Berges, der mit seiner breiten Masse die Mitte hält zwischen dem Pöhlberge links und dem Bärensteine rechts.

Eine breite Waldschneise führt uns ziemlich steil empor zu dem hohen, breiten Rücken der Morgenleithe. Der hochstämmige Fichtenwald gestattet keinen Fernblick; wir ersteigen deshalb das hölzerne Aussichtsgerüst, das über die Wipfel hinausragt.

Welch ein herrliches Rundgemälde thut sich hier oben vor uns auf! Aber doch haftet der Blick zuerst an der ungeheuren Waldmasse, die in grünen Wellen weit über Höhen und Thäler flutet. Zu dem fast schwermütigen Ernste dieses Bildes stimmt die tiefe Stille ringsum, die nur dann und wann unterbrochen wird von dem Gehämmer eines Spechtes, das aus der Ferne herüberklingt.

Über die Waldflächen hinweg schweift dann das Auge auf Hunderte von Ortschaften. Hier oben wird uns so recht klar, wie dicht besiedelt das Erzgebirge doch ist. Im Nordwesten erhebt sich eine dunkle Rauchwolke; sie bezeichnet die Lage der Zwickauer Steinkohlenschächte. So hoch wir hier über dem Meeresspiegel stehen (813 m), so tief und noch tiefer schaffen dort die Bergleute unter der Erde! Im Nordosten schaut man über das Schwarzwasserthal, in dessen Walzwerken, Web- und Spinnfabriken Tausende von Arbeitern an den surrenden und kreischenden Maschinen stehen. Über diesem Thale erhebt sich der Spiegelwald mit dem König Albert-Turme; sein Anblick leitet unsere Gedanken hin zu dem erlauchten Fürstengeschlecht, unter dessen 800jähriger Regierung sich die wechselnden Geschicke dieses Landes vollzogen. Im Osten öffnet sich der Raschauer Grund mit seinen Industrieorten; soeben durcheilt ihn, keuchend nach der Höhe strebend, ein Eisenbahnzug, gewiß gefüllt mit Geschäftsreisenden und Händlern aller Art, welche die Fäden schlingen zur Verbindung unserer Gebirgsgegend mit den fernsten Zonen des Erdballs. Über Schwarzenberg hinaus, dessen Gründung mit jenen Kämpfen zusammenhängt, welche den Germanen die Herrschaft über die Slaven sicherte, erscheinen die mehrfach erwähnten breiten Basaltberge Pöhlberg, Scheibenberg und Bärenstein und südwestlich der höchste Berg Sachsens, der Fichtelberg neben seinem böhmischen Nachbar, dem Keilberge, der das Gesicht nach Süden wendet. Weiter rechts grüßt uns der königliche Auersberg und im Westen dehnen sich die herdenreichen Fluren des Vogtlandes aus.

Ähnlich wie der Aufstieg — nur mit umgekehrter Reihenfolge der Erscheinungen — vollzieht sich der Abstieg nach dem prächtigen Schwarzenberg.

Ja, prächtig — in dem Sinne wie der Weidmann das Wort auf den Edelhirsch anwendet — ist Schwarzenberg.

Auf einem schroff nach Osten zum Schwarzwasser abfallenden Bergrücken thronen das alte Schloß und die mächtige Kirche, und wie Schutz suchend drängen sich in dichtem Gewirr die Häuser um sie her. Unerschüttert steht noch der höchste Turm, der alte „Bergfried" mit seinen $2^1/_2$ m dicken Mauern, die auf den blanken Felsen gegründet sind. Über ein Jahrtausend schon trotzt er den Stürmen; ist



Das Rechenhaus.

doch das Schloß von König Heinrich I. erbaut worden. Treu hat es als Vorposten der bayrischen Ostmark die Wacht gehalten gegen die Slaven. Und auch als die Burg unter böhmischer Herrschaft stand — im 13. und 14. Jahrhundert — erfüllte sie ihre Aufgabe als Schützerin des Landes. Durch die Vermählung des Herzogs Albrecht mit Sidonie von Böhmen kam sie als erbliches Lehen an Sachsen.*) — Im Burghof und in der Schloßgasse hallen heute nicht mehr die Hufschläge der Streitrosse; auf den Treppen und in den Gängen klirren nicht mehr die Sporen und Schwerter der schwer gerüsteten Ritter — die Zeiten und Sitten haben sich geändert. In den gewölbten Gemächern des Schlosses hat das

*) Vergleiche hierzu den Aufsatz: Eibenstock und seine Umgebung, S. 286.

Königliche Amtsgericht seinen Sitz aufgeschlagen. An den Wänden, die einst mittelalterlichen Waffenschmuck trugen, türmen sich jetzt die Aktenbündel auf, und die unter fleißigen Schreiberhänden über das Papier fliegenden Federn verrichten stillere, aber darum nicht minder wirkungsvolle Arbeit als ehedem Lanze und Flamberg.

Andere segensreiche Kulturbestrebungen kannst du in der „Obererzgebirgischen Frauen- und Haushaltungsschule“ sehen, die unter dem Protektorate unserer Landesmutter, Ihrer Majestät der Königin Carola steht.

Wir wandern über den Marktplatz zurück und wenden uns nach dem „Totensteine“, d. i. die Verlängerung des Schloßberges, eine langgestreckte Fels-



Schwarzenberg.

rippe. Der breite Fußweg führt uns durch schattigen Laubwald an verschiedenen Aussichtspunkten vorüber, die entzückende Blicke auf die Stadt mit dem hochragenden Schlosse, in das tiefe Schwarzwasserthal und auf den jenseits des Flusses gelegenen „Ottenstein“ gewähren, an dessen Fuße die gleichnamige schmucke Kur- und Badeanstalt liegt. Auf einer hundertstufigen Treppe gelangen wir hinab ins Thal, wo auf beiden Seiten des rasch strömenden Wassers sich die Industrie niedergelassen hat. Zwei Blechwarenfabriken, ein großes Emaillierwerk, eine Eisengießerei, eine Kammgarnspinnerei, Holzschleifereien, Schneidemühlen und Lohgerbereien legen mit ihrem Getöse Zeugnis für den gewerblichen Aufschwung ab, den Schwarzenberg während der letzten Jahrzehnte genommen hat.

Wir folgen der breiten Thalstraße flußaufwärts, an Bad Ottenstein vorüber und stehen plötzlich vor dem finster gähnenden Tunnel, mit welchem die

Eisenbahn Zwickau—Schwarzenberg—Johanngeorgenstadt den Schloßberg durchbricht. So berühren sich hier aufs innigste die Romantik des Mittelalters und das hastende Streben der Neuzeit.

A. Hamann, M. Kaubisch, Th. Schäfer.

Er sieht ne[1]) Wald fern[2]) Baame net.

(Erzgebirgische Mundart. Aus „Glückauf!")

Der Lob bekloget sei Geschick;
Er saht[3]): Mir bliht doch a ka[4]) Glick;
Vun frih bis obends ne ganzen Tog
Hob ich nier[5]) Arweet, Last und Plog.
Hast racht, Lob, that ich zu na song[6]);
Mei Tog hast du dich missen plong[7]),
Un wenn's net ball Dukaten rengt,
Warst du net reich un net vermeengd[8]).
Doch kimmst de aus un hast genung,
Bist ristig noch un noch sei gung[9]),
Kast arwiten un kast dich rihrn,
Ka Ufall that der noch passiern.
E Weibel hast de — war se sieht,
Sogt gleich, dos is e trei Gemiet[10]),
Is orndtlich, flassig[11]) un dir gut,
E rachter[12]) Trost in jeder Nut.
E viertel Dutzend Kinner a,
Die sin gesund samt denner[13]) Fra.
Sei der'sch ze viel[14]), brauchst's nier ze song,
Ans war ich[15]) nimm[16]) zun Nachber trong[17]);
Is dar a agesah[18]) un reich —
Dos fahlt'n[19]) noch, dos nähm er gleich —
Ans namm iech salwer[20]) a, waß Gott:
Fier aus nier hoste noch wuhl sot[21]),
Es is mei Arnst[22]), Lob, ja un topp!
Nu sah, nu schittelst de ne Kopp.
War su, wie du vun Uglick redt,
Dar sieht ne Wald fern Baame net.

[1]) den. [2]) vor dem. [3]) sagt. [4]) auch kein. [5]) nur. [6]) zu ihm sagen. [7]) Plagen. [8]) vermögend. [9]) sein jung. [10]) treu Gemüt. [11]) fleißig. [12]) rechter. [13]) deiner. [14]) Ist dir's zu viel. [15]) Eins werde ich. [16]) hinum, d. h. hinüber. [17]) tragen. [18]) angesehen. [19]) das fehlt ihm. [20]) nehm ich selber. [21]) satt. [22]) Ernst.

Eibenstock und seine Umgebung.

Am rechten Ufer der oberen Zwickauer Mulde, hoch oben auf dem Thalrande, grüßt den Erzgebirgswanderer das freundlich gebaute Städtchen Eibenstock. Früher bedeutend für den Bergbau auf Zinn, gilt es heute als ein Hauptsitz des Tamburierens und bildet mit seiner herrlichen Umgebung für jeden Naturfreund ein reiches Ausflugsgebiet.

Als man im zwölften Jahrhundert den reichen Bergsegen bei Freiberg entdeckt und später die Silberadern bei Schneeberg und Annaberg gefunden hatte, wanderten sächsische Bergleute aus dem Harze in diese Gebiete des Erzgebirges ein, um die Schätze zu heben. Etliche zogen auch bis an die obere Zwickauer Mulde und siedelten sich der lohnenden Ausbeute wegen daselbst an; sie wurden die Begründer Eibenstocks. Nicht mit Schlegel und Eisen brauchten sie dort das Erz aus der Tiefe der Erde zu holen; es lag an der Oberfläche im lockeren Boden zu Tage. Mit Hilfe des Wassers säuberte man zunächst das Erdreich vom Schlamme; alsdann wurden die gröberen Bestandteile mit der „Reut-“ oder „Seifengabel“ (einer Art Rechen) entfernt, die Geschiebstücke herausgelesen, die übrigbleibenden erzhaltigen Stücke aber zerschlagen, gereinigt und geschmolzen. Diese älteste Art der Zinngewinnung, die sich bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten hat, nannte man „Seife“, und sie hat aller Wahrscheinlichkeit nach auch dem Orte den Namen gegeben (also Seifenstock). Noch heute weist das Wappen Eibenstocks neben der Spitzhacke eine Seifengabel auf.

Bereits im Jahre 1150 hatte Kaiser Friedrich Barbarossa den Ort Eibenstock mit seiner weiteren Umgebung, wozu auch Schwarzenberg gehörte, käuflich erworben. Von ihm erbte Friedrich II. dieses Gebiet. Er aber schenkte im Jahre 1215 die ganze Besitzung dem Böhmenkönige Ottokar, weil dieser die Wahl Friedrichs II. zum deutschen Kaiser gutgeheißen hatte. Als „Herrschaft Schwarzenberg“ blieb das Gebiet Eibenstock nun über zweihundert Jahre lang in böhmischen Händen. Erst 1459 kam es als Heiratsgut an den Sohn Friedrichs des Sanftmütigen, den Herzog Albrecht von Sachsen, der mit der böhmischen Prinzessin Sidonie (Tochter Georg Podjebrads) vermählt war. Arge Geldverlegenheiten zwangen jedoch den Herzog Albrecht, die „Herrschaft Schwarzenberg“ nach kurzer Zeit an die Familie von Tettau zu veräußern, welche in der Stadt Schwarzenberg ihren Sitz aufschlug. Von ihr kaufte im Jahre 1533 der sächsische Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige für 126 000 Gulden die Herrschaft wieder zurück und erklärte Eibenstock im Jahre darauf (1534) zur „Kurfürstlich Sächsischen freien Bergstadt“ mit eigenem Bergreviere und besonderen Bergbeamten.

Damals bestand das Städtchen, das schon in den Hussitenkriegen (1432) sehr zu leiden gehabt hatte, aus nur 190 Wohngebäuden. Um das Jahr 1618 zählte man bereits 250 Häuser im Orte, meist einzeln stehend und von freundlichen Gärten umgeben. Eibenstock besaß zu dieser Zeit auch für die ganze Um-



Eibenstock.

gegend die einzige Kirche. Frühzeitig schon fand die Reformation Eingang; denn die Chronik Eibenstocks weiß bereits aus dem Jahre 1524 von einem Pfarrer Caspar Stahl zu berichten, der verheiratet war.

Die reiche Ausbeute nicht nur an Zinn, sondern auch an Eisen, Wismut und Blei, hatte Eibenstock zur Blüte gebracht. Die obenerwähnte Art der Zinngewinnung durch „Seifen" hörte allerdings nach und nach auf, da sich die einzelnen Wäschen früher oder später (die letzte erst im Jahre 1823) erschöpften; dafür aber kam der bergmännische Abbau des Zinns immer mehr in Aufnahme. Eine Zeche nach der anderen entstand im Umkreise Eibenstocks, und reicher Gewinn lohnte den Fleiß des Bergmannes. Zu Luthers Zeit wurden im Eibenstocker Bergreviere jährlich etliche tausend Centner Zinn gewonnen. Damit hatte jedoch der Bergbau Eibenstocks seinen Höhepunkt erreicht. Die Ausbeute wurde von Jahr zu Jahr geringer; sie betrug von 1550 bis 1600 durchschnittlich nur 580 Centner im Jahr, und um 1750 kaum noch 400 Centner, so daß schließlich 1798 die Schmelzhütten und das Bergamt nach Johanngeorgenstadt verlegt wurden.

Mit dem Bergbau schwand gar bald auch die Blüte Eibenstocks. Viele Familienväter waren arbeitslos und somit samt den Ihrigen brotlos geworden. Not und Sorge zogen ein in so manches Haus des freundlichen Städtchens. Doch damit nicht genug!

Der dreißigjährige Krieg, der bis zum Jahre 1630 das obere Erzgebirge mit seinem Elende verschont hatte, berührte in der zweiten Hälfte auch diese Gegend. In Eibenstock ging es immer noch erträglicher her als anderwärts, weshalb viele Einwohner benachbarter Orte, sogar aus Zwickau, hierher flüchteten. Im Jahre 1633 aber führte General Holk, der in Schneeberg hauste, seine Jägerhorden nach Eibenstock, worüber der Chronist folgendes berichtet: „Jedermann mußte in die Wälder und Gruben flüchten und, weil auch der Herr Pfarrer mit geflüchtet und sich dreieinhalb Wochen im Walde aufgehalten, haben inzwischen die Feinde am Freitag, den 30. August, Kirche, Pfarre und die ganze Stadt ausgeplündert." Im Jahre 1635 fiel die Schar Holks erneut in diese Gegend ein und versetzte die Einwohner in Angst und Schrecken.

Auch von Krankheiten und mancherlei anderen Bedrängnissen wurde Eibenstock heimgesucht. Schon vor dem großen Kriege (1598 und 1615) wütete die furchtbare Pest zweimal in dem Städtchen, und nach dem Kriege rafften Blattern und Seuchen Junge und Alte dahin. Bei einer großen Wassersnot (1661) wurden acht Häuser der Stadt weggerissen und achtundzwanzig andere unterwaschen. Von einer schrecklichen Hungersnot weiß die Chronik zu erzählen aus der Zeit von 1770 bis 1773, wovon das Jahr 1772 das schrecklichste war. Am 9. Juli dieses Jahres kostete ein sieben Pfund schweres Brot zehn Groschen zehn Pfennig und überstieg mit diesem Preise dreimal den damals üblichen Tagelohn. Viele Familien zogen in bitterer Not aus Eibenstock weg, um in anderen Orten Aufnahme und Arbeit zu suchen; über 700 Menschen erlagen in diesem Schreckensjahre in Eibenstock dem Hungertode. Im neunzehnten Jahrhundert verheerten mehrfach Feuersbrünste einzelne Teile der Stadt. Am 19. März 1856 ging die

sogenannte Unterstadt in Flammen auf, und hierbei wurden 118 Wohnhäuser, ohne die Neben- und Hintergebäude, eingeäschert. Bei dem nächsten Brande (10. August 1862), der sich über den mittleren Teil Eibenstocks verbreitete, blieben auch die Kirche, die Pfarre und das Rathaus von der verheerenden Glut nicht verschont. Die Oberstadt wurde am 23. August 1892 von einer Feuersbrunst betroffen, welche innerhalb drei Stunden 37 Wohnhäuser mit den dazugehörigen Ställen, Schuppen und Scheunen zerstörte. Der jedesmalige Wiederaufbau der einzelnen Stadtteile trug jedoch zu einer vorteilhaften äußeren Wandlung Eibenstocks bei.

Auf den Brandstellen erstanden neue, schöne Stadtviertel, und so ging aus dem alten Eibenstock die heutige freundlich gebaute Stadt hervor. In kurzem sei nun der inneren Wandlung gedacht, welche nach dem Niedergange des Bergbaues notwendigerweise in Eibenstock eintrat.

Schon früher hatten die Bewohner Eibenstocks neben dem Zinnbergbau auch Kohlenbrennerei und Holzfällerei getrieben, aber das damit erzielte Einkommen genügte nicht zur Ernährung der Familie. Ebenso verhielt es sich mit der Landwirtschaft, die in so hoher Gebirgslage nur geringe Erträge zu liefern vermochte. Weitblickende Männer erkannten die Not der armen Eibenstocker und suchten Abhilfe durch Erschließung anderer Erwerbszweige zu schaffen. Mit der Zeit kamen Beschäftigungen auf, z. B. das Tamburieren, deren Erzeugnisse man preiswert im Hausierhandel absetzte. Anfangs mit dem Korbe auf dem Rücken, später mit dem Wagen, zogen die Gebirgler mit ihren Waren hinunter ins reichere Niederland, um sie dort an den Mann zu bringen.

War Annaberg der Mittelpunkt des Klöppelns, so wurde Eibenstock der Hauptsitz des Tamburierens. Was Barbara Uttmann (1561) für Annaberg gewesen war, das wurde Klara Nollain, geborene Angermann, für Eibenstock, indem sie 1775 die in der Schweiz heimische Industrie des Tamburierens hierher verpflanzte. Man fertigte herrliche und wertvolle Stickereien mit einer Art Häkelnadel, der sogenannten Tamburiernadel, und mit der Nähnadel.

Klara Angermann, die Tochter eines Oberförsters aus der Bialystocker Gegend in Polen, hatte diese Kunst bei ihrer Erziehung im Kloster zu Thorn von den Nonnen gelernt und fleißig geübt. Ihr Vater mußte jedoch plötzlich aus Polen fliehen, und auch sie mochte nicht länger allein dort bleiben. Ihr Großvater, Johann Christian Angermann, seit 1740 Königlich Polnischer und Kurfürstlich Sächsischer Förster in Eibenstock, war bereits 1761 daselbst gestorben, und Klaras Onkel, Georg Heinrich Angermann, hatte das Amt des reitenden Försters in Eibenstock erhalten. Ein anderer Onkel lebte als Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Kranichau bei Torgau, wo auch die Großmutter (gestorben 1771) ihre Witwenjahre verbrachte. Der obdachlosen Klara blieb also die Wahl zwischen Eibenstock und Kranichau. Sie entschloß sich für Eibenstock, wo damals die schon erwähnte Hungersnot (1770—1773) eben vorüber und eine große Zahl armer Einwohner ohne Beschäftigung war. Nach langer, beschwerlicher Reise kam Klara Angermann hier an und lernte gar bald die Notlage der Bewohner kennen. Um dieser abzuhelfen, lehrte sie die Frauen und Mädchen, wie auch die arbeitslosen Männer, das Tamburieren, sowie die Anfertigung feiner Spitzen und Tüllstickereien.

Von Eibenstock aus verbreitete sich das Tamburieren in kurzer Zeit in die entlegenen Gebirgsgegenden und wurde für diese ebenfalls ein lohnender Erwerbszweig. Bereits zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stand Eibenstock nach damaligen Begriffen als industriell hervorragend da, und es hat sich seinen Ruf bis auf den heutigen Tag bewahrt. Eibenstocker Stickereien gehören zu dem Besten und Kostbarsten auf diesem Gebiete und sind hochgeschätzt und überall gewürdigt; lassen doch sogar Pariser Geschäftshäuser feine Artikel durch Eibenstocker Fabrikanten herstellen. Auch die in neuerer Zeit in Gebrauch gekommenen Stickmaschinen haben hierin keinen Wandel geschaffen; denn sie können die Menschenhand doch nicht entbehrlich machen.

Die Industrie Eibenstocks besteht vorzugsweise in Weiß- und Buntstickerei, und die Stadt besitzt eine eigens dafür beschaffte Vorbildersammlung mit kunstgewerblicher Bibliothek. Außerdem wird die Fabrikation von Pinsel- und Bürstenhölzern, Leder und Holzstoff, sowie Bierbrauerei hier betrieben.

Leider entbehrt der Ort noch immer einer guten Verkehrsverbindung durch die Eisenbahn und damit des Anschlusses an den Handelsverkehr Sachsens. Wohl ward durch eine Privatgesellschaft die Bahn Chemnitz—Aue—Adorf (heute sächsische Staatsbahn) gebaut, und auch Eibenstock beteiligte sich mit bedeutenden Summen an dem Unternehmen; aber eine Hebung des Ortes, der 3 km von der Station entfernt und auf der Höhe liegt, erfolgte nicht. So begann schließlich Eibenstocks Industrie mehr und mehr unter der Ungunst der Verkehrsverhältnisse zu leiden. Eine wirksame Besserung derselben dürfte wohl nur durch den Bau einer neuen Bahn erfolgen, die eine direkte Verbindung mit einer Hauptlinie, wie Chemnitz—Zwickau—Reichenbach oder Leipzig—Plauen i. V. bringt. Der erste Schritt dazu ist nunmehr gethan worden, und bald wird eine Bahn Eibenstock mit Schönheiderhammer im Muldenthale verbinden.

Aber wenn auch Industrie und Handel in letzter Zeit nicht die gewünschten Fortschritte in Eibenstock gemacht haben, in einer anderen Hinsicht erlebte der Ort dafür einen bemerkenswerten Aufschwung. Da er mit seiner schönen Umgebung für jeden Naturfreund ein reiches Ausflugsgebiet bildet, hat sich der Fremdenverkehr seit einigen Jahren daselbst gehoben, so daß die Stadt heute als eine aufstrebende, empfehlenswerte Sommerfrische bezeichnet werden kann.

Solltest du, lieber Leser, einmal Gelegenheit haben, nach Eibenstock zu kommen, so versäume nicht, das schmucke Städtchen zu durchwandern.

Eine Zierde desselben ist die neue evangelische Kirche, deren großes Altargemälde in kunstvoller Ausführung die „Auferstehung Jesu“ (von Simonson in Dresden) darstellt. Auch eine Besteigung des Turmes ist ganz lohnend, da man von oben einen schönen Blick auf Stadt und Umgebung hat. Von öffentlichen Gebäuden sind vor allem das Königliche Amtsgericht, das Rathaus und die beiden Schulen zu erwähnen. Sehenswert sind die teilweise sehr kostbaren Stickereien und die teueren Vorlagenwerke in der bereits genannten öffentlichen Vorbildersammlung. Neben der Handelsschule wurde Ostern 1899 auch eine Industrieschule eröffnet.

Die Stadt, welche 641 m über dem Meeresspiegel liegt, ist rings von bewaldeten Höhen und Bergen umgeben. Außerdem aber liegt Eibenstock im

Mittelpunkte eines der schönsten Teile unseres sächsischen Erzgebirges und hat lohnende kleine Spazierwege, wie auch herrliche größere Ausflüge in Menge aufzuweisen.

Nur wenige Minuten nordwärts erhebt sich der Bühl, ein 650 m hoher Hügel mit alter Buche und freundlicher Schankwirtschaft. Er gewährt einen prächtigen Blick auf Eibenstock und seine Umgebung, auf die mächtigen Bergrücken, die freundlichen Ortschaften, eingestreut in das Grün der Fichtenwälder und in die tief eingeschnittenen Thalfurchen. Links hinter der Stadt, im Südosten, erhebt sich



Der Bühl.

der gewaltige Auersberg mit seinem Turme und rechts die Steinklippe des Adlerfelsens. Nach Westen zu schweift das Auge über das Muldenthal hinweg auf den Marktflecken Schönheide, dessen weißgetünchte Wohnhäuser und großen Fabrikgebäude an sanfter Berglehne emporstreben. Wenig rechts davon grüßt uns der Prinz Georg-Turm auf dem Kuhberge. Im Thale erscheint der als Sommerfrische bekannte Ort Muldenhammer. Genau nördlich von Eibenstock liegt der an seinen drei Kuppen kenntliche Gerstenberg und rechts darüber hinaus der bewaldete Steinberg, an dessen Hange das Dörfchen Burckhardsgrün ruht. Im Osten zeigt sich auf weitschauender Höhe das ebenfalls als Sommerfrische bekannte Dorf Sosa.

Wie diese kurze Darstellung des Ausblickes vom Bühl schon lehrt, bieten sich dem Wanderer, nach welcher Richtung er auch die Stadt verlassen mag, in der Umgebung überall liebliche Landschaftsbilder. Wer einigermaßen gut zu Fuß ist, findet nach kurzem Marsche durch Flur und Wald freundliche Dörfer, idyllische Plätzchen und herrliche Aussichtspunkte.

Der Granit, welcher hier im westlichen Erzgebirge die Vorherrschaft behauptet, gipfelt am höchsten in dem flachgewölbten Auersberge. Von der Plattform seines Aussichtsturmes (1023 m ü. d. O.) genießt man ein entzückendes Rundbild. Im Osten erscheinen, mit ihren Tafelformen an die sächsische Schweiz erinnernd, der Pöhlberg, Scheibenberg, Bärenstein und Haßberg; ihre Basaltmassen fanden, als sie aus dem Erdinnern glutflüssig emporstiegen, beim Durch-



Wildenthal.

brechen der harten Granitschale einen solchen Widerstand, daß ihre Kraft erlahmte und sie sich nicht als stolze Kegel erheben konnten wie ihre Brüder in Böhmen und in der Lausitz. Rechts von dieser Gruppe treten die gewaltigsten Riesen des Erzgebirges auf, der Fichtelberg und der Keilberg. Nach Südosten schaut man über das tief eingeschnittene Egerthal auf die dunkle Masse des Duppauer Gebirges mit dem Ödschloßberge.. Im Südwesten lagern die beiden mächtigen Rücken des Rammelsberges und Schneckensteins, und hinter diesen zeigen sich ganz in der Ferne die Höhen des Fichtelgebirges: der Schneeberg, die Kösseine und der Ochsenkopf. Im Westen dehnen sich die langen Bergwellen des Vogtlandes aus. Nach Norden schaust du über die sanft geneigte, mit zahllosen Ortschaften übersäte Abdachung des Erzgebirges bis ins weite Flachland, aus dem dich die Türme von Altenburg und Leipzig grüßen, und im Nordosten endlich gewahrst du in der Ferne die hochragenden fünf Zacken des Greifensteins und die stolze, viertürmige Augustusburg.

Auf schattigem Waldpfade steigen wir nun hinab zu dem am westlichen Fuße des Berges liegenden Wildenthal. Tief im Thale der Großen Bockau liegt der Ort und doch noch 732 m über dem Spiegel der Ostsee! Das ist eine Sommerfrische, die alle Reize der Erzgebirgswelt in sich vereinigt. Da schwärmen während der Reisezeit Touristen ein und aus wie in einem Bienenstocke. Viele wandern hinauf nach Carlsfeld, einem Flecken in 820 m Meereshöhe und mit etwa 1800 Einwohnern. Es verdankt seine Gründung einem Schneeberger Grubenherrn, Namens Schnorr, der hier im Jahre 1678 inmitten einer völligen



Carlsfeld.

Waldwildnis — die ihm aber die Gewinnung billiger Holzkohle ermöglichte — einige Eisenwerke anlegte. Bereits 1684 machte sich für den durch Ansiedler aller Art vergrößerten Ort der Bau einer Kirche nötig. Sie wurde auf Kosten des erwähnten Schnorr und nach der Angabe eines Italieners errichtet, dessen Namen jedoch niemand kennt, und bildet eine wirkliche Sehenswürdigkeit. Außen erscheint sie achtseitig; das Innere ist kreisförmig. Die fünf Ölgemälde, welche sie schmücken, und die das Entzücken jedes Kunstkenners erregen, wurden von dem berühmten Historienmaler Ritter Julius Schnorr von Carolsfeld und seinem Sohne Ludwig, dem Heldentenor und bayrischen Hofopernsänger, gestiftet. Wie diese Namen schon verraten, war die Familie des Gründers in den Adelsstand erhoben worden und hatte nach Carlsfeld ihren Beinamen erhalten. Bedeutende

Männer sind ihr entsprossen; Professor Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld ist gegenwärtig Direktor der Königlichen Bibliothek zu Dresden.

Die erwähnten Eisenwerke gingen 1830 ein. In der Herstellung von Wanduhren, die den bekannten Schwarzwäldern nachgebildet waren und als „Carlsfelder" jahrzehntelang den Markt beherrschten, erblühte der Bevölkerung ein neuer Erwerbszweig; aber auch er erwies sich für die Dauer nicht lebensfähig und wurde durch die Hohlglasfabrikation, Tischlerei und Harmonikafabrikation ersetzt. — Von Carlsfeld führt uns der Weg über Weiters Wiese nach dem



Der große Kranichsee.

großen Kranichsee, einem Hochmoore, das ein Stück „Urwelt" darstellt, wo der Botaniker noch reiche Ausbeute findet.*) Als Hauptziel gilt aber doch der „Auersberg", der in der Nähe von Eibenstock liegt und von Wildenthal aus am leichtesten zu besteigen ist.

Daß sich doch auch an ihm erfüllte, was unser König Albert mit so herzigen Worten aussprach, als er den Grundstein zum Turme auf dem Spiegelwalde weihte:

„Möge der Wanderer sich noch recht lange Zeit von diesem schönen Punkte aus der herrlichen Werke der Gottesnatur erfreuen und immerdar in ein glückliches Land schauen!"

Richard Porzig.

*) Näheres über die Flora der Hochmoore enthält der Artikel „Vegetationsformationen im Königreiche Sachsen von Dr. Naumann" am Ende dieses Bandes.

D. Herausg.

's Weihnachtsfast in d'r Haamet.

Erzgebirgische Mundart.

Wellr[1]) guta Ebrarzgebirger dacht in dara Zeit vir Weihnachtn net garn an dos schiena Vaarschl, dos jedes Kind do druhm ka:

„Heit is dr heilge Ohmd! Ihr Maad,
Kummt rei, mr gießn Blei!
Rick, laaf geschwind zr Hanne-Christ:
Se söll bei Zeitn rei!"

E paar Wochn schu virn Fast, du liebr Gott, do werd gearwit, geschierdht[2]), siech ogeploogt miet allrhand nutwennigr Arwit; denn eh 's Bornkinnl[3]) bei 's imgieht un eizieht, do muß allis, allis berat[4]) sei. Mr schtieht aa — waar sist e sei bisl Getraad hoot — beizeitn frieh auf un drischt's bei dr Latarr[5]) in Scheinl aus. E Käl is oft, doß an pebert[6]), obr s hilft nischt, s faahlit doch 's neiwaschena Heiligaohmdschtruh zum Aufbraatn in Schtiebl. Wie aufmerksam herit mr do schu als klaanr Gung, wenn a Schtruh[7]) rimgedroschn war, dan Draschrn zu, die an vun heiling Christ drzöhlitn un do un aa durt ne Rupperich gesaah hom wulltn! Hoot dr Flegl Ruh, s wing Getraad is imgetauscht oder in dr Miehl zum Moohln geschafft, nochert kumma annere Arwitn. De liewa Weihnachtn, s greßta Fast in ganzn Gahr, is nimmer weit. — Murng schu is dr heilga Ohmd! De guta Muttr mit ihrn Maadna[8]), aa ne Vatr un de Gunga net ausgenumma, missn miet dra — allis muß halfn. Wos wärsch dä aa, wenn zun heiling Ohmd aa in klenstn, aafachstn[9]) Schtiewl net allis renklich[10]) saah sullt! Bis in de sindiga Nacht werd gepastlt[11]). Dr aana schnitzt noch Schaafla, dr annera Hirtla, dr dritta leimt's zrbrochena Christstalla auf, un wiedr e annerer hoot mitn Himml of dr Kripp ze thua. Wenig bekimmrn siech de Gunga imma Baam; daan richtn de Maad vir. Aa dr Lachtr[12]) derf net faahln; schu gestern wur 'r vun Ebrbudn[13]) runnergehult, un wu gu e bisl dra letiert[14]) war, nu dos wur aahm ausgebessert, reperiert un vrguld. Siehtr wieder urndlich repeperlich[15]), werdr aufgehängt, un noch e mannichs Gahr gieht'r. Un in wellr Schtub in ganzn Schtaadl wär kaa Engl ze findn? Überol, wuhi de kimmst, begrisst diech schu vun weitn in halln Gelang 's „Ehre sei Gott in der Höhe!" Dr heiliga Ohmd, of dan mr siech schu lang gefrat hoot, is do. Fix werd noch virmittg 's Haus gewaschn, 's Heiligaohmdschtruh of dr Gehaackbank[16]) schie egal geschnietn un sei akkerat nei ins Schtiebl gebraat. De Arwit hert sachta miet auf. Ner de Mutta, die alta guta Haut, ka noch net ruha. De Kinnr miss'n ogewaschn waarn, aa neiwaschn agezung. Su blittaweiß[17]) wie draußn leit[18]) dr Schnee, su renklich aa is heit in Schtiebl drinna! S Mütterla ka de Händ, wenn

---

[1]) Welcher. [2]) sich abgemüht. [3]) Christkind. [4]) vorbereitet. [5]) Laterne. [6]) zittert. [7]) Ein Stroh, d. h. acht bis zehn Garben, je nach der Größe des Raums. [8]) Mädchen. [9]) einfachsten. [10]) reinlich. [11]) geschnitzt u. s. w. [12]) Leuchter. [13]) Oberboden. [14]) zerbrochen, schadhaft. [15]) ansehnlich. [16]) Häckselbank, auf welcher das Stroh klar geschnitten wird. [17]) schneeweiß, blütenweiß. [18]) liegt.

alla schu ruha, noch immer net in Schuuß[19]) legn. Se hoot noch soot mit dr vrmoledeitn[20]) Kocherei ze thu; denn heit, ihr Leit, heit is doch dr heiliga Ohmd, do gibts aa Neinrlaa[21]), wie vir gewähnlich dr Arzgebirger singt:

„Mr hoom aa Neinrlaa gekocht!
Aa Worscht mit Saurakraut,
Mei Muttr hoot siech ogeploogt,
Die alta guta Haut!

S is Ohmd! — — Allis is agebrannt, un dr virgerichta Lachtr mit dan schin Lampla[22]) guckt heit mit gar grußn Aanga runnr ofn Tiesch ze dan vieln Schüsseln un Tallern! Waß dr Herr, s ganza Zierbraat[23]) is sei ogeleert! De Kripp brennt lichtrluh, dr Baam daar gelenzrt[24]) goldig schie, dr Engl un dr Bargma sei aa agezindt, un s Permettl[25]) hoot heit su gelampera[26]) Baa, doß mr sei Frad dra hom muß. Hom se alla gebat't, giehts Ass'n lus. O Sackrmant! Heit is unnr Muttr obr freigaabisch, un dos net vir Schpaß — alla Lackrfezigkaatn[27]) hot sa ofn Tiesch gebracht: Brotworscht und Saurakraut, Lins'n un Toppklies, net ze klaa, aa net ze wing, Sammelmilch un geraacherts Flaasch, Schwarzbeer, wuhl aa Preißl'beer gibt's do ze schnabelieren, un — r kennt mrsch sei gelaam odr net — aa dr Schwammetup aus dr Hell hintn derf net fahln un werd virgehult. Wult mr e su ass'n vun alln, iech dächt, s wür' wuhl biesa Foling[28]) brenga. Loschaa[29]) — aa's Viech werd net vrgass'n un kriegt vun Vatr in tüchting Salzfiez[30]) nans, noch dan 's schu lang gelapprt[31]) hoot. Un will dr aana odr dr annera sen Oechsl odr Kihla[32]) gar e Git' thu, gibt dr na wuhl aa e grußa Bemm mit Nußkarula drauf gestrat. Kurzim kaans, naa kaans soll an heiling Ohmd leer ausgieh. Is Ass'n vrbei, werd gebat't un dr Tiesch ogereimt. Aans obr werd drauf schtieh geloss'n un net waggenumma, dos is s lieba Brot mitn Salzürl[33]). Allis beds wicklt mr ins Tieschtuch ei un ble't bisn Christtog frieh liegn, doß gu[34]) net dr Segn vun unnern liebn Harrgott aus'n Haus zieht. Dr Vatr richt siech in de Kanepeeeck un raacht sei Pfeifl, de Muttr mitn Maadna wäscht auf, un de Gunga beguckn siech ihr schiena Kripp, richtn dos Hirtl un ge Schaafl noch e bisl zeracht, zindn a 's Flimmerla[35]) vun frischn wiedr a, wenns gu ausgelescht is.

„Zind' aa e Weihrichkarzl[36]) a,
Doß 's noodh Weihnachtn riecht.
Un schtells mer of dos Scherbl hie,
Dos unnern Ufen liegt!“

Se dischgeriern[37]) nu vun dan un vun gen, an mestn obr, r kennt mrsch sei gelaam, laweriern[38]) sa vun murging Christtog frieh — do giehts doch bal

---

[19]) Schoß. [20]) verwünschten. [21]) neunerlei. Im Obererzgebirge herrscht die Sitte, daß am heiligen Abend neun verschiedene Speisen einfacher Art auf den Tisch gebracht werden. [22]) Lämpchen. [23]) eine Art Geschirrschrank ohne Thüren [24]) glänzt. [25]) Pyramide, ein mechanisches Gehwerk. [26]) schnelle. [27]) alle guten Bissen. [28]) Folgen. [29]) gebt acht, schauet. [30]) Bemme. [31]) sich gesehnt. [32]) Kühchen, kleine Kuh u. s. w. [33]) Salzfäßchen. [34]) ja nicht. [35]) eine Art Nachtlichte. [36]) Kerzchen. [37]) sprechen. [38]) reden.

in de Mettn[39]). Kaans derfs verschloofn, un aa dr klensta Beebl[40]) schu läßt siech net drhaltn un gieht miet in dr Kirch, un wenna sei Vatr Huckefaßl[41]) neitrong sollt! Aa Lampl nochn annern ofn Lachtr löscht aus, dos un ge Lichtl of dr Permet is runnrgebrannt. Ofn Engl werds aa langssam miet finstr, un de Kripp, aa dr Baam hom de Halligkaat vrlurn. Do gieht de Hausthir noch aamool — — de Singgunga, die siech waang de huchn Windweha[42]) heit e bisl vrspät hom, seis, mannichmool kumma aa e paar Manns'n[43]) mit Weibsvölkrn[44]) un schtimma draußn in Haus vir dr Schtumthir a rachts schiens Weihnachtslied a, un adachtig singa mr hinna sachta miet:

„Ich freue mich in dir und heiße dich willkommen,
Mein liebster Jesu du, du hast dir's vorgenommen:
Du willst mein Bruder sein. O welch ein süßer Ton.
Wie freundlich sieht er aus, der große Gottessohn!"

Kamt is dar schiene Weihnachtsgesang vrklunga, un de Leit hoom ihrn Taatzn drfür kriegt, do werd Ruh in Schtiebl — s gieht allis ze Bett, doß sa gu murng frieh de Mettn net vrschloofn. Doch — mr braucht kaa Sorg ze hoom, de alta guta Muttr thut bei Zeitna drwachn. Waar obr kaa Lust hoot, siech niedrzelegn, nu daar wart't geleich bis imma Zwelfa — — s gieht doch im daara Zeit in Behmaschëit[45]) de Christmettn lus. Dort kenntr wos vrnamma — s is sei aa net garschtig drinna. Is die vrbei, ginna de Leit eham un legn siech die kurza Zeit bis frieh ofs Kannepee. — — — Of aamool obr gieths lus. „Traam iech odr wach iech? — Hoom mrsch eppr gar vrschloofn?" — „I naa, s let' erscht viera," maant de Muttr, die schu lang auf is un ze Kur[46]) gieht. Doch de Kinnr un a de Grußn loss'n siech nimmr drhaltn, un waar gu eppr noch e bisl natzn will, un daar hoot kaa Ruh meh — aar muß ahm aa miet aus'n Nast. Fix waarn da Klaadr rogehult, un s Azieh gieht lus.

„Macht ner, macht, s werd bal zamschlong. Ziehtch ner warm a, Windweha sei draußn, daß mr kamt durchwotn ka. Mr mecht bal gar net emool de Sockn naschteckn." — „Vrgaßt a de Till[47]) mitn Licht net!" — sat dr Vatr. „Un du Klaanr zieh de Lappla[48]) übr de Uhrn rei — s is heit e guttsgammerlicha[49]) Käl draußn, de Fanstr sei gefrurn wie de Schpinnbrattr" — maant de Alta. — — S schlögt zam. — — Se ginna. — — „Ugelick, du, abr dos sei Weha," beckt dr Klaane, „wenn mr ner erscht nei wärn!" — — — Ach, wie harrlich, wie schie is dos goldige Geleit of dr Kirch meinr lieben Haamet, un wenn aa fern drvu, allemool zun heiling Christmurng frieh, do weckt miech in Traam dar wuhlthuita Gelockuton, un iech schtieh in Gedankna aa miet drinna in dr Kirch bei daara adachting Meng un sing aus vulln Harzn miet dos alta un immr neia:

„Hosianna :: Davids Sohn, kommt in Zion eingezogen.
Auf, bereitet :: ihm den Thron, setzt ihm tausend Ehrenbogen.
Streuet Palmen, machet Bahn! ::
Daß er Einzug :: halten kann!"

[39]) die übliche Christmette. [40]) Büblein. [41]) auf dem Rücken tragen. [42]) Schneehügel, kleine Schneeberge. [43]) u. [44]) Männer und Frauen. [45]) Böhmische Seite, Böhmisch-Wiesenthal. [46]) umgeht. [47]) Lichthalter. [48]) Läppchen an der Wintermütze. [49]) fürchterlich.

Mr war noch e klaanr Gung, gieng aa noch net in dr Schul, hoot uns unnr Muttr schu dan Vaarsch virgesat un eigelarnt.

Niemand is heit frieh drham — ner 's Mütterla — die ka net, die derf net mietgieh. Waar thät de aa mit'n Rupperich de Bescheering virrichten? — S erschta Gesangbuchslied is in dr Kirch' vrklunga, kamt hoot dr guta Pfarr sen Dienst getha, nooch kimmt de Hauptsach miet. Of alln vier Eckna[50]) in dr Kirch bein Empurena hoom sich sechsa, aa acht Churgunga hiereteriert[51]), die missen 's Quempastoris singa — allemool aa Zeil im de annere, un zeletzt allezam. Drzu blositn[52]) aa noch de Musikanten, die ofn Chur schtandn, getrummelt wur mitn grußn Kirchnpaukn, kurzim, s Harz wacklit an vir Frad. Un unnr altr Kantr — tröst'n dr lieba Gott — hoot uns allemool ohmst, wenn Singschtund war, net vr Schpaß mit dn Fidlbugn eiexerziert. Do hieß Kup un Eelbugn zamnamma, un Genade Gott dan, daar eppr net ganz genau aufpassit! Zr Sicherhaat schtellitr a ze uns Gungena Mannr vun Gesangverein hie — iech derinnr miech noch racht gut of unnern altn gutn sangiskundiga Engl — un ofn taktfestn Strunz, die uns urndlich of de Fingr obr aa ofs Güschl saah sulltn. Un waß dr Herr, s klappit! — Freilich meh noch hat' de „Weissaging"[53]) ze bedeitn, die vun in Churgung ofn Chur vurna gesunga wur'. Mr mußt — r kennt mrsch sei gelaam — schu e gutr Sängr sei und kräha kenna wie a Hadllerch[54]), wenn mr ze daar Ehr' kam, de Weissaging singa ze derfn. Freilich warsch vir an net ganz lecht, aufpass'n mußt mr wie e su e Haftlmachr, doß mr siech gu im kan Taktaal[55]) vrzöhlit un richtig aa eisetzit: „Höret an die Weissagung des Jesaias" u. s. w. Wie horchitn do de Leit, wie stutzitn[56]) sa un wie guckitn sa vir ofs Chur, waar de daar harzhafta Gung gewaas'n sei mög', daar heit in dr Mettn e su schie odr aa — net schie gesunga hoot! Net schie? Dos kam gar net vir. Jedr machit sen Krampl[57]). Dofir surgit schu aa bei dr Auffihring s vrmoledeita Taktierstöckl wie in dr Prob dr nischgetaagta Fidlbugn. — Un hot' nochert dr Pfarrna sei harrlicha Predigt ze End, doo hert mr hinnern Altar — s klingt eich wie s Singa vun lautr Weihnachtsengela — de „Stille Nacht, heilige Nacht!" Kennt mrsch gelaam, mr werd drquickt, un is of dara Walt schu druhm in Himmel. Ja, dos sei fromma Sittn in meinr altn gutn Haamet Wiesnthol! —

Is der letzta Vaarsch vrklunga une's Ausgangslied ze End', do werds in Kirchl, wu aarscht Lichtla übr Lichtla in hallstn Gelanz branntn, sachta finstr, desto hallr abr in de Heis'r. Mr ginna eham, un kaas ka's drwart'n, zu de Kirchnschtufn nunnr- un nauszekumma. „Wos werschte beschert kriegn", denkt daar odr genr, un 's Harz piebert an vir Neigier. Kimt mr drham zr Schtumthir nei, du liebr Gott, allis is hall! S ganza Schtiebl brennt licht'rluh! Un dr Tiesch, ei sat' a, dr ganza Tiesch liegt e su vull, wie zun Wiesnthalr Gahrmarkt de Oedernr Boibuden[58]) — un aa noch zugedeckt! „Wos werd' do drunnr schtackn?" denkt mr. Net mir nischt, dir nischt ka mr do net wagnamma — i naa —

---

[50]) auf den vier Ecken in der Kirche und zwar je links und rechts vom Chor, bezw. links und rechts vom Altar. [51]) hingesetzt. [52]) bliesen. [53]) Die Weissagung aus dem Propheten Jesaias — (cf. Kap. 9). [54]) Heidelerche. [55]) Taktteil. [56]) stutzen. [57]) Kram. [58]) Flanell, Lama aus Oderan.

Gott bewahra — jeds hoots sei extra's Platzl, wie's bein Aff'n sitzt. „Nu Klaanr, fang a“, maant de Muttr. Wella Tutnruh[59]) is do in ganzn Schtiebl, wennr bat't: „Ich freue mich in dir, und heiße dich willkommen! rc.“ Isr mit sen Baarschl fertig, giehts Aufdecken un de Frad lus, un geds nimmt siech sen Taal wag un sogt ne Eltrn a „Vrgalts Gott!“ Allezam setzn siech nochert an Tiesch na, trinkn ihr Schalla[60]) Kaffee un kostn s arschte Mool ne frischageschnietena Weihnachtsschtolln. Ach, do hoots sei kaa Nut, ihr Leit; denn denkt eich ner:

„Mr hoom doch sachza[61]) Buttrschtolln
Su lang wie de Ufnbank,
Ihr Maad, do werd gefrass'n waarn!
Mr waarn noch alla krank!

Hoot mr ze Mittg aa ne Weihnachtsgaus'l ne Garaus gemacht, un de Kinnr kumma Nochmittg vun dr Ruschl rei, doo loss'n se siech aa ohmst noch net haltn, guckn ze gieh, Krippn azeguckn, un s gieht vir dr erscht nauf zun Hertl Kar.[62]) Durt, ihr Leit, kennta Maul un Aagn aufschperrn un vrwunnert eich, wos daar fleßige Ma e su zamgepastelt hoot. S is e wahrer Schtaat, die scharmanta[63]) Kripp! Wie e su de ganza Weihnachtsgeschicht vir siech ganga is, dos kennt'r durten saah.“ — Freilich itza in daara neiern Zeit hoom siech do druhm Leit ins Mittl geschloogn, unnera schien Weihnachtsgebreich wiedr zr Perfektin[64]) ze brenga. Do hoot eich namlich dr Ebrferschtr[65]) drunten in Wiesnthol — ach e sei's Mannl — belibt aa immedim,[66]) daar kaa Mih un kaa Gald scheit — mr soogt, aar hät' aa Hausen setts Zeig — beraat,[67]) daß unnera Arzgebirgssittn, wie se unnera Eltrn saalig pflaagtn, wiedr verbrat't wir'n. Un waß dr Herr, dan gutn Mannl gelickets.[68]) Fix grinditr mitn Pfarrma in Schtaadtl druhm, daar aa net ofn Kup gefalln is, un noch miet vrschiedna annern Leitna in Verein — dan se „Krippn'verein“ taafitn.[69]) Un wennr ze Weihnachtn emool übr Anneburg naufkummt, iech sogs eich, vrgaßt sei gu net nooch Wiesnthol miet hutzn[70]) ze gieh; 'r braucht doch gar net ze laafen, s gelampera[71]) Sekretärbaahnl[72]) brengt eich gefix durtn hie un aa wiedr eham. Do find'r e Krippl aufgestellt, die ihrisgleichen sucht. Un wahrlich, s is schu kaa Krippl meh, naa, e grußmachtiga scharmanta Weihnachtskripp, die siech dr thaatiga Krippnverein salberscht mit mannicher Mieh zamgepastlt hoot, die e lauta Schprooch redn thut un naturgetrei drzöhlt vun dr Geburt unnersch liebn Heilands durt in Bethlahem, un in Gedankna schtimmst aa du miet ei in dan harrling Englsgesang:

„Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Robert Müller.

---

[59]) Totenruhe. [60]) Tasse. [61]) sechzehn. [62]) der durch seine schönen, selbstgeschnitzten Krippen vielbekannte Maler Hertelt. [63]) herrliche. [64]) in Aufnahme, zur Entfaltung. [65]) Oberförster. [66]) überall. [67]) zu stande gebracht. [68]) glückte es. [69]) tauften. [70]) zu Besuche gehen. [71]) u. [72]) die schnelle Sekundärbahn Cranzahl-Oberwiesenthal.

Wiesnthol in Schnee.

Erzgebirgische Mundart.

In Wies'nthol, dos Gott drbarm,
Giebt's heier sei viel Schnee.
Mr brengt doch kamt sei Schtiebl warm,
Die grußa Käl' thut weh!

Dos ganza Schtaadtl, 's is ne Pracht!
Su weiß un renklich aa.
Kaa Kinstlr hätt's su ausgedacht,
Waar waß, obs Hert'l[1]) ka.

Vun uhm bis untn nans ka Bah,
S'is wahrlich gar ze schlimm.
Dr Schnee gieht bis an' Firschtn na,
Vrweht is immadim!

De Pfarr', de Schul', dr Müllrbeck[2])
's Breihaus un dr Mark,
Ja, ganza Schtrooßn sei vrdeckt.
Dos is mr bal ze schtark!

Ben Rothaus un ben Danisschmied,
Giebt's Schnee sei net ze wing.
Un hintn gar ben Saltmann Gied[3])
Do liegt'r net gering.

Bal' alla Hausthiern, die sei zu,
Zun Fanstern ner gieht's nei!
De Tramplgarda[4]) hoot ka Ruh,
Baut Tunnln schie un fei!

Schu anna fuchzig warsch wie heit:
Uf'n Mark war e grußa Zach[5]).
De „Kurgäst"[6]) kama wie geschneit,
Die labtn unnr Fach.

Drimm holt dr Kraazr[7]) aa geleich
E Bargzach sei gemacht.
Do schenktr Bier un annr Zeig
Bei Toog un aa bei Nacht.

Wenn Leipzig aa e grußr Ort
Un viel zu sah durt is —
Doch setta Weha sei net dort,
Dos waß ich ganz gewieß.

Drim Wiesnthol, wenns eigeschneit,
Is schennr wie Barli[8]).
Un wolltrsch net gelaam, ihr Leit,
Mögt salbr ner hiegieh!

Robert Müller.

Der Kuhberg bei Netzschkau.

Etwas aus alter und neuer Zeit.

Südlich von dem Städtchen Netzschkau i. V. erhebt sich „um eines Hauptes Länge" über seine Nachbarn der Kuhberg. Dichter, dunkler Fichtenwald, dann und wann von hellem Birkengrün unterbrochen, bedeckt ihn bis zum Gipfel, und an

[1]) Maler Hertel. [2]) Bäcker Müller. [3]) Guido Seltmann. [4]) Schneescharer, Schneeschipper. [5]) Zeche, d. h. Gang unter Schnee, Schneehöhle. [6]) Die Kurgäste fuhren in den fünfziger Jahren noch mit Eilpost bezw. Kutsche nach Karlsbad durch Wiesenthal, wo sie bei ihrer Durchreise u. a. auch diesen künstlichen Schneepalast auf dem Marktplatze mit in Augenschein nehmen konnten. [7]) der damalige Besitzer der Schwefelfabrik, Schrotsberger. [8]) Berlin. Obiges Gedicht bezieht sich auf den strengen Winter von 1888.

seinem Fuße breitet sich niederes Gehölz aus, der Boden aber ist mit dem grünen Teppich der Heidel- und Preißelbeere bekleidet. In späten Sommerwochen entfaltet dort auch die Heide reiche Pracht, und die ganze Gegend liegt dann wie in Glut getaucht.

Der Kuhberg bildet die höchste Erhebung auf viele Stunden im Umkreis und gewährt einen herrlichen Ausblick in das ganze nördliche sächsische und reußische Vogtland. Nun wirst du, lieber junger Leser, verwundert fragen, wie dieser schöne Berg zu einem so sonderbaren Namen gekommen ist, und wirst keinen Zusammenhang zwischen dem bekannten plumpen Haustiere und dem vielgerühmten Berge des unteren Vogtlandes finden können. Deshalb will ich folgende Geschichte erzählen, die noch im Munde einiger alter Leute lebt, und die mir zu lieblich erscheint, als daß ich sie dir vorenthalten dürfte.

Vor vielen Jahren wohnte in dem Dorfe Brockau, welches sich nach Nordwesten hin am Fuße des Berges ausbreitet, eine arme Häuslersfamilie. Der Mann besorgte seit langen Jahren Traggänge und Botenfuhren nach Netzschkau, Mylau und Elsterberg und führte den Dorfbewohnern aus diesen Städten Nahrungsmittel und andere Waren zu. Als aber im Dorfe selbst ein Krämer seinen Wohnsitz aufschlug und die meisten Dorfleute nun bei diesem ihre Einkäufe machten, kam der Häusler nach und nach um Brot und Lohn. Eine Kuh und eine Ziege nannte die Familie schließlich noch ihren einzigen Besitz. Feld und Wiese gehörten aber nicht zu dem Häuschen, und so mußten die beiden Haustiere fürlieb nehmen mit den geringen Abfällen aus der Küche und dem spärlichen Futter, das ihnen das Grasgärtchen bot. Wer konnte es ihnen verdenken, wenn sie des öfteren sehnsüchtig nach den paar Krautköpfen des Krätzgärtchens schauten und zu Zeiten sogar den morschen Zaun durchbrachen, um von der seltenen Kost zu naschen? In der Familie des Häuslers ging es recht ärmlich zu, nachdem der Verdienst des Mannes so gering geworden war. Die Frau, die in jungen Jahren schöner geblüht hatte als die roten Rosen im Beet, sah bleich und abgezehrt aus. Nur die Tochter der beiden Leute, das zwölfjährige Annel, war frisch und fröhlich, und wenn ihr helles Lachen durchs Haus scholl, konnte niemand vermuten, daß die böse Frau Not mit den Bewohnern zu Bette ging, aufstand und alle Gänge, Gedanken und Hoffnungen begleitete. Annel war der Segen des Hauses und das einzige Glück der Eltern. Sie sang dem vergrämten Vater in der Abendstunde ein heiteres Lied; der Mutter aber erzählte sie von den Vögeln und Rehen im Walde, und wie die Welt so schön sei draußen. Dann war es oft, als huschte ein Sonnenstrahl durch die Hütte, und die armen Leute dünkten sich noch nicht ganz arm. Nur einen Fehler hatte die Kleine. Sie gab alles weg. Ihr Vesperbrot teilte sie mit den Kindern auf der Straße, und wenn ihr die Mutter eine Handvoll Erdbeeren aus dem Gärtchen gereicht hatte, aß sie einige davon, die andern verteilte sie unter ihre Freundinnen. Nie war sie froher, als wenn sie alles hergegeben hatte. Da sie bei einem Bauer als Gänsemädchen dann und wann Dienste verrichtete, wurden ihr auch zuweilen Kleidungsstücke geschenkt. So brachte sie denn eines Abends ein Paar funkelnagelneue Schuhe mit heim. Fürsorglich bewahrte die Mutter dieselben im Schränkchen auf; denn die Tage waren

noch warm, und vogtländische Kinder gehen bis tief in den Herbst hinein barfuß. Nun ward es aber doch nach und nach rauh draußen, und der Oktobersturm brauste gar gewaltig über die Berge. Da schien es an der Zeit zu sein, daß Annel die neuen Schuhe anlegte. Aber wie erschrak die Mutter, als sie an einem Sonntagsmorgen die Schuhe vergeblich suchte! Sie waren verschwunden. Eines Tages, als die Eltern gemeinsam nach Brot gegangen waren, war nämlich ein fremdes Mädchen ins Haus gekommen. Die einen sagten, es sei eine Zigeunerin gewesen, schwarzlockig und bunt gekleidet, andere meinten, ein Waldweibchen, wie sie sich früher oft in vogtländischen Dörfern sehen ließen. Die Fremde hatte gar jämmerlich geklagt und geweint und so erfroren ausgesehen, und weil sie ohne Schuhe war, hatte ihr das gutherzige Annel seine neuen Schuhe geschenkt. Dank hatte sie freilich nicht bekommen; das fremde Mädchen war vielmehr mit den Schuhen ohne Gruß und ohne ein Wort zu sprechen fortgeeilt. Nun war die Mutter recht bitterböse, und da der Vater an demselben Tage wieder mit nur geringer Einnahme heimkam, schien es, als schaute die herzlose Frau Not aus allen Winkeln und Ecken des kleinen Hauses hervor. Aber wie eigen doch! Bei dem kargen Abendbrote an diesem Sonntage saßen die drei wieder heiteren Sinnes beisammen. Annel hatte wieder gesungen und geplaudert, und Frau Not verkroch sich immer tiefer in das Dunkel der Nacht.

Eines Tages kam Annel mit einer frohen Botschaft heim. Sie sollte die Kühe ihres Brotherrn auf die Kleestoppel treiben und hatte die Erlaubnis bekommen, die eigene Kuh und Ziege mit hinauszuführen. „Wie wird es den beiden ausgehungerten Tieren schmecken, und wie werden sie sich tummeln!“ schwärmte sie der Mutter vor. Mit andern Kindern des Dorfes trieb sie nun das Vieh hinaus auf die Fluren, die sich am Fuße des Berges dicht am Waldrande ausbreiten. Annels Kuh schien gar nicht genug bekommen zu können. Das war ja kein Wunder; denn dem Häuslersvieh wird ja eben das Futter sonst nur karg zugemessen. Und nach der derben Ausdrucksweise des Vogtländers heißt es deswegen heute noch von einem nimmersatten Menschen: „Er frißt wie eine Häuslerskuh“. — Die Tiere, wohlbewacht von Annel und ihren Gespielen, hatten schon geraume Zeit gegrast, als plötzlich über einer Hütte des Dorfes gelber Qualm aufstieg und Lärm und Stimmengewirr zu den Kindern herüberdrang. In der Angst und Aufregung, die jeden Menschen bei einem solchen Anblick befällt, vergaßen die Kinder das Vieh und eilten dem Dorfe zu. Zum Glück hatte man mit Eimern und Zobern wahre Ströme Wassers in das Feuer gegossen, so daß es bald erstickt war. Jetzt erst fiel der kleinen Hirtenschar die verlassene Herde wieder ein, und eiligst kehrten sie zu derselben zurück. Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie Annels Kuh nicht mehr dabei fanden! Und zum Unglück hatte gerade sie keine Glocke am Halse; denn zu einer solchen hatten es die Häuslersleute noch nicht gebracht. Alles Rufen nach der grauen Liese, alles Ausschauen und Suchen half nichts; sie blieb verschwunden. Inzwischen brach die Dämmerung herein; die Sonne sank drüben hinter den Wäldern des Reußenlandes zu Thale, und mit verweinten Augen, in ihrem Herzen unaussprechlich betrübt, betrat Annel, nur ihre Ziege an der Hand, das elterliche Haus. Diesen Abend kehrte auch noch eine Schwester der Frau

Not, die Verzweiflung, in dem Häuschen ein, und beide legten ihre heißen Hände auf die Stirnen der drei armen Menschen, so daß sie keinen Schlaf fanden.

Am kommenden Morgen, als die ersten Sonnenpfeile über den Höhen emporschossen, machte sich die ganze Familie auf die Suche. Aber wie man auch die Raine ablief und die Büsche in den Feldern durchsuchte — hier und da schwirrten wohl ein paar Rebhühner auf, und ein Hase lief aufgeschreckt davon — aber die Kuh sah keines. Annel war unterdessen wie zufällig in den Wald am Berge geraten. Obwohl sie wußte, daß Kühe sonst kaum zwischen die hohen Stämme grasen gehen, erfüllte doch ihr Herz eine schwache Hoffnung, ihr liebes Tier dort zu finden. So gelangte sie unvermerkt zwischen Heide und Gesträuch immer höher den Berg hinauf. Dornen hielten ihre Kleider fest und rissen ihr Hände und Gesicht blutig, aber in ihrem Eifer fühlte sie es nicht. Jetzt war sie kaum hundert Schritte vom Gipfel des Berges entfernt, als ein Glockengeläute an ihr Ohr drang, ein seltsamer Klang, silbern und wunderbar. Aber was ging sie der Klang an; ihre Liese trug ja keine Glocke! — Und doch! Denn als kurz darauf Annel die kleine Plattform des Gipfels erreichte, erblickte sie — ihre Kuh, mit einem Bande um den Hals und einer blanken, großen Glocke daran, von der jener wohllautende Klang herkam. Annel hatte sich noch nicht von dem freudigen Schrecken des Wiederfindens erholt, da fuhr ihr ein neuer Schreck durch die Glieder; denn in geringer Entfernung sah sie das fremde Mädchen stehen, dem sie vor kurzem ihre neuen Schuhe geschenkt hatte. Es deutete auf die Glocke am Halse, als wollte es sagen: „Ich habe sie der Liese umgehängt, damit du sie leichter wiederfinden solltest.“ Die Fremde grüßte noch einmal freundlich, wobei ein Glanz in ihren Augen leuchtete, aus dem deutlich die Dankbarkeit sprach, und ehe noch das jauchzende Annel ihrerseits danken konnte, war die rätselhafte Erscheinung verschwunden.

Nun ging's in Eile den Berg hinab über die Stoppeln, wo die schon hoffnungslos gewordenen Eltern noch immer suchten. Freudig stimmten diese in den Jubel ihres Kindes ein. Nachdem sie ihre wiedergefundene Kuh, deren Glocke sich als echtes Silber erwies, während der Klöppel aus lauterem Golde war, dem alten Stalle wieder zugeführt hatten, zog auf einmal das Glück in ihr armseliges Haus ein. Der Vater kam eines Abends mit der Nachricht heim, daß er lohnende Beschäftigung auf Lebenszeit im nahen Netzschkau gefunden habe, und die Mutter genas nach und nach von ihrem Leiden, weil sie sich jetzt mehr zu gute thun konnte als früher. Die Sparpfennige mehrten sich. Das Häuschen konnte ein neues Kleid bekommen. Ein besserer, geräumigerer Stall wurde gebaut, in welchen bald noch zwei Kühe Einzug hielten. Eine Wiese und ein großes Feld hatten die Leute auch erwerben können. Vor den Fenstern blühten Geranien und Goldlack schöner denn je, und Frau Not war längst auf und davon; denn sie flieht das Glück wie die Eulen den Sonnenglanz. Daß aber die Geschichte im Dorfe und in der ganzen Gegend erzählt wurde, wundert den nicht, der die Freude des Vogtländers am Wunderbaren und Seltsamen kennt, und daß dadurch der Berg allmählich zu seinem jetzigen Namen kam, kann dir, lieber Leser, nun auch nicht mehr sonderbar erscheinen.

* * *

Der Berg heißt heute noch Kuhberg. Sein schlichter Name läßt niemand erraten, daß er zu den schönsten Aussichtspunkten unseres Vaterlandes gehört. Bis vor wenig Jahren krönte seinen Gipfel ein hölzerner Aussichtsturm, von welchem aus sich dem Auge ein wunderbares Rundbild darbot. Leider ist dieser Turm in der Sedannacht 1897 von Frevlerhand angezündet und durch die Flammen vernichtet worden. Wer jetzt hinkommt, muß das Gerüst besteigen, das auf dem Berge zum Zwecke der Landesvermessung errichtet worden ist. Auch von diesem kann man weit ins Land schauen. Die Stadt Reichenbach grüßt von ferne herüber. Ein Teil der Schwesterstädte Mylau und Netzschkau ist sichtbar. Wendet man sich nach Norden, so sieht man mitten aus waldigen Bergen das alte Greizer Schloß auftauchen. Hügel reiht sich rings an Hügel, weiter nach Süden Berg an Berg; überall tiefer, dunkler Fichtenwald und traumhafte Stille. Die neue, schöne Kirche der Stadt Plauen ragt zwischen den fernen Höhen empor. Ein großer Teil des überaus anmutigen Reußenlandes ist sichtbar, und nach Südosten zu verliert sich der Blick in die blauen Bergreihen an der bayrischen Grenze. Ja, es liegt wahrlich ein liebliches Stück Erde zu den Füßen des Beschauers ausgebreitet.

Und noch etwas anderes zeigt der Berg seit kurzem, nämlich die echte, treu vaterländische Gesinnung des Vogtländers, der ja leider von solchen, die ihn nicht genau kennen, oft als gleichgiltig, ja als hart und gefühlsarm bezeichnet wird.

In den Städten Netzschkau, Mylau, Reichenberg, Greiz und den umliegenden Ortschaften war vor einigen Jahren in begeistertem Wort und Bild zur Errichtung eines Bismarckturmes auf dem Kuhberge aufgefordert worden. Von da an war man rastlos thätig, um diesen Traum der treuen Volksseele zu verwirklichen. Und fast eher, als man zu glauben wagte, ist das schöne Werk gelungen.

In der Abenddämmerung des 28. Oktober 1900 richteten sich die Blicke von Tausenden in Dorf und Stadt, in Thal und Höhe freudig nach dem Berge, wo helle, hochaufschlagende Flammen verkündeten, daß der Bismarckturm erstanden sei, ein weithin sichtbares Zeichen dafür, daß man im „grünen Vogtlande"*) dessen nie vergißt, der uns das Reich gebaut. Wohl ist's wahr: Scharf weht manchmal der Wind über diese Höhen, und wie Rauhreif liegt's auf dem Wesen des Vogtländers; aber trotzdem, ja vielleicht gerade deshalb ist sein Herz — gleich dem Kern in harter Schale — so unberührt vom Wurmfraß der neuen Zeit geblieben, die mit ihrer Oberflächlichkeit und Unrast gar so viel Echtheit und gesunde Art zerstört. Er hat sich noch immer urwüchsig in Gesinnung und Sitte erhalten, und wenn irgendwo im Sachsenlande gediegenes Gold gefunden wird, so ist es im Herzen des Vogtländers, nämlich das Gold lauterer, unverbrüchlicher Treue zu König, Kaiser und Reich!

Das war das Neue, was ich dir erzählen wollte, lieber junger Leser. Gewiß bist du einig mit mir, wenn ich von ganzem Herzen wünsche, daß Gott das schöne Vogtland, sein braves Volk und seine waldigen Berge allzeit segnen möge.

---

*) Bismarck selbst hat bei einer Durchreise diesen Ausdruck gebraucht.

Dem stolzen Baue aber auf dem Gipfel des Kuhberges laß uns jetzt einen kerndeutschen Gruß senden:

„So rage aus des Berges Wald,
Du stolzer Ehrenturm,
Und stehe, wie „der Alte“ stand,
Grundfest im Höhensturm!

Und an den Tagen deutschen Glücks
Verkünde weit dein Brand,
Daß tiefe deutsche Treue wohnt
In diesem schönen Land!“

Otto Thörner.

Holks Ende.

Vogtländische Scenen aus den drei Augustmonaten 1632—34.

Es war im Anfang August des Jahres 1633. Der entsetzlichste aller Kriege, der Religionskrieg, der dreißig Jahre lang unser Vaterland verwüsten sollte, lastete schwer auf Deutschland, besonders aber auf dem Vogtlande.

Der Kantor Georg Paulus in Sachsgrün an der sächsisch-bayrischen Grenze hatte soeben die Abendglocke geläutet, deren friedliche Töne die Arbeiter im Dorf und Schloß zur Ruhe rufen sollten.

Paulus lehnte noch, nachdem er auch, wie seine Pflicht es heischte, die Turmuhr aufgezogen hatte, am offenen Laden, tief in Gedanken versunken. „Des Amtes als Küster habe ich wieder einmal gewartet,“ dachte er, „aber hat es denn eigentlich noch einen Zweck? Wo sind denn die Arbeiter, die nach des Tages Last und Hitze heimkehren an den häuslichen Herd? Wo ist überhaupt noch ein häuslicher Herd zu finden?“

Er stieg die alte hölzerne Treppe hinab und verließ die Kirche, nachdem er noch einen Blick auf den ein Jahr vorher um dieselbe Zeit von den Kaiserlichen unter Führung des Generals Holk beraubten Altar geworfen hatte.

Georg Paulus war erst seit kurzer Zeit Lehrer und Küster in Sachsgrün. Er hatte, wie damals üblich, keinerlei wissenschaftliche Vorbildung genossen, sondern war einfacher Haus- und Feldbesitzer im Orte und nur seiner angeborenen Anlagen, seiner im Leben erworbenen praktischen Kenntnisse, sowie seines lauteren Lebenswandels wegen zum neuen Amte bestellt worden.

Als er langsam über den kleinen Friedhof seinem Hause zuschritt, blieb er an einem großen, sauber gehaltenen und reich mit Blumen geschmückten Grabhügel stehen. Seine Augen füllten sich mit Thränen und hafteten lange Zeit an dem einfachen hölzernen Kreuze, auf dem einige Namen standen, die das Teuerste bezeichneten, was er besessen hatte. Hier ruhten friedlich in einem Grabe sein alter, braver

Vater, seine gute Mutter und seine zwei einzigen Kinder, zwei blühende Mädchen, die in einer Woche der schrecklichsten aller Krankheiten, der Pest, zum Opfer gefallen waren. Da seine Frau schon früher verstorben war, stand er nun allein in der Welt da, in Gottes unerforschlichen Ratschluß still ergeben und sich tröstend mit denen aus seiner Gemeinde und den Nachbardörfern, denen es ebenso und noch schlimmer ergangen war.

Und ihrer waren viele.

Da legte sich ihm eine kräftige Hand auf die Schulter. Paulus drehte sich um und sah in das biedere, offene Gesicht des Schloßverwalters Romming, eines seinem Herrn, dem edlen Wilhelm von Streitberg auf Sachsgrün, treu dienenden Mannes. „Laßt es gut sein, lieber Nachbar," sagte Romming, „selig sind die Toten; nicht die sind zu beklagen, die da unten friedlich schlafen, nein die, welche oben in solchen Zeiten weiter leben müssen."

„Recht habt Ihr, Herr Romming," antwortete Georg Paulus, „doch ist es schwer, sehr schwer, sich dem Willen des Allmächtigen zu fügen! — Wie sieht es im Schlosse aus? Habt Ihr noch keine Nachricht vom edlen Herrn und seiner Familie?"

„Ja," erwiderte der Verwalter, „ich kann Verschiedenes berichten; doch kommt mit hinüber in das Schloß! Zu Hause erwartet Euch doch niemand, und mir ist es auch so einsam in dem großen, alten Bau. Ein Stück Brot und eine Pfeife Tabak sind zur Hand."

Paulus ließ sich das nicht zweimal sagen. Zu Hause gab es gar nichts zu beißen, und er hätte sich, wie schon so manches Mal, hungrig zu Bette legen müssen; und dazu noch eine Pfeife Tabak! — Herr Gott, wie lange hatte er nicht geraucht! Just seit einem Jahre, seit der Holksche Kroat mit dem großen Schnurrbart ihm behaglich grinsend seinen wohlgefüllten Tabaksbeutel aus Schweinsblase geraubt hatte, zu dem sein feist gemästetes Winterschwein vor zwei Jahren das Material geliefert hatte.

Vergangene, glückliche Zeiten, wo man noch Schlachtfest halten konnte! Jetzt gab es in der ganzen Umgegend auf stundenweite Entfernung kein Pfund Fleisch mehr zu kaufen.

Die beiden Männer schritten dem altertümlichen Schlosse zu, dessen Viereck mit den klafterdicken Mauern und seiner sonstigen festen Bauart schon manches Jahrhundert überdauert hatte. Düster blickte ihnen der auch heute noch erhaltene Bau entgegen, der schon im neunten Jahrhundert als Grenzfeste gegen die unterworfenen Sorben angelegt worden war. Der hohe Turm schaute noch in das Land, doch nicht wie früher trotzig und kühn, fliehende Sorben entdeckend, sondern ängstlich spähend, ob die männermordenden und frauenschändenden Scharen der Wallensteinschen Völker sich wieder nahten.

Laut hallten die Schritte der beiden Männer, als sie den dreifachen, breiten Wassergraben, der das Schloß umzog, auf hölzerner Brücke überschritten. Jetzt waren sie im Hofe. Es war Abend geworden, aber kein freundlich leuchtendes Lichtlein erglänzte aus den wenigen und unregelmäßig geordneten Fenstern des stolzen Schlosses.

Sie traten in die kühle Hausflur, wo ihnen der einzige Mitbewohner des Schlosses, der alte Kutscher Johann, entgegenkam. Mit herzlichem guten Abend öffnete er die nächste Thüre, und alle drei befanden sich im Zimmer des Verwalters, das dieser jetzt, wo alle Knechte und Mägde tot oder fortgelaufen waren, brüderlich mit dem alten Johann teilte. Bald war das mehr als einfache Abendbrot eingenommen, die Pfeifen wurden in Brand gesetzt, und nach langer Zeit zog wieder einmal ein Stück Gemütlichkeit in das alte Schloß ein. Wohl war es nicht das beste Kraut, das sie entzündet hatten, aber doch welch ein Genuß für unsern Georg Paulus, der nach und nach bei den bläulichen Wolken, die er in die Luft blies, merkte, daß das Herz ihm leichter wurde, und daß der schwere Sorgenstein, der ihn drückte, auf ein paar Stunden von seiner Brust rücken wollte.

„Nun, lieber Herr Romming,“ rief er endlich nach ziemlich langem Schweigen aus, „erzählt, was Ihr vom edlen Herrn erfahren habt, und was Ihr sonst noch wißt.“

„Seit der entsetzliche Holk,“ fing Romming an, „vergangenes Jahr um diese Zeit hier durchkam, unsere Gegend so fürchterlich brandschatzte und als schrecklichste Gabe die Pest zurückließ, die noch auffraß, was das Schwert des Feindes verschonte, habe ich nichts von der Familie meines gnädigen Herrn erfahren, die, wie Ihr wißt, noch vor dem großen Unglück ihre Besitzungen in Thüringen, in der Nähe von Coburg, aufsuchte, wo die Feste ihr in der Not Schutz bot. Herr Wilhelm von Streitberg hat erst nach längerer Zeit und zwar durch den Dresdner Hof Nachricht erhalten, an den ja, wie uns bekannt ist, der kurfürstliche Schösser Johann Flessa in Vogtsberg einen ausführlichen Bericht über das ganze Elend, sowie über die Einnahme und Zerstörung der Stadt Ölsnitz und des Schlosses Vogtsberg eingeschickt hat. Der gnädige Herr Wilhelm von Streitberg hat nun eine von ihm sehnlichst gewünschte Gelegenheit benützt, um nach Plauen einen Brief nebst einem Päcklein, das einiges Geld, Fleisch und Tabak enthielt, gelangen lassen. Als heute Johann seit langer Zeit wieder einmal in Plauen war, um die notwendigsten Lebensmittel zu beschaffen — er hatte es gewagt, unser letztes Pferd, den alten Schimmel, einzuspannen, den die Kaiserlichen voriges Jahr nicht mitgenommen haben — da hat er den Brief und das Päcklein vom Bürgermeister Heinrich Möstel erhalten und mitgebracht.“

„Nun möchtet Ihr wissen, was im Briefe steht. So höret denn zunächst etwas über den Stand des Krieges. Als die Holksche Armee im vergangenen Jahre hier durchkam, zog sie nach den im Vogtlande verübten blutigen Grausamkeiten weiter nach Nordosten. In Brunn bei Reichenbach traf Holk im Oktober den Generalissimus Wallenstein. Beide zogen dann weiter nach Leipzig zu, und hier fand am 16. November bei Lützen die Entscheidungsschlacht statt, in welcher der edle König Gustav Adolf fiel, höchstwahrscheinlich von den Holkschen Jägern getötet. Die Schlacht wurde von den Kaiserlichen verloren, die wieder nach Böhmen und Bayern zurückgingen und nun, Gott sei's geklagt, wie der gnädige Herr schreibt, mit neuem Einfall in Sachsen, zunächst im Vogtland, drohen. Doch davon später.“

„Was nun unsern Herrn Wilhelm von Streitberg anbetrifft, so ist er wohlauf; auch der Familie geht es gut, nur möchte er gern Nachrichten über uns und sein Schloß haben, und diesen Brief, Nachbar Paulus, müßt Ihr schreiben."

„Das will ich gern thun," antwortete der Lehrer, „aber welch einen Inhalt wird er haben! Die Gemeinde ist durch Krieg und Pest ziemlich aufgerieben, im Schlosse wohnen noch zwei Personen, das Dorf hat keine vierzig Einwohner mehr. Der hochwürdige Pastor Andreas Christelius, der noch vor sechs Jahren mit des gnädigen Herrn Hilfe das neue Pfarrhaus baute, ist wie mein Amtsvorgänger, der Lehrer und Küster Wilhelm Eißner, an der Pest gestorben. Diesem folgte dann Wolf Schnauder, und ihn haben die Kroaten so geschlagen, daß er, wie Ihr wißt, am 14. November vorigen Jahres gestorben ist, worauf ich, dem ja auch alle Angehörigen von der Pest geraubt worden sind, das Amt übernahm."

„Schreibt nur auch," sagte der andere, „daß ebenso mein Vetter, der Gerichtsverwalter Romming in Wiedersberg, im Alter von achtunddreißig Jahren gestorben ist."

„Jawohl," versetzte der Lehrer, „ich will ihm auch melden, daß Loddenreuth, Troschenreuth, Wiedersberg und alle Nachbargemeinden dasselbe Schicksal gehabt haben wie Sachsgrün, daß die meisten Einwohner an der Pest gestorben sind, daß die Felder öde liegen und die Ställe leer stehen, daß, wenn er helfen kann, er helfen mag, weil wir sonst, da wir keine Ernte haben, im Winter zu Grunde gehen müssen."

Die Pfeife war unserem Georg Paulus ausgegangen; Romming schob ihm Tabak hin, und Rede und Gegenrede konnten wieder beginnen.

„Das schreckliche Jahr 1632," fing der Verwalter wieder an, „wird nicht gleich aus dem Gedächtnis der armen Vogtländer schwinden; aber, lieber Nachbar Paulus, wer weiß, ob uns nicht noch Schlimmeres bevorsteht. Wie ich Euch schon sagte, meldet der Brief des gnädigen Herrn, daß ein neuer Einfall Holks droht, der von Eger aus in das Vogtland erfolgen soll. Der Herr Wilhelm von Streitberg ist um uns in großer Sorge. Er giebt uns den guten Rat, uns wohl vorbereitet zu halten; denn nach dem Befehl oder der „Ordonnanz", wie sie bei dem Kriegsvolke sagen, die der Generalissimus an den Holk erlassen hat, und die dem Kurfürsten verraten worden ist, droht uns Schreckliches. Doch lest es selbst!"

Paulus war bleich geworden. Mit finsteren Zügen und fest aufeinander gepreßten Lippen nahm er aus Rommings Hand den Brief entgegen und las mit lauter Stimme die Stelle vor, die ihm der Verwalter mit dem Finger zeigte, und die wörtlich einer „Ordonnanz" Wallensteins an Holk entnommen war. Darin wurde dem protestantischen Dänen, der wegen seiner Verdienste um die kaiserliche, katholische Sache erst am 31. Dezember 1632 in den erblichen Grafenstand erhoben worden war, befohlen, „eine Diversion zu machen, das Land (Sachsen) mit Plündern, Brennen, Viehwegtreiben und sonstigem zu ruinieren und dadurch den

Kurfürsten zur Raison zu bringen, weil Ihrer kaiserlichen Majestät er in der Güte sich nit bequemen, sondern dieselbe vielmehr durch falsche Tractate hintergehen wolle." Weiter hieß es, „er solle dem Kurfürsten ohne einiges Nachlassen solche Exercitia machen und ihn dergestalt bedrängen, daß er Ihrer kaiserlichen Majestät Lande zu vergessen und sich der Seinigen anzunehmen unumgänglich Ursach haben möge."

„Herr Gott, verlaß uns nicht!" rief Paulus aus, indem er aufstand, „da will ich gehen; es ist unsere Pflicht, die gefahrdrohende Neuigkeit den wenigen noch lebenden Nachbarn zu melden, damit sie das geringe Eigentum, das ihnen geblieben ist, verstecken. Ich will die Kirchenbücher, die uns Gott sei Dank erhalten sind, und die heiligen Gefäße morgen auf den Assenberg in Sicherheit bringen; du, Johann, läufst in der ersten Früh in die Nachbardörfer und meldest das Unglück; sie mögen es weiter sagen! Laßt uns nicht verzagen, vertrauen wir auf Gott, sein Wille geschehe!"

Mit herzlichem Habdank und einem biederen Händedruck entfernte sich der Lehrer und ging auf der verlassenen Dorfstraße seinem Hause zu. Der Mond schien ruhig auf die Landschaft; in der Ferne hörte man das Gebell der Füchse und verwilderten Hunde, die an den Gräbern der Erschlagenen und an der Pest Verstorbenen scharrten, hungrig nach Nahrung suchend.

Was Romming gesagt hatte, bewahrheitete sich. Am 11. August, ein paar Tage nach dieser Unterredung, nachdem die vom großen Sterben übrig gebliebenen Einwohner von Sachsgrün und Umgegend unter Rommings Leitung hinter die heute noch sichtbaren Schanzen auf dem Assenberg sich zurückgezogen hatten, erschienen die ersten feindlichen Reiter, welche alle Dörfer ausgestorben fanden. Die Bauern auf dem Assenberg lugten aus ihren Verstecken. Romming hatte sie verteilt und war entschlossen, im Falle eines Angriffs sich bis zum Äußersten zu verteidigen. Er hatte die im Sachsgrüner Schlosse versteckt gewesenen Waffen nebst Pulver und Blei herbeigeschafft; der alte Schimmel hatte sogar eine im Turme stehende Feldschlange, die, wer weiß wie lange, schon da oben war, auf den Assenberg hinaufschaffen müssen. Sie war regelrecht geladen und genau auf den Zugang des Berges gerichtet. Der alte Johann, von Romming genau instruiert, harrte mit der Lunte in der Hand des Augenblicks, wo er seines Amtes als Sachsgrüner Artillerist warten sollte.

Die feindlichen Jäger, die sich am Morgen gezeigt hatten, erschienen im Laufe des Nachmittags wieder — düster blickende, hagere Gestalten mit langen Schnurr- und Knebelbärten, mit ihren eisernen Sturmhauben und gelben Lederkollern auf den schönen, feurigen Rossen gar stattlich aussehend. Sie sprengten, die gespannten langen Reiterpistolen in der Faust, durch Sachsgrün, wo sie einige Schüsse in die Fenster des Schlosses abgaben, nach Loddenreuth, kehrten am Fuße des Assenberges um und ritten davon, daß Kies und Funken stoben.

Doch nein, einer war zurückgeblieben, ein blonder Bursche von ungefähr fünfundzwanzig Jahren. Er hatte seinen Braunen angehalten und, nachdenklich im Sattel sitzend, sah er sich rings um. Dann fing er plötzlich an, mit seiner wunder-

schönen Männerstimme, das herrliche Lied Zinkgrefs zu singen, das, in jener Zeit entstanden, jedem Soldaten bekannt war:

Drumb gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenossen;
Schlagt ritterlich darein; eu'r Leben unverdrossen
Aussetzt für's Vaterland, von dem ihr solches auch
Zuvor empfangen habt, das ist der Tugend Brauch.

Eu'r Herz und Augen laßt mit Eiferflammen brennen!
Keiner vom andern sich menschlich' Gewalt laß trennen!
Keiner den andern nicht durch Kleinmut je erschreck',
Noch durch sein' Flucht im Heer ein' Unordnung erweck'!

Kann er nicht fechten mehr, er doch mit seiner Stimme,
Kann er nicht rufen mehr, mit seiner Augen Grimme
Den Feinden Abbruch thu' in seinem Heldenmut,
Nur wünschend, daß er teu'r verkaufen mög' sein Blut.

Ein jeder sei bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in mannlicher Postur und Stellung sterbe,
An seinem Ort besteh' fest mit den Füßen ein,
Und beiß' die Zähn' zusamm' und beide Lippen ein!

Daß seine Wunden sich lobwürdig all' befinden
Davornen auf der Brust und keine nicht dahinten,
Daß ihn der Tod auch noch in seinem Tode zier',
Und man auf sein'm Gesicht sein' Ernst und Leben spür'!

So muß, wer Tyrannei geübriget will leben,
Er seines Lebens sich freiwillig vor begeben.
Wer nur des Tod's begehrt, wer nur frisch geht dahin,
Der hat den Sieg und dann das Leben zu Gewinn.

Romming und Paulus waren leise von der Höhe des Assenberges herabgestiegen, herbeigelockt von dem seltsamen Schauspiel, das sich ihnen darbot. Bis jetzt hatten sie die Holkschen Soldaten nur lästerlich fluchen hören, und hier hielt einer auf freiem Felde und ließ seine Kameraden fortziehen, während er singend die Gegend betrachtete.

Plötzlich fiel es dem Lehrer von Sachsgrün wie Schuppen von den Augen. „Wahrhaftig," rief er laut, „das ist der Degenkolb, der Heinrich Degenkolb aus Geilsdorf," und zu Romming sich wendend, fuhr er leiser fort: „In früheren Jahren war er schon wegen seines schönen Gesanges in der ganzen Gegend berühmt und durfte auf keiner Kirmes fehlen. Vor ungefähr sechs Jahren ist er plötzlich entschwunden, weil er unter dem Rehbestande des edlen Herrn von Reizenstein auf Geilsdorf, oben am Burgstein, gar sehr aufgeräumt haben soll und dieser ihm scharf auf den Fersen war, um ihn in Eisen legen zu lassen."

Hierauf rief der Küster mit lauter Stimme: „Heinrich!" und eilte dem Reiter entgegen. Dieser stieg vom Pferde und erwartete ruhig die beiden Männer.

„Was macht mein Vater?" fragte er hierauf wißbegierig den Lehrer.

„Der ist tot," lautete die Antwort.

„Und meine Mutter?"

„Auch tot."

Der Kriegsmann seufzte tief und fuhr fort: „Und meines Nachbars Tochter, die schöne Johanna?"

„Sie ist tot!" hallte es wieder vom Munde des Gefragten, „sie sind an der Pest vergangenes Jahr gestorben."

„Tot, alles tot!" sagte der Soldat leise vor sich hin und wischte sich eine Thräne aus dem Auge; so war es also nichts mit einem Wiedersehen.

„Aber wie kommst du unter unsere Feinde?" fragte Paulus vorwurfsvoll den vogtländischen Landsmann.

„Das ist bald erzählt. Als ich vor sechs Jahren von hier fortging, kam ich nach Böhmen, wo ich kaiserlichen Werbern in die Hände fiel und so unter die Holkschen Jäger geriet. Voriges Jahr, als die Unsrigen hier durchkamen, lag ich krank in Nürnberg, die Schweden hatten mir bei ihrem Sturm auf unser Lager eine Kugel in den Arm geschossen. Ich habe mich gut gehalten, und unser Oberst hat mir bei nächster Gelegenheit ein Fähnlein versprochen. Ich freute mich, mein Glück meinen Eltern mitteilen zu können, freute mich, der Johanna mich als zukünftigen kaiserlichen Offizier vorzustellen — nun ist das alles aus!"

„Und wer trägt die Schuld daran?" fragte Romming grimmig, „euer General Holk mit seinen Scharen."

„Du armes Vogtland," versetzte der kaiserliche Soldat, „was ist aus dir geworden! Ach, könnte ich es ändern! Ich habe schon auf dem Marsche hierher von meinen Kameraden gehört, wie sie sich gegenseitig an die im vorigen Jahre hier verübten Thaten erinnerten, und mir ahnte nichts Gutes — aber alles ist schlimmer, als ich dachte."

„Und schon wieder drohen Holks Kriegsvölker mit Mord und Brand; wann werden sie erscheinen und uns wenigen Überlebenden den Garaus machen?" fragte Paulus.

„So kann ich wenigstens etwas Tröstendes vermelden," antwortete Heinrich Degenkolb. „Heute früh sprach der Rittmeister mit mir, weil ich aus dem Vogtlande bin und trübselig auf das Elend in meiner Heimat blickte, und sagte, daß diesmal der Durchmarsch in aller Eile vor sich gehen und nicht länger als zwei Tage dauern würde. Haltet euch so lange versteckt, bald wird diese Gefahr vorüber sein."

„Lebt wohl, liebe Landsleute, lebe wohl, meine liebe, teure Heimat!" rief hierauf der schmucke Krieger, und während ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen, reichte er den beiden Männern die Hand, sprang aufs Pferd, und bald war er dem Gesichtskreise der ihm Nachblickenden entschwunden.

Was er gesagt, traf ein. Wiederum ergoß sich der Strom der fremden Eindringlinge über das Land; aber ebenso schnell wie sie gekommen, verließen sie die kahlgefressene Gegend.

Vorsichtig stieg Romming mit den Seinen vom Assenberg herab, und wehe den Marodebrüdern, welche die erzürnten Bauern in der Nähe ihrer Dörfer

trafen. Sie fielen nach kurzer Gegenwehr, und die seitwärts von manchen vogtländischen Dörfern anzutreffenden Hügel reden eine stumme, aber deutliche Sprache von der Wahrheit des Schriftwortes: „Auge um Auge, Zahn um Zahn."

Romming und Paulus konnten nicht hindern, was die Bauern thaten. Sie begaben sich in das bekannte Schloßstübchen, um bei brennender Pfeife sich über die vergangenen Tage zu unterhalten und den Stoff zu ordnen zu einem eingehenden Berichte an den gnädigen Herrn Wilhelm von Streitberg.

So vergingen ein paar Tage. Der Brief war fertiggestellt und von Johann an den Bürgermeister Heinrich Möstel in Plauen abgegeben worden. Dieser hatte versprochen, ihn von dem nächsten kurfürstlichen Eilboten besorgen zu lassen.

Der September war in das Land gezogen, aber trotz der herrlichen Herbsttage lastete Trübsinn und Angst auf den Seelen der Vogtländer. Noch war die Pest nicht ganz erloschen, und schon raunte man sich zu, die entsetzliche Seuche nahe abermals mit den zurückgehenden Kaiserlichen.

Holk war bis Leipzig vorgedrungen, dann aber gezwungen worden, auf Gera zurückzuweichen, da der Feind, die Ernährung des Heeres und der Ausbruch der Pest ihn zum Rückzug zwangen.

Als ob ihn eine Ahnung ergriffen hätte, daß er am Ende seiner Tage stünde, trieb der kaiserliche General zum Aufbruch, um die Grenze zu erreichen. Er sollte sie nicht wiedersehen. Er wurde in Gera krank, sehr krank, so daß er den Oberbefehl und die Führung der Truppen dem Feldmarschall-Leutnant von Hatzfeld übergeben mußte. Totenbleich lag er in einem Wagen, den ein reußischer Bauer fuhr, nur von wenigen Dragonern begleitet, die sich wegen der Ansteckung in respektvoller Entfernung hielten.

Auf beiden Seiten der Straße standen die Truppen und begrüßten mit wehenden Fahnen, klingendem Spiele und präsentierten Waffen noch einmal ihren tapferen Führer. Langsam fuhr der Wagen durch die Reihen der Soldaten, ein Lächeln der Freude über die kriegerischen Ehren lag auf dem leidenden Gesichte des Feldmarschalls. Auf feurigem Rosse sprengte Hatzfeld salutierend heran; Holk winkte mit der Hand und sagte mit schwacher Stimme: „Der Herr ziehe nur fort; ich bin gar krank."

Das war des siegreichen Führers Abschied von seinem Heere. Der Wagen mit dem Pestkranken fuhr weiter, nur hie und da einmal haltend, wenn der im Fieber Dürstende einen Trunk frischen Wassers verlangte, und gerade, als ob der strafende Herr im Himmel es so bestimmt habe, durch die Gegenden, die im vergangenen Jahre der General in voller Kraft und männlicher Schönheit verheerend durchzogen hatte.

Am zweiten Tage spät abends, es war am 8. September 1633, langte man in einem Dörfchen an, wo man bleiben mußte, da der Kranke sich ganz matt fühlte und auch die Pferde vor Müdigkeit nicht weiter konnten. Man zog dem im Orte befindlichen Rittergute zu und brachte den Kranken im Schlosse unter. Es war in Troschenreuth an der sächsisch-bayrischen Grenze.

Schwer atmend lag der Kranke auf dem in aller Eile hergerichteten Lager, zuweilen einen Trunk heischend; doch zeigte sein unruhiges Hin- und Herwälzen, daß ihn weitere Sorge quälte. Einer der Dragoner trat näher, und ihm lispelte Holk ins Ohr: „Holt einen lutherischen Pfarrer!" Schnell entfernte sich der Soldat; bald verhallten seine Schritte im verlassenen Schlosse. Er lief in den leeren Räumen umher, bis er ein paar alte Mägde traf, die vom vorjährigen großen Sterben verschont geblieben waren. Sie hatten den düsteren Zug in den Hof hereinkommen sehen, auch hatte der reußische Fuhrmann ihnen gesagt, wer der kranke Herr sei. Bei dem Namen des Generals Holk waren sie zu Tode erschrocken in das Dorf gelaufen, um den wenigen Einwohnern die Neuigkeit mitzuteilen.

Als sie der Dragoner nach ihrer Heimkehr traf und ihnen das Verlangen des Sterbenden kund that, wiesen sie auf einige Bauern, die im Schloßhofe standen und finsteren Blickes zu den erleuchteten Fenstern hinaufschauten. Der Dragoner trat zu ihnen, trug ihnen die Bitte seines Herrn vor und versprach gute Bezahlung. Daraufhin eilten mehrere von ihnen fort, um Romming und Paulus im nahen Sachsgrün, ihre Freunde und Helfer in Gefahr und Not, zu benachrichtigen. Sie selbst wußten keinen Geistlichen in der Nähe zu finden, der Krieg und die Pest hatten sie alle hinweggerafft.

Romming und Paulus saßen wie gewöhnlich in der Stube des Verwalters; Johann war im Stall. Seit acht Tagen hatte sich seine Arbeit verdoppelt, da ihnen ein herrenloses Soldatenpferd zugelaufen war, halbtot vor Hunger und Strapazen, das er durch sorgsame Pflege wieder kräftig und gesund zu machen hoffte.

Plötzlich ertönten Rufe auf dem Hofe, die beiden guten Freunde hörten ihre Namen nennen und eilten hinaus. Die Troschenreuther Bauern standen draußen und erzählten ihnen von der Ankunft des sterbenden Holk und seinem letzten Wunsche.

„Das ist der Finger Gottes," rief Paulus aus; „doch kommt, Herr Verwalter, wir wollen Christenpflicht üben und nach dem Sterbenden sehen; hat uns die Pest vergangenes Jahr nichts gethan, wird sie uns mit Gottes Hilfe diesmal auch verschonen."

Tiefbewegt schritten die beiden wackeren Männer mit den Bauern dem nahen Troschenreuth zu und ließen sich weiteres erzählen von dem unheimlichen Einzuge des berühmten Generals in dem weltentlegenen Dörfchen.

Doch auch sie wußten keinen Geistlichen.

„Der ehrwürdige Pastor Martin Zinßmann in Bobenneukirchen," sagte Paulus, „ist an der Pest gestorben; den Pfarrer Augustin Kretzschmann drüben in Untertriebel haben die Kaiserlichen vergangenes Jahr erschlagen. Dem Herrn Magister Nikolas Zürner in Ölsnitz haben die Holkschen Jäger um dieselbe Zeit in der Kirche den Hirnschädel schwer verletzt und ihn darauf gefangen fortgeführt, so daß er bald darauf starb."

„In der Nähe ist kein Geistlicher zu finden," meinte Romming, „und auch in den entfernter gelegenen Kirchdörfern nicht. So haben sie auch in Taltitz ver-

gangenes Jahr den Pfarrer Wolfgang Pfüntel, es war just am 13. August, erschossen und darauf den Leichnam halb verbrannt; der ehrwürdige Herr Wilhelm Bürger drüben in Adorf ist, wie so mancher andere Diener des Herrn, an der Pest gestorben."

„Und der, der dies verschuldet," erwiderte einer der Bauern, „liegt nun da und verlangt vergebens zur letzten Reise den Trost der Religion, die er im Leben bekämpft hat."

Sie waren mittlerweile im Schloßhofe von Troschenreuth angekommen. Schweigend schritten sie die Treppe hinauf. Einer der Dragoner kam ihnen entgegen mit der Frage: „Bringt ihr einen Geistlichen?"

„Nein," antwortete Romming, „ihr habt sie vergangenes Jahr alle erschlagen." Der Soldat antwortete nichts, und unsere beiden Bekannten traten ungehindert in das Zimmer.

Die fieberglühenden Augen des schwerkranken Mannes richteten sich hilfesuchend auf die Ankömmlinge. „O Herr," sprach der erwähnte Dragoner zu Romming, „ich will lieber noch einmal im Feuer der schwedischen Kanonen bei Lützen stehen als in dieser Pesthöhle weilen. Ach, wenn ihr doch helfen könntet! Vor einer Viertelstunde hat der kranke Herr fünfhundert Thaler dem geboten, der einen eurer Pfaffen herbeischafft."

„Sic transit gloria mundi," versetzte Romming, unwillkürlich sich jener Zeit erinnernd, wo der Rektor des Lyceums in Plauen, der ehrwürdige Herr Magister Kaspar Schultheß, ihre lateinischen Studien leitete und oft dieses Wort anführte, dessen Sinn sie damals nicht verstanden. „Nachbar Paulus, geht hin an das Bett, Gott wird's Euch lohnen, und betet ihm die lutherische Beichte vor. Ihr könnt es und seid ja jetzt auch der Seelsorger in unserer verlassenen Gemeinde."

Holk verlangte stöhnend nach Wasser; suchend irrten seine schon halb gebrochenen Augen auf den fremden Gesichtern umher, und seine zum Gebet gefalteten Hände streckten sich Hilfe heischend nach Georg Paulus aus, in dem er einen evangelischen Geistlichen vermutete.

Einen Augenblick schwankte dieser; dann ging er hin zum Sterbenden, kniete am Lager nieder und sprach mit lauter, feierlicher Stimme: „Allmächtiger Gott, barmherziger Vater, ich armer, elender, sündhafter Mensch bekenne Dir alle meine Sünde und Missethat, womit ich Dich jemals erzürnet und Deine Strafe zeitlich und ewiglich verdient habe."

Unwillkürlich hatten alle Anwesenden die Hände gefaltet, und auch die kaiserlichen Dragoner beteten halblaut mit.

Mit jedem Worte des wackeren Küsters, über den der heilige Geist gekommen zu sein schien, wurde der Kranke ruhiger; sein Auge, das an den Lippen des Dorfschulmeisters hing, verlor den fieberhaften Ausdruck, und als die Worte kamen: „Und ich bitte Dich durch Deine grundlose Barmherzigkeit und durch das unschuldige bittere Leiden und Sterben Deines lieben Sohnes Jesu Christi, Du wollest mir armen, sündhaften Menschen gnädig und barmherzig sein," da fiel das Haupt des Generals zurück, ein Lächeln verklärte seine schmerzdurchfurchten Züge, — der

berühmte kaiserliche Generalfeldmarschall Heinrich Graf Holk war, kaum vierunddreißig Jahre alt, eingegangen in eine andere Welt.

In diesem Augenblicke schlug es auf dem Sachsgrüner Kirchturm zwei Uhr Mitternacht.

Solches ist geschehen am 9. September 1633.

Georg Paulus und Romming kehrten heim, tief ergriffen von dem, was sie erlebt hatten.

Am andern Morgen gingen beide wieder nach Troschenreuth, um im Einverständnis mit den sie begleitenden Dragonern und den Bauern des Dorfes die Bestattung der Leiche im Schloßgarten vorzunehmen. Bald war das Grab gegraben und der General in einem eilends zusammengezimmerten Sarge eingesenkt. Paulus sprach tief bewegt ein Vaterunser, und bald dröhnten die Schollen, mit ihren dumpfen Lauten mehr sagend als eine Grabrede.

Ein einfaches Holzkreuz bezeichnete die Stätte, wo der Verstorbene lag.

Die Dragoner verteilten die vorhandene Hinterlassenschaft an die Bauern des Ortes und den reußischen Fuhrmann, der erfreut über das Ende seiner Reise seine Pferde heimwärts wendete. Hierauf bestiegen sie, da es ihnen unter den finster blickenden „Ketzern“ nicht ganz geheuer war, ihre Rosse und jagten zum Dorfe hinaus, um dem Generalissimus Wallenstein den Tod seines Lieblings zu melden, dem damals noch allmächtigen kaiserlichen Heerführer, der genau einhundert und siebzig Tage später sein Leben in Eger unter den Händen der Meuchelmörder lassen mußte.

Wiederum war ein Jahr vergangen, wiederum der August gekommen.

Noch tobte der Krieg in Deutschlands Gauen, noch seufzte besonders Sachsen bald unter den Kaiserlichen, bald unter den Schweden; doch hatten sich für das Vogtland die Greuel des Jahres 1632 in dieser schrecklichen Ausdehnung nicht wiederholt.

Man war wieder dabei, die Feldfrüchte hereinzubringen, und Paulus konnte beim Mittag- und Abendläuten wenigstens einige fleißige Leute auf den Fluren sehen. Er wie Romming waren von Krankheit verschont geblieben, ihre Freundschaft war immer inniger geworden. So saßen sie denn wieder einmal bei brennender Pfeife abends beisammen, um sich in traulichem Gespräch hinwegzusetzen über die schwere Lage der Gegenwart.

„Wird denn nun der Holk,“ fragte Paulus, „immer im Troschenreuther Schloßgarten liegen bleiben?“

„Nun, wer kann es wissen?“ lautete Rommings Antwort. „Der König Christian IV. von Dänemark soll in Dresden mehrmals um die Erlaubnis nachgefragt haben, die Leiche seines Landeskindes ausgraben und nach Kopenhagen überführen zu dürfen, doch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen hat bisher wenig Lust gezeigt, seine Einwilligung zu geben, da nach seinen eigenen Worten der Holk ‚fast ein böser Geselle war und absonderlich die armen Vogtländer fast geschunden hatte‘.“

Das Gespräch unserer beiden Bekannten richtete sich noch auf dieses und jenes; zuletzt kam auch der treue Johann hinzu, der nicht genug die Tugenden des von ihm ganz wiederhergestellten kaiserlichen Soldatenpferdes rühmen konnte. Es war spät geworden, als Paulus seine Schritte heimwärts lenkte.

Am nächsten Tage hörte man frühzeitig Trompetengeschmetter; entsetzt eilten die Sachsgrüner aus ihren Häusern in das Schloß, das ihnen die erste Zuflucht bot, und dessen Thor Romming sofort schließen ließ.

Ein eigenartiger und doch schöner Anblick bot sich den zitternd aus den Fenstern schauenden Einwohnern von Sachsgrün, denen Romming und der ebenfalls anwesende Paulus in ihrer ruhigen Weise Mut zusprachen. Eine Schwadron kaiserlicher berittener Jäger aus dem Holkschen Regiment, ausgesucht schöne und neugekleidete Leute, ritt unter der Führung eines ortskundigen, noch jugendlichen Rittmeisters durch das Dorf, auf das Schloß zu. Die Griffe ihrer schweren Reitersäbel, die Trompeten und ihre Eisenhauben waren mit Flor umhüllt. Vor dem verschlossenen Thore machten sie Halt; der Führer ritt allein über die hölzerne Verbindungsbrücke und forderte mit lauter Stimme Einlaß. „Herr Romming," rief er, „Georg Paulus, macht auf, es geschieht euch nichts; dafür bürgt euch das Wort des kaiserlichen Rittmeisters Heinrich Degenkolb."

Das Thor des Schlosses ging auf, und herein ritt in männlicher, kriegerischer Schönheit, mit langem, wallendem, blondem Barte, der uns schon bekannte Landsmann, dessen militärische Laufbahn sich inzwischen so glücklich gestaltet hatte.

Die Schwadron folgte ihrem Führer in den Schloßhof, wo sie von den Pferden stieg, die sie aber nicht verlassen durfte.

Johann eilte sofort an den Pferdestall, den er fest verschloß, aus Furcht, die Kaiserlichen könnten ihm seinen Liebling mit fortnehmen; der Rittmeister, Romming und Paulus begaben sich in das uns bekannte Stübchen.

„Ihr werdet nicht wissen, liebe vogtländische Landsleute," fing Heinrich Degenkolb an, „was mich zu euch führt. Ich komme im Auftrage des Kaisers Ferdinand und des Königs Christian IV. von Dänemark, um mit der Erlaubnis des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen die Überreste unseres im vergangenen Jahre hier verstorbenen Generalfeldmarschalls Holk zu holen und nach dem Norden zu führen. Während dieses Auftrages bin ich von den kriegführenden Staaten als neutral erklärt worden. Ihr, liebe Freunde, kommt wohl mit und zeigt uns das Grab?"

„Das wollen wir gern," antwortete Paulus; „wir haben uns schon gewundert, daß sich ein ganzes Jahr lang niemand nach der Ruhestätte des berühmten Mannes umgesehen hat."

„Das lag am Widerstande des Kurfürsten von Sachsen," entgegnete der Rittmeister; „erst vor einigen Tagen, am 19. August, hat er auf vieles Drängen des Königs von Dänemark und auf besonderes Bitten der hinterlassenen Witwe Hilleborg Gräfin von Holk und ihrer zwei Kinder Christian Christoph und Heinrich Detlev die Erlaubnis zur Ausgrabung gegeben, ‚wiewohl,' wie es in seinem Antwortschreiben heißt, ‚nicht ohne daß uns und unseren getreuen Landen und Leuten von

dem verstorbenen Heinrich Holk bei dessen Lebzeiten vielfältige, grausame Hostilitäten begegnet und unsäglicher Schade zugefügt worden, und wir dahero wol Ursach hätten, uns diesfalls anders zu bezeigen'."

Die drei Männer schritten hinaus; die Schwadron saß auf, und im Schritte ging es nach dem nahen Troschenreuth. Hinter den Reitern, deren einer das Pferd des Rittmeisters am Zügel führte, gingen Romming, Paulus und Degenkolb, der seine beiden Begleiter nach den Einzelheiten von Holks Ende fragte, worauf er selbst seine abenteuerlichen Kriegsfahrten erzählen mußte.

In Troschenreuth wartete bereits ein prunkvoll ausgestatteter Wagen mit metallenem Sarge, der vorausgeschickt worden war. Bald war die Ausgrabung besorgt; der Leichnam des kaiserlichen Heerführers wurde im neuen Sarge auf den Wagen gehoben, während die alten Krieger mit ernsten Gesichtern ihre Pallasche zogen und die Trompeter und Pfeifer den Präsentiermarsch bliesen.

Hierauf reichte Degenkolb seinen beiden braven Landsleuten die Hand zum Abschiede; sein lautes, schneidiges Kommando ertönte, und vor und hinter dem Wagen schwenkte die Schwadron ein. Die Reiter waren noch keine dreißig Schritte entfernt, da stimmten sie nach altem Soldatenbrauch ein allbekanntes Lied an vom Reitertod auf grüner Heiden, und gar deutlich unterschied man aus der Ferne die schöne Stimme des Rittmeisters von den rauhen Kehlen seiner Kriegerschar.

Dr. Max Zschommler.

Der Perlensucher.

Vaterländische Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

„Ja—ha—hiha—ja—hoio—hiha!" — So rief mit sorgfältiger Auswahl aller zur Hervorbringung eines hellen Schalles passender Laute eine Stimme von einem waldigen Felshange herab, daß es gegenüber vom hohen Nadelwalde zurücktönte und klang, als wären mehrere der übermütigen, jungen Schreier vorhanden.

Und doch war es nur einer, und wer genau hinblickte, der konnte ihn sehen mit seinen kurzen, bockledernen Hosen, seiner roten Weste und einem jener graugrünen Hütchen, wie man sie dazumal im Vogtlande gern aus den allerwärts auf feuchtem Wald- und Wiesenboden häufig vorkommenden Binsen flocht. Es war ein etwa sechzehnjähriger Junge, dem die weißen Hemdärmel und neuen Holzschuhe den Stempel einer wohlgefälligen Sauberkeit und gewissen Behaglichkeit gaben.

„Ja—ha—hoio—hihaha!" — rief der Bursche wieder nach den gegenüberliegenden Höhen hin, und die neckische Nymphe Echo antwortete ihm in demselben lustigen Tone. — Es ist das Thal des klaren, vogtländischen Elsterflusses bei Ölsnitz, Hermsgrün und Würschnitz, wohin wir den Leser führen, nahe dem fast vier Stunden langen Wege von Ölsnitz nach Adorf. Dorthin hatte sich heute früh aus Würschnitz, Ölsnitz und anderen Orten eine ansehnliche Zahl Leute mit Krügen und Körben begeben, um zu ernten, was der Wald bot, insbesondere die lieblich schmeckenden und kühlenden Heidelbeeren, die in reichen Büschen aus dem Waldesdunkel hervorwinkten. Daneben aber sammelte man auch Pilze, so Gälchen

oder Gelbchen, sowie die ersten Steinpilze, auch dürres Brechholz und Fichtenzapfen, die so vortrefflich ein Herdfeuer nähren.

Zu einer solchen Truppe Sammler gehörte auch unser Junge, der sich eben den blauen Mund mit der Schürze wischte, als ihm von rückwärts eine sanfte Stimme „Moritz!" zurief. Der Knabe drehte sich keineswegs überrascht um; denn dort, wo die Stimme herkam, stand ja seine gute Schwester Hedwig Schmirler, ein achtzehnjähriges Mädchen, mit der er heute morgen in Begleitung von Nachbarsleuten zum Waldgange aufgebrochen war. Sie hatte unterdessen einen Krug Heidelbeeren gesammelt und in anerzogener Wirtschaftlichkeit weniger an das Kosten und Naschen, als vielmehr an Haus und Küche gedacht, und wie Mutter vergnügt sein würde, wenn ihre Kinder heute mit reichen Vorräten an Nahrungsmitteln und Holz nach Hause zurückkehren würden. Sie that sehr recht daran, ihren Bruder Moritz zu erinnern, daß er doch auch mit fürs Haus sorgen und nicht immer nur an seinen Gaumen und an sein Jodeln denken möchte.

„Höre," rief sie dem näherkommenden Bruder zu, „du hast bis jetzt eigentlich dich nur vergnügt, aber noch gar nicht an das Sammeln gedacht. Sollte es dich nicht auch freuen, wenn wir mit einer tüchtigen Reisigwelle, einer Schürze, gefüllt mit Pilzen, und mit Krügen voll saftiger Beeren nach Hause zurückkehrten? Wir wollen uns lieber zuletzt etwas gönnen, und, wenn wir genug gesammelt haben, uns hinsetzen, um zu dem mitgebrachten Salzbrote einige Hände voll Heidelbeeren zu verzehren."

Moritz nickte seiner Schwester Hedi freundlich zu, und gleich darauf sah man ihn sich bücken und fleißig Beeren in den blanken Blechkrug sammeln, der an seinem Schürzenbande hing. Es war eine Lust ihm zuzusehen; denn der Bursche war flink, und sein Krug war bald gefüllt. Hedi zog einen Strick hervor, hieb das dürre, aber kräftige Astholz mit scharfem Beile sogleich an Ort und Stelle traggerecht zu und machte davon eine Welle. Freilich, Pilze hatten die Geschwister nicht so viele wie sonst; denn der Sommer war trocken und heiß; den Pilzen aber ist eine feuchtwarme Luft besonders zuträglich.

Jetzt waren beide Geschwister fertig. Mit jener Zufriedenheit und behaglichen Stimmung, die eine wohlvollbrachte Arbeit verleiht, setzten sie sich am Berghange nieder und griffen zu dem einfachen Imbiß, der ihnen gleichwohl besser mundete als manchem reichen Schlemmer alle Leckerbissen; denn Hunger ist der beste Koch und das Bewußtsein vollbrachter Arbeit die schönste Würze.

Was fehlte ihnen auch sonst noch? Vor ihnen lag der alte, herrliche, nie ausgesungene Wald, dieser majestätische Tempel Gottes. Sein befiederter, bunter Chor sang in allen Tonarten von oben herab, daß es eine Lust war; ja, Grasmücken, Gimpel und Zeisig, Fink und Hänfling wollten sich förmlich überbieten mit einem Liede in höherem Chor. Dazu blies der erquickende Morgenwind feuchte, weiche Waldluft herzu, und der balsamische Tannenduft umwehte unser Geschwisterpaar, sobald ein sanfter Hauch vom Tannengebüsch herüberstrich und wie eine geisterhafte Sprache durch die tausend und aber tausend dunklen Nadeln strich. Im Walde ist ja auch von jeher der kleine Mann bis zum Ärmsten hinab zu Hause gewesen; auch derjenige, der kein Stück von Gottes schöner Erde

besitzt, der keine Scholle sein nennt, hat sich von Jugend auf daran gewöhnt, den Wald als aller gemeinsames Eigentum, als eine Art Volksbesitztum anzusehen. Der Wald ist ihm, der mit seinen Arbeitsgroschen sparsam umgehen muß, ein billiger, echter und rechter Vergnügungsort. Ton, Farbe, Geruch, Geschmack — alles findet im Walde seine Rechnung; dort kann man aufjauchzen wie sonst nirgendwo; dort kann man sich in gesundem Übermute lagern, strecken und kugeln.

Auch unsere zwei Geschwister saßen recht seelenvergnügt am Abhange, als plötzlich eine fremdartige Erscheinung ihre Blicke fesselte. Hedi stieß ihren Bruder mit dem Ellbogen an, und er folgte mit seinem Auge der von der Schwester angedeuteten Richtung. Unten im Thale ging längs des Bachrandes ein junger, schlanker Mann, der offenbar nicht zu den Beerensuchern oder Holzlesern der Umgegend gehörte. Auch zu dem streifenden Kriegsvolke konnte er unmöglich gehören; denn er führte keinerlei sichtliche Waffen. Nur ein Ledersack hing von der Schulter herab, und in seiner Hand befand sich ein Stock, dessen Griff zugleich Hammer war. Wiederholt hatte sich der Jüngling nach Gestein oder derlei im oder auch am Bache gebückt, und eben wollte er es, wie er meinte, ungesehen wieder thun, als auf einmal von oben der Gesang eines eifrig zwitschernden Schwarzplattels ertönte. Sofort richtete sich der junge Mann da unten auf; seine Augen prüften rings die Umgebung, und als er jetzt unsere jungen Vogtländer am Hange sitzen sah, stieg er zögernd und wie nach Beeren suchend den Hügel gegen sie herauf. Zu gleicher Zeit aber raschelte es neben Hedi und Moritz, und siehe, ein anderer, bereits graulockiger Mann tauchte oben neben unserem Geschwisterpaare auf.

Beide Männer hatten ziemlich dieselbe einfache Ausrüstung, beide auch dasselbe fremdländische Gepräge. Der junge Mann war ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, dabei nicht ohne den Ausdruck von anmutiger Bescheidenheit. Sein schwarzlockiges Haupt deckte ein grauer Filzhut, keck mit einer Auerhahnfeder geschmückt, und ein Paar große, seelenvolle Augen schauten abwechselnd bald auf den Alten, bald auf die beiden jungen Vogtländer.

Offenbar war der Schwarzplattelgesang von dem Alten ausgegangen, welcher seinem jungen Gefährten durch dieses wenig auffällige Zeichen mitteilen wollte, daß Leute in der Nähe seien, und daß Vorsicht bei ihrem Geschäfte nötig sei.

„Du, Moritz,“ sagte Hedi, auf den Alten hindeutend, „das ist der alte Wale, der schon voriges Jahr hier in der Ölsnitz-Adorfer Gegend war. Er sammelt Steine und wer weiß was sonst noch; er ist auch oben im Schönecker Walde gesehen worden. Dort haben sie ihn einmal im Rathause ausgefragt und seine Tasche untersucht, aber nichts drin gefunden als Gesteine von weingelber Farbe und Muschelschalen, ein Messer und ein kleines Haferbrot. Er hat Geld bei sich gehabt, aber sich nur notdürftig deutsch ausdrücken können.“

Wie staunten nun aber Hedi und Moritz, als der jüngere der beiden Walen sie jetzt in einem fließenden und ziemlich vollständigen Deutsch anredete! Er warf sich unweit der beiden auf das Moos und sagte: „Ja, hier mag ein Frühstück gut schmecken in lustiger Waldeshöhe und in Gesellschaft!“

Hedi sah den freundlich zu ihr aufblickenden jungen Mann an, und während der Alte wieder ruhig nach dem Bache hinabging, bot sie dem neben ihr ruhenden Fremdling ein Stück ihres Brotes an und legte auf das reine Einschlagetuch eine Hand voll Blaubeeren als Zuthat. Der junge Fremde langte ohne Umschweife zu und ließ sich's wohlschmecken, indes sein Blick dankbar auf den beiden Geschwistern ruhte.

„Fürchtet ihr euch nicht so allein im Bergwalde?" fragte der Jüngling nach einer Weile.

„Warum denn?" antwortete das Mädchen; „zu uns kommt kein feindliches Kriegsvolk herein; hier war es bis jetzt ganz sicher. Viele unserer Landsleute aus Ölsnitz sind im Walde, und wir dürften bei einer Gefahr durch wilde Tiere nur rufen, wenn das Beil hier nicht ausreichen sollte."

Dem jungen Manne gefiel die Antwort. Er meinte: „Unsereiner ist schon weiter weg von der Heimat; wir sind durch Österreich und Böhmen gekommen und am Böhmerwald herauf. Da lag viel Kriegsvolk, und es fehlte nicht viel, so hätten sie mich gepreßt und unter Herzog Maxens bayrisches Kriegsvolk gesteckt, das nach Böhmen ziehen will. Da muß man seine wenige Habe verbergen und sich waffnen." Dabei deutete der Südländer, denn das war er offenbar, auf ein langes, blitzendes Weidmesser, das in seinem Gürtel steckte. „Jetzt haben wir's nur zum Ausweiden der Rehe und Hasen gebraucht, aber es muß auch zur Not als Waffe dienen."

Moritz sah verwundert auf den jungen Fremden, dessen Auge aufleuchtete in Mut und Entschlossenheit. Wohlgefällig ruhten auch Hedis Augen auf dem fremden Burschen, der fortfuhr, zu erzählen, was er in den fremden Ländern und auf seiner Herreise gesehen hatte.*)

---

*) Vielleicht ist es den Lesern auffällig, daß der junge Fremde mit seinem älteren Begleiter hier in den Bergwäldern umherstreifte und in so kriegerischer Zeit die gefahrvolle Reise nicht scheute. So wisset denn: Vor uns steht das Bild der alten Walen oder Wales, auch Waalen genannt. Das waren aus Norditalien, insbesondere aus Venedig, Udine, Ala und von den Gardasee-Ufern stammende Leute, welche Gebirge und Schluchten nach Edelgestein und Edelmetall durchsuchten, auch andere Werte nicht verschmähten und dabei oft ein zigeunerhaftes Leben führten, oft aber auch, wenn sie zu Wohlstand gekommen waren, mit Pferd und Wagen durchs Land zogen, mit Kostbarkeiten handelten, den Wagen irgendwo einstellten und währenddem im Gebirge neue Funde sammelten. Der Edelsteinmarkt des üppigen Venedig, die mit funkelndem Gestein und Perlen prächtig ausgeschmückten Casini, jene in der Nähe des Markusplatzes liegenden und ursprünglich nur als Absteigequartiere der entfernter wohnenden Edlen dienenden Zimmer, in denen man sich auch zu Spiel und Kurzweil versammelte, sie alle waren zu einem guten Teile, was ihre Kleinodien betrifft, von den Walen versorgt worden.

Diese Walen (Wälsche), nach den Abkömmlingen der alten Gualen oder Gallier genannt und vermischt mit lombardischem Blute, in den Jahrhunderten vor und nach der Reformation eine Art venetianischer Glücksritter, waren nicht unerfahren in der Kenntnis der Gesteine, der Quellwässer und auch mancherlei Heilmittel. Sie mieden in der Fremde meist das Gewühl lebhafter Straßen, suchten den einsamen Bergwald auf und gerieten, nicht gerade zu ihrem Nachteil, beim gemeinen Manne in den Ruf, im Besitz wunderthätiger Heilmittel zu sein. Nachdem sie in Norditalien und Südtirol edles Metall, ferner die edlen Steine Granat, Diopsid, Turmalin, Topas, Hyacinth u. s. w. kennen gelernt hatten, an denen der

„Ihr habt da recht fleißig im Walde gesammelt," sagte jetzt der junge Wale, indem er einen flüchtigen Blick auf die Krüge und das Holzbündel warf, „ihr werdet die Holzwelle aber kaum fortbringen."

„Und doch," sagte Hedi scherzend, „seitdem unser guter Vater gestorben ist und wir unserer guten Mutter das Leben um so mehr leicht zu machen suchen müssen, tragen wir oft solche Reisigwellen auf dem Rücken nach Hause."

Schweigend stand der Fremde auf, ergriff mit starkem Arme das neben dem Holzbündel liegende Beil und schlug eine junge Fichte ab, deren Stämmchen er zur gespitzten Stange zuhieb und durch den Strick der Holzwelle steckte. Dann legte er die Stange mit einem Ende auf Moritzens, mit dem anderen auf seine eigene Achsel. Hedi wollte Einspruch erheben. Der Fremde aber lächelte. Halb bat er und halb befahl er Moritz, vorweg zu schreiten, und nachdem Hedi die Krüge und das Beil ergriffen hatte, machte sich der kleine Zug nach dem freundlich am Thalgehänge der Elster liegenden Ölsnitz auf den Weg. Der Fremde sah sich noch einmal nach seinem am Bache entlang gehenden Gefährten um, und als Hedi ihm bedeutete, er solle sich doch seinem älteren Begleiter nicht entziehen und lieber auf ihn warten, meinte der junge Wale, es sei nichts zu besorgen; denn der Gasthof zu Ölsnitz sei von ihnen für heute abend als Nachtquartier bestimmt und der Weg also für alle Parteien derselbe.

Unterwegs plauderten der Wale und Hedi eifrig miteinander. Hedi erzählte, daß ihre Mutter sich und sie durch Spinnen und Weben ernähre, daß ihnen ein mitleidiger Onkel Wohnung in seinem Gehöfte gegeben habe, und daß sich die kleine Familie hart rühren müsse, um durchzukommen.

Merkwürdig, auch unser Wale war eine Waise und sein älterer Begleiter nur ein weitläufiger Verwandter. Doch hatte der junge Fremde, wie er erzählte, ein kleines Besitztum, ein Häuschen und ein Stück Feld unweit Feltre, einer Stadt Norditaliens unweit der deutsch-tirolischen Grenze, weshalb er auch so gut Deutsch verstand. Von dort aus war der junge Wale schon früh mit seinem Verwandten in das an edlen Mineralien reiche Etschthal und in das noch reichere und interessantere Fassathal gewandert, hatte lange zu Vigo gesessen, Granaten und Hyacinthen gesucht, auch den blättrigen Stilbit, den tiefblauen Lazulith, aus Ungarn den Edelopal eingetragen, dann das Harzgebirge und seine Schätze kennen gelernt, und jetzt war er darüber, von seinem alten Verwandten sich die Schätze des Fichtelgebirges und des sächsischen Vogtlandes zeigen zu lassen. Auch erzählte er, daß er das Steinschleifen verstehe, wie schön mild es im Lande Italia sei, und wie großartig sich gerade dort in seiner Heimat die Alpenberge herabsenkten.

Unwissende oft gleichgiltig vorbeigeht, so begannen sie bald, weiter zu ziehen, erreichten den Böhmerwald und die sächsischen Gebirge, fanden reiches silberhaltiges Rotgiltigerz, legten in engen, entlegenen Thalrinnen Goldwäschen (Goldseifen) an, und manches Seifersdorf und Seifengründel (wie auch eins in der sächsischen Schweiz heißt) führt auf einen derartigen Betrieb seinen Namen zurück. In Sachsen suchten die Walen den schönen tiefblauen Amethyst bei Glashütte und die Granaten bei Zöblitz, und selbst der im Waldesdunkel bei Schöneck verborgene Topasfels soll ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein.

„Aber dorthin würdet Ihr wohl nicht mit mir gehen?“ fragte nach einer langen Pause der Wale, der bereits seinen Namen Pietro genannt hatte.

„Wie kann ich,“ sagte ernst Hedi, „in den Fall kommen, von den Meinen hier hinweg in ein so fremdes Land zu wandern!“

Der Fremde schwieg. Nach einer Weile fuhr er fort: „Deutet mir's nicht als Neugier oder Belästigung — aber ich habe oft gehört, daß ein Weib ihrem Gatten in die weite Ferne nachgefolgt ist.“

Hedi errötete sittig und sprach: „Das ist etwas anderes, ein Weib muß dem Manne treulich folgen, aber ich, ich will keinen Mann nehmen.“

„Das sagen alle Mädchen so lange, bis der Bräutigam kommt,“ versetzte lächelnd der Fremde, während er aus Schonung für Moritzens Achsel die Tragstange zur anderen Seite wendete und Hedi mit wohlgefälligem Blicke betrachtete.

Doch, da tauchte ja vor ihnen, über die letzte Bergecke herüberschauend, das alte, gute Städtchen Ölsnitz auf, das dazumal freilich noch nicht so stattlich und massiv aussah wie das heutige, nach dem großen Brande neu aufgebaute. Die Mehrzahl der Bürger hielt damals Vieh; vorherrschend war unter den Gewerben die Weberei. Es gab im Orte Schleierherren, Wirker, Leinweber, Tuchmacher, Strumpfwirker und Gerber. Musseline, Tuch und Flanell gingen von hier weit hinaus in die Fremde.

Man war nahe am Orte. Hedi duldete es nicht länger, daß der Fremde das Holzbündel trug; entschieden griff sie nach der Tragstange, dankte mit vieler Herzlichkeit und wandte sich nicht weit vom Beginne der Adorfer Straße einem einfachen Gehöfte zu, wo eine ältere Frau die Kommenden zu erwarten schien.

Plötzlich, nahe an dem Thorwege, blickte sich der Fremde nochmals um und bot den Geschwistern die Hand. „Darf ich,“ fragte er zögernd, „morgen euch wohl einmal besuchen, um zu fragen, wie ihr ausgeruht habt?“

Hedi und Moritz schwiegen.

„Es würde mir,“ fuhr der Fremde nach einer Weile fort, „eine Freude sein, euch, ihr guten Geschwister, wiederzusehen. Bei euch wird mir's wieder einmal zur Gewißheit, wie alle Freude, die Gott uns sendet, uns emporhebt über die Schranken der Erde bis an sein Vaterherz.“

Noch einmal drückte er beiden die Hand, und dann ging er wie träumend weiter, nicht in den Gasthof, sondern hinaus vor die Stadt, in dieselbe Gegend, wo jetzt Hunderte von Bergleuten in der Erde arbeiten und durch den „Kaiserin-Augusta-Schacht“ die Schätze der Tiefe zu Tage fördern. Hier setzte er sich am Rande einer alten Halde nieder. Leise sprach er vor sich hin: „Ich wandele und wandere; ist doch das ganze Leben ein stetes Wandern und Wandeln, nur daß man manchmal ausruht am Wegrande und das Abendrot über einem leuchtet.“ Und dann summte der arme, schwermütige Geselle, der keine bleibende Heimat hatte, vor sich hin:

„Es wandelt, was wir schauen: Tag sinkt ins Abendrot,
Die Lust hat eignes Grauen, und alles hat den Tod.
Ins Leben schleicht das Leiden sich heimlich wie ein Dieb;
Wir alle müssen scheiden von allem, was uns lieb.
Und doch sind wir zu Hause, weil Gottes große Kraft
Uns jeden Platz der Erden zur süßen Heimat schafft.“

„So nachdenklich, junger Freund?“ fragte in wohlklingendem Italienisch neben ihm eine freundliche Stimme. Der junge Wale Pietro sah auf und erblickte seinen alten Gefährten, der mit gefüllter Tasche vor ihm stand.

„Es war gut,“ sagte dieser darauf, „daß du die jungen Leute von der besten Stelle unserer Perlenbänke wegführtest und nach Hause begleitetest; denn es hätte unser Reichtum verraten werden können. Gerade jetzt habe ich einen guten Fund gemacht und Muscheln bei mir, die Vollperlen von vielen, vielen Gulden Werts enthalten. Ich will sie heute abend nach dem Abendbrote in unserm stillen Schlafkämmerlein aufbrechen und dir zeigen; denn ich werde wohl nicht wieder bis hierher wandern; es wird für mich alten Mann diese die letzte Bergreise gewesen sein. Ich will aber nicht, daß das, was ich in einem langen Leben hier zu Lande erkundet habe, verloren gehe, sondern auf dich das Wissen vererben, auf daß du nach altem Walenbrauch hier sammelst, was das Land Kostbares hat und seine Bewohner mit sehenden Augen doch nicht sehen.“

Sie gingen jetzt in den Gasthof, wo ein einfaches Abendbrot die Hungrigen erquickte. Während der Alte darauf eine Art Landkarte studierte, ging der junge Wale noch durch das Städtchen, um die Hütten und die Leute zu mustern.

Lange blieb er vor dem Hause des Wagners stehen, das sich dicht an der Straße befand. Über die niedrige Mauer konnte er in den Hof sehen. Da saß der junge Meister, seine Kinder auf dem Knie schaukelnd, vor den geöffneten Fenstern der Stube, und drinnen im Stübchen waltete die junge, blühende Gattin und bereitete das einfache Abendbrot. Hierbei überkam den jungen Fremden, der im Leben viel einsam gewesen war, ein warmes Sehnen nach solchem Familienglück, und Bilder einer freundlichen Zukunft vor Augen, lenkte er seine Schritte wieder zu seinem Gefährten zurück. —

Es war am andern Vormittage. Hedwig war zeitig munter. Sie hatte im Verein mit Moritz schon am Abende zuvor der Mutter, wenn auch mit mädchenhafter Zurückhaltung, so doch in lebhafter Weise das Zusammentreffen mit den beiden Fremden geschildert.

„Du hast dich doch in allen Stücken gehalten, wie sich's geziemt?“ fragte die Mutter und sah zur Tochter hinüber, welche die Fenster putzte, auf daß sie recht hell blinken sollten.

„Ei, wie sollte ich anders denken und thun!“ entgegnete diese. „Ich meine, daß auch der junge Fremde kein wüster, fahrender Gesell und daß, trotz seines Wanderlebens und seines einfachen Äußeren, in ihm ein gewisser feiner Sinn sehr leicht zu erkennen ist. Sieh ihn nur erst, Mutter!“

Moritz, der im Hofe arbeitete, wurde in die Stube gerufen und fuhr fort, den freundlichen, jungen Fremdling, der ihm gestern so behilflich gewesen war, zu beschreiben und zu loben.

Die Mutter sprach dann noch leise mit ihrer Tochter, die sich traulich an ihre erfahrene, treuliche Beraterin lehnte und die Arme um sie schlang. Was sie aber sprachen, konnte niemand verstehen, auch Moritz nicht, der darum wieder zu seiner Arbeit in den Hof zurückkehrte.

Das kleine, mit einfachem Gerät ausgestattete Wohnzimmer lag mit all seinem Zubehör in einem Seitengebäude des Gehöftes von jenem freundlichen Onkel,

der beiden Geschwistern und ihrer Mutter eine Zuflucht auf seinem Erbe eröffnet hatte. An dem eichenen Tische in der Nähe des Fensters war Hedwig mit einer Näharbeit beschäftigt, wogegen die Mutter eifrig am Spinnrad arbeitete, das in damaliger Zeit einen besseren Gewinn abwarf als heutzutage. Hedwig schaute nur zuweilen und flüchtig von ihrer Arbeit auf und nach dem Hofthore hinüber, durch welches vor kurzem der Onkel mit seinem von einer Kuh gezogenen Wagen hinaus gefahren war.

Soeben hatte die fleißige und geschickte Jungfrau wieder hinübergesehen zum alten, halbgeöffneten Thore, da erblickte sie vor demselben die Gestalt des jungen Walen. Sie stand leise auf, zog ein leichtes Tuch, das sie lose um den Kopf gelegt hatte, etwas mehr vor den unteren Teil ihres sanft geröteten Gesichts und trat dann mit der Mutter an die Stubenthür, um den südländischen Gast zu bewillkommnen. Dieser hatte schon im Hofe mit Moritz eine herzliche Unterhaltung begonnen, während welcher er seinem jungen Freunde wiederholt die Hand schüttelte.

„Ich bin der Steinschleifer Pietro von Feltre, der mit seinem Verwandten auf der Reise in Deutschland ist. Da traf ich denn gestern im Walde, unweit der Straße Eure Kinder, verehrte Frau, und ich gewann große Achtung vor ihnen.“ So sprach der Fremde, worauf alsbald die gute, freundliche Mutter einen sauber gescheuerten Lehnstuhl mitten ins Zimmer rückte, auf dem der gewandte Pietro nach leichter Verbeugung Platz nahm. „Ich konnte mir es nicht versagen,“ fuhr Pietro zwanglos fort, „meine neuerworbenen Freunde vor meiner Abreise noch einmal zu besuchen und zugleich ihre Mutter, für die sie treulich arbeiten, und ihr Daheim zu sehen. Es ist so sonnig-freundlich hier, daß ich wünschte, lange, recht lange bei Euch bleiben zu dürfen.“

„Nun, Ihr könnt Euch hier ausruhen, so lange es Euch gefällt, und auch ein besonderes Plätzchen könnte für Euch gefunden werden drüben im Hause, wo ihr Euch bei bescheidenen Ansprüchen einrichten könntet,“ versetzte Frau Schmirler.

Aber Pietro bemerkte, daß er für jetzt mit seinem alten Onkel reisen müsse, um durch diesen an verschiedenen Orten Deutschlands noch mancherlei kennen zu lernen. Dann aber, und hoffentlich in nicht zu langer Ferne, wolle er von dem freundlichen Anerbieten Gebrauch machen und, wie er hoffe, glückliche Tage in der lieben Familie verleben.

Hierauf nötigte Frau Schmirler den Fremden, sich an einem einfachen Imbiß zu laben und sich einen Trunk frischer Milch wohl schmecken zu lassen. Man setzte sich um den Tisch und plauderte. Schließlich zog der Fremde ein einfaches, silbernes Ringlein aus seiner Ledertasche und bat um die Gunst, ein kleines Andenken für Hedwig, die Tochter des Hauses, zurücklassen zu dürfen. „Es ist eine deutsche Perle darin von großer Reinheit und großem Werte. Ich habe sie gestern abend eingefaßt. Sie erinnere euch an mich, bis ich wiederkomme!“ So sprach der Fremde, stand auf, drückte allen die Hand und deutete nach dem Hofthor, an dem schon sein Onkel wartend stand.

Die Familie begleitete ihren Besuch bis zur Straße und sah den beiden Wanderern nach. Und Pietro winkte ohne Aufhören mit dem breiten Hute, den er in seiner Hand hielt.

* * *

Es war damals in Kursachsen keine schöne Zeit. Seit der jugendliche, erst 28 Jahre alte Kurfürst Christian II. am 23. Juni 1611 nach einem kalten, raschen Trunke ganz plötzlich vom Schlage getroffen worden war, lenkte der schwache Johann Georg I., des Verstorbenen Bruder, als Kurfürst die Geschicke des Landes. Wohl war er streng, aber unklug und abergläubisch erzogen worden. Noch ist das schwarze Buch in der Dresdner Bibliothek vorhanden, in welchem sein Hofmeister Leonhard die dem Prinzen verordneten Strafen verzeichnet und sogar bildlich dargestellt hat, z. B. wie er an das Ofenbein angebunden oder durch den „schwarzen Mann" erschreckt wurde. Später wurde der Prinz unter angenommenem Namen nach Italien auf Reisen geschickt, auf welcher Reise er aber weniger lernte als Abenteuer erlebte.

Eine dumpfe, gewitterhafte Schwüle lag damals, in der Zeit unendlicher Glaubensstreitigkeiten, auch über Sachsen. Eine Vereinigung protestantischer Fürsten, welche die Union hieß, stand einem ähnlichen, aber katholischen Bunde, der sogenannten Liga, gegenüber. So kämpfte ein Teil der deutschen Fürsten gegen den andern. Johann Georg hielt es mit dem Kaiser, der auf Seite der Liga stand.

Um diese Zeit war's, im Herbste des Jahres 1620, da saßen auf der hölzernen Bank vor einer vogtländischen Schenke drei gewappnete Reitersleute beisammen und zechten. Der Maßkrug ging fleißig reihum, und der geschäftige Wirt hatte viel zu thun; denn die Fremden hatten Geld und sparten den Groschen nicht.

„Weiß der Himmel, wo der Mansfeld das Gold und Silber her hat! Aber soviel kann ich rühmen, daß seine Werbehauptleute nicht knauserten, da sie mir das Handgeld aufzählten." So sagte ein langer Reiter, dessen Mundart ihn als ein Braunschweiger Kind bekundete.

„Hm," setzte ein junger, untersetzter Mann hinzu, indem er seinen Schnurrbart selbstgefällig drehte, „wo soll er's herhaben? Was er nicht aus der halbleeren Kasse der vereinten protestantischen Fürsten hat, das haben ihm Stifter und Klöster geben müssen, die er überall ausnimmt. Das nenne ich einen ‚fahrenden Schüler'."

„Ja, eigentlich kann nichts Rechtes dabei herauskommen, wo so wenig Ordnung und Ehrlichkeit ist. Und wenn es wahr ist, was man hört, daß der siebenbürgische Fürst Bethlen Gabor den Böhmen drin gegen den Kaiser hilft, so ist ja gar die deutsche Reichsgrenze den Türken offen, und sie können wieder kommen." So sagte ein älterer Reiter, der bisher still zugehört hatte.

„Ei," rief da der Braunschweiger hitzig und trat auf ihn zu, „spukt wieder der Kölnische Unterthan in dir? Wozu nimmst du da Reiterdienste beim lustigen Mansfelder Ernst, wenn du dir über deiner frommen Väter Glauben und einen Türkeneinfall Sorge machst? Hier heißt's: Lustig geritten und mit dem Teufel gestritten."

Die anderen stimmten ihm bei, und die frischgefüllten Krüge versöhnten schnell die leicht erregbare Kriegerschar des Heerführers Mansfeld, der in den protestantischen Ländern Kämpfer warb, gleichviel, welches Glaubens sie waren. Ganz so wie später unter Wallenstein, waren allerlei Leute, die im Leben Schiffbruch gelitten hatten, zusammengeströmt, und eine gar bunte Karte von Stammes- und Bekenntnisangehörigen stellten die Mansfelder Kriegsleute dar.

„Wißt ihr denn," sagte der zweite Sprecher, welcher den Mansfeld mit einem fahrenden Schüler verglichen hatte, „wißt ihr denn, daß ihr hier noch auf kursächsischem Boden seid und also fein stille sein müßt, da unser Landesherr Johann Georg durchaus nicht mit den protestantischen Fürsten ziehen will? Ich war noch in Wittenberg auf der hohen Schule, als er sich dem Kaiser anschloß."

„Warum," versetzte ein anderer, „bist du denn von der gelehrten Schule ausgerissen und unter die Reiter gelaufen?"

Der ganze Schwarm lachte und sah zu dem also Gefragten über den Tisch hinüber.

Dieser strich den Bart und sagte dann ernst: „Es ist eine schlimme Geschichte, die mich wegtrieb, und bei euch wird's nicht viel anders sein. Wer übrigens zu den Fahnen des Mansfeld geht, der hat sich zu einem harten Glauben zu bekennen; der sagt sich im voraus, daß er dort, wo sein Heerhaufe einfällt, den Leuten Hab und Gut unsicher macht, daß er die Gesetzlosigkeit mit zur Geltung bringt, mit einem Worte, daß er zu einem besonderen, wilden Soldatenstaate im Staate gehört. Bereits soll ein böhmischer Graf Wallenstein dem Kaiser Vorschläge gemacht haben, wie der Krieg durch Plünderung im großen die Soldaten ernähren könne, und wie dann auch den Kaiser ein großes Heer nichts kosten würde."

„Was geht das uns an?" rief der Braunschweiger. „Hat man mich selbst von Haus und Hof vertrieben, so bin ich der Welt auch nichts schuldig. Leben muß ich, und nimmt man mir, was ich zum Leben brauche, so ziehe ich mit den jetzigen Herren der Welt; das sind die rechten Feldherren. Der Bauer muß mir seine Keller und Scheunen öffnen, wenn ich hungere; dafür führ' ich mein Schwert."

„Bei mir auf der Schule zu Wittenberg war's ein anderer Grund, der mich forttrieb. Ich hatte im Rausche einen, der mich foppte, niedergeschlagen, und da ich nicht wußte, ob er je wieder aufkommen würde, so hielt ich es fürs beste, mich selbst sicher zu stellen, und ging unter die Mansfeldschen Reiter, ehe die gelehrten Perücken mir mein Urteil sprachen."

„So ist's recht; du bist unser!" riefen die anderen, „und nun sing uns mal eins!"

„Ja, das will ich," rief er. „Da hat einer der Studenten ein Reiterlied gedichtet; das ist so recht für uns. Ich sing's euch vor, und ihr singt's nach." Und er sang:

„Uns ehret jedermann,
Und wer nicht will, der muß. Es ist uns unterthan
Nicht ein Land nur, die Welt, sie muß uns Herren heißen,
Wenn Herren uneins sind. Wir können uns nicht beißen,
Wie alte Mütter thun: man schlägt mit Fäusten drein,
Mit Degen und Pistol, wo man nicht Freund will sein, — —
Man fühlt nicht, daß man stirbt. Das Feld ist unser Bette,
Der Gottesacker auch! Wir leben um die Wette
Und sterben auch also. Wer härmet sich darum?
Es sei Hieb oder Stich, wenn wir nur kommen um,
So ist uns recht geschehn. Lob' einer nun das Seine,
Sein Leben, wie's auch sei: ich lobe stets das meine.
Du lebest nicht für mich, ich sterbe nicht für dich:
Ein andrer bleibe sein, ich bleibe so für mich," — —*)

*) Aus „Lob eines Soldaten", Gedicht von Paul Flemming.

Der Gesang brach plötzlich ab; denn die Straße herab kamen eilig zwei Reiter, welche gerade auf das Gasthaus zusprengten, vor dem die Mansfeldischen Reiter zechten. „Gute Freunde sind's, Reiter des Grafen Schlick, unseres Verbündeten!" riefen die zechenden Krieger, standen auf und traten den Ankömmlingen entgegen.

„Was giebt's Neues, Brüder?" rief der Braunschweiger, der seinen Federhut tiefer in das Gesicht drückte, ihnen zu, indem er mitten auf die Straße trat.

„Es wird lustig im Reich, ihr Mansfeldischen!" erwiderte der ältere der Ankömmlinge. „Bald giebt's nun zu raufen; denn der Bayernherzog will auf Prag vorrücken, und er hat seinen alten General Tilly zur Hand. Der sächsische Kurfürst aber hat von Stolpen aus einen Aufruf an die Lausitz und an Schlesien erlassen und ist schon Ende August in diese kaiserlichen Länder abgerückt. Wir müssen alle aufbrechen und sollen uns in Bleistadt sammeln, um zum König Friedrich V. zu stoßen, der jetzt eilends von Pilsen nach Prag zieht, damit ihm der alte Fuchs, der Tilly, und der Bayernherzog nicht zuvorkommen. Aber Kinder, gebt mir auch eine Maß zu trinken; denn wir sind durstig — und dann auf nach Schönbach und Bleistadt hinab!"

Alsbald jagten nach verschiedenen Seiten mehrere Reiter davon, um die weithin an der Grenze liegenden Haufen zu sammeln; man hörte die Trompete rufen, und unter Toben und Schreien stieg die Schar vor dem Gästhofe zu Pferde. Der Wirt, der die letzten Maßkrüge noch nicht bezahlt bekommen hatte und an diesen Umstand erinnerte, bekam einen Säbelhieb, daß er zurücktaumelte. Darauf ordnete sich der Schwarm und trabte den Bergwäldern Böhmens zu.

„Wehe denen, die solch wildem Troß sich in den Weg stellen," meinte seufzend der wieder zu sich gekommene Wirt, als ihn die Seinen ins Haus führten. „Da ist alles verloren; aber der Segen kann nicht mit ihrer Sache sein, soviel sie auch aufbäumen. Die protestantischen Fürsten haben mit dem katholischen Bunde bereits einen Frieden geschlossen und erklärt, sich in der Böhmen und Schlesier Aufstand gegen ihren rechtmäßigen Herrn, den Kaiser, nicht zu mengen. Wie sollen sie gegen dessen und Tillys Macht — man spricht von 50000 Soldaten — mit ihren ungeübten Leuten aufkommen!" — —

So wie hier der schlichte Mann urteilte, so kam es auch. Die Sache Friedrichs V., des neuerwählten Böhmenkönigs, sank von seinem Krönungstage an immer mehr. Er war ein zu schwacher Geist gegenüber den vereinten Kräften des Kaisers und der Liga. Der Bayer verwarf jede Unterhandlung, um die Friedrich V. nachsuchte. So geschah es, daß Friedrich in zwei kurzen Stunden am 8. November 1620, auf dem weißen Berge vor Prag eine vollständige Niederlage erlitt. 4000 seiner Soldaten hatten teils im Kampfe, teils in der Moldau ihren Tod gefunden. Friedrich entfloh nach Schlesien und lebte dann in Holland und England, im Unglücke größer als im Glanze seiner einstigen Kronen. Nur der kühne Ernst von Mansfeld hielt noch Pilsen und Tabor besetzt.

Der Kaiser, statt sich die Herzen seiner Unterthanen durch Schonung zu gewinnen, trug nur eine Zeitlang äußerlich solche Milde zur Schau, lockte hierdurch viele Entflohene zurück und ließ dann an einem Tage die vornehmsten Häupter

der Protestanten ergreifen und hinrichten oder einkerkern. Alle protestantischen Lehrer und Geistlichen wurden aus dem Lande gejagt, und wer nicht zur katholischen Lehre übertrat, mußte fliehen. An 30000 gewerbfleißige Familien und über 200 Herren- und Rittergeschlechter verließen ihr böhmisches Vaterland, als die Schreckensnachricht von der „Prager Schlachtbank" — die schaurige Massenhinrichtung der Gefangenen am 11. Juni 1621 zu Prag — durchs Land flog. Die Güter der Geächteten, im Werte von 54 Millionen Gulden, fielen in die Hände der kaiserlichen Günstlinge, vor allem der Jesuiten.

* * *

In demselben Herbste, im Jahre 1620, kurz nach der Prager Schlacht war's, als sich auf der Straße, die von Adorf nach Ölsnitz führt, ein kleiner mit einem Gaule bespannter Landwagen, von der Art, wie ihn dort der Landmann hatte, um seine Bedürfnisse aus der Stadt herbeizuholen und wohl auch seine Waren in die Stadt zu führen, langsam hinbewegte. Es war das Wägelchen aber keins der aus Böhmen flüchtenden Protestanten; auch war keinerlei Hausrat in ihm zu sehen. Der Mann, welcher nebenher ging und das Tier antrieb, verriet sich gleichwohl durch Tracht und Sprache als ein Landeskind Böhmens.

Mit wem spricht er denn wohl? — Er redet wiederholt in das Wägelchen hinein, in dem unter einer Leinwandplane, notdürftig vor Wind und Wetter verwahrt, ein junger, blasser Mann liegt. Sein Lager ist nur Stroh, aber über ihn hinweg ist ein Bett und eine wollene Decke gebreitet, und zuweilen hebt er sein schwarzgelocktes Haupt, wie um die Straße vor sich zu prüfen, ob sie ihm bekannt sei oder Erinnerungen biete.

„Ja, ja, es ist so; das ist Adorf, da drüben!" sagt der Fuhrmann zu dem im Wagen Liegenden. „Und da Ihr hier nicht verweilen wollt, sondern so ungeduldig seid, vorwärts zu kommen, so fahre ich Euch jetzt bis zum nächsten Dorfe, das nur eine halbe Stunde entfernt an der Straße liegt, und raste dort mit meinem ermüdeten Tiere." Der Mann im Wagen war es zufrieden, wie man aus der, wenn auch matt gegebenen Antwort heraushörte.

„Wir sind ja nun in Sachsen," sagte der im Wagen Liegende; „da könnt Ihr ruhig und ohne Sorge sein, Christern. Soviel ich weiß, ist hier kein herumstreifendes Kriegsvolk, und Ihr werdet mich hoffentlich noch heute glücklich nach Ölsnitz —"

„Doch — doch!" rief der böhmische Fuhrmann Christern ängstlich. „Dort kommt ein ganzer Haufen zu Fuß! Und sie kommen gerade die Straße gegen uns hermarschiert! Hört Ihr ihre Pfeifen klingen? Gott sei unserer Seele gnädig!"

Nach diesen Worten versetzte der Mann seinem Pferde, indem er es herumriß, einen Hieb mit der Peitsche, daß es mit einem Satze das Wägelchen zur Seite und über den Graben hinab in die Wiese schleuderte. Zugleich hörte man einen lauten Knacks, wie wenn Holzteile einem heftigen Anpralle nicht widerstehen können; der Wagen schwankte wiederholt, fiel endlich um, und die birkene Deichsel zerbrach.

Auf der Wiese waren Decke, Bett und Stroh umhergestreut, und zwischen ihnen lag bleich und in stummem Schmerz sich windend, ein junger, notdürftig verbundener Mann mit offenbar südlichem Gesichtsausdrucke. Das schwarze, lockige Haar fiel über ein matt aufleuchtendes Augenpaar, und der breite Filzhut, der beim Sturze in das Gras gerollt war, lag neben ihm. „Christern," bat mit schwacher Stimme der Gefallene, der offenbar Mühe hatte, sich aufzurichten, „Christern, hilf mir doch, und dann sieh nach dem Wagen! Ich denke, er ist noch ganz und heil, und nur die Deichsel ist zersplittert."

Aber so sehr er bat, kein Christern war da. Der feige Bursche — der allerdings in Böhmen von den streifenden Reitern schon viel erlitten hatte, der auch an seinem verwundeten Fahrgaste deutlich sah, was ein roher Soldatenhaufen verrichten konnte — der feige Christern war entflohen und hatte sich drüben auf dem waldigen Höhenzuge vor Hebersreuth versteckt.

Statt seiner waren aber andere Helfer da. Der Kranke auf der Wiese war alsbald von Leuten umgeben, das Wäglein ward aufgerichtet, auch das Pferd beruhigt. Es kam nämlich eine Abteilung sächsischer Defensioner vorüber, eine damals zur Landesverteidigung eingerichtete Truppe, welche, zwei Pfeifer voran, auf der Straße weiter bis zur Grenze zog, um dort streifende Feinde von einem etwaigen Einfalle abzuhalten. Sie waren von einem Schwarme neugieriger Landleute begleitet. Von diesen müßig nebenher Laufenden waren mehrere auf die Wiese geeilt, um dem verunglückten Gefährt aufzuhelfen.

Plötzlich rief ein junger Mensch, der sich forschend über den auf dem Stroh und einer Decke sitzenden, aus dem Wagen geschleuderten Fremden beugte: „Was muß ich sehen? Seid Ihr's denn, Herr Pietro, oder seh' ich falsch? Und in welcher Lage treffe ich Euch wieder? Ihr seid ja verwundet — und verbunden — und wo ist Euer Onkel?"

Es jagte förmlich eine Frage die andere, und der junge Frager setzte sich, die Defensioner vergessend, neben dem Verwundeten nieder.

„Ach, wie wohl — wie herzlich wohl ist mir, daß ich dich, mein guter Moritz, wieder habe," sagte der Kranke, „ich bin drüben in Böhmen, unfern der Grenze überfallen und so übel zugerichtet worden. Mit Mühe gelang es mir, für schweres Geld einen Wagen bis hierher, bis zu euch, zu erlangen. Bei euch will ich mich erholen und ausheilen, ehe ich in meine ferne Heimat reise. Mein guter Onkel ist — tot — ist — erschlagen — die Unholde!"

Dem jungen Manne erstickte fast die Stimme, als er so sprach, und Moritz (denn niemand anders als der Bruder Hedwigs war der Frager) fühlte, daß es für den Kranken besser sei, ihn nicht weiter zu fragen und aufzuregen, sondern ihn lieber nach Hause zu bringen. Schnell bat er einen der jungen Leute, die, wie er, den davonziehenden Defensionern das Geleite gegeben hatten, daß er den kranken Walen mit in den Wagen heben helfe.

Man schüttelte das Stroh auf, legte Bett und Decke zurecht und trug und hob endlich den Kranken wieder in das kleine Gefährt. Mittelst eines um die beiden zersplitterten Deichselstücke gebundenen Strickes gelang es, daß auch das Pferd wieder seinen Dienst verrichten konnte. Weiter unten war an der Straße

eine Stelle, wo sie weniger abschüssig in die Wiese verlief, und von dort geleitete man den Wagen zur Straße hinauf.

Als diese Arbeiten gethan und die Defensioner längst verschwunden, auch sonst nur noch wenige Leute in der Nähe zu sehen waren, da kam auch der feige Christern aus dem Gesträuche hervor. Moritz, so jung und fast knabenhaft er noch war, konnte es sich in einer edlen, aus Nächstenliebe hervorgehenden Aufwallung nicht versagen, dem treulosen Fuhrmann Vorwürfe zu machen, weil er beim ersten Anblicke einer bewaffneten Truppe Gesundheit und Leben eines Menschen, der sich seinem Schutze anvertraut hatte, leichtsinnig auf das Spiel gesetzt habe. „Ich wäre dageblieben," rief er, „wenn ich einen Schwerverwundeten oder Kranken zu begleiten gehabt hätte. Vor Leidenden hat jeder Achtung, und ein Kranker hat ein Recht auf Schonung und Hilfe."

Christern ging mürrisch und einsilbig nebenher. Desto eifriger beschäftigte sich Moritz Schmirler mit dem Kranken; er bot dem blassen Pietro seine Hand über das Seitenteil des Wägelchens und ließ sie ihm gern auf lange Zeit. Pietro hörte dem munteren Geplauder des Jünglings gern zu, der ihm erzählte, daß er die Absicht gehabt habe, seinem Vetter, der unter den Defensionertruppen gewesen sei, nur auf einige Stunden das Geleit zu geben. Dann hätte er Holz lesen und nach Hause zurückkehren wollen. Auf einmal habe er den umgestürzten Wagen in der Elsterwiese erblickt. Wie gut sei es gewesen, daß er gerade soweit mitzugehen sich habe gewinnen lassen. Nun solle es Pietro so gut wie bei den Seinen daheim haben, und er würde bis Ölsnitz nicht von seiner Seite weichen.

Mit innigem Wohlbehagen ruhten Pietros Blicke auf der jugendfrischen Gestalt des nebenherschreitenden Moritz; schon vom Klange der Stimme und der treuherzigen vogtländischen Ausdrucksweise ward er angenehm berührt. Noch mehr that ihm die ungeheuchelte Teilnahme des jungen Menschen wohl, und er sagte sich wiederholt still, daß er, wenn er irgendwo in der Nähe gut aufgehoben wäre, es in Ölsnitz bei seinen neu gewonnenen Freunden sein werde.

„Was werden sie sagen," lispelte er, „die Mutter Schmirler und Hedwig und der Oheim, wenn ich krank an eurem Hause ankomme und eine Kammer begehre, um auszuruhen? — Und wenn euer Onkel keinen Raum für mich hätte, würdet ihr mich dann zum Gasthofe weiter geleiten? Wüßte ich doch dann, daß mir treue Herzen im Städtchen schlügen, und daß ich nicht verlassen unter Fremden läge." Moritz sprach ihm Trost zu und machte ihm Hoffnung, daß er in des Oheims Vorderhause einen Raum erhalten werde.

So kam man über Würschnitz und Görnitz hinab und sah endlich Ölsnitz vor sich liegen.

„Weißt du, Moritz," sagte der Kranke und richtete sich auf seinem Lager ein wenig in die Höhe, „weißt du, es war eine schöne Zeit, als wir das letzte Mal hier zusammen die Holzwelle heimtrugen. Wie kommen wir dagegen heute vor das Haus!"

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen verging die Zeit.

Endlich hielt der Wagen an dem wohlbekannten Gehöfte im lieben vogtländischen Städtchen still. Moritz ermunterte den böhmischen Fuhrmann, in den Hof einzufahren, und am Fenster des Hintergebändes zeigte sich alsbald die über

den unerwarteten Besuch höchlichst verwunderte Mutter Schmirler. Moritz sprang ins Haus, die Seinen zu rufen und in aller Eile aufzuklären.

Erst eilig, mit großen, ahnungsvoll sich auf die Gruppe heftenden Augen und zuletzt zögernden Schrittes erschien auch Hedwig. Mit wenig Blicken hatte sie die ganze Sachlage erkannt. Pietro hob sich ein wenig in die Höhe, und sie sah den Mann, der ihrer Familie so lieb und wert geworden war, jetzt bleich und verwundet in dem Wagen. Moritz fügte mit kurzen Worten hinzu, daß böhmische Reiter jenseits des Gebirges und der Grenze den seiner Arbeit nachgehenden Walen blutig geschlagen und der Tasche beraubt, sowie seinen sich hartnäckig gegen alle Plünderung wehrenden Onkel erschlagen hätten.

„Doch, ehe wir etwas Weiteres reden," sagte die besorgte und verständige Frau Schmirler, „muß Pietro vom Wagen gehoben werden. Bringt ihn in unsere Stube, hernach will ich zum Onkel gehen und ihn um Überlassung des unbenützten Giebelstübchens bitten, dessen Fenster auf unsere Wohnung sieht, und von wo aus wir leicht durch eine Klingel gerufen werden können."

Nicht ohne Mühe gelang es, mittelst einer schnell herbeigebrachten Stufenleiter den leidenden Walen vom Wagen herab in den Hof und endlich auch in das Stübchen der Webersleute zu bringen. Auch der Onkel eilte herbei und empfand ein inniges Bedauern für den übel zugerichteten jungen Mann. Gern versprach er, ihm das kleine Giebelstübchen einzuräumen, bis weitere Vorsorge getroffen worden oder die Heilung erfolgt sei.

„Gebt mir eine Schere!" bat der Kranke, den man auf eine Bank gesetzt hatte. Darauf schnitt er eine Naht an seiner Weste auf, wobei ihm Moritz half, und alsbald lagen einige Münzen, goldene und silberne, in des Walen Hand. Er gab einen Teil davon dem böhmischen Fuhrmann und entließ diesen dann mit seinem Wägelchen.

In der Zwischenzeit aber, während das Giebelstübchen im Hauptgebäude des Grundstücks für ihn eingerichtet ward, betteten Hedwig und ihr Bruder den Kranken, wohlverhüllt in seine Decke und in das Bett, auf die Bank und empfahlen ihm dringend Ruhe. Erst wenn er ausgeruht habe, wolle man seine Geschichte und seine weiteren Wünsche hören, nicht jetzt, wo er der Erholung so bedürftig sei. Man reichte ihm ein Glas mit lauer Milch und darein gebrocktem Weizenbrot; der Kranke aß, und nachdem er einen Blick unaussprechlichen Dankes auf Hedwig und ihren Bruder gerichtet hatte, einen Blick, der da sagte: „Ja, hier bin ich wie zu Hause!" fiel er in leichten Schlummer.

Indes schaffte die Mutter wacker im Hause des Onkels, und bald war das Stübchen dort eingerichtet. An der Seitenwand, aber nicht sehr entfernt vom wohlverwahrten Fenster, stand das Bett, welches den bedauernswerten Walen aufnehmen sollte. Nahebei war ein Tisch gesetzt mit einer Lampe. Moritz ließ es sich nicht nehmen, die erste Nachtwache zu halten, obwohl es der Kranke als unnötig abzulehnen versuchte.

Leise zog Pietro den Atem durch den wenig geöffneten Mund, wie es sehr Ermattete wohl zu thun pflegen. Man machte sich, damit der Schlafende ja nicht seitens der Familie Schmirler durch ein unzeitiges Geräusch gestört werden

möge, draußen zu schaffen, und nur zuweilen wagte Hedwig, klopfenden Herzens durch die leise aufgezogene Thür zu horchen und dann durch die Thürspalte zu lugen, ob sich der liebe Gast bewege. Gott aber schenkte diesem einen festen Schlaf, so daß er mehrere Stunden in tiefer Ruhe dalag. Hedwig, welche ihre bunten Sonntagspantoffeln angezogen hatte, trug diese zumeist in der Hand, um nicht störend aufzutreten, und ging leise in Strümpfen umher. In der Küche wurde Familienrat gehalten.

Hierbei mußte Moritz erzählen, was er von dem unglücklichen Kampfe der böhmischen Reiter mit den beiden Wallonen wußte. Er berichtete getreulich, was ihm von Pietro unterwegs mit matter Stimme mitgeteilt worden war, ferner daß einige böhmische Handelsleute an der Unglücksstelle ihn aufgehoben und zuerst gepflegt hatten, daß aber Pietro gewünscht habe, zu seinen Bekannten in das nur eine gute Tagereise weit entfernte Ölsnitz gebracht zu werden, wie es ja auch geschehen war.

Endlich — es war gegen Abend — schlug Pietro die Augen auf. Wohl fühlte er sich ein wenig erquickt, aber er klagte auch über heftigen Schmerz in der Brust und erzählte, daß er, trotz seines Flehens um Gnade, durch die Kleidung hindurch in die Brust gestochen worden sei.

Man holte den Arzt des Städtchens herzu. Er untersuchte den gemißhandelten Körper, wusch und verband die Wunden, machte aber ein bedenkliches Gesicht und erklärte draußen im Hofe der Familie Schmirler, daß einige der vorhandenen Wunden recht schwer wären, und daß unter Wochen an Heilung nicht zu denken sei; ohne genügende Pflege könne das Leben des armen Mannes in Gefahr stehen. Hedwig wurde bleich und lehnte sich zitternd an die Mutter, welche das Mädchen zu beruhigen suchte, indem sie bemerkte, daß eine junge, sonst kräftige Natur oft Unglaubliches zu ertragen vermöge. Der Arzt versprach, anderen Tages gegen Abend wieder nachzufragen.

Pietro aß nun eine Suppe, welche Hedwig mit sorgender Hand zubereitet hatte und ihm jetzt mit dem blanksten Löffel des Haushaltes selbst zu Munde führte, indes die Mutter ihm einen Pfühl in den Rücken legte und Moritz des Kranken Rücken stützte. Gegen Abend setzte man den wohlumhüllten Pietro auf einen Stuhl, und Moritz und der Onkel trugen ihn ins Giebelstübchen. Dort betteten ihn die Männer weich und warm. Darauf setzten sich alle, auch die herzugekommenen Frauen, um ihn herum, und er begann zu erzählen.

„Ihr werdet wissen wollen,“ sprach er, „wo ich so zugerichtet worden bin. Laßt euch den schaurigen, vorgestrigen Tag kurz schildern. Ich kam mit meinem Onkel oben von Schöneck zurück, wo er mir mitten im Walde einen Berg mit edlem Gestein, den Topasenberg, zeigte. Wir wanderten dann längs der Grenze auf böhmischer Seite, um nach den silberreichen Bergen von Platten und Joachimsthal zu gelangen. Es gab dort viel zu sammeln, viel zu lernen; doch wollten wir nicht zu weit von der sächsischen Grenze weggehen, weil in dem Böhmerlande alle Ordnung aufgelöst ist und der böse Krieg da waltet. Auf einmal werden wir auf der Straße, die von Bleistadt heraufführt, von einem Trupp betrunkener Reiter überfallen. Sie reißen mir die Ledertasche vom Rücken, in der sie Schätze

vermuten. Mein Onkel eilt herzu, mir zu helfen; allein — eine Kugel streckt ihn nieder. — Mich schleiften sie nun ein Stück mit fort, damit ich ihnen den Weg wiese, den ich aber nicht wußte, weil sie nicht unsere Wege gehen. Es waren Reiter der Grafen Schlick und Mansfeld, die den Ihren nachzogen und sich, um zu plündern, vom Haupttrupp entfernt hatten. Sie nahmen mir meinen Geldbeutel, warfen mir die Ledertasche um den Kopf und, wie es schien, unzufrieden mit der kleinen und geringen Beute, hieb und stach mich der Anführer mit dem Säbel so furchtbar, daß ich besinnungslos am Waldwege hingetaumelt bin. Dort muß ich lange bewußtlos gelegen haben, sehr lange. Was noch mit mir geschehen ist, weiß ich nicht mehr. Als ich wieder zu mir kam, waren ein paar Leute aus der Gegend um mich versammelt und machten sich mit mir zu schaffen."

„Er schlägt die Augen wieder auf," meinte der eine. „Er ist aber übel zugerichtet und kann unmöglich gehen. Christern, dein Wägle ist leer; leg ihn darauf und fahr ihn wenigstens bis zum nächsten Orte!" sagte ein anderer. — Man verband notdürftig mit meinem Sacktuche die blutende Kopfwunde, legte ein nasses Tuch auf die Stichwunde in der Seite, hob mich auf den Wagen, auf dem zum Glück etwas Stroh lag, und ich bat, daß man mich nach Brambach über die Grenze hinüber brächte. Wäre ich nur erst in Sachsen, dachte ich, so wäre ich nicht weit von euch, ihr Lieben. Und so hat mich der Christern, der nicht wollte, dem ich aber eine schöne Summe versprach, bis zu euch gebracht. Verpflegt mich, habt Mitleid! Ich will's euch lohnen. Ich bin auch durchaus nicht so arm, wie es scheint. Hier ist meine Weste; ich bitte euch, trennt die Kragennaht weiter auf, sie enthält meine Sparkasse in Goldstücken, und der Kragen in meinem Rocke enthält das Ergebnis unserer Suche nach vogtländischen und fränkischen Perlen, alle in einen Leinwandstreif vernäht — für mehr als 150 Gulden kostbare Perlen, wie sie reiche Leute in Ringen und als Ohrschmuck tragen."

„Wir pflegen Euch," sagte Mutter Schmirler, „nicht um zeitlichen Lohnes willen, sondern weil wir Euch schätzen, und weil Unglückliche überall Pflege und Mitleid finden sollen."

Weil Pietro darauf bestand, daß alle die genannten kostbaren Dinge aus den Kleidern herausgeholt werden sollten, so entschlossen sich auch die Frauen dazu und brachten außer dem Golde einen wertvollen Perlenschmuck um den anderen aus dem langen Leinwandeinschlag des Kragens heraus. Man legte alles auf den Tisch. Hierauf ließ man den Kranken ruhen, der sich jetzt leichter fühlte und erklärte, daß keine Nachtwache nötig sei.

Der treue Moritz aber ließ es sich nicht nehmen, bei dem Kranken zu bleiben. Er hatte sich aus Stroh ein Lager auf der Diele zubereitet, wickelte sich in seine Decke und stellte sich, als ob er schliefe. Aber er schlief nicht; das Schicksal seines armen Freundes und die heimlich geweinten Thränen seiner guten Schwester bewegten mächtig sein Herz. Auch nachdem er den armen Pietro tiefer atmen hörte, gönnte er sich keinen Schlaf.

In der That brauchte ihn der Kranke auch mehrmals; er hatte öfter Durst, und Moritz reichte ihm aus dem vorsorglich hingestellten Kruge mehrere Schalen

Wassers, das er gierig hinabschlürfte. Sein Körper zeigte Fieber, und er klagte über Hitze.

Als der Morgen graute, nahten leise Frauentritte. Moritz wurde abgelöst und mußte sich drüben in der Familienwohnung zum Schlummer niederlegen, indes Mutter und Tochter beim Kranken wachten und ihm die bereits angerichtete Milchsuppe reichten.

Die Schmerzen des Kranken verminderten sich im Laufe des Tages nicht, im Gegenteil, sie vermehrten sich, und wiederholt seufzte der sonst so gefaßte Kranke tief. „Hedwig,“ rief er, „reiche mir deine Hand! Ich meine, ich bin recht schwer krank und weiß nicht, ob ich je wieder in die Höhe komme. Für diesen Fall möchte ich gern alles ordnen. Ich habe niemanden auf weiter Erde mehr, niemanden! In Feltre wohnt ein weitläufiger Verwandter, der mein Haus verwaltet und das Feld dazu. Große Schätze besitze ich sonst nicht, und was ich bei mir führe, das bleibt euer, falls ich nicht aufkomme.“

Hedwig weinte und barg ihr Gesicht in die linke Hand, indes ihre Rechte in seiner Hand zitterte. „Nein, das sollt Ihr nicht,“ preßte sie hervor, „das dürft Ihr nicht! Ihr mögt mit Gottes Hilfe wieder frisch und gesund aufstehen.“

„Laß mich jetzt, gutes Kind, zu Ende reden. Habe ich jemand so recht aus aller Tiefe meines Herzens lieb gehabt, so bist du es gewesen, und du bist es nebst deiner Mutter vollkommen wert, diese Perlen zu besitzen, die ihr ja nicht zu wohlfeil verkaufen wollt. Sie sind ehrlich erworben; die reichste Fundstelle liegt gerade dort, wo wir uns am Grunebach das erste Mal trafen. Dort im Wasser sucht alle Herbste nach, und ihr werdet, in den Fleischmantel des Muscheltieres eingewachsen, sehr oft eine der kostbaren Perlen finden. Diese Perlen sind ein Schatz, den eure Gegend verwahrt, den aber noch niemand hier zu kennen scheint; denn mein Onkel hat alle Jahre die von ihm gezeichneten Muscheln an derselben Stelle wieder gefunden. Reiche Leute wollen unter ihren Schmucksachen die köstliche Perle nicht missen und bezahlen sie hoch. — Sollte ich nicht wieder aufkommen, so nehmt das Geld und bezahlt mein Begräbnis damit, hier, an — einem Orte, wo ich — glücklichere Tage — zu sehen — hoffte — —“

Der Kranke unterbrach sich wiederholt in seiner Rede; man sah, die Worte strengten ihn nicht nur leiblich, sondern auch seelisch an. Die Mutter bat hierauf, er möge sich doch beruhigen und eine Zeitlang schweigen; denn das Auge des Kranken füllte sich mit Thränen. Und es waren schwere Thränen, Thränen über ein verlorenes Glück.

Gegen Abend kam der Arzt wieder. Er redete nicht viel, war zufrieden mit der Pflege, sprach aber das verdächtige Wort, man möge dem Kranken zu essen geben, was er verlange. Auch frische Leibwäsche legte er dem Kranken an und wusch die Brustwunde aus.

Es mochte abends neun Uhr sein, da eilte Moritz die Stiege hinab, ins Zimmer zu den Frauen. „Kommt doch ja schnell herüber,“ rief er, „Pietro zieht tief am Atem, und seine Augen nehmen einen auffälligen Ausdruck an.“ Bestürzt kamen Mutter und Tochter herzu. Es war so; es ging sichtlich zum Ende mit dem Leben des Kranken. Den vor kurzem noch blühenden, jungen Mann umspielten die Schatten des Todes.

Pietro reichte der Mutter Schmirler die Hand und dankte für alle Liebe und Pflege, die er genossen habe. Er empfahl dann seinem jungen Freunde Moritz, den Schatz, den ihm die Perlen der benachbarten Waldbäche liefern würden, nicht gering zu achten, sondern ihn fleißig im Auge zu behalten.

„Und du," fuhr er fort, zur stillweinenden, ihren ungeheuren Schmerz mit der Kraft ihres reinen, starken Herzens bemeisternden Hedwig gewandt, „und du, wenn ich bleich und kalt bin, drücke mir die Augen zu und pflanze einen Rosmarin auf mein Grab. Rosmarin war mir immer das liebste Gewächs, aber es bedeutet Trauer. Den gelben Topas im silbernen Ringe dort auf dem Tische — den trage zu — meinem — Ge—dächtnis."

Der Kranke ergriff Hedwigs Hand und führte sie an seine Lippen. Dann sank er zurück in die Kissen; sein Röcheln wurde stärker; in wenigen Minuten hatte ein braver, biederer Mensch aufgehört zu leben. — Hedwig drückte ihm die Augen zu, und Mutter Schmirler legte ein nasses Tuch darüber. Jetzt aber brach Hedwigs Schmerz gewaltig in lautem Schluchzen hervor. Die Mutter mußte das erregte Mädchen hinabführen in ihre Wohnung und sie zu Bett bringen. Dann ging sie hinauf ins Sterbezimmer, faltete samt ihrem Sohne Moritz die Hände, kniete nieder neben dem Toten und betete für seine Seele das tröstlichste aller Gebete, das Vaterunser.

Zum Begräbnisse des Fremden sprach der Pfarrer ergreifend von der letzten großen Reise des Toten an einen Ort, wo mehr ist als Perlen und Edelgestein, wo kein Leid ist und kein Geschrei; denn das Erste ist dann vergangen. —

Hedwig hat sich nicht verheiratet; Pietros Ring am Finger war ihr heilig. Moritz hatte auf die Perlen der Elster und ihrer Nebenbäche ein aufmerksames Auge, wie Pietro gewünscht hatte.*) —

Moritz Schmirler meldete alsbald dem Kurfürsten Johann Georg I. das Vorhandensein der kostbaren Perlmuscheln, und seitdem ist in Sachsen die Perlen-

---

*) Die Leser wissen, daß Perlen Ausscheidungen oder besser Hüllgebilde des Mantels der Perlauster sind. Es giebt vornehmlich zwei Arten Perlmuscheln, die indische oder persische Meerperlmuschel, welche eine grünbraune, aber weißgestrahlte Schale hat; sodann in Flüssen Sachsens und Bayerns die Flußperlmuschel, welche schwarzbraune, ungestrahlte Schalen hat, eiförmig gebaut ist, keine Seitenzähne in den Schalen, aber dafür in der rechten Schale einen dicken Hauptzahn besitzt.

Perlen sind von alters her ein Hauptschmuck, besonders für Frauen gewesen. So besaß Kleopatra zwei äußerst schöne und teure Perlen; Cäsar schenkte der Mutter des M. Brutus eine Perle, die er für 990000 Mark gekauft hatte. Mag nun die Ursache zur Perlenbildung im Tiere ein störendes Sandkorn oder die Brut von Schmarotzern sein, das Muscheltier sucht in seinem Schmerze den eingedrungenen fremden Körper dadurch unschädlich zu machen, daß es ihn mit Perlstoff überzieht. Darum schieben ja die Chinesen zwischen Mantel und Schale des Tieres Schrotkügelchen, scharfen Sand u. s. w., damit sich die Perlen öfter zeigen möchten. Vollperlen sind kugelrund, Halbperlen an die Wand angedrückt. Versteckt gedeihen die Perlen am besten. Beim Abreißen eines Mühlwehres im Trieblerbach fand man die schönsten Perlen, selbst bis zur Größe einer Muskatnuß und wohl hundert Jahre alt. Jetzt ist der Perlenwert nicht mehr der alte; doch fand man 1883 noch 43 helle, 21 halbhelle, 35 verdorbene Perlen, 20 Muscheln mit 20 festangewachsenen Perlen und verschiedene Sandperlen, insgesamt im Werte von 600 Mark.

fischerei fürstliches Vorrecht. Der Kurfürst nahm Moritz Schmirler 1621 als kurfürstlichen Perlenfischer mit einem entsprechenden Gehalt in Pflicht. Anderen hingegen wurde das Perlenfischen streng verboten.

Den Schmirlern wurde ihr Gehalt später erhöht und zugesichert, daß ihre Familie, die sich später Schmerler schrieb, falls sie treu und verschwiegen ihres Dienstes warte, immer im Amte bleiben solle. So ist es auch geworden, und das Geschlecht der Schmerler blüht heute noch in der Gegend.

Auf dem alten Friedhofe zu Ölsnitz aber waren zwei Gräber immer gut gepflegt; auf dem einen stand ein Rosmarin und auf kleinem Steinkreuz der Name Pietro Vitale; der Stein daneben aber verkündete dem Wanderer, daß da Hedwig Schmirler in Frieden eingegangen sei an den Ort, wo alles „Erste vergangen" ist.

Heinrich Stiehler.

Fürst Putjatin.

Ein Sonderling und Menschenfreund.

Fährt man mit dem Dampfschiff von Dresden stromaufwärts, so gelangt man in etwa anderthalb Stunden nach dem Dorfe Kleinzschachwitz. Dieser Ort, der in den letzten Jahren infolge Erbauung zahlreicher Villen ein sehr freundliches Aussehen bekommen hat und wegen seiner guten Luft und herrlichen Lage als Sommerfrische viel benutzt wird, besitzt ein eigentümliches, „altes" Schulhaus. Das hohe, spitzzulaufende Dach senkt sich fast bis auf den Erdboden herab und läßt das Gebäude wie ein aus zwei Blättern zusammengefügtes Kartenhaus erscheinen. Hoch oben in der Spitze dieses sonderbaren Bauwerkes erblickt man ein Kreuz und darunter bildlich dargestellt das Auge Gottes. Am Fuße des Gebäudes ist eine sehr charakteristische Inschrift angebracht, die folgendermaßen lautet: Mit Gott, in Gott, durch Gott ist diese Kinderschule gedacht, erfunden, angegeben und auf eigene Kosten zum heiligsten!!! zum theuersten!!! zum ewigen Andenken!!! an Tochter!!! Gattin!!! Freundin!!! erbauet 1822. F. N. P.

Die drei letzten Buchstaben sind der abgekürzte Name des Erbauers dieses merkwürdigen Hauses und bedeuten: Fürst Nikolaus Putjatin. Er war, wie Rudolf von Kyaw schreibt, eine ganz eigenartige Persönlichkeit, die an Originalität weithin ihresgleichen suchte. Alle Welt kannte den kleinen Mann, der sich oft in den Straßen zeigte, die blonde, wohlfrisierte Lockenperücke mit einer großschirmigen Mütze bedeckt, deren langer Sack auf die Seite oder in den Nacken herniederhing. Eine breite und hohe Krawatte, große, die mächtige Nase bedrohende Vatermörder, ein langer Rock mit hohem Kragen, bei Kälte ein außergewöhnlich großer Pelz mit Pelzmütze, unter den Stiefeln Blechschienen zum Schutze gegen den Biß toller Hunde — dieses waren etwa die Hauptbestandteile der eigentümlichen Tracht. Ein ungeheuerer, lichtgrüner Regenschirm, der ringsum mit kleinen, runden Fenstern versehen war, hing an der rechten Schulter, während an der linken eine zierliche Hundepeitsche und ein silbernes Pfeifchen befestigt waren. Wenn bei gar zu

stürmischem Regenwetter ein Schirm nicht ausreichenden Schutz zu gewähren schien, zeigte sich Fürst Putjatin in einer schwarzen, mit Glasfenstern versehenen Taffethülle, die seine ganze Gestalt bis zum Knöchel bedeckte und ihm das Aussehen eines wandernden Schilderhauses verlieh. Bei gewöhnlichen Witterungsverhältnissen gehörte eine Art Maske mit Augengläsern, im Sommer aus gelbem Buchsbaumholz, im Winter aus schwarzem Sammet, zu des Fürsten vollständiger Ausrüstung. Auch durften zwei Uhrketten nicht fehlen, an der einen hing die Uhr, an der anderen eine silberne Bonbonnière als Portemonnaie. Nicht minder eigenartig wie des Fürsten äußere Erscheinung war seine Equipage. Es war ein langer, blau oder wohl auch gelb angestrichener Kasten, der nicht auf gewöhnlichen Wagenfedern ruhte, sondern auf einer rotledernen, blasebalgähnlichen Vorrichtung schwebte. Diese hatte den Zweck, den Insassen frische Luft zuzuführen, was sie oft in einer gar zu stürmischen Weise besorgte. Wie uns ein Zeitgenosse berichtet, machte dieses Fuhrwerk im Jahre 1829 bei der großartigen Bestattung des russischen Gesandten von Chanikoff in Dresden unter den hochfeinen Equipagen des Leichenzuges einen fast lächerlichen Eindruck. Bei Schneebahn zeigte sich der Fürst in einem vierspännigen, hoch auf den Kufen stehenden, mit Glaswänden versehenen Schlitten.

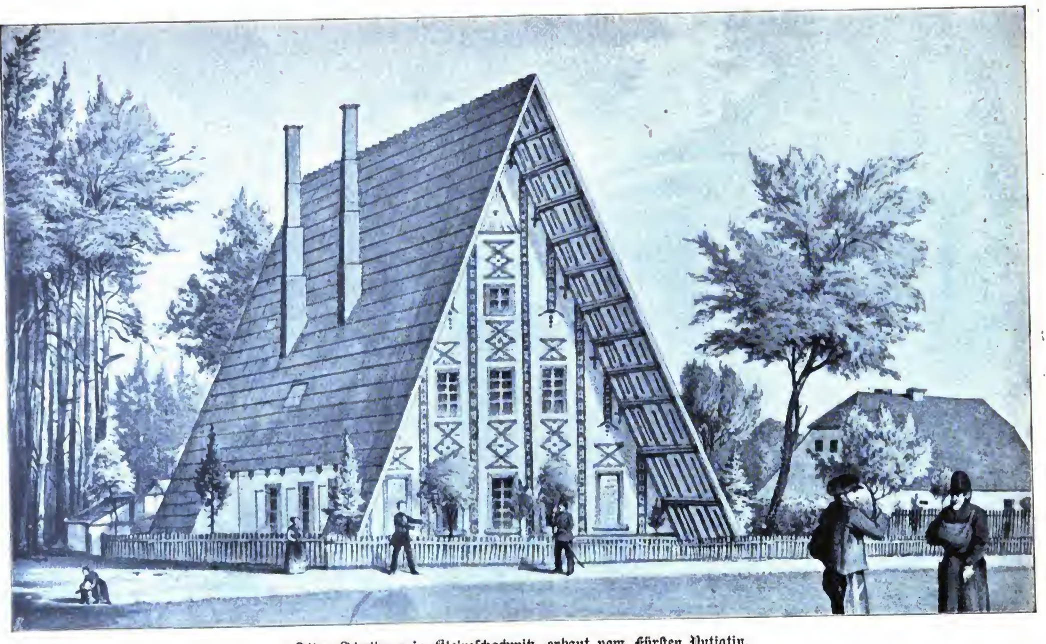
Durch seine Eigenheiten wurde Fürst Putjatin eine vollkommen ausgeprägte Straßenfigur und als solche allgemein bekannt. Wunderbar will es uns fast dünken, daß er trotzdem nicht das Schicksal der übrigen Straßenfiguren teilte, daß keine übermütige Straßenjugend, kein höhnender Witz ihn verfolgte, daß vielmehr alle dem kleinen, sonderbaren Manne mit der größten Achtung und allen Zeichen der Ehrerbietung begegneten. Die alleinige Ursache lag darin, daß es allbekannt war, wie Fürst Putjatin durch seine sonstigen vortrefflichen persönlichen Eigenschaften die allgemeine Achtung im vollsten Maße verdiente.

Fürst Nikolaus Abramowitsch Putjatin wurde am 16. Mai 1749 in Kiew geboren. Sein Geschlecht läßt sich bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen und ist von alters her in Kleinrußland heimisch. Ein im Gouvernement von Rjäsan gelegenes Gut Putjatin gehört noch heute einem Fürsten Putjatin. Unser Fürst trat frühzeitig in die russische Armee. Doch bald genug widerte den jungen, fein organisierten Mann das barbarische Prügelsystem an, das damals in noch höherem Grade wie jetzt in der russischen Armee heimisch war. Nach einer furchtbaren Knutenexekution, die er als kommandierender Offizier hatte ausführen lassen müssen, steckte er seinen Degen mit der bestimmten Erklärung ein, ihn nie wieder bei einer ähnlichen Veranlassung ziehen zu wollen. Daher schied er aus der Armee. Der junge, strebsame Mann sollte jedoch nicht lange rasten.

Seine hervorragende technische Begabung fand bald solche Beachtung, daß er zum kaiserlichen Oberbauintendanten ernannt wurde. Auch wurde ihm die Kammerherrnwürde, sowie später der Geheimratstitel verliehen. So ward denn Putjatin ein Glied des glänzenden Petersburger Hofes, dem zu jener Zeit Graf Karl von Sievers als Oberhofmarschall vorstand. Mit einer Tochter dieses Marschalls, mit der geschiedenen Gräfin von Sievers, hat sich Fürst Putjatin 1789 vermählt. Kurz nach seiner Vermählung verließ er Petersburg und brachte

mehrere Jahre mit seiner Gemahlin und deren Tochter auf Reisen in Deutschland, Frankreich, England und Italien zu. Überall legte er ein hohes Interesse und viel Verständnis für Wissenschaft und Kunst an den Tag. Im Jahre 1793 nahmen die Reisenden einen längeren Aufenthalt in Dresden, um sich später dauernd in Sachsen niederzulassen. Der leidende Zustand seiner Stieftochter veranlaßte ihn, die Stille eines ländlichen Aufenthaltes zu suchen. Diese Stieftochter unseres Fürsten, die kurze Zeit mit dem kursächsischen Geheimrat und Kammerherrn Wilhelm Albrecht Heinrich Grafen von Schönburg-Wechselburg unglücklich vermählt war, litt in hohem Grade an Asthma, und ihr Zustand war besorgniserregend. Das Dorf Kleinzschachwitz bei Dresden schien sich zum Aufenthalte für die Kranke besonders zu eignen. Die große Kiefernwaldung, die damals den Ort umgab, versprach eine ozonreiche, genesungbringende Atmosphäre. So kaufte denn die Fürstin, da ihr Gatte nach der damaligen Landesverfassung nicht angesessen sein durfte, am 21. Dezember 1797 das auf Kleinzschachwitzer Flur gelegene Petzoldsche Bauerngut; später erwarb er noch einige angrenzende Felder und Buschteile hinzu.

Fürst Putjatin ging sofort an den Bau eines Landhauses. Das war ein ganz eigentümliches Gebäude. Nicht weniger als sechzehn Balkone umgaben das Haus. Auf dem Dache befand sich eine große Plattform, zur Seite des Gebändes ein schlanker Turm. Das Ganze machte einen phantastischen Eindruck. Betrat man das Haus, so erblickte man zur rechten Hand einen schönen, runden Speisesaal und in diesem einen eisernen Ofen in Gestalt einer mächtigen Palme, deren Zweige von der heißen Luft bewegt wurden und leise erzitterten. Zur Linken der Hausflur befand sich ein größerer Gesellschaftssalon, an den sich ein kleinerer in Halbkreisform anschloß. An den großen stieß, von einer Glaswand umgeben, ein Orangeriegarten, in dessen Mitte ein Springbrunnen sprudelte. Zur Rechten schlossen sich an den Salon andere Zimmer an. Das eine derselben grenzte an einen Kuhstall. Die bauliche Einrichtung verstattete den friedlichen Bewohnern des letzteren, ganz gemütlich in das von der Gräfin Schönburg bewohnte Zimmer hineinzuschauen. An der rechten Vorderseite der Villa lud ein kasemattenartiger, mit Rasen umkleideter Gang zu einer kühlen Promenade ein. Vor seinem Eingange befand sich eine größere Blumenanlage, der sogenannte Blumenkorb. Der Gang, den hier und da angebrachte Seitenfenster mit dem nötigen Lichte versahen, führte in dem Garten umher. Alle Anlagen des weitläufigen, mit prachtvollen Bäumen bepflanzten Gartens und Parkes waren geschmackvoll geordnet und wohl erhalten. Ein vielfach überbrückter Bach, aus dem ein großes, fortwährend in Bewegung befindliches Schöpfrad das nötige Wasser spendete, durchzog in zahlreichen Windungen eine weite Wiesenfläche, auf der verschiedene Baumgruppen und Ruheplätze verteilt waren. Zur Unterhaltung der Gartenbesucher diente eine eigentümliche, mächtige Schaukel, auf der dreißig Personen zu gleicher Zeit den vom Fürsten sehr geliebten Schaukelgenuß haben konnten. Auch im Gewächshaus fehlte eine kleine Schaukel nicht. Künstliche Ruinen, kleine Tempel u. dergl., nach dem Geschmacke jener Zeit hergestellt, brachten Abwechselung in die landschaftlichen Anlagen. Der Gesamteindruck, den die Villa auf den Beschauer machte, war ganz außerordentlich. Das Fremdenbuch, in das die zahlreich



Altes Schulhaus in Kleinzschachwitz, erbaut vom Fürsten Putjatin.

herbeiströmenden Besucher ihre Namen einschrieben, wimmelte von überschwenglichen Ausdrücken, wie „Arkadien“, „irdisches Paradies“, „Elysiums Gefilde“, „palais de délices“ u. dergl.

Bilder und Kupferstiche, Erinnerungen an des Fürsten vielfache Reisen, bedeckten allenthalben die Wände. Alles war wohnlich und bequem. Eine sogenannte Flugmaschine sorgte für das Privatvergnügen des Fürsten, der luftige Promenaden ungemein liebte. Von einem Seitenfenster des Obergeschosses der Villa führten straffgespannte Seile bis zu dem Fuße eines Baumes hinab. Diese bildeten eine Art Gleis, auf dem mittels einer eigentümlichen Vorrichtung der in einem kleinen mit Marly umspannten Wagen sitzende Fürst in raschem Fluge hinabrollte. Fürst Putjatin liebte überhaupt seltsame Promenaden. So bediente er sich bei den Besuchen, die er dem ihm sehr befreundeten Dr. Pienitz, dem Direktor der Heilanstalt Sonnenstein abstattete, eigenartig eingerichteter Beinkleider, um eine dortige Anhöhe schnell rutschend hinabgelangen zu können. Ähnliches geschah beim Besuch des Schlosses Borthen bei Lockwitz. Er pflegte einen Sack mitzubringen, in dem er sich von einem Berge in der Nähe des Schlosses herabrollen ließ. Putjatin liebte aber nicht bloß dergleichen luftige, an die Rutschberge seiner Heimat erinnernde Luftreisen, sondern auch Luftbäder im vollsten Sinne des Wortes. Er war der Ansicht, daß der Grund vieler Übel darin zu suchen sei, daß man die Haut unausgesetzt den Einwirkungen der äußeren Luft entzöge.

Der weit verbreitete, fast europäische Ruf des fürstlichen Besitztums führte, wie bereits erwähnt, zahlreiche Beschauer aus aller Herren Ländern herbei. Einigemal beehrten auch königliche Herrschaften die Villa und unseren Fürsten mit ihrem Besuch. Bei einem solchen Ereignis ward aufs schleunigste der Lehrer des Ortes herbeigerufen, der dann fortwährend die Melodie: „Den König segne Gott“ spielen mußte. Als am 7. Juni 1815 König Friedrich August der Gerechte nach langer Abwesenheit in sein Land zurückkehrte, berührte der königliche Zug auch Zschachwitz. Singende Kinder hielten den Wagen des Königs unmittelbar unter einer Ehrenpforte auf, in deren Wölbung eine unförmliche Blumenkrone schwebte. In dieser wiegte sich wie in einer Schaukel Fürst Putjatin und begrüßte von oben herab den heimkehrenden Monarchen mit einer französischen Anrede, ihn zu gleicher Zeit reichlich mit Rosen bestreuend. Der Blumenhagel war aber so stark, daß der ehrenvoll Begrüßte gar nicht aufgeblickt und nichts erwidert haben soll. Erst beim Weiterfahren äußerte Seine Majestät gegen den neben ihm sitzenden Kavalier, der Fürst Putjatin scheine ihm etwas „mentekapt“ zu sein.

Im allgemeinen führte Putjatin in Zschachwitz ein ruhiges Leben. Dieses erfuhr jedoch eine unliebsame Störung, sobald gerüchtweise etwas von einem irgendwo herumlaufenden tollen Hunde verlautete. Dann dünkte dem Fürsten der alleinige Schutz der blechernen Beinschienen nicht mehr genügend. Er beorderte sofort zwei Diener zu seiner persönlichen Bewachung. Der eine hatte den Auftrag, den Schritten des Fürsten allenthalben zu folgen, während der andere vor ihm herging. Jeder führte eine lange, rot angestrichene Gabel bei sich, um mit ihr einen etwaigen Hundeanfall erfolgreich abwehren zu können. Abgesehen von dieser großen Furcht, liebte Fürst Putjatin die Hunde im allgemeinen zärtlichst.

Seine teuren Möpse mußten stets um ihn sein. Ein oft von ihm wiederholtes Wort war: „Hunde sind gute Menschen und Menschen vielfach schlechte Hunde.“

Nichtsdestoweniger trug Fürst Putjatin ein so menschenfreundliches Herz wie nur wenige in seiner Brust. Wo er helfen konnte, da war er stracks mit Rat und That zur Hand. Sein Grundsatz war: „Das Gute soll gethan und nicht bloß besprochen und zersprochen werden.“ Besonders hatte sich die Jugend der regsten Fürsorge des Fürsten zu erfreuen. Gern und oft besuchte er die Zschachwitzer Schule und erfreute sich an den Fortschritten der Kinder. Dabei erhielt jedes von ihnen eine Zuckerspende aus einem Papiersack, den ein Diener ihm nachtrug. Im Jahre 1825 schenkte er den Gemeinden Groß- und Kleinzschachwitz, Sporbitz, Meußlitz und Zschieren ein neuerbautes Schulhaus und sorgte auch dafür, daß den Schulkindern bei einem am 10. September jedes Jahres abzuhaltenden Schulfeste eine Ergötzlichkeit bereitet werden könne. Noch heute gestaltet sich der 10. September alljährlich in Zschachwitz zu einem wahren Kinderfeste und zu einer schönen Feier der Erinnerung an den edlen Stifter. Gegenwärtig begeht nur noch die Kleinzschachwitzer Gemeinde diesen Tag, da im Laufe der Jahre die anderen früher zum Schulbezirke Kleinzschachwitz gehörigen Orte selbständige Schulbezirke geworden sind.

Am 13. Januar 1830 hörte das gute Herz Putjatins für immer auf zu schlagen. Nicht in Kleinzschachwitz, sondern in seiner Dresdner Wohnung (Ecke der Moritzstraße und des Neumarktes, jetzigem Hotel Stadt Rom) starb Fürst Putjatin. Seine Leiche überführte man in einem sehr großen Schlitten nach Dessau. Dort fand sie auf dem neuen Friedhofe in einem „dem teuren Kinde“ errichteten Mausoleum neben seinen daselbst ruhenden Lieben, seiner Gemahlin und seiner Tochter, ihre letzte Stätte. Es ist ein tempelartiger, von einer Kuppel überwölbter Bau aus Crottendorfer Marmor. Die Außenseite zeigt außer Inschriften einen antiken, flammenden Opferaltar. Im Innern erblickt man die nebeneinander gestellten Särge der „drei vormals im Leben und nunmehr auch im Tode Vereinten“ — wie die vom Fürsten gewählte Inschrift besagt:

„Trois dans la vie,
Trois dans la mort!“

Hermann Hennig.

Aus der Vorzeit unserer Heimat.

Unweit des Dorfes Coschütz bei Dresden liegt auf der Höhe des rechten Weißeritzufers die Heidenschanze, ein künstlich aufgeworfener Erdwall, welcher einen an drei Seiten steil in den Plauenschen Grund abfallenden Bergvorsprung nach dem Lande zu abschließt. Schon sein Name weist zurück auf eine Jahrtausende hinter uns liegende Zeit und giebt eine Andeutung über die mutmaßlichen Erbauer. Seit langer Zeit hat man in dem Walle selbst und in dem von ihm eingeschlossenen Ackerstücke eigentümliche Scherben gefunden, die in Form und Farbe von unseren jetzigen Töpfereierzeugnissen völlig abweichen, ferner durch

Feuer geschmolzene Gesteine, Holzkohlen, Tierknochen und in einfacher Weise aus denselben hergestellte Werkzeuge, Sicheln und Messer aus Bronze u. s. w.

Ähnliche uralte Erdwälle finden sich auch, teils noch wohl erhalten, teils schon vom Pfluge eingeebnet, zahlreich in den nördlichen Gegenden unsers Vaterlandes, in der Umgebung der Städte Löbau, Bautzen, Kamenz, Oschatz, Döbeln, Lommatzsch und im Elbthal von Pirna bis nach Riesa.

Im Volke werden sie wohl auch in Verkennung der Thatsachen Schweden- oder Hussitenschanzen genannt. Der Altertumsforscher bezeichnet sie als Burgwälle. Über ihre Entstehung weiß uns keine Chronik etwas zu berichten; aber wir vermögen aus jenen Funden, welche jahrtausendelang im Schoße der Erde schlummerten, einen Schluß zu ziehen auf die Bildungsstufe der Menschen, die in grauer Vorzeit unser Vaterland bewohnten.

Bei Wald-, Feld- und Bauarbeiten hat man Waffen und Schmuckgegenstände aus Bronze oder Eisen gefunden und leider in vielen Fällen, aus Unkenntnis ihres hohen Alters, achtlos zerstört oder weggeworfen.

Wiederholt hat man gut erhaltene, eigenartig geformte, schwachgebrannte Thongefäße, gefüllt mit Resten verbrannter menschlicher Gebeine, der Erde enthoben, und seltsam waren in früherer Zeit die Ansichten über die Entstehung dieser Töpfe. Meinte man doch im Mittelalter, daß sie in der Erde wüchsen und ganz besonders im Frühjahr an die Oberfläche emporgedrängt würden. Zahlreiche Sagen von Zwergen und Erdmännlein, von kleinen Leuten, auch Luttchen genannt, wurden mit ihnen in Verbindung gebracht, und erst der Neuzeit blieb es vorbehalten, den Schleier über die wahre Herkunft dieser Funde zu lüften. Unterstützt wurden die Forschungen auf diesem Gebiete durch das reichlich angesammelte Fundmaterial, welches in den Museen und anderen Sammlungen aufbewahrt wird. Ja, es hat sich ein ganz neuer Zweig der Wissenschaft herausgebildet: die vorgeschichtliche oder prähistorische Forschung, und sie erklärt uns die Jahrtausende zurückreichenden Spuren, welche die Urbewohner dieser vaterländischen Gaue hinterlassen haben. Wann hier die ersten Niederlassungen gegründet wurden, das genauer, auch nur dem Jahrhundert nach, zu bestimmen, ist unmöglich.

Lange schon vorher, ehe sich die ersten Einwanderer hier zeigten, waren andere vom Klima begünstigtere Teile unserer Erde von Menschen besiedelt, die sich durch eine ziemlich hohe Kulturstufe auszeichneten. Es sei nur an die alten Ägypter, Inder, Assyrer, Chinesen u. s. w. erinnert. Durch jahrtausendelang währenden Kampf ums Dasein haben sich die Menschen von der niedrigsten Stufe der Bildung emporarbeiten müssen zu höheren Graden der Gesittung. Asiatische, australische und amerikanische Völkerschaften, die noch nicht mit anderen höherstehenden Menschenrassen in Berührung gekommen sind, lassen uns deutlich die Urzustände des menschlichen Geschlechtes erkennen.

Ihre Waffen und Werkzeuge bestehen aus Stein, Holz, Knochen und anderen Naturstoffen. Auch die ersten Ansiedler, welche, vor Jahrtausenden vom Süden herkommend, bei uns einwanderten, standen auf derselben Stufe, welche man mit dem Namen Steinzeit bezeichnet hat. Je nach der mehr oder weniger größeren Vollkommenheit der Steinwerkzeuge unterscheidet man zwei Perioden: die ältere

der ungeschliffenen, nur roh bearbeiteten Steingeräte und die spätere der geschliffenen, besser und zweckentsprechender ausgeführten.

Vor einer unbestimmbaren Reihe von Jahrtausenden war unsere Gegend und mit ihr der ganze Norden unseres Erdteiles von ungeheueren Gletschern und Eisfeldern bedeckt, die von den skandinavischen Gebirgen bis an den Fuß des Erzgebirges reichten. Von den Höhen der Alpen zogen sich die Gletscher ebenfalls nach Nord und Süd weit in die Ebenen hinein, alles organische Leben unter ihrer Eishülle begrabend. Nur einzelne Gebiete blieben eisfrei, und diese waren die Zufluchtsstätten der damaligen Vertreter der Tier- und Menschenwelt. Letztere richteten ihre Wohnstätten in Höhlen und an anderen geschützten Stellen ein. Mit den einfachsten Waffen aus roh zugeschlagenen Steinen, Knochen, Zähnen und Geweihen führten sie grimmige Kämpfe gegen Höhlenbären, Höhlenlöwen, Höhlenwölfe, Nashörner, riesige Mammuttiere und andere, jetzt nicht mehr vorhandene Bestien. Der Mensch der ersten Steinzeit war ein Jäger. Das Feuer kannte er schon. Zwischen heißen Steinen briet er das Fleisch der erbeuteten Tiere. Ihre Schädel waren seine Trinkgefäße, und aus ihren Fellen fertigte er seine Kleidung. Die Töpferkunst war ihm noch unbekannt. In Mähren, Italien, Frankreich und in der Schweiz hat man Reste von Ansiedelungen dieser ersten Steinzeitmenschen aufgefunden.

Viele ungezählte Jahrtausende mag diese Diluvial- oder Eiszeit gedauert haben. Der Wechsel des Klimas bereitete ihr ein Ende. Allmählich schmolzen die Eismassen. Die Gletscher zogen sich zurück. Ungeheure Wasserfluten durchwogten unsere Gegenden, mächtige Geröllablagerungen zurücklassend. Nach und nach verliefen sich die Gewässer; freies Land tauchte auf; wo der Tod geherrscht hatte, regte sich nun das Leben. Zuerst mag unsere Gegend einen sumpf- und steppenartigen Charakter getragen haben. Später bildeten sich Wiesen und Wälder. An die Stelle der großen Säugetiere der Diluvialzeit traten die Tiere, welche noch jetzt unser Vaterland bevölkern, und nun waren auch die Bedingungen vorhanden, die es ermöglichten, daß die Menschen hier ihren Wohnsitz aufschlagen konnten. Da der dichte Urwald ihrem Vordringen Widerstand entgegensetzte, zogen sie längs der Ströme und Flüsse von Süden her, aus der Gegend des jetzigen Böhmen, Bayern und von Norden aus Thüringen bei uns ein, und wir finden heute die Spuren ihrer einstigen Wohnstätten in hochwasserfreien Gebieten an der Elbe, Saale, Pleiße, Elster u. s. w.

Es sind trichterförmige Gruben, die sich durch besonders schwarze Färbung von dem umgebenden Erdreich abheben. In ihnen fanden sich allerlei Werkzeuge und Waffen aus glattgeschliffenen, polierten und zum Teil auch durchbohrten Steinen, z. B. Hämmer oder Beile (Seite 345, Fig. 1), Meißel (Fig. 2), Lanzenspitzen (Fig. 3), Messerchen und Schaber aus Feuerstein (Fig. 4), auch Hacken aus den Enden von Hirschgeweihen, Pfriemen aus Knochen u. s. w. Zahlreich gefundene Knochen und Zähne vom Rind, Pferd, Schwein, Hirsch, Reh, von der Ziege und von Vögeln geben Zeugnis, daß der Mensch bereits Haustiere hegte. Einfache Perlen und kleine Scheibchen aus Thon dienten als Schmuck.

Daß die damaligen Bewohner auf einer höheren Kulturstufe standen als die Menschen der ersten Steinzeit, und daß sie auch in der Töpferkunst wohl erfahren

waren, davon geben die an ihren Wohnstellen und Begräbnisstätten gefundenen Gefäßscherben und ganze wohlerhaltene Gefäße der Nachwelt sichere Kunde. Sie verstanden es, ohne Hilfe der Drehscheibe, allein durch die Geschicklichkeit ihrer Hände, schön geformte Gefäße herzustellen (Fig. 5 u. 6). Durch Schnuren, die sie straff um den noch weichen Thon legten, durch Striche und bandartig angeordnete Linien, sowie durch Eindrücken der Fingerkuppen versahen sie die hergestellten Gefäße mit zierlichen Ornamenten. Das mühsame Durchbohren der Steinwaffen bewerkstelligten sie wahrscheinlich durch schnelles Umdrehen eines harten Holzstabes, unter Hinzunahme von Sand und Wasser. Im Museum zu Dresden findet sich ein Steinhammer mit noch unvollendeter Durchbohrung, in welcher ein Steinzapfen stehen geblieben ist. Wahrscheinlich verwendete man auch Bohrer aus Holz und Tierknochen.

Aufgefundene Wandbewurfstücke aus Lehm, mit Abdrücken von Holzstämmen, sind Überreste von den Wohnungen der damaligen Ansiedler. Diese Wohnungen waren Hütten aus Holz, deren Zwischenräume mit Zweigen durchflochten und mit Lehm dick beworfen waren.

Die Steinzeitmenschen wohnten aber nicht nur in unserem engeren Vaterlande Sachsen, sondern verbreiteten sich über ganz Europa. Ja, auch im fernen Afrika, an den Ufern des Congo und Nil, und in Asien hat man Funde von Steingeräten gemacht, welche den unserigen ganz ähnlich sind. Ihre Toten begruben sie in die Erde und gaben ihnen Gefäße und Steingeräte mit in das Grab. Sie bauten wohl auch Grabkammern aus Stein, und im Norden von Deutschland finden sich über den Gräbern mächtige Steinanhäufungen, die als „Hünengräber“ oder „Hünenbetten“ bekannt sind.

Jagd, Fischerei und Ackerbau bildeten die Beschäftigung dieser Menschen. Vereinzelt hat man hier und da beim Feldbestellen und beim Ausroden von Bäumen Steinbeile gefunden, die ihnen vielleicht auf der Jagd abhanden gekommen sind. In früheren Zeiten konnte man sich den Ursprung dieser zufällig an das Tageslicht geförderten eigentümlichen Steinwerkzeuge nicht erklären. Man glaubte, sie seien beim Gewitter vom Himmel gefallen und nannte sie Donnerkeile. Schon die alten Römer trauten ihnen übernatürliche Kräfte zu, und bis in die neueste Zeit wurden sie von abergläubischen Leuten als Schutzmittel gegen Blitzschlag und allerhand Krankheiten sorgfältig aufbewahrt.

Während nun in unseren wild- und waldreichen Gauen die Steinzeitmenschen, die wahrscheinlich zu dem weit verbreiteten Volksstamme der Kelten gehörten, jahrhundertelang in größter Einfachheit ihr Dasein fristeten, lebten in anderen Gegenden Völkerschaften, welche schon auf einer weit höheren Stufe der Entwickelung angelangt waren. Sie hatten gelernt, die **Metalle** zu verarbeiten und sich aus denselben Werkzeuge, Waffen und Schmucksachen zu verfertigen. Ganz besonders war es eine Mischung aus Zinn und Kupfer, die **Bronze**, deren Benutzung die Menschheit auf eine neue Entwicklungsstufe emporhob. Man bezeichnet deshalb auch die auf die Steinzeit folgende vorgeschichtliche Periode als das **Bronzezeitalter**.

Nahe der Grenzen Deutschlands sind es zwei Gebiete, in welche die Bronze schon frühzeitig Eingang gefunden hatte, im Norden die skandinavischen Länder

und im Süden die Alpen, und hier war es besonders die Gegend von Hallstatt im heutigen Salzkammergute, in welcher die Bearbeitung der Bronze zu eigenartigen Formen eine verhältnismäßig hohe Vollkommenheit erreicht hatte. Man bezeichnet das ganze Zeitalter der Bronzeherrschaft, in welchem sich diese Formen von Hallstatt aus nach anderen Gegenden hin verbreiteten, mit dem Namen Hallstattzeit.

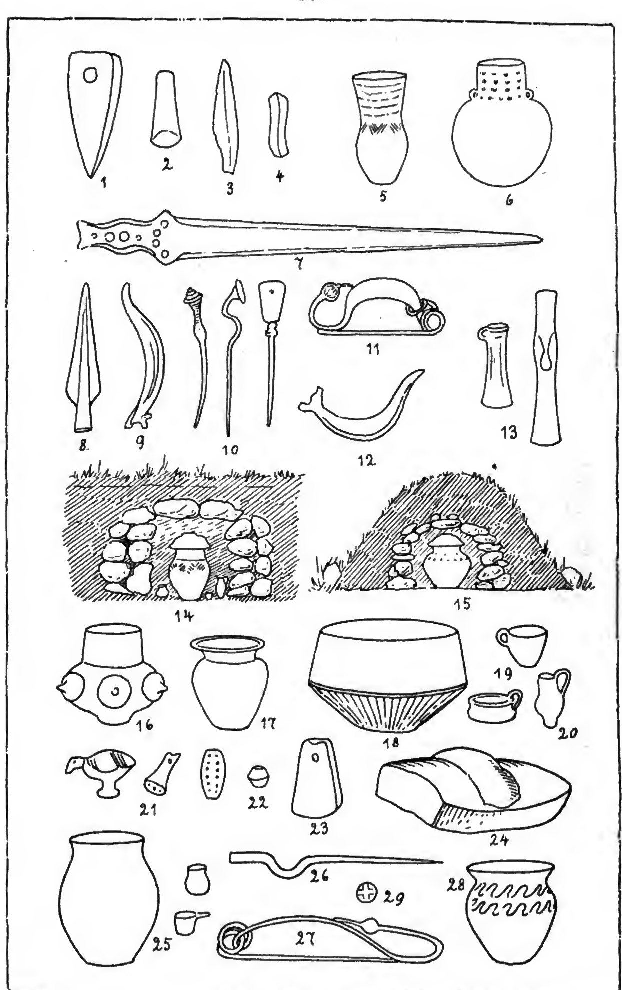
Auch in Sachsen fand vielleicht ums Jahr 800 v. Chr. die Bronze vorerst durch Händler Eingang. Aus dem Norden kamen sie durch die Mark und die Lausitz und aus dem Süden durch das benachbarte Böhmen hierher. In Kriegszeiten oder bei drohender Gefahr mag mancher dieser Händler seine Schätze in die Erde vergraben haben, ohne sie später wieder zu heben. Derartige Funde von größeren Mengen oft ganz gleichartiger Bronzesachen, die man zufällig gemacht hat, werden als sogenannte Massen- oder Depotfunde den Sammlungen einverleibt. Einst fand man zu Weißig bei Großenhain in einem Thongefäße gegen 100 verschiedene Bronzegegenstände, im Gewicht von ungefähr 25 kg und bei Laubegast an der Elbe oberhalb Dresdens 36 Stück, meist Bronzesicheln, im Gewicht von 6,07 kg.

Nach und nach wurden die einfachen Werkzeuge und Waffen aus Stein und Knochen durch solche aus Bronze verdrängt. Funde von Gußformen beweisen, daß Bronzegegenstände auch selbst in unserer Gegend angefertigt worden sind. Es ist kein Wunder, daß Hand in Hand mit dem allgemeineren Gebrauch der Bronze auch eine Umwandlung und Vervollkommnung der gesamten Kultur vor sich ging. An die Stelle der plumpen Steinwaffen traten schön geformte, scharfe Schwerter (Fig. 7), Lanzenspitzen (Fig. 8), Dolche und Messer (Fig. 9). Die Frauen schmückten sich mit zierlich geformten Nadeln (Fig. 10), Fingerringen, Armspangen und spiralig gewundenen Armringen. Ihre Gewänder befestigten sie mit Hilfe von unseren Sicherheitsnadeln ähnlichen, aber weit kunstvoller geformten Gewandnadeln, sogenannten Fibeln (Fig. 11). Ihr Getreide schnitten sie mittels bronzener Handsicheln (Fig. 12), und an Stelle der alten Steinhämmer traten die sogenannten Kelte (Fig. 13).

Auch die Bestattungsweise der Toten wurde eine andere. Während man in der Steinzeit die Leichname in die Erde begrub, verbrannte man sie in der Bronzezeit, sammelte ihre Knochen, legte sie mit Schmuck- und Gebrauchsgegenständen zusammen in ein thönernes Gefäß, versah letzteres mit einem schüsselförmigen Deckel und setzte es dann in die Erde. Man umgab diese Totengefäße (auch Urnen genannt) entweder in der Erde mit Steinen, oder man setzte sie auf die Erde und überdeckte sie mit einem Hügel von Erde und Steinen.

Neben die Totenurnen stellte man wohl auch kleinere Töpfchen, Tassen, Schalen u. s. w., welche man jetzt mit dem Namen Beigefäße bezeichnet.

Derartige Grabstätten hat man in unserem Vaterlande an zahlreichen Stellen, besonders in der Oberlausitz, im Elbthale von Pirna bis Strehla, in der Oschatzer, Mügelner und Leipziger Gegend gefunden. Man bezeichnet sie wissenschaftlich mit dem Namen Brandgräber und teilt sie ein in Flachgräber (Fig. 14) und Hügelgräber (Fig. 15). Vom Volke werden sie „Heidengräber," oder auch fälschlicherweise „Wendenfriedhöfe" genannt. Warum letztere Bezeichnung nicht richtig ist,


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29

wird später erörtert werden. Die eigentümlichen Formen der Grab- und Beigefäße, sowie der darin enthaltenen Metallbeigaben, welche sich auch in anderen Ländern, in denen nachweislich germanische Völker gewohnt haben, in fast ganz gleicher Art vorfinden, berechtigen zu dem Schlusse, daß das Volk, welches zur Bronzezeit in unserem Vaterlande Sachsen wohnte, dem großen Volksstamme der Deutschen oder Germanen angehört hat.

Die große Anzahl der Thongefäße, welche man namentlich den Urnenfriedhöfen entnommen hat, und deren großer Formenreichtum geben Zeugnis, daß die Töpferkunst, auch ohne Anwendung der Drehscheibe, bei unseren germanischen Vorfahren auf einer hohen Stufe der Entwickelung gestanden hat. Weil besonders in der Lausitz derartige Funde in großer Anzahl gemacht worden sind, bezeichnet man diese Gefäße als solche vom Lausitzer Typus. Er zeichnet sich aus durch das Vorkommen sogenannter Buckelurnen (Fig. 16), durch Gefäße mit scharfkantiger Absetzung des Halses (Fig. 17), durch nach oben und unten konisch (kegelförmig) sich verjüngende Napfurnen (Fig. 18), Tassen (Fig. 19), Henkelgefäße (Fig. 20), flache Schalen u. s. w.

Auch hohle, tierähnliche Thonkörper, gefüllt mit kleinen Steinchen, sogenannte Kinderklappern (Fig. 21) mit Löchern für die Schnur zum Umhängen, sowie Spinnwirtel aus Thon (Fig. 22) hat man als Beigaben in den Grabstellen gefunden.

Die Außenseiten der Gefäße schmückte man durch geradlinige Striche, Punkte oder durch Fingereindrücke mit verschiedenen Ornamenten.

Die Wohnstätten unserer in dieser Entwicklungsperiode lebenden Vorfahren hatten die Gestalt von Herdstellen, ähnlich den Ansiedelungen der Steinzeitbewohner. Auf solche Wohnstätten weisen verschiedene trichterähnliche Vertiefungen in dem Erdreiche hin, angefüllt mit schwarzer Erde, Holzkohlen, geschwärzten, zum Teil auch geschmolzenen Gesteinen, zahlreichen Scherben zerbrochener Gefäße, Lehmwandbewurf der Hütten und in seltenen Fällen auch zerbrochenen Bronzesachen. In einzelnen Ansiedelungen fanden sich auch abgestumpften Pyramiden ähnlich geformte Webstuhlgewichte aus gebranntem Thon (Fig. 23), sowie Reibsteine aus Granit oder Porphyr (Fig. 24) zum Zermahlen des Getreides und Knochen von Pferden, Rindern und anderen Tieren.

Zahlreiche Überreste solcher Ansiedelungen fand man bei Abgrabungen in Sandgruben, beim Ausschachten von Baugrund, namentlich im Dresdner Elbthalkessel, bei den Dörfern Cossebaude, Kemnitz, Stetzsch, Briesnitz u. s. w.

Die alten Germanen waren es auch, welche die eingangs erwähnten Schutzwälle auf den Höhen der Berge zum Teil mit anlegten; denn in den untersten Schichten derselben, sowie in den von ihnen eingeschlossenen Ackerstücken findet man Scherben von Gefäßen, die den germanischen Gräbergefäßen in jeder Weise gleichen. Auf den Fluren der vorhin genannten Ortschaften bei Dresden lagen unweit der Ansiedelungen auch Urnengräberfelder, welchen im Laufe der letzten Jahre zahlreiche Gefäße nebst Metallbeigaben entnommen worden sind. Neben den Gefäßen von echtem Lausitzer Typus kamen daselbst aber auch solche vor, die einen ganz anderen Charakter zeigen. Sie sind meist dickwandig und tragen plumpere Formen, haben weite Öffnungen und kurze Hälse, die nicht scharf vom Bauch der

Urnen abgesetzt sind, sondern allmählich in denselben übergehen (Fig. 25). Als Beigaben findet man in diesen Urnen neben Bronzesachen auch solche von Eisen, freilich vom Rost arg zerfressen. Es sind dies eiserne Nadeln (Fig. 26), eigentümlich geformte Fibeln (Fig. 27), deren Kopf zurückgeschlagen und wieder mit dem Bügel verbunden ist, Gürtelhaken u. s. w.

Diese Gefäßformen entstammen samt ihren Beigaben einer jüngeren Zeitperiode. Man bezeichnet dieselbe nach dem Orte La Tène in der Schweiz am Neuenburger See, wo zahlreiche Funde solcher Gefäße und Schmucksachen gemacht worden sind, mit dem Namen: La Tène-Zeit. Sie mag vielleicht im ersten Jahrhundert v. Chr. in unserem Vaterlande begonnen haben und bildet den Anfang des auf die Bronzezeit fallenden Eisenzeitalters, in welchem neben der Bronze auch das Eisen zahlreiche Verwendung zur Herstellung von Waffen, Werkzeugen und Schmucksachen gefunden hat.

Bis in das fünfte Jahrhundert n. Chr. mögen nun unsere germanischen Vorfahren, die man gewöhnlich zu dem Stamme der Hermunduren zählt, in unsern vaterländischen Gauen gewohnt haben. Zu jener Zeit begann die große, weltgeschichtliche Bewegung, welche die Völkerschaften bestimmte, die Scholle, auf der sie jahrhundertelang seßhaft gewesen waren, zu verlassen und nach dem Süden zu ziehen. Dort wollten sie sich im Kampfe mit den Römern reiche Beute und bessere Wohnsitze aneignen. Einzelne Kriegsleute aus unserer Gegend beteiligten sich gewiß schon vorher an dem jahrhundertelang währenden Kampfe zwischen den Römern und Germanen an der Süd- und Westgrenze Deutschlands.

Mancherlei Schmucksachen, Waffen, Münzen und Gefäße römischen Ursprungs werden sie mit in ihre, dem Kampfplatze ferner gelegene Heimat gebracht haben, wie dies verstreute Funde solcher Gegenstände in unseren Gräberfeldern beweisen. In der Zeit der Völkerwanderung aber verließen ganze Stämme ihre Wohnsitze, und die ehemals reich besiedelten Gegenden wurden gänzlich entvölkert, oder es blieben doch nur schwache Überreste der ehemaligen Bewohner darin zurück. In diese Gebiete drangen nun von Osten her Völker ein, welche einem anderen Menschenschlag angehörten als die Germanen. Es waren die Slaven, die jetzt leichter Hand von den entvölkerten Strichen Besitz nahmen und sich bis über die Saale hinaus ausbreiteten.

Sie besiedelten als Ackerbauer gern diejenigen Gegenden, welche ihnen durch fruchtbaren Boden die Vorbedingungen für ihren Lebensunterhalt gewährten. Unser Vaterland Sachsen wurde von dem slavischen Stamme der Sorben oder Wenden besetzt. Entsprechend ihren Gewohnheiten, schlossen sich diese hier zu einzelnen Familiengemeinschaften zusammen und bauten ihre Wohnungen dicht nebeneinander. Die zurückgebliebenen Teile der germanischen Bevölkerung hatten sie sich dienstbar gemacht. Reste derselben zogen sich höchstwahrscheinlich zurück in die dichten Wälder auf schwer zugängliche Felsen (z. B. den Pfaffenstein in der sächsischen Schweiz) oder in sumpfige, unzugängliche Gegenden.

Mit den Wenden fanden auch andere Sitten und Gebräuche in unserem Vaterlande Eingang. So trat beispielsweise an die Stelle der Leichenverbrennung — die Bestattung der Toten in Gräbern.

Vereinzelt hat man bei uns solche slavische Skelettgräberfelder aufgefunden. Die Wenden nahmen, als sie bei uns einzogen, durchaus keine höhere Kulturstufe ein als die früher hier eingesessenen Germanen. Wohl verstanden sie die Anwendung der Töpferscheibe, aber ihre Gefäßformen waren wenig mannigfaltig und gar nicht zu vergleichen mit dem reichen Formenschatze der Germanen. Als Hauptverzierung finden wir an ihren Gefäßen, die sich durch den nach außen scharf umgeschlagenen Rand auszeichnen, neben verschiedenen Strichen und Punkten, eine mit einem Holzstäbchen angebrachte Wellenlinie (Fig. 28). Diese ist es auch, welche, da sie sich nie auf Gefäßen germanischen Ursprungs vorfindet, ein Haupterkennungszeichen für Gefäße wendischen Ursprungs bildet. Besonders zahlreich liegen solche Scherben mit Wellenlinien in den eingangs erwähnten Burgwällen. Die Wenden fanden derartige Anlagen schon aus germanischer Zeit vor. Sie benutzten sie und erbauten dazu an geeigneten Stellen neue. Nicht bloß auf den Bergzügen längs der Elbe und ihrer Nebenflüsse, sondern auch in anderen Gegenden bis zur Saale hin findet man sie noch heutiges Tages oft sehr gut erhalten. Besonders zahlreich treten sie in unserer Oberlausitz auf. Man legte aber nicht allein auf den Bergen, sondern auch in sumpfigen Gegenden derartige Zufluchtsstätten an. In friedlicheren Zeiten mögen sie wohl auch zu gottesdienstlichen Verrichtungen und als Tempelplätze gedient haben.

Ein lebhafter Verkehr entwickelte sich in der damaligen Zeit.

Wichtige Handelswege durchzogen unser Vaterland. Seltsam geformte Schmucksachen aus edlem Metall, fremde Münzen brachten die Händler aus fernen Ländern hierher. Einzelne, in der Erde vergraben gewesene Funde geben uns heute noch davon Zeugnis. So fand man im Jahre 1842 auf einem Felde nahe dem Rotstein in der Oberlausitz beim Kartoffelaushacken in einem zerbrochenen Gefäße neben mehreren silbernen, fein gedrehten Schmucksachen auch vier sogenannte kufische Münzen. Es waren silberne Dirhems eines abassidischen Kalifen der Samaniden, Nu Ben Naß, Fürst von Chorasan, aus den Jahren der Hedschra 333—343. Diese Zeit entspricht den Jahren 943—953 n. Chr.

Die auch aus der Slavenzeit stammenden, kleinen, dünnen, silbernen Münzen, Wendenpfennige oder Okelpfennige (Fig. 29) genannt, waren von den deutschen Grenzgrafen und den Bischöfen für den Gebrauch mit den Wenden geprägt worden. Die meisten zeigen auf der Innenseite ein aus vier etwas erhabenen Winkeln zusammengesetztes Kreuz, welches von einem Kranze umgeben ist.

Die Macht der Wendenfürsten war in unserer Gegend nicht von langer Dauer. Sie mögen wohl bis ums Jahr 800 n. Chr. unbehelligt hier als Herrscher des Landes gelebt haben. In jener Zeit aber begannen von Westen her die Deutschen, welche daselbst ein großes und mächtiges Reich unter der Herrschaft der fränkischen Könige gegründet hatten, allmählich erobernd in dem Wendenreiche vorzudringen. Von diesem Zeitpunkte an ist auch für unser Vaterland die Vorgeschichte zu Ende; denn die Ereignisse, welche sich nun abspielten, sind durch damals lebende Geschichtsschreiber der Nachwelt urkundlich aufbewahrt worden.

Ein Wendenstamm nach dem andern wurde unterworfen. Tapfere Heerführer und Ritter erhielten die eroberten Ländereien als Lehnbesitz.

Sie bauten sich im Feindeslande festere Wohnsitze und hielten von hier aus die Wenden im Zaume; denn die Unterworfenen hätten gern das Joch der Eroberer abgeschüttelt.

Von den heißen Kämpfen, besonders in der Gegend von Bautzen, ist schon im I. Bande dieses Werkes berichtet worden.

Karl der Große selbst drang mit seinem fränkischen Heere im Jahre 805 über die Saale und Elbe vor und besiegte die wendischen Daleminzier und Milziener.

Kaiser Heinrich I. unterwarf sie gänzlich im Jahre 928. Er eroberte die wendische Festung Grona im Glomazenlande. Er war es, der die Grenzmark Meißen gründete und die östlich der Elbe wohnenden Lusitzer und Milziener tributpflichtig machte. Unter seinem Sohne Otto dem Großen entstanden 965 die Bistümer Merseburg, Meißen und Zeitz. Einen Teil der eroberten Ländereien erhielten die Kirchen; denn mit der weltlichen Eroberung hielt die geistliche gleichen Schritt, d. h. man begann die heidnischen Wenden zum Christentume zu bekehren. Kirchen und Klöster wurden erbaut, und an Stellen, die in früheren Zeiten von den Heiden besonders zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt worden waren, errichtete man christliche Kapellen, so wahrscheinlich in Briesnitz bei Dresden, in Wantewitz bei Großenhain, in Hohenwussen bei Lommatzsch und an anderen Orten. An Stelle der heidnischen Feste traten solche mit christlicher Bedeutung. Aber noch bis in unsere Tage haben sich Sitten und Gebräuche, die auf heidnischen Ursprung hindeuten, erhalten.

Lange Jahre kämpften die Wenden zäh um ihre Freiheit. Erst im elften Jahrhundert brach eine ruhigere Zeit für unser Vaterland an, und mit ihr begann auch die Neubesiedelung der eroberten Gebiete.

Während damals durch die Kreuzzüge Hunderttausende von deutschen Männern hinausgelockt wurden in das Morgenland, vollzog sich im Osten Deutschlands die ruhigere Zurückgewinnung des früher schon von Deutschen bewohnt gewesenen Wendenlandes zwischen Saale und Oder. Und wie in der Neuzeit Tausende aus unserem Vaterlande hinüberzogen nach dem fernen Westen, um sich dort eine neue Heimat zu gründen, so vollzog sich vor Jahrhunderten eine ähnliche Bewegung in der entgegengesetzten Richtung. Hunderte von deutschen Familien drangen aus dem Westen nach dem Osten vor. Sie rodeten die Wälder aus, entwässerten Sümpfe, machten das Land urbar und bauten in den von den Wenden vernachlässigten Strichen ihre Wohnorte, jene langgestreckten Dörfer, die sich oft stundenweit in den Thälern der gebirgigen Gegenden unseres Vaterlandes hinziehen.

Reihendörfer nennt man sie. Auf beiden Ufern des Baches liegen die Gutshöfe, jeder für sich allein, umgeben von Gärten und Wiesen. An den Rückseiten aber ziehen sich, den Thalhang hinauf, die langen Streifen der dazu gehörigen Felder. Aus den verschiedensten Teilen des Westens kamen diese Ansiedler in unser Land. Wiprecht von Groitzsch rief Franken in seine Besitzungen (vergl. den Artikel „Wiprecht von Groitzsch“, Seite 225 dieses Bandes). In der Dresdner Gegend gründeten sie Berbisdorf und Seifersdorf. Eingewanderte Sachsen besiedelten hauptsächlich die Saalegegend. Der um 1150 im Erzgebirge

erwachende Silberbergbau führte sächsische Bergleute aus dem Harz in die Freiberger Gegend. Auch Sachsdorf, Sachsenburg, Sachsengrund weisen auf sie hin.

Bayern kamen in das Vogtland; ihnen schlossen sich auch Schwaben an. Ja selbst Niederländer oder Vlamen folgten dem Zuge nach dem Osten. Sie bevorzugten, ihrer früheren Heimat entsprechend, mehr die Ebenen. Bischof Gerung von Meißen gründete durch sie 1154 das Dorf Kühren bei Wurzen.

Da, wo die Wendendörfer dicht bei einander lagen, war wenig Raum für neue Besiedelungen. Deshalb hat sich auch in gewissen Gebieten unseres Vaterlandes, z. B. an der Altenburger Grenze, in der Lommatzscher und Bautzener Gegend, das Wendentum reiner erhalten, und noch heute sprechen in der Oberlausitz 50000 Wenden ihre Muttersprache.

O. Ebert.

Die Vegetationsformationen im Königreich Sachsen.*)

Wenn wir mit einem der neueren Verkehrsmittel, sei es mit dem fauchenden Dampfrosse, dem lautlos dahinhuschenden Fahrrade oder dem kurzatmig pustenden Automobil, Mitteleuropa nördlich der Alpen durcheilen, etwa Frankreich, Deutschland und einen Teil von Rußland, so finden wir allüberall das gleiche Vegetationsbild: Blattwechselnde Laubbäume, immergrüne Nadelhölzer, wogende Gräser, mit eingestreuten, buntblütigen Stauden. Nur die verschiedene Verteilung dieser Vegetationsglieder und die Abwechselung von Höhen und Gewässern bringen den Unterschied in der Landschaft hervor. Ganz anders, wenn wir, umweht von der reinen Gletscherluft, über einen der herrlichen Alpenpässe herniedersteigen zum sonnigen Welschland. Hier glitzern die Gewächse in immergrünem, oft starrem Laube. Der dunkle Lorbeer, die Myrte mit ihren weißen Blüten, der graugrüne Ölbaum und die düsteren Cypressen geben dieser Landschaft den Charakter; dazwischen breiten sich nur selten den unseren ähnliche, aber mit völlig anderen Stauden bedeckte Wiesen aus. Das Hügelgelände ist überstreut mit Maulbeerpflanzungen und Orangengärten. Die Küstenstreifen am Mittelmeer sind umbuscht vom stachelbewehrten Mäusedorn, von herb duftendem Lavendel, von großblütigen Cistrosen, balsamführenden Pistacien und feuerblütigen Oleandern. Welch anderes, farbenreicheres, aber auch welch unruhiges Bild gegen die einfach schöne Harmonie unserer Vegetation! Wir fühlen uns in eine ganz andere, sonnigere Welt entrückt und spüren doch das Heimweh nach den deutschen Wäldern.

Der Botaniker, welcher die Erde eingeteilt hat in eine Anzahl von Florenreichen, wird uns dahin belehren, daß die genannten Gegenden ganz verschiedenen Florenreichen zugehören: Deutschland dem nordischen, Oberitalien dem des Mittelmeergebietes und des Orientes. Die erhöhte Sonnenwirkung in diesen südlicheren Landstrichen, die temperaturmildernde Nähe des Meeres, der Grenzwall der Alpen,

---

*) Mit Abbildungen nach Originalphotographien des Verfassers.

die Restbestände einer untergangenen Vegetation, andere Besiedelungswege sind es, welche diese Unterschiede im Pflanzenbilde Italiens von dem unserigen bedingen.

Altmeister Humboldt kennzeichnet in seinen „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse“ den Einfluß des Klimas folgendermaßen: „Ungleich ist der Teppich gewebt, welchen die blütenreiche Flora über den nackten Erdkörper ausbreitet; dichter, wo die Sonne höher an dem nie bewölkten Himmel emporsteigt, lockerer gegen die trägen Pole hin, wo der wiederkehrende Frost bald die entwickelte Knospe tötet, bald die reifende Frucht erhascht.“ Aber dem botanisch geschulten Auge zeigen auch die Ländereien eines und desselben Florenreiches gewisse Verschiedenheiten, welche zu weiteren Unterabteilungen führen: Gebiete, Regionen, Bezirke, Formationen. In dieser Beziehung sei einmal unser schönes Sachsenland in Wort und Bild geschildert.



1. Vegetationsbild aus der Dresdner Heide.

Ich halte mich dabei im wesentlichen an die Darstellungen des Professors Dr. O. Drude, wie sie teils in einzelnen Aufsätzen der Isis-Abhandlungen, teils in „Deutschlands Pflanzengeographie“ niedergelegt sind. Als Direktor des botanischen Gartens und als Professor der technischen Hochschule zu Dresden hat Drude die Pflanzengeographie Sachsens zu seinem ganz besonderen Studium erwählt. Hierbei war es mir, als seinem Assistenten, vergönnt, mit ihm an verschiedenen Sammelreisen durch unser engeres Vaterland und die angrenzenden Gebiete teilzunehmen und so einen guten Teil der sächsischen Flora aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Drude rechnet Deutschland zu dem mitteleuropäischen Florengebiet und teilt es ein in vier Bezirke:

1. Baltischer Bezirk (die Niederungen südlich der Ostsee).
2. Nordatlantischer Bezirk (die Niederungen südlich der Nordsee).

3. Alpenbezirk (das ganze Berg- und Hügelland ostwärts bis Wien).

4. Westpontischer Bezirk (Deutschland nur an der Südostgrenze berührend).

Sachsen gehört in der Hauptsache dem Alpenbezirke an, erhält aber von den drei anderen Bezirken charakteristische Bürger seiner Flora geliefert. So trägt das ganze nordöstliche Sachsen mit seinen Teichen, Sümpfen und Grünmooren ein durchweg baltisches Gepräge. Die Glockenheide, welche bis in die Nähe Großenhains heranrückt, ist nordatlantischen Ursprunges, und ein großer Teil seltenerer Trift-, Geröll- und Gebüschpflanzen der sonnigeren Elbhügel haben ihre eigentliche Heimat im westpontischen Bezirk.



2. Heideflächen um Radeburg.

Die Nordgrenze des Alpenbezirkes bildet ein von warmen Thalsenkungen durchzogenes, zusammenhängendes Bergland, welches Drude als „hercynisches Bergland“ bezeichnet; hierzu gehört die Hauptmasse des Königreichs Sachsen.

Ohne auf die geologischen Verhältnisse Sachsens näher einzugehen, sei nur angedeutet, daß es eine nach Norden zu geneigte Gebirgsscholle darstellt, an welcher sich für pflanzengeographische Darstellungen am besten drei Höhenstufen unterscheiden lassen.

Niederung bis 150 m,
Hügelland 150 m — 500 m,
a) unteres 150 — 300 m,
b) oberes 300 — 500 m,
Bergland 500 — 1100 m,
a) unteres 500 — 800 m,
b) oberes 800 — 1100 m

Obgleich in allen diesen Höhenstufen (oft auch Regionen genannt) die gleiche Physiognomie der Pflanzendecke hervortritt, nämlich die Gliederung in Wälder, Gebüsche, Wiesen, geröllführende Felshänge, Moore, Gewässer, so mischen sich Bäume, Sträucher, Halbsträucher und Kräuter doch wesentlich verschieden, je nach den Höhenlagen. Gleichzeitig wird ein Wechsel im Pflanzenbestande bedingt durch die physikalische Beschaffenheit des Bodens, durch die Bewässerung desselben, und durch Mischung und Form der Pflanzennährstoffe, so daß auch ein verhältnismäßig kleiner Winkel dieser Erde, wie ihn unser Sachsen darstellt, in seiner Pflanzendecke eine Reihe auffallender Verschiedenheiten zeigt, die wir eben durch Aufstellung sogenannter Formationen auszudrücken streben.



3. Mengwald im Helfenberger Grunde. (Niederpoyritz bei Dresden.)

So stellen sich gewissermaßen in den Vegetationsformationen botanisch unterschiedene Landschaftsbilder dar, welche gleichzeitig in das Zusammenleben zwischen Holzgewächs, Staude und einjähriger Pflanze einen tiefen Einblick gestatten. Wir müssen dabei die gesellig wachsenden, oder wie wir es in der Forstsprache ausdrücken, die bestandbildenden Pflanzen als „Hauptarten“ unterscheiden von den mehr eingestreuten oder wenig ins Auge fallenden Nebenarten. Die ersteren gewähren den letzteren Unterschlupf und befördern dadurch ihr eigenes Gedeihen.

In folgendem soll von diesen Vegetationsformationen eine gedrängte Schilderung gegeben werden.

Den reizvollsten Schmuck erhält Sachsen unstreitig durch seine herrlichen Wälder. Es ist ein waldreiches Land; denn mehr als 27 % des gesamten Flächen-

inhaltes ist mit Wald bedeckt. Das größte zusammenhängende Waldgebiet findet sich auf dem Rücken des Erzgebirges, und von diesem Waldgürtel erstrecken sich zungenartige kleinere Ausläufer gegen Norden ins Land hinein. Waldarme Gebiete giebt es besonders in der mittleren Lausitz und zwischen Riesa und Leipzig, also in den angebautesten Landesteilen.

Am wenigsten verbreitet sind in Sachsen die eigentlichen Bruchwälder, wie sie in besonders charakteristischer Ausprägung der Spreewald und der Oderbruch zeigen. Vorherrschend ist die Schwarzerle, welche sich dem sumpfigen, oft sogar torfigen Untergrund anzupassen vermag. An den Wasserläufen der Niederung und des Hügellandes sind die sumpfigen Ufer dicht damit bestanden. Zu den Erlen gesellen sich die Weiden und der Faulbaum, und selbst die sonst so wasserscheue Birke findet sich hier und da ein. Sumpfstauden, wie das glattstengelige Doldengewächs der Engelwurz, die Sumpfspierstaude[1]) mit ihren weißen Blütenrispen und die Bachnelkenwurz mit den nickenden, rotgelben Blumen erheben sich aus artenreichen Rietgrasbeständen.

Weniger feucht, aber doch im Überschwemmungsgebiet der Niederungsgewässer gelegen, sind die Auenwälder, wie sie das Gebiet der weißen Elster schmücken. Sie haben einen eigenartigen Reiz, und wer jemals in Leipzig als fröhlicher Student geweilt hat, wird den Zauber des Rosenthales, trotz des sogenannten Knoblauchgeruches, nicht vergessen haben. Die Auenwälder sind nur aus Laubholz aufgebaut. Die Eichen dominieren mit ihren mächtigen Laubkronen; dazwischen drängen sich Hainbuche, Spitzahorn und Ulme. Besonders stark entwickelt ist das strauchige Unterholz aus Feldahorn, Haselstrauch, Weißdorn, Liguster und Hornstrauch. Jene schier undurchdringlichen Unterholzbestände bieten zahllosen Nachtigallen Aufenthalt und Zuflucht, welche in lauer Sommernacht ihr schluchzendes Lied singen. Kaum ist nach strengem Winter der Boden der Auenwälder aufgetaut, so bedeckt er sich rasch mit dem freundlichen Grün der Blätter vom Bärenlauch (oft fälschlich Knoblauch genannt), von Aronstab und Märzglöckchen. Letztere läuten im März und April bereits mit ihren weißen Blütenglocken den Frühling ein und werden zu Tausenden durch die vom Winterdruck befreiten Osterwanderer gepflückt. Im Mai erscheinen die Millionen weißer Blütensterne des Bärenlauches, das getreueste Wahrzeichen der Leipziger Auenwälder. Ein anderes, besonders wichtiges Kennzeichen ist das Fehlen der Rotbuche.

Den größten Gegensatz zu jenen feuchten Laubwäldern um Leipzig in ihrer Mannigfaltigkeit bieten die trockenen Kiefernheidewälder nordöstlich von Dresden mit ihrer Einförmigkeit.

Sie nehmen den ganzen nordöstlichen Teil Sachsens ein und zeigen ihren Charakter deutlich in der Dresdner Heide (Bild 1). Der bestandbildende Waldbaum ist die Kiefer mit ihrem rötlich leuchtenden Säulenstamme; dazwischen schimmert die weißrindige Birke, und in der Nähe feuchterer Schluchten mischen sich Buche und Fichte ein. Der Boden ist bedeckt von Heidegestrüpp und den Zwergsträuchern der Heidel- und Preißelbeere; prächtige Adlerfarne leuchten mit ihrem Hellgrün durch

[1]) Spiraea Ulmaria.

die Stämme, und das Moliniagras breitet an feuchteren Stellen seine freudiggrünen Blatthorste aus. Auf den sandigen, dem Lichte zugänglichen Waldblößen entwickelt sich, unterbrochen von der weißästigen Renntierflechte, die Heide zu mächtigen, weithin reichenden Beständen (Bild 2), welche hier und da nur mit einzelnen Stauden der später erwähnten Sandfluren und den rutenförmigen Zweigen des Besenstrauches abwechseln. Letzterer erfreut uns im Frühjahr mit seinen goldgelben ansehnlichen Schmetterlingsblüten, während im Herbst das rosafarbene Blütenmeer der Heideglocken die des Winters harrende Landschaft verklärt. Kiefernheidewälder finden sich auch noch auf den Plateaus unseres Elbsandsteingebirges und geben dieser „regellosen Gruppierung von Felswänden und Tafelbergen" ihr bekanntes melancholisches Gepräge.



4. Gebüschwald im Helfenberger Grunde.
(Niederpoyritz bei Dresden.)

Anders die übrigen Wälder des Hügellandes! In der niederen Hügelregion herrscht der **Menglaubwald** vor (Bild 3), in welchen sich nur selten ein Trupp Fichten oder eine vereinzelte Kiefer wagt. Er gleicht im allgemeinen den Auenwäldern, doch herrscht hier neben der Eiche die dort fehlende Buche, und im Unterholze macht sich das Pfaffenhütchen mit seinen mennigroten, quastenartigen Fruchtkapseln und der Traubenholunder mit seinen Korallenbeeren breit. Im Schatten dieses geschlossenen Waldes wiegen sich die Halme vom zarten Flatterhirse und dem nickenden Perlgrase. Solche Wälder nehmen den nordwestlichen Teil Sachsens, mit Ausnahme eines Streifens an der preußischen Grenze ein. Auch die ausgedehnten Nadelwaldbestände um Colditz und Hubertusburg sind nachweislich früher Laubholzbestände gewesen. Hieran schließt sich eng die **Formation der lichten Haine und des Buschwaldes**.

Teils sind es weit auseinander stehende Gruppen von Birken und Eichen, gemischt mit Winterlinden und Hainbuchen, welche der Sonne ungehindert Durchgang gewähren und auf dem begrasten Boden eine Fülle von Blumen emporsprießen lassen, teils schließen sich die Laubgebüsche fast lückenlos aneinander. In buntem Wechsel finden sich hier die Wintereiche und (in den niederen Teilen Sachsens) der Feldahorn, das Pfaffenhütchen und die Weißdornarten, der Liguster mit seinen duftenden Blütentrauben und der Schneeball mit den weißen Kugeldolden. Der Hornstrauch mischt sich mit Sorbusbüschen, und Heckenrosen und Brombeeren dräuen mit ihren Stacheln.



5. Unterholz im Fichtenmengwald bei Gottleuba.

Durch das ganze Hügelland zieht sich diese Formation (Bild 4), die sanfter geneigten Abhänge bekleidend und die Hügelkuppen krönend; sie umgürtet mit lichtem Grün als Vorholz die dunklen Massen des Nadelwaldes; sie erscheint noch in der unteren Bergregion und sendet einzelne Vertreter zur Teilnahme an der Unterholzbildung in die sonnendurchleuchteten Waldränder hinein.

Es ist dies eine der lieblichsten und reizvollsten Formationen unseres Landes. Solche Wälder waren es, wo wir in unserer Jugend jubelnd unter dem von Blütenkätzchen triefenden Haselstrauche die ersten Boten des Frühlings der Mutter zum Strauße wanden: das rot und blau blühende Lungenkraut, die sehnlichst erwarteten Himmelsschlüssel, die blauen Blütenaugen des Leberblümchens, die weißen Sterne der Hain-Anemone, die weißen und roten Trauben des Lerchensporns. Hier lockt der Seidelbast mit seinen duftigen Blütenähren die ersten Frühlingsbummler der Insektenwelt, und neben den glänzend grünen Blattschopfen des Bingelkrautes[2]) zeigen sich, namentlich am Fuße der Elbhügel, die hellgelben Glocken der

[2]) Mercurialis perennis.

knolligen Beinwurz[3]). Später leuchten in den sonnigeren Lagen die goldenen Blütentrauben des aus dem Südosten zu uns gewanderten Goldregens; der Hainwachtelweizen breitet seinen blaugelben Teppich aus; der Gebüschklee erhebt seine roten Köpfe. Unterm Laube versteckt, bieten die großen, weiß-purpurnen Glocken des Immblattes[4]) den kleinen Bienengästen die süße Honiggabe dar, und die goldenen Sterne des Alantes[5]) strahlen zu den Purpurähren der Betonie hinüber.



6. Buchenhochwald bei Zweibach im Erzgebirge.

Am Gebüschrande selbst lagern sich träge die gefiederten Blätter des dornigen Traganthes[6]) und sonnen ihre weißen Blütentrauben, während aus dem Schatten des Gebüsches neugierig die Traubenwucherblume[7]) hervorlugt. Oft setzt sich diese farbenprächtige Versammlung auf einem Geröllhange fort.

Nun auf, vom Hügellande in die schattige Region der Bergwälder mit ihrer klassischen Ruhe! Gern werden wir das Flüstern des Buschwaldes vergessen über dem majestätischen Rauschen der Fichtenkronen. Wohl ist hier die Fichte der tonangebende Waldbaum, aber noch mischt sich an den trockeneren, kiesigen Hängen die Kiefer ein; hier und da blitzen die grauschimmernden Tannenstämme hindurch, und zwischen den dunklen Nadelpyramiden ragen auch häufig die grünen Laubkuppeln der Buchen empor und geben mit Bergahorn und Esche das abwechselungsreiche Bild des baltisch-hercynischen Nadelwaldes, welcher, nach Drude, die erste Stufe eines Bergwaldes oder den deutschen Typus des nordischen Nadelwaldes bildet.

Hier hat sich an den feuchteren und lichtreicheren Stellen noch ein üppiges Unterholz von Faulbaum, Traubenholunder, Ebereschen und Himbeergebüschen

---

[3]) Symphytum tuberosum. [4]) Melittis Melissophyllum. [5]) Inula. [6]) Astragalus glyciphyllos. [7]) Chrysanthemum corymbosum.

angesiedelt (Bild 5). Hier fristet das genügsame Schattenblümchen sein Dasein; hier schon haust die quirlige Weißwurz[8]) als echtes Kind der Berge; die schwarzen Beeren des Christophskrautes glänzen durch das Grün, und zwischen schwellenden Moospolstern erheben sich die zierlichen Wedelbüsche des männlichen und dornigen Schildfarns, des Rippen-, Berg- und Buchenfarns. Oft schließen sich auch in jenen Höhenlagen (300—800 m) die Buchen zu ganzen großen Beständen zusammen und bilden jene unterholzarmen, domartigen Laubhallen, die empfängliche Gemüter zu heiliger Andacht stimmen.

Auf unserem Bilde (Bild 6) ist ein solcher Buchenhochwald mit seinen grauweißen, moosbewachsenen Stammsäulen und weitragenden Ästen dargestellt, wie er sich im Erzgebirge um Zweibach bei Oberrittersgrün findet. Neben einzelnen Farnbüschen zeigen sich in dem lichten Schatten dieser Wälder truppweise die bereits erwähnte quirlige Weißwurz und die vierblätterige Einbeere. Buchenhochwälder sind in Sachsen selten geworden. Tharandts heilige Hallen sind kaum mehr nennenswert. Größere Bestände giebt es um Klosterbuch im Muldenthale bei Leisnig, in der Gegend der oberen Flöha bei Olbernhau, an der oberen wilden Weißeritz bei Rehefeld, bei Marienberg, im Seiffener Winkel bei Hirschberg und am Südhange des Valtenberges. Interessant sind die Buchenwälder im Elbsandsteingebirge, welche auf basaltische Durchbrüche deuten und als charakteristisches Gras die Waldgerste[9]) mit ihren breiten, dunklen Blättern führen. Leider ist im Jahre 1868 der schöne Buchenbestand am großen Winterberge durch Sturm verwüstet worden, und noch heute sieht man aus der Ferne schon die breite Lücke, welche der damalige Orkan gerissen hat.

So ungefähr sind die Wälder in den Höhenstufen von 300—800 m beschaffen. Der Anteil der Laubbäume wird mit dem Emporsteigen immer schwächer, bis sich dieselben am Erzgebirgskamm fast gänzlich verlieren. Besonders lehrreich ist der Wechsel der Waldbedeckung für den, der die Bahn durch das Zschopauthal über Annaberg und Cranzahl nach Oberwiesenthal benutzt. Hinter Wolkenstein, wo die schroffen Klippen des Urgebirges nur kurzes Heide- und Birkengestrüpp oder nur knorrig verhuzelte Bäume aufkommen lassen, schwinden auch in den breiteren Flußthälern die Laubgehölze mehr und mehr, und gleich dunklen Inseln heben sich häufiger auftretende Fichtengruppen vom Wiesengrün ab. Die Waldblößen sind vom schmalblätterigen Weidenröschen rosenfarbig überhaucht; im Waldesschatten gedeihen freudiger die stattliche Ricke[10]) und die goldblütige Senwurz,[11]) begleitet von dem lockerrispigen Waldlattich,[12]) Stauden, deren breite Blätter zur möglichsten Ausnutzung des Sonnenlichtes wagrecht gestellt sind. Hinter Cranzahl verschwindet das Unterholz, und kein Laubholz unterbricht mehr die dunkelgrünen, nebelfeuchten Mauern des Fichtenwaldes. Nur an den waldfreien Stellen winken mit roten Beeren behangene Ebereschen, moosumsponnene Bergahorne und schlankstämmige Eschen. Überall, wohin das Auge schaut, ruht es auf den weithin gedehnten, dunkeln Flächen des oberen hercynischen Fichtenwaldes (Bild 7). Wenige Schattenkräuter

---

[8]) Polygonatum verticillatum. [9]) Hordeum silvaticum. [10]) Prenanthes purpurea. [11]) Senecio nemorensis. [12]) Lactuca muralis.

gedeihen auf der welligen Nadelstreu: hier und da ein dichter Teppich des weißen Sauerklees mit seinen empfindlichen Blättern und an den sonnigeren Stellen zierliche Trupps des kleinblütigen Waldwachtelweizens, während an trockenen Orten der Siebenstern seine weißen Blüten leuchten läßt. Von Orchisarten entringen sich dem Waldhumus das zierliche Herzzweiblatt[13]) und die abenteuerliche Korallenwurz, und noch immer behaupten die Zwergsträucher der Heidel- und Preißelbeere ihren Platz, sofern nicht die bunten Polster der Waldmoose oder die schönen Sträuße des für diese Höhen charakteristischen Alpenfarns sich angesiedelt haben.

Mannigfaltiger wird das Vegetationsbild, wo die Wasserrinnen der Quellen und Waldbäche belebenden Lichtstrahlen den Weg bahnen. Eine reiche Anzahl



7. Fichtenwald bei Zweibach im Erzgebirge.

hoher und schönblütiger Stauden kennzeichnet diese Waldbach- und Quellflurformation (Bild 8).

Sie erreicht ihre größte Vollkommenheit in der Bergwaldregion, steigt aber auch mit einzelnen Vertretern hinab zum Hügelland. Wandern wir an einem solchen Waldbache aufwärts, so begegnen wir den feinästigen Quirlen des Waldschachtelhalms, der Doldenstaude des rauhen Kälberkropfs, dem Thalstern[14]) mit seinen grünen, rotüberhauchten Hüllblättern und vor allem der Wiesenraute, welche mit ihren helllilafarbenen Staubgefäßen und dem akleiartigen Blatt, eine rechte Zierde der Landschaft ist. In den höheren Lagen, so zwischen Altenberg und Zinnwald, erinnern uns die mächtigen Blätter der weißen Pestwurz, die weißen Blüten des sturmhut-

[13]) Listera cordata. [14]) Astrantia major.

blättrigen Hahnenfußes und die dunkelblauen Korbblüten des Berglattichs[15]), im Erzgebirge „Saufalat" genannt, an die subalpine Region. Im Zechgrunde tritt hierzu als Seltenheit noch der Knotenfuß[16]) mit seinen geknieten Blütenstielen und seinen rotschimmernden Beeren.

Im Anschluß hieran möchte fast von einer besonderen Schluchtenformation für die tief eingeschnittenen Bachthäler der sächsischen Schweiz gesprochen werden. Wohl sind hier die weniger steilen Hänge mit Menglaubwald, dem sich Fichten und Tannen zugesellen, geschmückt, und längs der Bachufer blühen die mannshohen Stauden des Geisbartes[17]) und der früher erwähnten Nicke — dort aber, wo die Wände steiler und die Rinnsale schmaluferiger sind, hat sich eine üppige Vegetation von Kryptogamen angesammelt. Die Sandsteinwände sind durch Flechtenarten gelb, grün und grau gefärbt; an den Ufern breiten sich zierliche Polster feuchtigkeitsliebender Laub- und Lebermoose aus, und dazwischen wuchern Farne in fast vorweltlicher Üppigkeit. Unser Bild (Bild 9) stellt einen herrlichen Bestand des in Sachsen so seltenen Straußenfarns aus den Schluchten der oberen Schleuse dar.

Neben den bisher geschilderten Teilen Sachsens mit Waldbedeckung, welche über ein Viertel des Landes einnehmen, bilden mit 12 % der Gesamtfläche den Hauptanteil der natürlichen Formationen die Wiesen, jene saftiggrünen Grasflächen, in welche ein üppiger Kräuterflor seine bunten Muster webt. Während in den Niederungen alle nur kulturwürdigen Landstrecken in Felder umgewandelt sind, nehmen in den höheren Lagen die Wiesenflächen an Ausdehnung zu, und wie die Wälder, zeigen auch sie nach ihrer Höhenlage, nach Untergrund und Feuchtigkeit wichtige Unterschiede in der Pflanzenbesiedelung, welche zur Aufstellung unterschiedlicher Formationen führen.

Den Anfang zu den eigentlichen Wiesen bilden die aus dem trockenen, durchlässigen Sandboden erstehenden Silbergrasfluren[18]), welche im Anschluß an die Kiefernwälder und Heidestrecken hauptsächlich den Nordosten unseres Landes einnehmen und den sogenannten „niederlausitzer Typus" zeigen. Hier schließen sich die Graspolster noch nicht lückenlos gesellig aneinander. Gleich graugrünen Pinseln starren aus den gelbweißen Sandflächen die borstendünnen, gerollten Blätter des Silbergrases empor. Überall schimmert der dürre Boden hindurch; dazwischen aber finden sich gegen Verdunstung widerstandsfähige Kräuter, welche mit ihren Blüten auch diese sonst so öden Strecken freundlich beleben. Da wiegen sich die blauen Köpfe der Jasione neben den gelben Korbblüten des rosettenblättrigen Habichtskrautes. Dieses berührt mit seinen Ausläufern das reizende Immerschön[19]), welches im Schmucke seiner goldgelben Strohblüten über das unscheinbare, weißwollige Filzkraut triumphiert. Da breiten sich, behaglich darniedergestreckt, die grünen Blattpolster des Bruchkrautes[20]) im warmen Sande aus und kokettieren mit dem quirligen Knorpelkraut[21]), das, mit weißen Blütenperlen übersät, seine Zweiglein nach allen Seiten ausstreckt. Herb duftet der Quendel in die sonnendurchflimmerte Luft, und der „Vogelfuß" zeigt neben den gelbweißen Blüten den Ansatz zu den einer Vogel-

---

[15]) Mulgedium. [16]) Streptopus. [17]) Aruncus silvester. [18]) Corynephorus canescens. [19]) Helichrysum arenarium. [20]) Herniaria glabra. [21]) Illecebrum verticillatum.

klaue ähnlichen Hülsen. Seine größere portugiesische Schwester wird rundum als Seradella auf den dürftigen Äckern gebaut. Dazwischen senden die mit gelben Lupinen bestellten Fluren ihre Wohlgerüche herüber, und von fern schon verrät sich die blühende Heidegrütze durch ihr Fleischrot.

Noch bunter sieht es in den für die mittel- und süddeutschen Hügelländer so charakteristischen Triftgrasfluren aus. Sie sind in Sachsen besonders entwickelt auf dem sonnigen Hügelgelände des Elbthals und bilden den Übergang nach der später zu besprechenden Geröllformation. Noch immer findet sich keine durchaus geschlossene Grasnarbe. Der Schafschwingel mit seinen graublauen Blätterbüscheln wechselt mit dem gewimperten Rasen der gelbährigen Kammschmiele[22]) ab, und nur



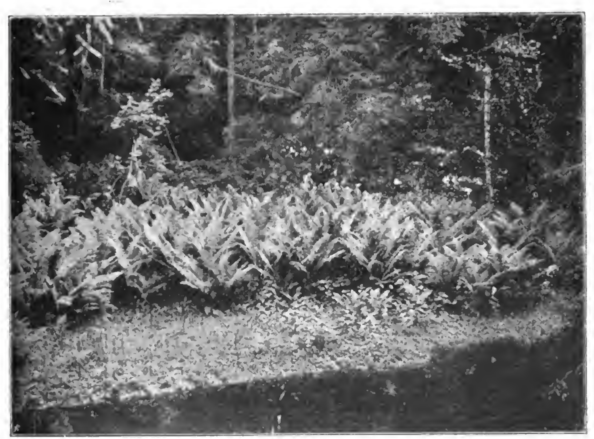
8. Quellflur im oberen Fichtenwald.

selten (um Diesbar) gesellt sich das gewimperte Perlgras hinzu. Drude hebt als Unterschied von den saftigen Wiesen das Auftreten von Halbsträuchern, Holz- und Rosettenstauden hervor, wie Thymian, Feldbeifuß, hochragende Königskerzen. Dazwischen blüht neben der Karthäuser- die strohblumige Grasnelke, neben dem wolligen Ziest das goldköpfige Jakobskraut, neben dem purpurnen Skabiosengrind[23]) die crêmegelbe Skabiose. Von Doldenstauden seien das bizarre, distelblättrige Mannstreu[24]), die Bergsilche[25]) und die Heilwurz[26]) genannt. Hierunter finden sich auch einige Pflanzen der südöstlichen Genossenschaft, welche aus dem ungarischen Tieflande über Böhmen durch das Eingangsthor des Elbedurchbruches eingewandert sind.

---

[22]) Koeleria cristata. [23]) Centaurea Scabiosa. [24]) Eryngium. [25]) Peucedanum Oreoselinum. [26]) Libanotis montana.

Diese Triftgrasfluren nähern sich an Stellen, wo der Boden eine größere Menge von Feinerde und Humus enthält, schon den „eigentlichen Wiesen“ mit geschlossener Grasnarbe, von denen die Niederungswiesen mit ihrem „baltischen“ Charakter besonders den Norden Sachsens einnehmen, aber auch bis in das Hügelland hineinreichen, um allmählich in Bergwiesen überzugehen. Sie sind bestanden von langhalmigen, auf allen Wiesen der beiden unteren Höhenstufen verbreiteten Gräsern: Schwingelarten, Rispen-, Knäul- und Honiggras. Dieselben werden noch überragt von den hochwüchsigen Doldenstauden der Engelwurz und des Bärenklau und längs der Wasserläufe von der gelbgrünen Kohldistel. Eingestreut



9. Straußenfarne an der oberen Schleuse. (Kirnitzschthal.)
Nach einer photographischen Aufnahme des Bildhauers Schildbach in Dresden.

finden sich die Bibernelle, der Knöterich mit seinen rosafarbenen Blütenähren und das purpurne, breitblätterige Knabenkraut. Im späteren Teile des Jahres erscheinen die blauen Blütenköpfe des Abbisses[27]), der niedliche Augentrost und an feuchteren Stellen das Sumpfherzblatt, das „Buttermilchblümel“ der Lausitz.

Eine weit größere Artenzahl, sowohl von Gräsern als von Stauden, beherbergen die Thalwiesen an den Seiten größerer Wasserläufe. Als typisches Beispiel seien die Elbwiesen betrachtet. Sie enthalten bereits Arten der Bergregion, so den Wiesenhafer und das Kammgras. Am auffallendsten sind die gelbgrünen Schirme des Pastinaks und die weißen des Kümmels. Mit ihnen erheben sich über dem Grasmeere als reizender Schmuck die großen, gelben Blüten des Wiesen-

[27]) Succisa.

bocksbartes, die umbrabraunen Köpfe des Wiesenknopfes, die fleischrote Kuckuckslichtnelke und die blauen Kerzen des Wiesensalbei, welcher im Erzgebirge völlig fehlt. Nach der ersten Schur erscheint auch Wiesenstorchschnabel mit seinen großen, herrlich blauen Blüten.

Zwischen diesen bis meterhohen Gewächsen versteckt, finden sich in buntem Gemisch Glockenblumen, scharfer Hahnenfuß, Brunelle, Günsel, Klappertopf und mehrere Kleearten, so daß eben jenes farbenprächtige Bild entsteht, auf denen das Auge jedes fühlenden Menschen mit innigem Wohlgefallen ruht.

Noch anmutsvoller aber gestaltet sich das Bild einer echten Bergwiese mit ihren würzigen Düften. Ich kenne in dieser Beziehung kaum etwas Herzerquickenderes



10. Iris sibirica-Wiesen bei Bienhof.

deres als die Wiesen am Geisingberge in der Mitte des Monats Juni. Noch waltet überall der Zauber des Frühlings, der hier oben erst jetzt zur vollen Entfaltung gelangt. Die tauglänzenden Fluren erscheinen in ihrer waldigen Umgebung so rein und unberührt, als ob sie eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen wären. Das Ruchgras mischt seinen süßen Duft mit dem kräftigen Hauch der feinlaubigen Bärwurz.[28]) Die heilkräftige Arnika sendet ihren köstlichen Wohlgeruch dazwischen. Der Morgenwind fährt kosend über die Berggräser läßt das Zittergras erschauern und rüttelt die bräunlichen Fruchtköpfe des vielblütigen Marbels.[29]) Aus dem smaragdenen Rasen heben sich noch einzelne verspätete Blüten der goldenen Trollblume empor neben der purpurköpfigen Alantsdistel[30]),

---

[28]) Meum athamanticum. [29]) Luzula multiflora. [30]) Cirsium heterophyllum.

deren bewegte Blätter ihre silberweiße Unterseite erglänzen lassen. Die ansehnlichen Sterne der Wucherblume haben sich bereits entfaltet und schauen stolz auf die trübpurpurn verblühende Bergplatterbse und das schon fruchttragende Alpentäschel herab. Und welcher Reichtum an Orchideen findet sich hier! Die seltene, fleischrote Kugelorchis und die purpurnen Ähren des männlichen und breitblättrigen Knabenkrauts wetteifern an Zahl mit der langspornigen Händelwurz[31]), dem grünblütigen Zweiblatt[32]) und dem unscheinbaren Hohlzünglein.[33]) An feuchteren Stellen nicken die breiten Blätter des weißen Huflattichs den im Basaltgeröll ersprießenden Waldkindern des Thalsterns und der quirligen Weißwurz zu. Hier und da leuchtet das zarte Blaß-



11. Borstgras-Matten und Bergheide am Keilberg. (Zechgrund bei Oberwiesenthal.)

lila des Pyramidenenzians auf, und scheu versteckt sich zwischen den Halmen der abenteuerlich aussehende Farn der Mondraute. Diesem farbenreichen Bilde gesellt sich im Ölsengrund noch die stahlblaue Kugelrapunzel[34]) hinzu, und an sumpfigen Stellen um Bienhof blühet in seltener Schönheit und reicher Zahl die sibirische Iris neben dem schmutzigrosa gefärbten Sumpfziest (Bild 10).

Schon hat sich in kleineren Beständen das magere, kurzrasige Borstgras[35]) eingeschlichen, welches erst im höchsten Erzgebirge seine traurige Herrschaft erringt. Gar öde erscheinen in der Senkung zwischen Keilberg und Fichtelberg die bleich-

---

[31]) Gymnadenia conopea. [32]) Listera ovata. [33]) Coeloglossum viride. [34]) Phyteuma orbiculare. [35]) Nardus stricta.

grünen **Borstgrasmatten** (Bild 11), und doch findet der Botaniker auch hier eine reizvolle Flora, zumal, da nun im engsten Anschluß an diese Grasformation die sogenannte **Bergheide** beginnt, die von einzelnen Krüppelfichten bestanden, wohl den Übergang zu den nässeren Mooren vermittelt.

Hier wehen die braunroten Rispen des Reithgrases.[36]) Hier gesellt sich zur Heidel- und Preißelbeere noch der höhere Strauch der Trunkelsbeere[37]) mit blau-



12. Geröllflora der Bosel bei Meißen.

grünen Blättern. Das heideartige Halbsträuchlein der Krähenbeere[38]) lugt mit seinen schwarzen Früchten neben dem Enziangewächs der Swertia mit ihren dunkelstahlblauen Sternblüten hervor. Unter den kräftigen Stößen des Bergwindes nicken die schwarzköpfigen Halme des Sudetenmarbels[39]), schwanken die Blütenähren der Weiß-

---

[36]) Calamagrostis Halleriana. [37]) Vaccinium uliginosum. [38]) Empetrum nigrum. [39]) Luzula sudetica.

orche[40]) und ihrer ansehnlicheren Schwester, der gefleckten Orchis, rascheln die strohigen Köpfe des Braunklees.[41]) Im Schutze der Zwergsträucher erblüht die Blacke[42]), ein „Berghuflattich mit kleineren, nierenförmig gezackten Blättern", und fühlt sich beinahe behaglicher als in dem Düster des Bergwaldes, aus dem sie sich hierher flüchtete. Über die kahlsten Stellen breitet das isländische Moos mitleidig seine grünlichen Lappen. Steigen wir durch das Geröll unterhalb des Fichtelberggipfels hinunter zum roten Vorwerk, so tritt uns ein schwacher Abglanz der montanen Geröllformation entgegen. Auf den teils von Moos überwucherten, teils von Waldhumus überdeckten Blöcken haben sich an kahlen Stellen die Nabelflechte und ihre



13. Krummholz-Moor bei Gottesgab.

Genossinnen angesiedelt; der Alpenbärlapp kriecht mit seinen zopfähnlichen Ranken darüber hin; der Tannenbärlapp erhebt seine Zweige, und die nahe verwandte Selaginella streckt aus dem Moosgrunde ihre zollhohen fruchtenden Ästchen empor.

Wie viel mannigfaltiger ist dagegen die Geröllflora des Hügellandes! (Bild 12.) Hier mischt sich mit den nur Geröll liebenden Arten die bunte Kräuterschar der Triften und Gebüsche, die das Gestrüpp der Wintereiche und niedrige Rosensträucher weit in das Geröll vorschieben. Der Steilhang der pflanzenreichen Bosel bei Meißen ist für diese Formation charakteristisch. Um nicht zu wiederholen, verweise ich auf den Aufsatz des Dr. Altenkirch (Seite 95), in welchem die sonnenliebenden Kinder dieser Hügelflora lebensfrisch geschildert sind. Ich be-

[40]) Gymnadenia albida. [41]) Trifolium spadiceum. [42]) Homogyne alpina.

merke nur, daß auf der Bosel, sowie auf den benachbarten warmen Elbhügeln um Schieritz, Wachtnitz, Daubnitz die Pflanzen der pontischen Genossenschaft ihre Hauptsiedelungen besitzen, von denen ich als besonders reizvoll die violettblütige Königskerze und die crêmefarbenen Blütenfedern der knolligen Spierstaude[43]) hervorheben will.

Die bisher genannten Formationen waren bis auf die „Bruchwälder" an trockenen oder nur periodisch feuchten Untergrund gebunden. Viel höheren Anspruch an allezeit vorrätiges Wasser stellen dagegen die „feuchten" Formationen der **Moore und Binnengewässer**. Schönblütige Gewächse sind hier nur wenige zu finden; die Mehrzahl der Pflanzen verzichtet auf das Mittel, die zur Bestäubung nötigen Insekten durch Duft und Farbe anzulocken. Sie überlassen dem Winde die Übertragung des Blütenstaubes und sind meist mit schwankenden, ährigen Blütenständen und kurzen, unscheinbaren Blütenhüllen versehen, so daß die Staubbeutel den pollenentführenden Winden leicht zugänglich sind.



14. Krummholz und Karpathen-Birke.

Ganz besonders treten diese Thatsachen hervor bei den sogenannten **Grünmooren oder Riedmooren** des sächsischen Tieflandes rechts der Elbe, besonders längs der Röder, Pulsnitz und Spree. Hier sind die Torf bildenden Pflanzen in der Hauptsache die Riedgräser, Simsen- und Binsenarten. Besonders interessant ist das Vorkommen der weißen und braunen Moorsimse[44]) mit ihrem geschnäbelten Samen. Sie bildet oft weithin gelblich oder braun leuchtende Bestände, während andere Stellen von den weißen Flocken des Wollgrases erglänzen. Zwischen diesem Heere grüner Pflanzen wachsen einige blütenschöne Kräuter: die gefleckte Orchis, das Sumpfläusekraut mit

[43]) Spiraea Filipendula. [44]) Rhynchospora alba und fusca.

seinen hellpurpurnen Rispen und der heilkräftige Baldrian. Der nordatlantische Heiderich[45]) mit seinen entzückenden hellroten Blütenglöckchen bildet an nässeren Stellen seine halbstrauchigen grauen Polster, von denen sich das Blaugrün der Trunkelsbeere und der Seidenglanz der Kriechweide wirksam abhebt. In den zum Teil versandeten Gräben winden sich die Wurzelstöcke der Schlangenwurz[46]) und senden nach oben die grünen Herzblätter und seidenweißen Blütenscheiden aus. Besonders reizvoll wirkt, zumal in der Nähe der schweigsamen Heideteiche, das Auftreten des Sumpfporstes[47]), dessen weiße Blütentrauben durch die rostfilzigen Zweige und wohlriechenden Rollblätter leuchten. Von den Landleuten wird er als



15. Heide-Teich bei Moritzburg.

Mottenkraut gesammelt. Er hat sich mit der Krähenbeere als Überbleibsel einer längst entschwundenen Zeit auch im Gebiete des großen Winterberges, besonders auf den Thorwalder Wänden, heimisch gemacht.

Ein von solchem Grünmoore wesentlich verschiedenes Bild gewähren die aus Torfmoosen aufgebauten Moosmoore auf den Hochflächen des Erzgebirges, in der Nähe des Kammes, bei Zinnwald, Böhmisch-Einsiedel, Reitzenhain und Gottesgab (Bild 13). Am ursprünglichsten waren noch bis vor kurzem die Sauschwemme westlich von Johanngeorgenstadt und der Kranichsee bei Carlsfeld. Man schätzt die Fläche sämtlicher erzgebirgischen Moore auf nahezu 2 Quadratmeilen. Sie gleichen*) riesigen Schwämmen, die zur Zeit der Schneeschmelze und andauernder

[45]) Erica Tetralix. [46]) Calla palustris. [47]) Ledum palustre.

*) Nach Gebauer: Die Volkswirtschaft im Königreich Sachsen.

Niederschläge ungeheure Wassermengen ansammeln und allmählich wieder durch Quellen den Flüssen zusenden. Die Torfmoore des Erzgebirges, sagt „Fallou", sind für Sachsen das, was für die Schweiz die Gletscher sind. — Es giebt in unserem sächsischen Vaterlande keine eigenartigere Vegetationsformation als jene Hochmoore des Erzgebirges, und es erscheint geboten, den Besuch eines solchen bei Gottesgab zu schildern, welches in voller Ursprünglichkeit die niedrige Krummholz- oder Moorkiefer führt und dadurch einen noch ungewohnteren Eindruck bei dem Beschauer hinterläßt.

Wenn wir von dem höchsten Städtchen Mitteleuropas, dem 1050 m hoch gelegenen Gottesgab aus, dem bewaldeten Spitzberge zuwandern, so erscheinen



16. Teich-Uferflora bei Bschorna.

schon von fern gleich schwarzgrünen Wellen die niedergestreckten Nadelkronen der Moorkiefer. Über eine Borstgrasmatte hinweg führt uns der Weg zu den ersten Torfstichen, deren dunkelbraune Moorwände den Abbau erkennen lassen. Endlich stehen wir mitten in dieser zwergigen Flora, die doch dem Menschen so unschätzbare Dienste leistet, mitten in diesem Bilde von ergreifender Einförmigkeit. Wohin wir den Fuß setzen, sinken wir tief ein in die bleichgelben, smaragdgrünen und pfirsichroten Polster der Sumpfmoose.[48]) In fast regelmäßigen Zwischenräumen werden dieselben unterbrochen von der Moorkiefer, und vereinzelt schüttelt eine Karpathenbirke ihre grünen Locken (Bild 14). Dicke Nebelschwaden ziehen von Zeit zu Zeit

[48]) Sphagnum.

über uns dahin und scheinen sich in den Zwergbüschen der Heidel- und Trunkelsbeere zu verfangen. Unter den vom Spitzberge her fauchenden Windstößen erzittern die schlanken Halme der Moorriedgräser, und die weißen Flocken des Scheidenwollgrases flattern lustig, wo nicht ein Baum oder das eingestreute Heidegestrüpp wirksamen Windschutz gewährt. Die Rosmarinheide[49]) läutet ihre blaßroten Glöckchen, und die purpurnen Blattrosetten des Sonnentaues lassen ihre mit schimmernden Tröpfchen behangenen Fanghaare in den durch die Nebel dringenden Sonnenstrahlen spielen. Spinnwebartig ziehen sich die kriechenden, fadenförmigen Stengel der Moosbeere[50]) über die bunten, schwellenden Torfmoose und zeigen bald die nickende, rosafarbene Blüte, bald die weiße, rotgesprenkelte Beere. An den feuchtesten Stellen des Moores, wo der Boden unter unseren Tritten schwankt, finden sich die Horste des seltenen, wenigblütigen Riedgrases[51]) mit seinen strohgelben, auseinander gespreizten Früchtchen; und wo uns ein schwarzer Wasserspiegel, gleich einem dunklen, unergründlichen Auge entgegenstarrt, ragen die Halme der Schlammsegge[52]) über die Fläche hervor, zusammen mit den grüngelben Blütenähren der seltenen Scheuchzerie. Nur wenige Schritte davon glänzen die zierlichen, runden Blättchen der nordischen Zwergbirke und regen zu tieferer Betrachtung an. Sind doch die beiden letztgenannten Pflanzen, welche, von Gletscherströmen aus ihrer arktischen Heimat hierhergeschoben, in unseren Breiten eine neue Wohnstätte gefunden haben, sichtbare Überbleibsel der Vorzeit.

Nun zur Schilderung der Flora unserer fließenden und stehenden Binnengewässer! Dabei müssen wir wohl unterscheiden zwischen Ufervegetation und der Flora des freien Wassers. Bei den fließenden Gewässern tritt letztere zurück, und wir haben uns nur mit der Flußuferformation zu befassen. Wandern wir einmal am Elbufer entlang, um jene feuchtfröhlichen Pflanzenkinder zu mustern, die sich neugierig an die Ufer gedrängt haben.

Zwischen Weiden und Erlengebüsch leuchten die Blütenähren des Gilb- und Blutweiderichs. Der rote Beinwell und das Seifenkraut streiten sich mit der Spitzklette um den günstigsten Platz zum Auslug auf den belebten Strom. Durch das Geäst der Weiden schlingt sich die Zaunwinde mit ihren großen weißen Trichterblüten, und der bittersüße Nachtschatten zieht seine rotfrüchtigen Guirlanden von Staude zu Strauch. An den kiesigeren Stellen sind Zweizahn, Ampfer und Knöterich aufmarschiert, und aus den Steinfugen der Buhnen zwängt sich der Schnittlauch mit seinem aufdringlichen Geruch und der englische Alant[53]) mit seinen gelben Blütensonnen. Eine mehr als meterhohe Verwandte desselben, die nordamerikanische Rudbeckia, gewährt mit ihren großen, den Sonnenblumen ähnlichen Blüten besonders den Ufern des Röderflusses einen auffallenden Schmuck.

Reizvoller wird das Bild bei den stehenden Gewässern im Norden der sächsischen Lausitz. Dort, wo das Hügelland in das Flachland übergeht, liegen die zahlreichsten Teiche Sachsens, zwischen Pulsnitz und Spree. Ein anderes größeres Teichgebiet findet sich zwischen Hubertusburg und Mutzschen. Besonders das erste

[49]) Andromeda polifolia. [50]) Vaccinium Oxycoccos. [51]) Carex pauciflora. [52]) Carex limosa. [53]) Inula britannica. [54]) Glyceria spectabilis.

Gebiet ist ausgezeichnet durch seine idyllische Lage teils zwischen schwermütigen Kiefernwaldungen (Bild 15), teils inmitten lustigen Laubgehölzes vom Charakter des Spreewaldes (Bild 16). Vom Ufer steigen weit hinein in den sanft bewegten Spiegel des Teiches Schwadengras[54]) und Schilfrohr, Binsen und Riedgräser, Igels- und Rohrkolben und bilden das ewig flüsternde und wogende Röhricht. Dem Ufer näher erblickt man die lockere Blütenrispe des Froschlöffels und die stilvollen Blätter des Pfeilkrautes. Die großen, gelben Blumen des Zungenhahnenfußes schauen neidvoll verwundert auf die stolzeren Blüten der Wasserschwertlilie, zwischen deren Blätter sich der duftende Kalmus versteckt. Die Hochstaude des Wasserfenchels blickt mit ihren weißen Dolden sehnsüchtig hinaus auf den bläulich schimmernden Spiegel, auf welchem die Wassernuß[55]) das schöne Mosaik ihrer Schwimmblätter entfaltet, der Froschbiß[56]) die weiße Blüte über seinen Nierenblättern erhebt und Seerose und Mummel in einsamer Stille erblühen.

Dr. Arno Naumann.

Der geologische Bau Sachsens.

Wenn du vom hohen Schneeberge aus, der höchsten Erhebung des sächsisch-böhmischen Elbsandsteingebirges, den Blick nach Norden wendest, überschaust du ein großes Gebiet deines engeren Vaterlandes. Zu deiner Linken leuchten aus der Ferne die sanftgeneigten Hochflächen des östlichen Erzgebirges herüber mit dem hochaufragenden Geising bei Altenberg, dem rundlich gewölbten Luchberg bei Dippoldiswalde, dem spitzen Wilisch bei Kreischa und dem langgestreckten Windberge bei Dresden. Zu deinen Füßen ausgebreitet liegt das herrliche Elbsandsteingebirge mit seinen eigenartigen Tafelbergen und tiefen, steilwändigen Thälern und Schluchten. Der Elbstrom windet sich in großen Bogen hindurch, tritt bei Pirna in die fruchtbare Elbaue ein und wälzt hierauf seine glitzernden Fluten an Sachsens Residenz vorüber, dem sächsischen Niederlande zu. Zur Rechten erspäht dein Auge die Lausitzer Höhen, den Porsberg bei Pillnitz, den Keulenberg bei Pulsnitz, den Valtenberg bei Bischofswerda. Hier genießt du einen prächtigen Einblick in den Aufbau deines Vaterlandes; denn was du erschaust, das Erzgebirge, das Elbsandsteingebirge, das Lausitzer Gebirge und das sächsische Tiefland, sind die Grundformen der Oberflächengestaltung Sachsens. Nun laß dir erzählen, wie die Geologen, die Männer, welche den Bau der Erdrinde erforschen, den Aufbau deines Vaterlandes erklären.

Es gab einmal eine Zeit, da die Berge und Schluchten der sächsischen Schweiz noch nicht vorhanden waren. Auch hatten sich die Berge und Höhenrücken der Lausitz noch nicht gebildet. Das Erzgebirge mit seinen Hochflächen und Thälern fehlte.

---

[55]) Trapa natans. [56]) Hydrocharis morsus ranae.

Unsere Erde war ursprünglich eine große, feuerflüssige Kugel wie die Sonne. Durch allmähliche Erkaltung der glutflüssigen Masse bildete sich um dieselbe ein fester Gesteinsmantel. Viele Geologen sehen in den kristallinen Schiefern, den Gneisen, Glimmerschiefern und Phylliten, die erste Erstarrungskruste der Erde. Auch der Boden unseres Vaterlandes wurde einst von diesen drei mächtigen Gesteinsschichten, den Gneisen, Glimmerschiefern und Phylliten gebildet, und darüber wogten die Fluten eines gewaltigen Meeres. Große, uns völlig unbekannte Ströme wälzten ihre Fluten in dieses Meer und erfüllten den Grund mit Schichten von Sand und Schlamm.
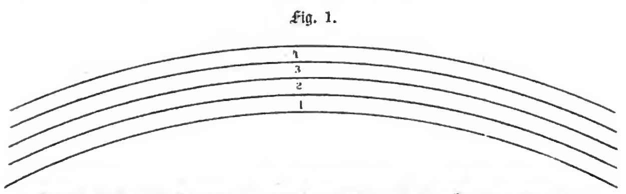
Die Massen erhärteten im Laufe großer Zeiträume zu Fels und Stein. So bildeten sich über den kristallinen Schiefern neue mächtige Gesteinsschichten, welche die Geologen mit dem Namen kambrische, silurische und devonische Formationen bezeichnen. Wir nennen sie Grauwacken, Thonschiefer, Kieselschiefer u. s. w. Da geriet die starre Erdkruste ins Wanken. Die Erdrinde schob sich, durch die weitere Abkühlung des feuerflüssigen Erdkerns veranlaßt, in große Gebirgsfalten zusammen, ähnlich wie die Schale eines Apfels faltig wird, wenn das Innere durch das lange Liegen zusammenschrumpft. Es bildeten sich auf der Erdrinde Sättel und Mulden. Die Sättel hoben sich aus dem Meere heraus als hohe Gebirgsrücken, und das Wasser strömte nach der Tiefe ab. Die Oberfläche des westlichen Sachsenlandes legte sich in drei solche gewaltige Gebirgsfalten. Die südlichste dieser Aufwölbungen, die höchste und mächtigste, bezeichnen wir heute mit dem Namen Erzgebirge. Die mittlere heißt das sächsische Mittelgebirge. Die nördliche, unter den dreien die unbedeutendste, liegt jetzt zum größten Teile, überdeckt von Porphyren, Geröll und Sand, verborgen im sächsischen Tieflande. Die zwei Mulden zwischen diesen drei Gebirgssätteln blieben vom Wasser bedeckt und wurden im Laufe der Zeit von den fließenden Gewässern mit Sand und Schlamm, sowie allerhand Gestein ausgefüllt. In diesen Becken bildeten sich aus untergesunkenen Wäldern unsere Kohlenflöze. Die Gesteinsschichten, die sich auf den kristallinen Schiefern im Meeresgrunde gebildet hatten, die Thonschiefer, Kieselschiefer, Grauwacken u. s. w., wurden natürlich mit den kristallinen Schiefern, denen sie auflagerten, emporgehoben und in Falten gelegt.

Der Vorgang der Gebirgsauffattelung war selbstverständlich nicht die Sache eines Augenblickes oder auch nur einer kurzen Spanne Zeit, sondern geschah nach und nach im Laufe großer Zeiträume. Daß diese Gebirgsauffattelung auf der Erdkugel noch nicht zum völligen Abschluß gekommen ist, beweisen die Erdbeben, die aus den verschiedensten Ländern des Erdballes, ja selbst aus bestimmten Teilen unseres Vaterlandes gemeldet werden.

Bei den mächtigen Bodenbewegungen zerbarst gar oft die feste Erdrinde, und aus der Tiefe des Erdinnern wälzten sich feuerflüssige Gesteinsmassen, überdeckten den zertrümmerten Mantel der Erdkugel auf weite Strecken mit ihrem Material und türmten sich zu Bergen und Höhenzügen auf. Sie erkalteten und wurden zu festem Gestein. Man nennt solche Gesteine Massengesteine, oder weil sie gewaltsam aus dem Erdinnern hervorbrachen, Eruptiv- oder Ausbruchgesteine. Solche heimatliche Eruptivgesteine sind unsere Granite, Syenite, Diabase, Porphyre,

Basalte und Phonolithe. Die ältesten Eruptivgesteine Sachsens sind die Granite und Syenite. Sie sind aus der Erde hervorgebrochen, schon als sich die silurischen Schiefer bildeten. Etwas später erfolgten die Diabaseruptionen. Das ganze Lausitzer Plateau mit seinen Höhenzügen und Bergen ist ein Eruptivgebilde, d. h. es ist entstanden aus feuerflüssigen Massen, die aus der Erde drangen, und den zertrümmerten Schollen der Erdrinde. Auch im Erzgebirge, überhaupt im west-

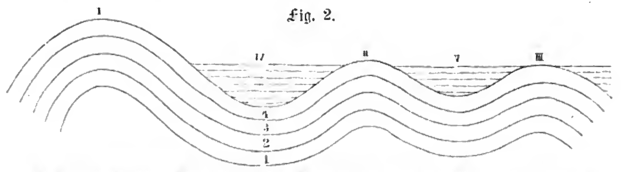
Fig. 1.



Kristalline Schiefer, Thonschiefer und Grauwacken vor der Gebirgsauffattelung.

1. Gneise. 2. Glimmerschiefer. 3. Phyllite. 4. Thonschiefer, Grauwacken 2c.

Fig. 2.



Kristalline Schiefer, Thonschiefer und Grauwacken nach der Gebirgsauffattelung.

1. Gneise. 2. Glimmerschiefer. 3. Phyllite. 4. Thonschiefer, Grauwacken 2c.

I. Erzgebirgischer Sattel. II. Mittelgebirgssattel. III. Strehlaer Sattel. IV. Erzgebirgisches Becken. V. Mügeln-Frohburger Becken.

lichen Sachsen, fanden Granit-, Syenit- und Diabasergüsse statt, wie das Vorhandensein solcher Gesteinsmassen beweist.

Bei der Erkaltung des feuerflüssigen Gesteinsmaterials bildeten sich nun die Körnchen und Blättchen heraus, aus denen derartige Gesteinsmassen bestehen, z. B. beim Granit die weißen oder rötlichen Feldspatkristalle, die hellen oder dunklen Glimmerschüppchen und die unscheinbaren, glasartigen Quarzkörnchen.

Zur Zeit der Steinkohlenbildungen in Sachsen wurden die Porphyre, Porphyrite und Melaphyre eruptiv. Damals bildeten sich auch in den Gängen und Spalten der Erdkruste durch Hervordringen von mineralischen Dämpfen oder Wässern viele unserer Erz- und Edelsteingänge. Nach einer langen Zeit größeren Stillstandes erschienen zur Braunkohlenzeit die Basalte und Phonolithe. Vom hohen

Schneeberg aus kannst du eine Anzahl solcher sächsischer Basaltberge sehen, z. B. den Geising, den Luchberg, den Cottaer Spitzberg, den Wilisch. Die Lausche bei Zittau ist ein Phonolithberg.

Doch wie sind die Tafelberge des Elbsandsteingebirges entstanden? Der hohe Schneeberg, auf dem wir stehen, ist ja selbst ein solcher Sandsteinberg an der Grenze Sachsens. Der Lilienstein, der Königstein, der Zschirnstein, der Papst- und Pfaffenstein, die beiden Winterberge dagegen sind Sandsteinberge des sächsischen Landes. Hast du dir einmal ein Stückchen Sandstein genau betrachtet? Es besteht aus vielen, kleinen, rundlichen Quarzkörnern, die mehr oder weniger fest miteinander verkittet sind. Der Bindestoff ist meist Thon, Kalk oder Kieselsäure. Die Sandsteinberge bestehen nun aus vielen übereinandergelagerten, dicken oder dünnen Bänken solchen Gesteins. In den festen Sandsteinmassen eingebettet finden sich häufig allerhand Muscheln, Schnecken, Seeigel, Seesterne, Seeschwämme, Korallen, Fische u. s. w., sogenannte Versteinerungen. Es sind Reste von Tieren, die einmal im Meere gelebt haben. Aber auch Blätter und Zweige von Pflanzen und Reste von Landtieren finden sich darin. Im Königlichen mineralogischen und geologischen Museum zu Dresden kannst du Hunderte solcher Versteinerungen sehen.

Wie mögen diese Lebewesen in den harten Sandstein hineingekommen sein?

Als sich der Sandstein bildete, bedeckte wiederum das Meer den heimatlichen Boden. Die Geologen nennen es das Kreidemeer. Alle die gerundeten Sandkörnchen, aus denen das Gestein besteht, sind von den Flüssen jener Zeit vom Lande her auf den Grund des Meeres getragen und abgesetzt worden. Die Gegend des jetzigen Elbsandsteingebirges gehörte damals zu den Küstengebieten jenes alten Meeres. Die Flüsse und Ströme lagerten hier die mitgebrachten Sand- und Geröllmassen ab, während sie die feineren Thon- und Kalkteilchen weiter hinein in den Ozean zu tragen vermochten und dort als Kalk- oder Mergelbänke absetzten. Die im Meere lebenden Tiere, sowie die vom Lande her eingeschwemmten Pflanzen- oder Tierreste wurden, wenn sie zu Boden gesunken waren, von den Sand- oder Schlammmassen bedeckt und gerieten dadurch in das sich allmählich bildende Gestein.

Die Wogen des alten Kreidemeeres müssen eine geraume Zeit über unserem Vaterlande geflutet haben, wenn man die Mächtigkeit der Sandsteinschichten in Berechnung zieht. Mehrere hundert Meter hoch lagern die Sandsteinbänke übereinander, welche die Berge und Hochflächen der sächsischen Schweiz bilden.

Als sich die Wogen des Kreidemeeres wieder zurückgezogen hatten, und der Meeresboden bloßgelegt war, bedeckte die Schieferschichten und Granitdecken des Erzgebirges und der Lausitz auf weite Strecken hin eine mehrere hundert Meter mächtige Sandsteinplatte. Aber von Bergen und Thälern konnte noch keine Rede sein. Da wurde nun diese zusammenhängende Sandsteinscholle durch neue gewaltige Bodenbewegungen in einzelne Gebirgstafeln zerdrückt und zerrissen. Es entstanden in dem Gestein tiefe Risse und Sprünge. Die vom Himmel herabströmenden Gewässer benutzten diese Spalten als Abflußrinnen, nagten sie immer tiefer aus und erweiterten sie durch die Vorgänge der Verwitterung und Abschwemmung. Auf diese Weise sind die tiefen Schluchten und Thäler des

Elbsandsteingebirges entstanden. Nebenbei soll erwähnt werden, daß sich die Gewässer des Erzgebirges auf ähnliche Weise ihr Bett in den mit anderen Gesteinsschichten bedeckten Boden gewaschen haben. Doch zurück zu unserem Elbsandsteingebirge! Durch eine der entstandenen Hauptspalten der Sandsteinplatte nahmen die böhmischen Wässer ihren Abfluß, und so entstand der Elbstrom.

Die steilen, hochaufragenden Sandsteinberge sind die Reste der großen, weitverbreiteten Sandsteinbedeckung dieser Gegend. Die Wassermassen haben die Sandsteindecke bis auf diese Reste wieder zerstört, als lockere Sand- oder Schlammteilchen fortgeführt und im Norden unseres Vaterlandes und weiterhin in Preußen abgelagert. Nur die widerstandsfähigsten Massen, d. h. die, welche am festesten verkittet, sowie die, welche durch darüberlagernde andere Gesteine, wie Basaltdecken, vor der Abschwemmung geschützt waren, sind als Berge oder Thalwände erhalten geblieben. Aber unaufhörlich nagen die Gewässer, der Frost und die Hitze an den Felsgebilden und bereiten ihnen so den Untergang. Es wird einmal eine Zeit kommen, in welcher die Schönheiten der sächsischen Schweiz nicht mehr vorhanden sein werden, gleichwie es auch einmal eine Zeit gab, da sie noch nicht bestanden.

Wenn du vom hohen Schneeberg aus deinen Blick nach Süden wendest, so hast du ein wesentlich anderes Bild als das im Norden. Du siehst hinunter wie in einen tiefen Kessel, auf dessen Boden sich eine fast unendliche Zahl herrlicher, spitzaufragender Basalt- und Phonolithberge erhebt. Alle jene Berge sind gleichzeitig mit den sächsischen Basalt- und Phonolithbergen entstanden. Das ganze nordböhmische Land war einst so hoch wie die Gipfel unserer sächsischen Sandsteinberge; denn das ganze Gebiet war einmal eine einzige große, zusammenhängende Sandsteinplatte. Zur Zeit der Basalteruptionen aber sank das nordböhmische Sandsteingebiet, in Schollen zertrümmert, in die Tiefe, und aus den Spalten und Rissen ergossen sich die flüssigen Steinmassen, überdeckten die Sandsteinschollen mit Asche und Lava und türmten die herrlichen Basalt- und Phonolithberge auf. Bei diesen gewaltigen Vorgängen barst auch der südliche Flügel der großen Erzgebirgsfalte und sank in die Tiefe, auf diese Weise den steilen Erzgebirgsabfall nach Böhmen bildend. An der Bruchlinie jener Gebirgsmassen aber entströmen heute dem Erdinnern noch heiße Quellen, an jene Zeit mahnend, da in unserer Heimat das feuerflüssige Erdinnere mit der Erdoberfläche in enger Verbindung stand.

H. Ludwig.



Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

